



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

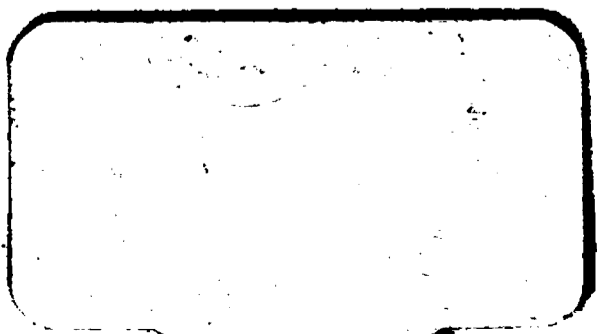
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

KD 2961



Paul
Klein

Als der Patriarch Nikon im Jahr 1667 seinen
Befehl seinen unterworfenen Feudalfürsten für die fei-
gen Ländereien (Waldländereien, Altvölkereien etc.) erließ,
wurde denselben missverständlich ausgelegt. Aber
ein Bischof d. römischen römischen Geistlichen römischen
hat sich, dem Befehl zu unterwerfen d. be-
weisen ihre Gemeinden, Widerstand zu leisten
die Widerstandigen traten für den
Bischof d. so riefend die Worte des „Alt-
gläubigen“, bei dem das Verkünnen als
Tünde gilt, d. die auf seine in Drittel
den ganzen römischen Osten übernahm. Aber
den römischen Bischof empfahl, festzusetzen, dass
einige Widerstandige für den Hoosaken,
den dem römischen Kaiser des „Altvölkereien“
sich auf jetzt befindet. M. v. B. die
Hoosaken Feudalfürsten 1886 No 33
v. 9. Februar

0

Geschichte

der

Religion.

Von

Dr. Johannes Scherr.

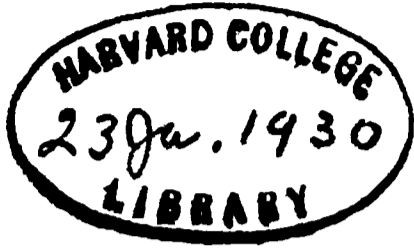
Sechs Bücher in einem Band.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1857.

KD 2961



Lucius N. Littauer

V o r w o r t.

Die erste Abtheilung dieses Werkes (Buch 1 — 2) ist im Jahre 1855, die zweite (Buch 3 — 4) vor Jahresfrist erschienen. Indem ich jetzt die dritte und letzte (Buch 5 — 6) der Oeffentlichkeit übergebe und somit die ganze Arbeit zum Abschluß bringe, betone ich noch einmal schon vor zwei Jahren Gesagtes, nämlich, daß ich meine Aufgabe nicht als Theolog, sondern als Culturhistoriker ins Auge faßte und zu lösen versuchte. Es ist damit angedeutet, daß ich ohne irgend eine vorgefaßte Meinung, ohne irgend einen Vorbehalt an meinen Gegenstand herangetreten bin und ihn mit dem ganzen Gleichmuth einer parteilosen Untersuchung behandelt habe. Der Culturhistoriker hat nicht für diese oder jene Religion als die „alleinseligmachende“ zu plaidiren, sondern seines Amtes ist es, die verschiedenen Entfaltungsformen der religiösen

Idee in ihrem Werden, Wachsen, Vergehen aufzuzeigen, die religionsgeschichtlichen Acten zu sammeln und zu ordnen, darauf sein Referat zu basiren und als Resultat desselben die Wirkungen des religiösen Gedankens auf Bildungsgang und Sitte der Völker nachzuweisen.

Ohne unbescheiden zu sein, glaube ich sagen zu dürfen, daß das vorliegende Buch der erste Versuch ist, von diesem zugleich freien und gewissenhaften culturgeschichtlichen Standpunkte aus eine Universalhistorie der Religion zu schreiben. Daß mein Unternehmen nicht ein durchweg gelungenes sei, habe ich am Schluß meiner Arbeit unbedenklich zugestanden (III, 438), daß es seiner Natur nach nicht ein durchweg gelungenes sein könne, mögen Solche bestreiten, die mit dem Hochmuth eines Spezialitätswissens die ganze Unbilligkeit des gelehrten Junftzwangs verbinden. Mit Gegnern dieser Art sich verständigen zu wollen, wäre eitle Mühe; ebenso, mit solchen, denen der furor theologicus auch bei Beurtheilung historischer Schriften der einzige passende Maßstab scheint. Ich habe bei Durchführung meines Werks von vorneherein darauf verzichtet, den Beifall dieser oder jener dogmatischen, confessionellen oder schulphilosophischen Partei zu gewinnen.

Daher war ich auf das Gezeter der Fanatiker des Glaubens, wie auf das Kopfschütteln der Fanatiker des Unglaubens gefaßt und führte meine Arbeit zu Ende, ohne nach rechts oder links zu blicken und mich Einflüssen von dieser oder jener Seite her zu unterwerfen. Jedoch leugne ich nicht, daß ich mir nicht im Geringsten angelegen sein ließ, bei Gelegenheit den Widerwillen und die Verachtung zu verschleiern, welche mir bornirte oder geheuchelte Zionswächtereien sowie aufgeblasene Kraftstoffelei gleichermaßen einflößen. Was letztere insbesondere angeht, so

kann ich auch hier mein andermwärts geäußertes Befremden nicht bergen, daß die Apostel des materialistischen Evangeliums in ihrer Einseitigkeit nicht merken, wie sie zu Gunsten der niederträchtigsten Stockjobberei Handlangerdienste verrichten.

Gerade die Geschichte der Religion ist, denke ich, wie für die Zeloten des Glaubens so auch für die des Unglaubens voll eindringlichster Lehren und Warnungen. Aber freilich, die Geschichte ist leider noch jetzt, was sie von jeher gewesen, — eine Kassandra.

Da ich mich über Plan und Methode meiner Arbeit in der „Einführung“ zum 1. Buch hinlänglich ausgesprochen habe, erübrigt mir an diesem Orte nur noch die kurze Bemerkung, daß ich in der Behandlung des Christenthums von der gäng und gäben kirchenhistorischen Weise abgegangen bin, indem ich die große Materie in ihre einzelnen Gebiete zerlegte und jedes derselben bis zur Gegenwart herab durchmaß. Da muß ich nun allerdings dem Leser zumuthen, mir mit Ausdauer zu folgen, glaube ihm aber in diesem Falle einen klaren Einblick in den Entwicklungsgang der christlichen Religion versprechen zu dürfen.

In Organen der Kritik, welche zu den einflußreichsten in Deutschland gehören, haben die vier ersten Bücher meines Werkes einsichtige und wohlwollende Beurtheilungen erfahren, und auch sonst ist mir von verschiedenen Seiten her Dank und Aufmunterung zu Theil geworden. Ich that also recht, wenn ich beim Beginn meiner Arbeit des Glaubens lebte, daß es noch Menschen gebe, welche nicht in der Vergottung von Roth und Gold die höchste Weisheit, die einzigwahre Religion erblicken, sondern der Ueberzeugung anhängen, daß der Geist, nicht die Mechanik, die Zukunft bauen müsse und werde. Solchen Mitgliedern der „unbe-

kannten Gemeinde“ mag auch mein Buch in seiner jetzt abgeschlossenen Gestalt nicht unwillkommen sein. — Allen im Vaterlande, welche streben, hoffen und sich mitten in den Miasmen der Schwindelpest die Seele gesund erhalten haben, meinen Gruß!

Winterthur, am 18. April 1857.

Johannes Scherr.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Theil.

	Seite.
I. Buch: Die Religion als roher Naturalismus. Ueber- gangsstufe zur religiösen Systematik	1
Erstes Kapitel: Die Einleitung	3
Zweites Kapitel: Religiöses Vorstellen, Glauben und Thun der Natur- völker	16
Drittes Kapitel: Die Azteken in Mexiko	49
Viertes Kapitel: Die Inkas in Peru	74
II. Buch: Die Religion als System. Die Ost-Asiaten	93
Erstes Kapitel: Die Arier; 1) Inder	95
Zweites Kapitel: Die Arier; 2) Perser (Baktrer, Iranier)	156
Drittes Kapitel: Die Chinesen und Japaner	194
Viertes Kapitel: Der Buddhismus	222

Zweiter Theil.

III. Buch: 1) Die Aegypter. 2) Die West-Asiaten (die Völker- stämme von Babylon, Syrien und Kleinasien). 3) Die pelagischen Völker (Griechen und Römer).	1
Erstes Kapitel: Die Aegypter	3
Zweites Kapitel: Die Aegypter (Schluß)	33
Drittes Kapitel: Die Babylonier, Syrier und Klein-Asiaten	56
Viertes Kapitel: Das Hebräerthum	90
Fünftes Kapitel: Die Hellenen oder Griechen	146
Sechstes Kapitel: Die Römer	201

	Seite.
IV. Buch: 1) Die Kelten. 2) Die Slaven (und Finnen). 3) Die Germanen	223
Erstes Kapitel: Die Kelten	225
Zweites Kapitel: Die Slaven und Finnen	255
Drittes Kapitel: Die Germanen	289

Dritter Theil.

V. Buch: Das Christenthum	1
Erstes Kapitel: Eine untergehende Welt	3
Zweites Kapitel: Eine untergehende Welt (Schluß)	19
Drittes Kapitel: Blick auf die Philosophie des Alterthums	36
Viertes Kapitel: Das Leben Jesu	50
Fünftes Kapitel: Die Lehre Jesu Christi	69
Sechstes Kapitel: Entwicklung der christlichen Lehre in den Kirchen, Confessionen und Sekten	89
Siebentes Kapitel. Der Cultus	136
Achtes Kapitel: Die Kirche; ihr Kampf, ihr Triumph, ihre Verfassung, ihre Spaltung	161
Neuntes Kapitel: Das sittliche und soziale Leben der Völker im Christenthum	226
Zehntes Kapitel: Die Wissenschaft	283
Elftes Kapitel: Die Kunst	322
[Anhang zum fünften Buch: Das Judenthum in der christlichen Zeit	353
VI. Buch: Der Islam	359
Erstes Kapitel: Arabien	361
Zweites Kapitel: Mohammed und der Koran	370
Drittes Kapitel: Das moslemische Dogma	386
Viertes Kapitel: Der moslemische Gottesdienst	398
Fünftes Kapitel: Die moslemische Sitten- und Rechtslehre	411
Sechstes Kapitel: Zur Geschichte des Islam	418

Druckfehlerverzeichnis.

Theil I.

Seite 102 Zeile 18 v. u. statt „gleich“ lies „ungleich.“

Theil II.

- Seite 36 Zeile 13 v. u. statt „dem Apophi“ lies „den Apophi.“
— 40 — 9 v. u. — „macht“ lies „wacht.“
— 135 — 16 v. o. — „B. Numeri“ l. B. Exodus.“
— 197 — 16 v. o. — „Klernä“ l. „Kleonä.“
— 272 — 18 v. u. — „den Waldgeist, den Wassermann“ l. „der W.,
der W.“
— 305 — 19 v. o. — „Tornaldar“ l. „Fornaldar.“
— 315 — 9 v. o. — „Gdallarhorn“ l. „Giallarhorn.“
— 315 — 16 v. u. — „alte“ l. „alle.“
— 318 — 11 v. u. — „Schlüssel“ l. „Schüffel.“
— 342 — 1 v. u. — „Dolchdrungene“ l. „Dolchdurchdrungene.“

Theil III.

- Seite 5 — 9 v. u. nach „Propheten“ tilge das Komma.
— 6 — 9 v. o. nach „Israeliten“ setze ein Komma.
— 23 — 15 v. o. — „Secte“ l. „Seite.“
— 29 — 10 v. o. nach „Familienleben“ tilge das Komma.
— 29 — 14 v. u. nach „Mittelstand“ setze ein Komma.
— 44 — 2 v. u. statt „Etatt findet“ l. „stattfindet.“
— 57 — 1 v. u. — „Petris“ l. „Petri.“
— 61 — 7 v. o. — „kleiner“ l. „kleinlicher.“
— 86 — 12 v. u. nach „Geseß“ tilge das Komma.“
— 87 — 12 v. o. statt „Nogonamie“ l. „Monogamie.“
— 116 — 1 v. o. — „Beharden“ l. „Lollarden.“

Seite 125 Zeile 11 v. o. ist das Komma statt nach dem Worte „nicht“ vor dasselbe zu setzen.

- 173 — 17 v. u. statt „Namen“ l. „Personen.“
- 211 — 2 v. o. — „Innocenz IV.“ l. „Innocenz III.“
- 211 — 8 v. o. — „Peter von Castelnau“ l. „Arnold von Giteaux.“
- 215 — 17 v. o. nach „Kirchengemeinschaft“ tilge das Fürwort „sich.“
- 239 — 2 v. o. statt „Affissi“ l. „Affisi.“
- 243 — 3 v. u. — „heiligen Legende“ l. „Heiligenlegende.“
- 262 — 17 v. u. — „1360“ l. „1260.“
- 298 — 4 v. u. nach „Literatur“ tilge das Wort „sonst.“
- 309 — 13 v. u. statt „die“ l. „diese“ (Weltanschauung).
- 311 — 8 v. u. — „natürlichsten“ l. natürlichen.“
- 316 — 5 v. u. nach „dem christlichen Gott“ ergänze: „ist nur der Unterschied zwischen dem heidnischen und dem christlichen Menschen oder Volke.“
- 332 — 2 v. u. nach „Michelangelo“ tilge das Komma.
- 343 — 3 v. u. statt „die Schilderung“ l. diese Sch.“
- 351 — 4 v. u. — „lieu“ l. „lien.“
- 384 — 15 v. u. nach „der ihrigen“ setze ein Komma.
- 429 — 3 v. u. statt „gewissermaßen“ l. „gleichermaßen.“
- 430 — 13 v. o. — „Avigenna“ l. „Avizenna.“
- 431 — 8 v. u. — „Serne“ l. „Sterne.“

S h e r r ' s

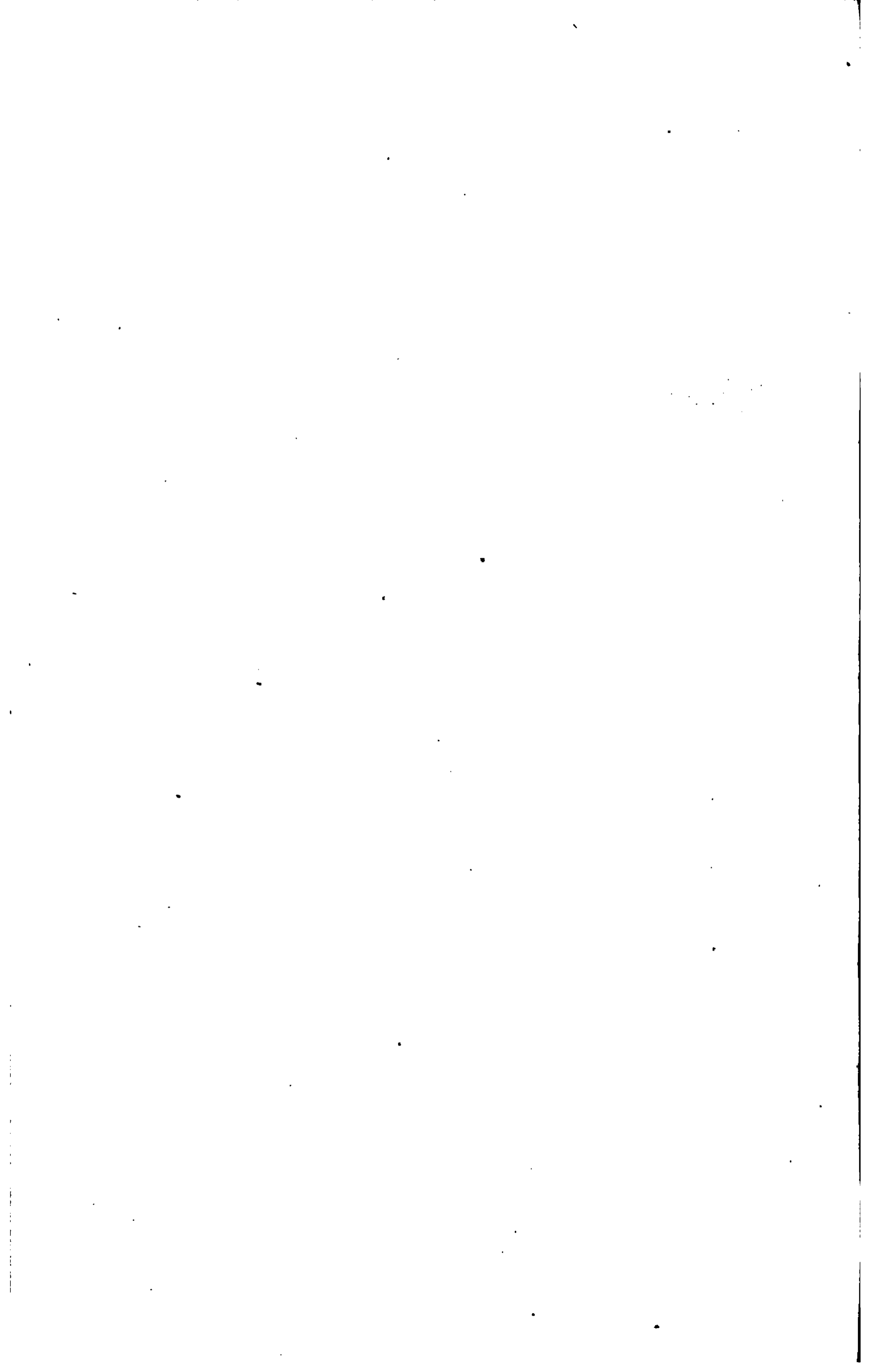
Geschichte der Religion.

Ardua res est, vetustis novitatem dare, novis auctoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam et naturae suae omnia. Itaque etiam non assecutis, voluisse abunde pulchrum et magnificentum est.

Plinius,

Fünftes Buch.

Das Christenthum.



Erstes Kapitel.

Eine untergehende Welt.

1.

Wie einem Wanderer, der, von Höhe zu Höhe klimmend, da in blühende Thäler oder fruchtreifende Ebenen, dort in weite Waldwildnisse hinein, hierhin auf prächtige Seespiegel oder erhabene Gletscherbildungen, dorthin auf chaotische Felswüsten hinab geblickt hat und endlich, auf einem höchsten Alpenfirn angelangt, rundum eine ganze Welt zu seinen Füßen aufgerollt steht, — so wird dem Culturhistoriker zu Muthe, wenn er, die Erscheinungsformen der religiösen Idee in vorchristlicher Zeit hinter sich, zur Betrachtung des Christenthums vorschreitet. Vorher hatte er es mit Localem und Nationalem zu thun, jetzt beschäftigt ihn Menschheitliches. Vorher hatte er den einzelnen Quellen nachzugehen, welche die ungeheure Arbeit so vieler Völker und zahlloser Generationen am religiösen Gedanken aufgraben; jetzt steht er an einem weltgeschichtlichen Strome, der seine Fluthen durch Jahrhunderte dahergewälzt hat und durch Jahrhunderte dahinwälzen wird. Denn — wir haben es sicher am Schlusse des vierten Buches gesagt — des Christenthums welthistorische Bedeutung ist die, daß es alle früheren Offenbarungen der religiösen Idee zur Einheit einer Weltreligion zusammenfaßte.

Die Betrachtung der vorchristlichen Religionsysteme, zumal des hebräischen und des griechisch-römischen, hat in ihren Ausgangspunkten uns gezeigt, daß ein großer Umschwung des geistigen Lebens der Völker sich vorbereitete¹⁾. Wie dieser Umschwung, von der Religion ausgehend und

¹⁾ Vgl. Theil II, S. 144, 200, 220, 346.

allmählig alle Gebiete des Lebens ergreifend, wirklich eingetreten, wie das Christenthum geworden und gewachsen, wie es sich ausgebreitet und wie es gewirkt bis auf die Gegenwart herab, was sein Wesen sei und in welchen Gestaltungen dasselbe während des Verlustes von Jahrhunderten aufgetreten, — dies Alles darzustellen, wird die Aufgabe des vorliegenden Buches unseres Werkes sein.

Bevor jedoch an die Lösung derselben gegangen werden kann, verlangt die historische Treue und die Durchsichtigkeit der Darstellung einen prüfenden Blick auf den Boden, aus welchem das Christenthum emporgekeimt und so mächtig herangewachsen ist. Demnach haben wir zuvörderst die jüdische und heidnische Welt zur Zeit ihres Verfalls ins Auge zu fassen.

Denn nicht allein aus dem ideellen Gehalt des Christenthums läßt sich die von ihm errungene weltgeschichtliche Bedeutung erklären, sondern vielmehr ist zum klaren Verständniß derselben auch die Einsicht in die Zeitverhältnisse erforderlich, welche sein Auftreten so sehr begünstigten. Auch das ganz verschiedene Verhalten des Hebraismus zum Christenthum einerseits, des Heidenthums andererseits, beruht auf der Verschiedenheit der damals gegebenen Zustände, zumal der religiösen. Dieses und weiterhin die merkwürdige Thatsache, daß das Christenthum die heidnische Welt erneute, während die jüdische Nation ihrem Untergange nur um so schneller entgegen- ging, bestimmt uns, die religiösen, socialen, politischen und literarischen Verhältnisse des römischen Reiches von denen der Hebräer gesondert zu betrachten.

Wir heben mit den letztern an, weil das Christenthum, unmittelbar aus dem Mosaismus hervorgegangen und in dessen Entwicklungsgang vorbereitet, als die menschheitliche Frucht desselben anzusehen ist.

2.

Zur Zeit Jesu Christi war die hebräische Sprache, worin die Schriften des A. T. verfaßt sind, der Masse des jüdischen Volkes fremd geworden; es herrschte der aramäische Dialekt, in welchem auch Jesus seine Lehren vortrug. Das Mithhebräische war nur noch den Rabbinen und höhern Gebildeten in Palästina verständlich, weshalb die Schriftgelehrten als eine eigene, von den Priestern verschiedene Klasse überall im neuen Testamente genannt

werden. Obwohl nun die Sprache der Propheten zu den todten Sprachen gehörte, waren ihre Weissagungen auf eine neue Theokratie und deren Haupt, einen ruhmvollen König aus Davids Geschlecht, den man nach Psalm 2, 2 und 45, 8 Messias, „den Gesalbten Gottes“ nannte, in lebendigem Andenken geblieben ¹⁾.

Ja, eben dieser das Verständniß der Propheten erschwerende Umstand hatte zur Folge, daß die Juden, seufzend unter dem harten Joch der Römer und durch die Leiden der Gegenwart noch mehr zur Sehnsucht nach dem verheißenen Retter entflammt, viele Stellen des A. T. als messianische Weissagungen auffaßten, ohne sich über deren eigentlichen, diesem Gegenstande ganz fremden, aus dem Zusammenhang völlig anders zu erklärenden Sinn irgend welche Rechenschaft zu geben. Aus dem gleichen Grunde zogen sie die specieller lautenden Aussprüche der Propheten den allgemeiner gehaltenen vor, so daß z. B. allgemein erwartet wurde, der Messias müsse nach Micha 5, 1. 3. in Bethlehern geboren werden, und ebenso gerne vergaßen sie der Hindeutung auf eine geistige Wiedergeburt des Volkes, welche nach Jeremia (31, 31 fg.) mit der Zeit des Heils eintreten sollte.

Wie sich schon der Väter Hoffnungen auf das Kommen eines vollkommenen, der Sünde und des Elends baaren Gottesreiches an das David'sche Königs Geschlecht geknüpft hatten ²⁾ zunächst als Sehnsucht nach der Wiederkehr einer ruhmvollen Vergangenheit: so konnten auch die Zeitgenossen Jesu sich den verheißenen Retter nur in Gestalt eines mächtigen Königs aus Davids Geschlecht vorstellen, eines Königs, welcher das Joch der Römer zerbrechen, Israel über alle Völker des Erdkreises erheben und diese zum Glauben an den Einen lebendigen Gott bekehren würde ³⁾. Auch als Sohn Gottes, der vom Himmel herabkomme, ausgestattet mit übermenschlichen Kräften, ward der Messias zum Voraus betrachtet ⁴⁾. Man glaubte ferner, Elias oder sonst einer der alten Propheten, werde als Vorläufer des Messias vom Himmel wiederkommen und allem Volk erscheinen ⁵⁾.

1) Vgl. dazu noch Daniel 9, 25.

2) Jesaja 11, 1 u. 2; vgl. Matth. 20, 31. 21, 9. 22, 41—45.

3) Jesaja 2, 2—4; vgl. Mat. 10, 35—45. 11, 10. Apostelgesch. 1, 6. Joh. 6, 15.

4) Daniel 7, 13 u. 14. Psalm 2, 7; vgl. Matth. 16, 1. Joh. 8, 18. Matth. 14, 33.

5) Matth. 16, 14. 17, 10—13; vgl. Malachi 3, 1. 2, 3 (oder 4, 5).

Vorwiegend weltlich hatte sich also die Messias Hoffnung bei der großen Mehrzahl der Zeitgenossen Jesu gestaltet. Nur die Edleren im Volke hatten die geistige Seite der theokratischen Wiederherstellung über der weltlichen nicht außer Acht gelassen; so weit aber die Weltgeschichte zurückreicht, bildeten die Edleren immer und überall die Minderheit. Die vorwiegend weltliche Auffassung der messianischen Stellen läßt sich übrigens aus dem sittlich-religiösen Zustande der Juden und Samariter leicht erklären. Zwischen den Letzteren, einem Mischlingsvolke aus Heiden und von Salmanassar einst zurückgelassenen Israeliten⁶⁾ und den Juden war seit dem Tempelbau Serubabels der gegenseitige fanatische Haß immer höher gestiegen und ward fortwährend genährt durch den Streit darüber, in welchem Tempel man Gott allein anbeten könne, ob im jüdischen auf Zion, oder im samaritanischen auf dem Berge Garizim. Auch nach der Zerstörung des samaritanischen Tempels durch Johannes Hyrfanus blieb Garizim der Sitz des samaritanischen Cultus und der Streit mit den Juden unausgesprochen⁷⁾. Im Uebrigen waren auch die Samariter von Messias Hoffnungen erfüllt⁸⁾, zeigten sich aber empfänglicher für deren geistige Auffassung, schon weil ihr fanatischer Nationalstolz nicht alles Maas überschritt, wie derjenige der Juden. Als Richtschnur ihres Glaubens und Lebens anerkannten die Samaritaner einzig und allein die 5 Bücher Moses, und verwarfen neben den übrigen Büchern des erst gegen Jesu Zeit hin abgeschlossenen alttestamentlichen Kanons auch die mündliche Ueberlieferung (Tradition). Betreffend die Ausbrüche des Hasses in gegenseitigen Beschimpfungen und thätlichen Beleidigungen, gaben Juden und Samaritaner einander Nichts nach⁹⁾.

Auf Religiosität und Sitte des jüdischen Volkes hatte zumal der Pharisäismus höchst nachtheilig eingewirkt. Die Pharisäersecte nämlich, deren Ursprung historisch nicht genau nachgewiesen werden kann, die aber zur Zeit Jesu dogmatisch in mehreren Schulen zerfiel¹⁰⁾, wußte sich durch den Schein ängstlich genauer Gesetzesbefolgung und durch allerlei dema-

6) 2 Könige 18, 9—12.

7) Joh. 4, 5—26 Josephus, Antiquitt. 18, 4. 1. Jüd. Krieg 3, 7. 32.

8) Joh. 4, 28.

9) Josephus Antiquitt. 12, 4. 1. 18, 2. 2. Ruf. 9, 53. Matth. 10, 5. Joh. 8, 48.

10) Die Schulen des Hillel und Schammai waren am berühmtesten.

gogische Künste bei dem Volke so einzuschmeicheln, daß sie einen entscheidenden sowohl moralischen als politischen Einfluß gewann und durch ganz Judäa und Galiläa sich auszubreiten vermochte. Nicht in ihrer Glaubenslehre von guten und bösen Geistern, noch von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele¹¹⁾ und von der sittlichen Willensfreiheit unter Mitwirkung des Schicksals lag das Verderbliche ihrer Richtung, wohl aber in ihrem Festhalten an der Tradition und in der Lehre vom Verdienst guter Werke vor Gott. Dadurch gewöhnten sie das Volk, mehr Werth zu legen auf Neußerlichkeiten, als auf die innere Weihe religiösen Sinnes, eine hohe Meinung zu fassen von seiner Gerechtigkeit sowohl den Heiden, als auch den übrigen Klassen des eignen Volkes, zumal Sadduzäern, Zöllnern und Verbrechern gegenüber, gegen die im Lande wohnenden Römer als Unreine eine wahrhaft verletzende Zurückhaltung zu beobachten, so daß der Umgang mit ihnen möglichst vermieden wurde. Sie schürten den Römerhaß, wo sie konnten, flößten der Menge den Kleinigkeitsgeist ein, welcher Kümmerl und Raute an den Tempel verzehntete, vor dem Genuß eines Stückleins Brod die Hände wusch, am Sabbath beim Spazierengehen seine Schritte zählte, um ja nicht mehr als 2000 Ellen Weges zu durchwandeln, und mit Alledem den Geist der Heuchelei, welcher an den Ecken der Gassen betete und vor sich her posaunen ließ, damit männiglich die frommen Herren Almosen austheilen sehe. Was Wunder nun, daß ein Volk, vom Kleinigkeitsgeiste besessen, für das wahrhaft Große keinen Sinn mehr hat; durch Heuchelsinn entwürdigt, eine Beute demagogischer Heuchler wird, von blindem Gerechtigkeitsdünkel aufgeblasen, die Stimme der Wahrheit nicht mehr hört, von leidenschaftlichem Nationalstolz hingerissen, kopfüber ins Verderben rennt? Ein Beweis, wie wenig ächte Religiosität mehr im Volke war, ist der Viehmarkt sammt dem Wechslergeschäft im Vorhof des Tempels und die willige Annahme der pharisäischen Sagung, daß man hilflose Eltern nicht mehr zu unterstützen brauche, wenn das, was ihnen zu gute käme, dem Tempel vergabt würde¹²⁾.

11) Josephus, Jüd. Krieg 2, 8. 14, u. 3, 8. 5 sagt ausdrücklich: „nach ihrer Lehre verweilen die Seelen der abgesehenen Guten im Himmel, bis sie nach Ablauf der Zeiten von da in andere, nun heilige Leiber zurückkehren, während die Seelen der Bösen zur Strafe in die Unterwelt verbannt werden.“ Nach Luk. 20, 27—40 scheint aber doch bisweilen eine etwas kräftigere Auffassung der Auferstehung unter ihnen gewaltet zu haben.

12) Matth. 15, 5. Joh. 2, 14—16.

Natürlich wollten auch die Pharisäer, nach Art aller Heuchler, nicht umsonst heucheln, sondern benutzten ihr Ansehen, um unter der Hand ihren persönlichen Vortheil zu verfolgen¹³). Von den Zeiten der hasmonäischen Dynastie her eine mächtige politische Partei, behaupteten sich noch zu Jesu Zeiten die Mehrheit im hohen Rathe der Juden, und zeigten sich als Rathsglieder äußerst eifrig in Vollziehung des mosaischen Gesetzes gegen arme Sünder nach seiner ganzen Strenge¹⁴). Nicht zufrieden mit der dem Uebertreter auferlegten Strafe, gaben sie allem Volk das Beispiel, dergleichen Unglückliche zeitlebens von jeglichem Umgang auszuschließen, wodurch der Geist der Humanität unter der Menge ausgelöscht wurde¹⁵).

Weit weniger Einfluß auf Moral und Sitte der Massen hatte die Sekte der Sadduzäer, welche dagegen bei den Vornehmen, als Gegner der pseudodemokratischen Pharisäer, in desto höherem Ansehen standen. Alle Tradition streng verwerfend, einzig an das geschriebene Gesetz, die Thora, sich haltend, lehrten sie das Ersterben der Seele sammt dem Leibe, glaubten auch weder Engel noch Dämonen¹⁶). Ohne Aussicht auf Lohn oder Strafe nach diesem Leben, wollten sie die Tugend um ihrer selbst willen geübt wissen, hielten mehr auf die innerliche Bestimmung, als auf das Aeußere, erschienen in ihrem Wandel und Urtheil streng, oft bis zur Härte, ohne jedoch das weitichweifige Ceremoniell der Pharisäer im Mindesten zu beobachten¹⁷). Ihrer politischen Parteistellung nach waren sie Anhänger der Römer. Wenn man die Darstellung des alexandrinischen Philo von ihren Uebertreibungen entkleidet, so wird wahrscheinlich, daß die Sadduzäer, wenigstens zum Theil, als Freidenker, als Spötter über pharisäische Lehren und Uebertreter streng jüdischer Abgeschlossenheit gegen die Heiden, auch eine gewisse Aristokratie des Geistes in Juda repräsentirt haben. Der Ursprung dieser Sekte ist ebenfalls dunkel. Zadok, ihr angeblicher Stifter, mag vermuthlich eine durch etymologischen Schluß aus dem Namen „Sadduzäer“ fingirte Person sein.

Die dritte Sekte der Juden und die den geringsten Einfluß auf das

13) Matth. 23, 14.

14) Joh. 8, 3 fg.

15) Luk. 7, 36—39. 15, 2.

16) Josephus: Antiquitt. 13, 10. 6. Luk. 20, 27.

17) Josephus, Jüd. Krieg 2, 8. 14.

Volk übte, waren die Essäer, welche unter dem Namen Askäer (hebr. Chasidim, die Frommen) zuerst Makkab. I. 7, 13 vorkommen. Ähnlich den ägyptischen Therapeuten aber nicht mit ihnen zu verwechseln, bildeten sie eine religiöse Ordensgesellschaft, deren Glieder der Mehrzahl nach auf dem Lande lebten. Der Bund bestand aus lauter Männern, und beruhte auf Gütergemeinschaft. Die Essäer waren der Ehe abgeneigt, wollten keine Waffen tragen, und opferten nie, obwohl sie in dem Tempel zu Jerusalem Weihgeschenke und Abgaben schickten. Außer dem A. T., dessen Schriften sie, wie die Pharisäer, jedoch mit mehr Redlichkeit, allegorisch auslegten, hatten sie noch andere heilige Bücher, welche sie sehr geheim hielten. Sie lehrten unabänderliche Vorherbestimmung und zugleich Unsterblichkeit der Seele, übten Enthaltensamkeit, mieden und beseitigten mit ängstlicher Genauigkeit jede Verunreinigung, hielten keine Sklaven und thaten nie einen Eid mehr, nachdem sie als neu Aufgenommene ihren Ordens Eid abgelegt hatten. Die aufgehende Sonne begrüßten sie mit Hymnen und ließen, bevor dieß geschehen war, kein weltliches Wort über die Lippen. Der Gehelostigkeit seiner Mitglieder wegen ergänzte sich der Orden durch neu Aufgenommene und war daher nicht sehr verbreitet, obwohl zur Zeit des Flavius Josephus, der selbst einer seiner Novizen gewesen, in den Gegenden am todten Meere gegen 4000 Essäer gelebt haben sollen.¹⁸⁾

So abgeschlossen nun der Hebraismus nach den bisherigen Betrachtungen der heidnischen Welt gegenüber erscheint, so eifrig suchte er gerade in dem vorliegenden Zeitalter unter den Heiden Eroberungen zu machen, und zwar am meisten pharisäischerseits, weil die Pharisäer es für ein verdienstliches Werk hielten, einen Judengenossen (Proselyten) zu gewinnen¹⁹⁾.

Man unterschied Proselyten des Thores, d. i. in Israel ansässige Heiden, welche sich zur Beobachtung der sieben noachischen Gebote²⁰⁾ verpflichtet hatten, und Proselyten der Gerechtigkeit, welche den ganzen Mosaismus, die

18) Wir bemerken gelegentlich, daß in den 40er Jahren in Deutschland der Versuch gemacht wurde, in Form einer angeblich alten Urkunde den Ursprung des Christenthums schlechtweg auf den Essäismus zurückzuführen. Die Idealisirung des Essäerordens durch Philo mag zu dieser Mystification ermuthigt haben. Im Uebrigen soll nicht bestritten werden, daß Essäisches im Urchristenthum war.

19) Matth. 23, 15.

20) Enthaltung von Gotteslästerung, Götzendienst, Mord, Blutschande, Raub, vom Genuße blutigen Fleisches und von Widersetzlichkeit gegen die (jüdische) Obrigkeit.

Männer durch Beschneidung und Opfer, die Weiber durch Taufe und Opfer, annahmen. Die meisten Heiden, welche aus wirklich religiösem Bedürfniß Proselyten geworden, zeigten sich hernach sehr empfänglich für das Christenthum, sodaß die Proselytenmacherei der Pharisäer gewissermaßen als Vorarbeit für die christliche erscheint²¹⁾.

3.

Die vorstehend geschilderten religiös-sittlichen Zustände der Hebräer entsprangen aber größtentheils aus der politischen und sozialen Stellung, welche sie damals einnahmen. Nachdem durch Judas Makkabi ein Schutzbündniß mit den Römern gegen Syrien zu Stande gekommen, war der erste Tritt in das Netz der großen Spinne geschehen, Rettung der Unabhängigkeit nicht mehr möglich, völlige Unterwerfung in Bälde zu erwarten. Unter Fürst Simon wurden die Juden „Freunde und Bundesgenossen des römischen Volkes“, ein Titel, der nicht, wie so viele andere, weniger, sondern weit mehr zu bedeuten hatte, als er sagt. Die Thronstreitigkeit zwischen Hyrkanus II. und Aristobulus II., welche beide die Vermittlung des Pompejus anriefen, verhalf zwar dem Hyrkanus zum Hohenpriester- und Fürstenthum über Juda, machte aber das jüdische Volk den Römern tributpflichtig. So schüttelte das Heldengeschlecht der Makkabäer oder Hasmonäer den Druck der syrischen Tyrannei nur ab, um sein Volk den Römern als leichte Beute preiszugeben. Dabei handelte Judas Makkabi bloß unpolitisch, Hyrkan und Aristobulus dagegen handelten, als wäre ihr Volk ein willenloses Ding: sie machten die Sache des Vaterlandes zu einer Privatstreitigkeit; auf ihnen lastet die Schuld, obchon auch ohne diese dem Verhängniß nicht mehr auszuweichen war. Dem Hyrkanus ward der Edomider Antipater als Procurator von Cäsar zur Seite gesetzt; nach der Vergiftung Antipaters und mannigfachen Kämpfen um den Thron erklärte dann auf Verwendung des Triumvirs Antonius der Senat Antipaters jüngern Sohn Herodes zum König der Juden, im Jahre 40 v. Chr. Dieser, von Argwohn und Grausamkeit getrieben, vertilgte die letzten Glieder des hasmonäischen Stammes. Unter seiner Regierung ward Jesus Christus geboren; nicht lange hernach

21) Apostelgesch. 2, 10. — 16, 14. — 8, 26 — 28.

starb Herodes. Man hat ihn den Großen genannt, wohl in Vergleichung mit seinen erbärmlichen Söhnen. Groß war er allerdings an Grausamkeit, so daß Augustus von ihm sagte, „es sei besser, des Herodes Ferkel, als sein Kind zu sein¹⁾. Von den zahlreichen Hinrichtungen ihm abgeneigter Juden nicht zu reden, ließ er seine Gattin Marianne, seine Söhne Alexander und Aristobulus aus Argwohn, den wirklich schuldigen Sohne Antipater kurz vor seinem eignen Tode hinrichten und „damit Jerusalem bei seinem Tode auch Thränen vergieße“, entbot er eine Menge vornehmer Juden nach Jericho, wo er krank lag, anordnend, daß sie bei seinem Tode hingerichtet werden sollten. Groß war Herodes I. auch in der diplomatischen Kunst, den Mantel nach dem Winde zu hängen. Den Antonius verließ er flüchtig nach der Schlacht bei Actium, weihte dem Octavian einen Tempel, beschwichtigte das murrende Volk jetzt durch prachtvolle Verschönerung des Jerubabelschen Tempels²⁾, dann wieder durch kluge Fürsorge bei einer schweren Hungersnoth. Doch beim Volke reichte er damit nicht aus. Durch seine Grausamkeiten, die Einführung fremder Kampfspiele und einer geheimen Volkzeit, durch mehrfache offene Verletzung des religiös-nationalen Gefühls machte er seine Wohlthaten vergessen, seine zahlreichen Siege, die Größe und den Glanz Judäas in Ausdehnung seines Gebietes, in Verschönerung Jerusalems durch prachtvolle Bauten, in Gründung ganzer Städte. Kraft und Besonnenheit in Gefahr hat er allezeit bewiesen; seinem größten Feinde jedoch, sich selbst, hat er keinen Sieg jemals abgewonnen. Die Ohnmacht seines Geistes gegenüber seinen Leidenschaften fühlte er oft; dann warfen ihn Reue und Gewissensbisse aufs Krankenlager. Uebrigens erscheint er zum Theil auch als ein Opfer verworfener Günstlinge, die seine Schwächen kannten und ihm durch schlaue Benutzung derselben Herz und Lebensglück vollens vergifteten. —

4.

Der Tod Herodes I. rief verwickelte Thronstreitigkeiten hervor, deren Ergebnis war, daß Herodes Archelaus als Ethnarch das halbe Reich, Hero-

1) Macrobius, sat. 2, 2.

2) In seinem 18. Regierungsjahr.

des Antipas (dadurch der Landesherr Jesu) Galiläa und Peräa, Philippus Batanea, Trachonitis und Auranitis, die Wittve Salome eine Summe Geldes und etliche Städte erhielt. Sechs Jahre nach Christi Geburt ward Archelaus infolge der vereinigten Klagen seiner Brüder, der Juden und der Samariter, welche seine Bedrückungen nicht länger zu ertragen vermochten, von Augustus nach Vienna in Gallien verbannt. Von da an wurden Judäa und Samaria, zur Provinz Syrien geschlagen, durch römische Procuratoren (Landpfleger, Statthalter) verwaltet. Sie besorgten die kaiserlichen Einkünfte, übten richterliche Gewalt, zumal die peinliche Gerichtsbarkeit¹⁾, und hatten den Befehl über die in Judäa und Samaria liegenden Truppen. Ihr eigentlicher Sitz war Cäsarea, von wo sie nur an hohen Festen, um die Ordnung unter den herbeigeströmten Volksmassen aufrecht zu erhalten, und bei sonstigen besonderen Veranlassungen nach Jerusalem hinaufkamen. Laut Josephus Angabe²⁾ besaß zwar der erste Procurator, Coponius, die Blutgerichtsbarkeit noch nicht; Pilatus hingegen, der zweite Landpfleger unter Kaiser Tiberius, übte sie nicht nur Jesu, sondern nach den Berichten der Evangelien auch vielen Andern gegenüber³⁾. Pontius Pilatus, so schwach er sich bei der Verurtheilung Jesu zeigte und so viel ihm damals daran gelegen schien, es mit den fanatischen Juden ja nicht zu verderben, legte doch Festigkeit genug an den Tag, wenn es galt, dem Kaiser zu dienen oder auch nur zu schmeicheln, eine Festigkeit, welche gegen den jüdischen Fanatismus nicht die mindeste Rücksicht kannte. Als er die mit Bildern des Kaisers verzierten Feldzeichen nach Jerusalem gebracht und daselbst offen zur Schau gestellt hatte, eine Handlung, welche den Juden wie Kaiservergötterung in der heiligen Stadt vorkam, drohte er den darüber Aufgebrachten zuerst, sie niederhauen zu lassen, wenn sie die Bilder des Kaisers nicht duldeten, und gab erst nach, als der ganze von den Truppen umringte Volkshaufe sich auf die Erde niederwarf und die Häupter den Todesstreichen beugte mit dem Ruf: „Lieber den Tod erleiden, als das Gesetz übertreten!“ Später einmal verwendete er den heiligen Schatz (Korban) zum Bau einer Wasserleitung und ließ, statt der hierüber tumultuarisch versammelten Menge nachzugeben, den Schreiern durch seine Soldaten mit Prügeln den Mund stopfen. Es war

1) Joh. 18, 31.

2) Jüd. Krieg 2, 8. 1.

3) Luf. 13, 1.

in ihm eine überbrutalen Hunserei, die sich auch bei der Kreuzigung Jesu nicht verleugnete: — der Landpfleger ließ über das Kreuz die höhnische Inschrift setzen: J (esus) N (azarenus) R (ex) J (udaeorum). Nach zehnjähriger Verwaltung endlich beim Präses von Syrien, Vitellius, angeklagt, ward er von diesem zur Verantwortung vor Liberius nach Rom geschickt. Dies geschah ungefähr drei Jahre nach Christi Tod. Zwei Jahre früher war der Vierfürst Philippus gestorben. Ungefähr fünf Jahre nach Christi Tod reiste der Mörder Johannis des Täufers, Herodes Antipas, ein schwelgerischer, hinterlistiger Fürst, auf Betreiben seiner Gemahlin Herodias zum Kaiser Caligula, sich die Königswürde von ihm zu erbitten. Statt diese zu erlangen, ward er nach Lugdunum (Lyon) verbannt, sein und des Philippus Land dem Herodes Agrippa übergeben, demselben, auf dessen Geheiß der Apostel Jakobus hingerichtet ward⁴⁾. Agrippa I. wußte sich die Gunst des Volkes so sehr zu gewinnen, daß es ihn bei einem öffentlichen, zu Ehren des Kaisers veranstalteten Kampfspiel als einen Gott begrüßte⁵⁾. Sein Sohn Agrippa II. wegen willkürlichen Ab- und Einsetzens der Hohenpriester bei den Juden wenig beliebt, hielt nach dem Ausbruch des furchtbaren Vertilgungskrieges fortwährend die Partei der Römer, wie überhaupt die Herodianer thaten, im Gegensatz zu den nationalgesinnten Pharisäern.

Während der Regierung Agrippa's I. walteten keine Procuratoren im Lande. Nach seinem Tode eröffnete die Reihe derselben Cuspius Fadus, der die Räuberhorden zu bezähmen wußte. Unter seinen Nachfolgern steigerte soldatischer Muthwille, Willkür, Bedrückung und Bestechlichkeit die Zerrüttung im Volke immer mehr. Die Räuberbanden (Sikarier) mehrten, die Bande der Gesellschaft lösten sich, bis endlich unter Florus das rachedürstende Volk in Massen aufstand, um nach furchtbaren Kämpfen das Opfer seines messianischen Wahnes, pharisäischer Hezerei und römischen Uebermuthes zu werden.

5.

Die Vergrößerung der Städte und die wachsende Verwickelung der politischen Verhältnisse, sowie die Zerstreung einer großen Zahl von Juden:

4) Apostelgesch. 12, 1 ff.

5) Apostelgesch. 12, 22. u. 23. Unglaublich bei der damaligen streng theokratischen Richtung der Juden, es sei denn, daß die feilen Herodianer zuerst riefen und so die übrige Menge mit sich fortrissen.

in alle Länder der Heidenwelt, hatten die von Moses festgesetzte soziale Ordnung längst ihres segensreichen Einflusses beraubt¹⁾. Zwar wurden nach der Rückkehr aus Babylon Jubel- und Sabbathsjahr gewissenhaft gefeiert und Josephus führt noch aus der Zeit des Johannes Hyrkanus eine Sabbathsjahrfeier an²⁾. Mit diesen Einrichtungen erhielt sich dann auch die Gliederung der Hierarchie bis in die letzten Zeiten; aber die Anforderungen der römischen Oberherrn nahmen wenig Rücksicht auf diese Einrichtungen und machten deren wohlthätige Zwecke größtentheils illusorisch. War ein Sabbathsjahr oder nicht, die jährliche Steuer von 1 Denar auf den Kopf mußte bezahlt werden, ebenso der an römische Ritter verpachtete Zoll, welche wieder, zumal in den Hafenstädten, ihre Untereinnehmer, die „Zöllner“, hatten. Letztere, die, nach Judenart, in Geldsachen auch nicht immer die Redlichsten bei ihrer Verwaltung sein mochten, wurden als die Gehülfen der Unterdrücker von ihren fanatischen Stammesgenossen auf's Bitterste gehaßt, im Evangelium mit den „Sündern“, im Talmud mit Räubern und Mördern zusammengestellt³⁾. An ihnen ließ der kochende Grimm der Pharisäer, der sich vor den Römern ducken mußte, seine ganze Stärke aus, als an Sündenböcken des Römerhasses.

In den Antiquitäten des Josephus (12, 3, 3) finden wir zum ersten Mal ausdrücklich erwähnt das *Synedrium*, den *hohen Rath* der Juden, bestehend aus den Hohenpriestern, Ältesten und Schriftgelehrten pharisäischer sowohl als sadduzäischer Partei. Diese Behörde vereinigte die oberste gesetzgeberische und administrative Gewalt in kirchlichen Dingen mit der richterlichen Gewalt in Rechtsachen, die einen ganzen Stamm, oder einen willkürlichen Krieg, oder ein Staatsverbrechen, oder endlich kirchliche Dinge betrafen. Präsident war gewöhnlich, wenn auch nicht immer, der im Amt befindliche Hohenpriester. Wie vielfach übrigens die Gewalt des Synedrums theils durch die Herodier, theils durch die Landpfleger eingeschränkt wurde, läßt sich aus Obigem ersehen. Ungeachtet einiger Ähnlichkeit mit dem Rath der Siebzig, welchen Moses, und dem Obergericht, welches König Josaphat errichtet hatte, ist das Synedrium ein nicht mosaisches, frühestens unter seleuzidischer Oberherrschaft aufgekommenes Institut⁴⁾.

1) Vgl. Thl. II., S. 119 fg.

2) Jüd. Krieg 1, 2, 4.

3) Matth. 11, 19. Luf. 7, 34.

4) Mos. 4, 11, 16. Chron. 2, 19, 8.

Auch das Synagogenwesen entstand erst seit dem Exil. In der Synagoge (Versammlungshaus) hielt man zur Zeit Christi und seiner Apostel nur am Sabbath Gottesdienst. Der Synagogenabwart begann mit einem Gebet, verlas hierauf die der Reihe nach folgende Stelle des Pentateuch (Parasche) und der Propheten (Saphtare) im Original, nebst aramäischer Uebersetzung, und dann konnte zur Auslegung im freien Vortrag oder Gespräch Jeder auftreten. Der Segen und das Amen machten den Schluß. Die Vorsteherchaft der Synagoge bestand aus einem „Obersten der Versammlung“ in jedem Ort, wo sich eine Synagoge befand, und einem ihm beigegebenen Rath von „Ältesten“. Der Oberste wachte über die Ordnung in den Versammlungen, leitete mit dem Rath der Ältesten das ganze Synagogenwesen und hatte außer dem Abwart noch einen Diener unter sich, welcher ungefähr die Stelle eines Küsters versah. In den Synagogen wurden auch irrgläubige und abtrünnige Juden gezeißelt. —

6.

Der Fanatismus ist Verwesungshauch einer im Herzen erstorbenen Religion. Das erhellt deutlich aus den jüdischen Geschichten damaliger Zeit. Den Viehmarkt im Vorhof des Tempels duldete man, über eine Heilung am Sabbath erhob sich entsetzliches Geschrei. Daß Herodes einen goldenen Adler über einer Pforte des Tempels angebracht, entflammete die Gesetzes-eiferer zur Wuth, einen Schwur beim Tempel oder Altar brachen dieselben ohne Bedenken. Jammergeischrei erhob sich beim Anblick der mit Tiberius Bilde gezierten Feldzeichen, allein wenn Pharisäer der Wittwen und Waisen Gut sich aneigneten, ertönte keine Klage. Die Religion der Juden war, so zu sagen, Eins geworden mit ihrem National-Stolz und -Haß. Was von der Religion darüber hinaus geht, war unter ihnen kaum mehr zu finden. Die Form hatte den Geist, Ceremoniendienst die Tugend verschlungen. Wie es mit der sittlichen Gesinnung der Nation stand, davon zeugt am besten das seit der römischen Herrschaft mächtig wuchernde Räuberwesen. Bald als Propheten, bald als Tyrannenspieler sammelten Abenteurer zahlreiche Banden, auszuziehen auf Raub und Mord ¹⁾. Herodes und die Procuratoren

1) Josephus, Jüd. Krieg 2, 22. 2. Antiquitt. 20, 5. 1.

schickten zu wiederholten Malen Truppen gegen sie aus; vergeblich. Bald mußten Procuratoren sich bequemen, die Räuber gegen Entrichtung einer Steuer zu dulden²⁾. Sie selber mehrten deren Zahl durch Entlassung der Gefangenen gegen eine Loskaufsumme. Im jüdischen Krieg bis zu dessen Ende war der Einfluß der Räuber vorwiegend, ein Beweis, wie tief die öffentliche Moral gesunken war. Für den Geist damaliger Zeit bezeichnend ist auch der Umstand, daß die Räuber im großen Kriege den Namen Zeloten, d. h. Eiferer für Gott und sein Gesetz, annahmen. Diese Dinge betreffend, bezeugt der Jude Josephus selbst: „Wenn das Feuer an einem Punkte gedämpft war, so brach, wie an einem kranken Leibe, das Fieber wieder anderswo aus“³⁾. Wir machen nur noch darauf aufmerksam, wie sehr die weltlichen Messias Hoffnungen das Volk für die Stimme jedes Verführers empfänglich machen mußten. Ohne sie wären nicht Tausende bald dem Theudas, bald dem ägyptischen Gaukler, bald jenen Schwärmern nachgelaufen, die in der Wüste göttliche Wunderzeichen der Befreiung verhiessen⁴⁾.

7.

Ueber Bethätigung des hebräischen Geistes in Kunst und Wissenschaft ist aus dieser Zeit wenig zu melden. Die Poesie hat keine uns bekannten Erzeugnisse mehr hervorgebracht. Woher religiöse Lieder, wenn die Religion nicht mehr Sache des Herzens ist? Malerei und bildende Kunst waren den Juden, wie vordem, fremd geblieben. Nur die Baukunst lebte unter den Herodiern auf, wie nie mehr seit Salomons Tagen. Ihre Krone war der Tempel, den Herodes I. in größerem Maasstab als dem salomonischen aus weißem Marmor mit Goldverzierungen erbaute. Seine erhabene Pracht bewundernd, suchten die Römer ihn bei Jerusalems Eroberung mit äußerster Sorgfalt zu schonen; aber in glühenden Schutt sank das herrliche Bauwerk zusammen, nachdem es dem Feldherren Titus kaum vergönnt gewesen, einen Blick in sein Inneres zu werfen.

Was die Wissenschaften angeht, so waren die Priester, wie von Alters

2) Josephus, Antiquitt. 20, 11. 1.

3) Jüd. Krieg 2, 13. 6.

4) Ebendas. 2, 13, 4 u. 5.

her, die Aerzte ihres Volkes geblieben, in welcher Stellung sie unter Anderem auch dem Teufelaustreiben oblagen, weil nach damaliger Anschauung fallende Sucht und Geisteskrankheit aller Art dem Innemohnen eines oder mehrerer Teufel zugeschrieben wurde¹⁾).

Wie wir bereits angedeutet, ward die Sammlung der alttestamentlichen Urkunden kurz vor Christi Geburt geschlossen; das Jahr des Abschlusses ist unbestimmbar. Philo scheint das A. T. als Ganzes anzuführen, nennt aber nicht alle einzelnen Schriften desselben. Josephus erst führt in seiner Schrift gegen Apion fast alle alttest. Bücher auf und zählt deren 22. Die griechische Uebersetzung der alttest. Schriften ist De Wette zufolge bis 130 v. Chr. ganz oder größten Theils vollendet worden.

Um Christi Zeit blühten in Jerusalem und vielen andern Städten des Landes hauptsächlich der Gesezeskunde gewidmete gelehrte Schulen. Weiterblickende Lehrer mögen die Jünglinge wohl auch mit griechischer Literatur bekannt gemacht haben, wie denn Paulus, des Pharisäers Gamaliel Schüler, den Spruch 1. Kor. 15, 33: „Böse Geschwäße verderben gute Sitten“, wörtlich von dem hellenischen Dichter Menander entlehnt hat²⁾).

Die Juden waren durch ihr Exil mit persischen Religionslehren, besonders der Dämonologie bekannt geworden. Daher ihr krasser Teufelglauben zu Jesu Zeiten, gefördert durch die Vorstellung, daß die Götzen der Heiden eigentlich Teufel seien, welche die Menschen zu ihrer Anbetung verführt haben, wodurch z. B. der Göze Baal-Sebub unter dem Titel Beelzebub zum „Obersten der Teufel“ erhoben ward³⁾).

Hinwieder hatte Alexanders des Großen Zug die Juden mit griechischer Bildung und Religion bekannt gemacht, eine Bekanntschaft, die sich mit der Auswanderung einer immer größern Zahl nach Aegypten, besonders nach Alexandrien, dem damaligen Hauptsitz griechischer Cultur, fortwährend steigerte. Unter den alexandrinischen Juden fand zuerst eine geistige Verschmelzung des Hebraismus mit dem Hellenismus statt, was auf die Gestaltung der drei jüdischen Sekten auch im Mutterlande, besonders auf Sadduzäismus und Essäismus, jedenfalls nicht ohne Einfluß blieb. Die alexandrinische Richtung suchte entweder die jüdischen Meinungen durch griechische

1) Matth. 12, 27. 8, 28 ff. 17, 14 ff.

1) Es ist ein vollständiger Trimeter: φθείρουσιν ἡδὴ χρῆσθ' ὀμίλια κακά.

3) Matth. 12, 24.

Begriffe zu erklären, oder sie suchte die heil. Bücher auch als Quelle der griechischen Philosophie darzustellen und ward so wahrscheinlich die Mütter der allegorischen Schriftauslegung. Ihr vornehmster Repräsentant ist der Jude Philo, geb. etwa 30 Jahre vor Christus in Alexandrien. Unter seinen zahlreichen Schriften heben wir besonders seine „Apologie“ (Vertheidigungsschrift für die Juden) hervor. Er deutete den Mosa in den Moses hinein, so daß es allgemein hieß: „Entweder platonisiert Philo oder Plato philonisiert.“ Obwohl er daran festhielt, daß Moses unmittelbare göttliche Belehrung empfangen habe, wußte er doch Folgendes aus ihm herauszudeuteln: „Die Welt sei aus zwei Prinzipien entstanden, der beschaffenheitslosen Materie und Gott, als der Quelle alles Wahren, Guten und Schönen. Gott hat sich in die Materie versenkt, um daraus die Welt zu schaffen. Sein Verstand enthält das Musterbild der Welt, sein Wille die Naturkraft der wirklichen Welt. Ohne unmittelbare göttliche Einwirkung auf die Seele weiß der Mensch nur, daß ein Gott ist, nicht wie er ist.“ Man sieht, wenn dies die Lehre des Moses sein soll, so hat er seine unmittelbare Erleuchtung nicht von Gott, sondern von Philo empfangen. Trotzdem ist Philo unter den Philosophen jenes Zeitalters, obwohl der einzige namhafte jüdische, doch nicht der geringste gewesen. Er gehörte zu den Essäern, zeigte aber dessen ungeachtet eine umfassende Theilnahme für alle seine Stammesgenossen. Noch als Greis reiste er im Auftrag seines Volkes zum Kaiser Caligula, um seine Volksgenossen gegen die Verläumdungen eines Apion und Anderer zu vertheidigen. Nicht als Philosoph, aber wohl als Geschichtsschreiber hat sich unter den Juden hervorgethan Flavius Josephus; geb. 37 nach Chr., wahrscheinlich in Jerusalem. Er schrieb in griechischer Sprache die „jüdischen Alterthümer“ (Antiquitates), die Apologie gegen Apion und die Geschichte des jüdischen Krieges, den er persönlich mitgemacht. Daß er auch letztgenanntes Werk von seinem Parteistandpunkt aus geschrieben, sollte ihm nicht zu sehr verargt werden. Außerordentliche Geistes- und Willenskraft gehört dazu, als unparteiischer, unbefangener Geschichtsschreiber Ereignisse darzustellen, in deren Verlauf man selbst sehr stark Partei genommen. Die Schönrednerie, welcher sich Josephus bei jeder Gelegenheit hingibt, war damals Mode. Bei allen Mängeln sind seine Werke doch eine Hauptquelle für die Kenntniß damaliger Zeitumstände.

Zweites Kapitel.

Eine untergehende Welt.

(Schluß.)

1.

Von Jerusalem wenden wir uns nach Rom, dem Schauspiel des Untergangs der alten Gesellschaft von einem anderen Standpunkte zuzusehen, d. h. uns von den religiösen, sittlichen, politischen und literarischen Zuständen der römischen Welt zur Zeit ihres Verfalls ein Bild zu machen. Wir werden zu diesem Ende bis in die Zeit der Antonine herabsteigen müssen, wo die Auflösung der antiken Ideen, Sitten und Einrichtungen schon ganz unhemmbar geworden war. Die Betrachtung der spärlichen Lichtseiten, der fürchtbaren Schattenseiten dieses Bildes wird erkennen lassen, was der Ausbreitung des Christenthums im römischen Weltreich hinderlich und was ihm förderlich gewesen. Der Gesamteindruck wird sein: diese verrottete Welt konnte nicht mehr dauern; es mußte etwas Anderes kommen.

Im Zeitalter des Augustus war der alte Götterglaube bereits allgemein, bei den gebildeten Ständen wie unter der Masse des Volkes, tief erschüttert. Schon Cicero hatte geäußert, es glaube kein altes Weib mehr an Elysium und Tartarus. Ungeschont durfte Terentius, der 160 Jahre vor der Schlacht bei Actium geboren war, einen Wollüstling von öffentlicher Bühne herab sprechen lassen: „Warum soll ich, ein armer Sterblicher, nicht thun dürfen, was die Götter thun?“

Ennius, des Scipio Africanus vertrauter Freund, verspottete in seinen Gedichten die Wahrsager und Zeichendeuter. Augustus selbst zeigte sich als einen Verächter der obersten olympischen Götter. Unter Liberius ließ sich keine Jungfrau mehr zur Priesterin der Vesta weihen, bis man den Vestalinnen neue wichtige Vorrechte ertheilte, und unter Claudius waren die Ceremonien zur Einweihung eines Jupiterpriesters wie diejenigen zur priesterlichen Einsegnung der Ehen in Vergessenheit gerathen, ein Hauptbeweis für den Verfall des Väterglaubens auch unter der ungebildeten Volksmenge.

Wodurch die Gebildeten zur Verachtung der althergebrachten Religion geführt worden, wird die Darstellung der literarischen Verhältnisse zeigen. Schwieriger möchten die Ursachen, warum der große Haufe sich von der Volksreligion innerlich abgewendet, klar zu machen sein. Glückseligkeit für sich und die Seinen hatte auch der Heide bei der Gottheit gesucht. Die sollte der Preis seiner Opfer und Gebete und seines Gehorsams gegen die Gebote der Götter sein. Unfälliges Mißgeschick schrieb er dem Zorn irgend einer Gottheit zu, den er durch eigne Schuld auf sich geladen. Oder, wenn er sich keiner Schuld bewußt war, dem Neide der Himmlischen. Diesen Zorn und Neid suchte er, sei es durch Opfer, sei es durch sonstige Bußhandlungen, zu beschwichtigen. Nachdem aber die römische Herrschaft über den ganzen Erdkreis ausgebreitet war und in Folge dessen die Unterjochten die Ohnmacht ihrer nationalen Schutzgötter kennen gelernt hatten, unter der Blutsaugerei römischer Beamten seufzten, gegen die schändlichsten Gewaltthaten der übermüthigen Sieger nirgends mehr Schutz noch Hülfe fanden, als auch die römische Plebs von den Optimatenfamilien eine ähnliche Behandlung erfuhr und fast in allen Dingen die Schändlichkeit triumphiren, erhabene Tugend in fruchtlosem Ringen verbluten sah: da fing das getäuschte Volk an, die Macht, die Gerechtigkeit, selbst das Dasein der bislang verehrten Götter zu bezweifeln: das allgemeine Unglück war der erste Todesstoß in das Herz der vorchristlichen Religionen.

Andere Grundgedanken bargen sich unter dem geheimnißvollen Schleier der ägyptischen, andere unter den Wollüsten und Grausamkeiten der syrophönicischen, andere unter den poetischen Göttergestalten der hellenisch-römischen Religion. Ob nun auch diese verschiedenen Grundgedanken dem Volke nie klar zum Bewußtsein gekommen sein mochten, sie waren doch wirksam in der Ahnung und dem Gefühl der Gläubigen. Als aber durch die Religionspolitik der Römer nach und nach eine Vermischung aller Culte entstand, so daß die Oberherren die Götter der Beflegten auch unter die ihrigen aufnahmen und hinwieder hellenische und römische Gottheiten nach Asien und Afrika wanderten, da hatte die rein äußerliche Vermengung der prinzipiell so verschiedenen Religionen ein völliges Ersterben ihres idealen Gehaltes zur Folge, womit ihnen auch im Gemüth der Menge der Lebensnerv entzwei geschnitten war.

Vollends in Verachtung gerieth das alte Götterwesen, nachdem die römischen Kaiser angefangen, sich selbst und ihre Günstlinge noch bei Leb-

zeiten vergöttern zu lassen¹⁾. Sejanus, des Tiberius Günstling, brachte seiner eigenen Gottheit Opfer dar, öffentlich, ungestraft; ebenso der Kaiser Cajus Caligula, welcher es mit Heeresgewalt hatte erzwingen wollen, daß seine Bildsäule, göttlicher Ehren zu genießen, im Tempel zu Jerusalem aufgestellt werde, als ihn plötzlich das Schwert der Rache traf. Seine göttliche Verehrung durch Opfer und Altäre, sowie später die des Nero wagte der elende Senat nicht zu hindern, und nie mehr erholte sich diese vormals so ehrwürdige Versammlung von solcher Schande. Sie sank vielmehr so tief, daß Kaiser Domitian jedes seiner Edikte beginnen durfte mit den Worten: „Wir als Herr und Gott verordnen.“ — Mochte die Apotheose der Kaiser, zuerst nur nach ihrem Tode geübt, sich auf die alt hergebrachte Heroenverehrung (Romulus) gründen; nur um so lächerlicher und erbärmlicher erschien dem natürlich unbefangenen Gefühl die göttliche Verehrung von Menschen, welche, halb wahnsinnig von Wollust und Blutgier, von Geiz und Habsucht, Sklaven entmenschter Dirnen und Lotterbuben, den Thron der Cäsaren schändeten, um meist unter den Dolchen derer, welche ihnen geopfert, ihr Leben auszuhauchen.

Die Götter Homers und Hesiods, wie nicht minder die altrömischen Gottheiten, hatten ihrer nackten Natürlichkeit ungeachtet, einen gewissen sittlichen Gehalt. Daß dieser schon vor der Kaiserzeit keinen Einfluß mehr übte, ist ein fernerer Grund, warum die Glaubenslehren der Religion selbst unter der Volksmenge ihren Boden verloren. Denn gleichwie mit der Reinheit religiöser Ueberzeugung und durch dieselbe die Sittlichkeit steigt, so fördert hinwieder die Sittlichkeit die religiöse Ueberzeugung, so erschüttert auch Entsittlichung den religiösen Glauben selbst.

Zu Alledem kam nun noch die Erweiterung des Gedankenkreises unter dem Volke durch den vielfältigen Verkehr, den geistigen Austausch aller Nationen, welchen die Ausbreitung des römischen Weltreiches hervorgerufen, und der Einfluß der gebildeten Stände auf die ungebildeten, zwei Mächte, die auch den Handwerker, den Bauer und gemeinen Soldaten zum grübelnden Nachdenken über die Glaubenslehren antrieben und die kindlich naive Auffassung der nationalen Religionen gewaltig erschütterten. Dem Einfluß

1) Betreffend die Vergötterung des Caligula läßt Seneca einen der Götter sagen: „Sonst war es ein großes Ereigniß, ein Gott zu werden, jetzt ist dies keine Ehre mehr in der öffentlichen Meinung.“

der gebildeten Spötter und Philosophen widerstand keine geschlossene Priesterkaste, so weit das kaiserliche Szepter reichte. (Der ägyptischen fehlte zum guten Willen die Gewalt.) Den letzten Rest religiösen Gefühls überwand bei Vielen die Reize der Dichtung, unter deren Hülle Lucretius und Horatius ihre epikuräische Lebensanschauung in die Gemüther einzuschmeicheln mußten.

2.

Zerstören ließ sich die Volksreligion leicht, nachdem die ihr zu Grunde liegenden Ideen aus Bewußtsein und Gefühl verschwunden waren. Da aber die Philosophie, obnehin in viele Lehrmeinungen zersplittert, von der Volksmenge nicht verstanden ward und somit auch nicht die Stelle der Volksreligion vertreten konnte, so that dies der Aberglaube, zu welchem schon von Alters her Stoff und Neigung genug vorhanden gewesen. — Daß die Römer in ihrer Tagwählerei, in Beobachtung der heiligen Hühner, des Vogelfluges und der aufgeschnittenen Opferthiere, um hieraus zu weissagen, fortführen und bei ihnen auch das Ansehen der sibyllinischen Bücher aufrecht blieb, daß die ärgsten Spötter unter Hellenen und Römern in der Noth dem Apollon einen Dreifuß, in Krankheit dem Asklepios einen Hahn gelobten, wäre für sich allein noch nicht als ein Zeichen überhandnehmenden Aberglaubens zu betrachten. Wie die Römer von den Seelen der Verstorbenen dachten, wundern wir uns auch nicht über den krassen Gespensterglauben, der sich schon in der Erzählung von dem zweimaligen Gesicht des Republikaners Brutus, Cäsars Mörder, noch mehr in spätern Geisterbeschwörungen kund gibt. Dies vielmehr ist das untrügliche Zeichen des wachsenden Aberglaubens, daß man sein Heil in den zuchtlosesten Orgien orientalischer Culte, in der ausländischen Magie aller Art zu suchen allgemein anfing. Vergeblich hatte der Senat 53 vor Chr. den Tempel der Isis und des Serapis zerstören lassen, derselbe ward bald wieder aufgebaut. Der Isis-, Kybele- und Adonisdienst nahm, selbst unter den Vornehmsten, immer mehr überhand und führte zu womöglich noch größern Scheußlichkeiten als die Bacchanalien¹⁾. Was geraume Zeit vor ihnen im Geheimen war getrieben worden, ward durch den syrischen Sonnendienst des Kaisers Hellogabalus (219 nach Chr.)

1) Vgl. Thl. II, S. 211 — 12.

und die zur Erforschung der Zukunft eifrig geübte Rindenschlächterei des Valerianus (253 — 260 nach Chr.) nur seiner größern Deffentlichkeit überliefert.

Aus Babylonien, Palästina, Syrien und Aegypten ergossen sich Schaa-
ren von Betrügnern durch das ganze römische Reich, welche als Traumbenter,
Wahrsager, Wunderärzte, Zauberer bei Hohen und Niedern die bereitwilligste
Aufnahme fanden. Bei den Griechen hießen sie Soeten, bei den Römern
entweder Magier oder Chaldäer. Einen Chaldäer als förmlich Angestellten
zu haben, gehörte bald bei den vornehmen Häusern Roms zum guten Ton,
auch Könige und Fürsten bedienten sich dieser Leute, wie denn z. B. Herodes
Archelaus, nachdem sein ächt herodisches Gewissen einen fatalen Traum ge-
träumt, etliche Wahrsager und Chaldäer kommen ließ, um ihre Auslegun-
gen zu hören. Die Zauberer jüdischer Abkunft rühmten sich der Künste
Salomons, die Aegypter traten insbesondere als Schlangenbeschwörer auf.
Aber auch Ephesus in Kleinasien war berühmt als ein Hauptstz der Zau-
berei, vermuthlich von der mythischen Secte ihres Artemiscultus her.
Plutarch im Symposion erwähnt der ephesischen Zauberformeln (*Ἐφεσια
γράμματα*), welche man in gewissen Fällen entweder hersagte oder, auf
Bergamentstreifen geschrieben, als Amulette bei sich trug. Nicht zufrieden,
sich von Zauberern bedient zu sehen, studirte man auch selber höchst eifrig
die damals schon unterschiedene weiße und schwarze Magie. Als Frucht der-
artiger Studien trieben ärmere Weiber einen schwunghaften Handel mit
Liebestränken, wobei es begreiflich ohne Stk nicht zu machen war. Vor-
nehme Römerinnen waren in Privatverlegenheiten eifrige Oskettantinnen
dieser schmutzigen und verbrecherlichen Wissenschaft. Wie sehr schon zur Zeit
des Augustus die Liebeszauberei in Rom Mode war, bezeugt Virgil²⁾. Bei

2) In der Aeneis (IV., 478 fg.) sagt Dido zu ihrer Schwester Anna:
Preise mich glücklich, o Schwester! ich fand ein sicheres Mittel,
Das ihn (den Aeneas) mir wiedergibt, wo nicht, von der Liebe mich löset.
An des Oceanus Gränz' und nahe der sinkenden Sonne
Liegt der Aethiopier äußerstes Land, wo der mächtige Atlas
Auf der Schulter den Pol den sternumschimmernden drehet.
Dort her zeigt sich die Priesterin mir des massilischen Volkes'. . . .
Diese verspricht durch Zauberbesang die Sorgen zu lösen,
Welche sie will, und andre mit Liebesqual zu beladen,
Flüsse zu hemmen im Lauf und zurück die Sterne zu wenden;
Auch beschwört sie die Manen der Nacht. . . .

seinem Zeitgenossen Horaz erscheinen diese abergläubischen Praktiken schon in ihrer furchtbarsten Ausartung³⁾. Natürlich konnte es damals, wie das in allen Perioden sozialer Auflösung der Fall ist, nicht an Gagliostro fehlen. In der Zahl derselben erfreute sich besonderer Berühmtheit der mit Anfang der christlichen Zeitrechnung geborene Pythagoräer Apollonios von Thyana in Kappadokien. Er stand bei Kaiser Vespasian im Ansehen eines Orakels und es wurden ihm ganz ähnliche Wunderthaten zugeschrieben, wie den Saint-Germain und Balsamo im 18. Jahrhundert.

3.

Während die Zerstörung der alten Volksreligionen sich dermaßen Schritt für Schritt vollzog, gelangten höher Gebildete zu den Ideen des Monotheismus, einer geistiger gefassten Unsterblichkeit und einer mehr verinnerlichten Frömmigkeit, wie dies im dritten Buch unserer Religionsgeschichte SS. 200 und 220 dargestellt worden ist. Solche glücklicher organisirte Geister standen aber so vereinzelt, daß sie keinen durchgreifend positiven Einfluß gewinnen konnten. Um so mächtiger wirkte auf alle tiefen Gemüther die Erwartung einer neuen bessern Zeit, wie sie sich in einzelnen Stellen der Dichter und in den durch das ganze Morgen- und Abendland verbreiteten messianischen Prophezeiungen aussprach. Zwar können wir, wenn Kirchenväter, wie Eusebius und Augustinus, die berühmten Verse der 4. Ekloge des Virgil, in welchen der Dichter den zu erwartenden Sohn des Asinius Pollio als den Vorläufer der Wiederkehr des goldenen (saturninischen) Zeitalters feiert¹⁾, als eine unmittelbare Vorherverkündigung des Messias deuteten, diese Deutung nur als eine ganz willkürliche bezeichnen. Dennoch aber ist gewiß, daß sich in dem bezeichneten Gedicht das sehnsüchtige

3) Horat. epod. carm. V.

1). Schon ist das Ende der Zeit nach dem Liede von Cumä gekommen
Und großartig beginnen den Lauf ganz neue Geschlechter.
Schon kehrt Asträa wieder, es kehrt Saturnus' Regierung,
Neue Geburten entsteigen nun bald dem erhabenen Himmel.
Sei nur dem werdenden Knaben, mit dem sich das eiserne Alter
Schließt und die goldene Zeit aufsteiget dem sämtlichen Erdbreis,
Sei nur, keusche Lucina, ihm hold. . . .

Gefühl der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Veränderung ausspricht. Und gewiß ist ferner, daß im ganzen Orient, wohl durch die überall anfässigen Juden verbreitet, die Kunde vom bevorstehenden Auftreten eines mächtigen Judenkönigs umging ²⁾.

In das Abendland, nach Rom selbst, drang das Gerücht in dieser Gestalt: die Weltherrschaft solle an das Morgenland gelangen und die Natur den König des Weltreiches unmittelbar erzeugen, eine Fassung, welche wahrscheinlich unter Mitwirkung persischer Magier, die sich ihres Sokosch ³⁾ erinnerten, entstand. Aehnlich faßte noch Domitian, 81 nach Chr., die messianischen Prophezeiungen auf. Er hatte vernommen, daß aus Davids Geschlecht ein großer König hervorgehen werde, und auch, daß die Christen Jesum ihren König nennen. Da es nun hieß, von Jesu Bruder, Judas, seien noch einige Enkel am Leben, ließ er diese vermeintlichen Kronprätendenten aufspüren und vor sich bringen. Zum Glück benahmen ihm die schwierigen Hände und die ländliche Einfalt derselben seine Herzensangst, so daß er sie unversehrt entließ.

Mit nicht geringerem Erfolg, als diese Hoffnungen, Prophezeiungen und Gerüchte, arbeiteten, wenn schon ganz wider Willen, jene Schriftsteller dem Christenthum vor, welche theils die Anthropomorphismen, theils die Widersprüche der Volksreligionen in schonungsloser populärer Sprache aufdeckten. Der bereits erwähnte Ennius hatte die Schrift des Griechen Eubemeros übersetzt, worin zu beweisen versucht worden, daß die gesammten Götter nur Menschen seien, welche die Sage theils um ihrer Tugenden, theils um der Größe ihrer Gewaltthaten willen vergöttert habe. Besonders zu beachten sind aber die satirischen, vorwiegend in Gesprächsform gehaltenen Schriften des Lukianos von Samosata, welcher im Zeitalter der Antonine blühte. In seinen „Göttergesprächen“ geißelte er die unsittliche Auffassung der Gottheit, deren unendlich mannigfachen Gestaltungen der Hellenismus alle Schwächen, Leidenschaften und Laster der verdorbenen Menschennatur zugeschrieben. Bei seinem regen Sinn für das Schöne konnte nur ein geläutertes sittliches Bewußtsein den Olymp mit solcher vernichtenden Satire angreifen. In den „Todtengesprächen“ spottet Lukianos der Unsterblichkeitslehre, indem er darthut, wie die Seelen in der Unterwelt den Charakter

2) Sueton. Vespas. IV. Tacit. histor. V, 13.

3) Vgl. Ehl. I, S. 181.

ihres irdischen Lebens fortwährend behaupten müßten. Das Stück „Brus in dialektischer Noth“ deckt meisterhaft auf, wie die Lehren von dem willkürlichen Walten der Götter, von der sittlichen Verantwortlichkeit der Menschen und der Vergeltung in der Unterwelt einerseits, und die Lehre von der ewigen Nothwendigkeit alles Geschehens, wonach Götter und Menschen den drei Schicksalsschwestern (Moiren) unterworfen sein sollen, mit einander in Widerspruch stehen. Die Ohnmacht der Götter, ihre Abhängigkeit vom Glauben der Menschen schildert trefflich „Zeus in tragischer Stimmung“, in welcher Satire die Götter in voller Versammlung zuhören müssen, wie der Epikürer Damis dem Stoiker Timokles aufs Glänzendste beweist, es gebe keine Götter und von einer Weltrregierung solcher sei keine Rede. Die Götter selbst ärgern sich über die plumpe Ungeschicklichkeit ihres Vertheidigers.

Gerade aus der zerschenden Skepsis des Lukianos aber ersteht man, welche Fragen in jener Zeit religiöser Auflösung denkende Männer hauptsächlich beschäftigten. Das war ein Fasten und Suchen nach einer Weisheit, welche dem Herzen den ersehnten Frieden geben sollte, ein Forschen über das Wesen der Gottheit, ein Fragen, ob die Menschenseele unsterblich sei oder nicht. Seien die „Recognitionen“ auch fälschlich dem Römer Clemens zugeschrieben, nur ein vom Heidenthum neubekehrter Christ konnte die Worte schreiben, welche die bange Ungewißheit der von religiösen Zweifeln bestürzten Gemüther in jener Uebergangszeit so meisterhaft veranschaulichen: — „Ich besuchte die Schulen der Philosophen; dort fand ich Nichts, als Aufbauen und Niederreißen der Systeme und vielfältigen Streit der Ansichten. Bald siegte die Lehre, daß die Seele unsterblich sei, bald die entgegengesetzte. Siegte jene, so freute ich mich; siegte diese, so wurde ich traurig.“ Der Verfasser erzählt sodann, er habe nach Aegypten reisen und daselbst durch einen Zauberer einen Geist heraufbeschwören lassen wollen, um von diesem Gewißheit über die Unsterblichkeit zu erlangen. Auf die Warnung eines Freundes jedoch, „die Gottheit zürne, wenn man die Seelen der Verstorbenen beunruhige,“ habe er diesen Voratz aufgegeben.

4.

Die Herrschaft über den Erdkreis erkaufte der Römer mit dem Verlust seiner Bürgertugend. Die unermessliche Beute der Heere und ihrer Feldherren

Und ein zu zügellosem Genuß und verleidete den Enkeln die harte Arbeit, die einfache Lebensweise der Altvorderen. Der Reichthum mehrte sich bis zu dem Grade, daß Cicero mit einem Vermögen von mehr als einer Million Thaler noch nicht zu den reichen Senatoren gehörte und ein Verschwender sich aus Furcht vor Hunger und Kummer entleibte, nachdem sein Vermögen bis auf 250,000 Thaler abgenommen. Die Genußsucht kannte keine Grenzen mehr. Während das Auge an die Pracht der silbernen und goldenen Geschirre, der Edelsteine und kostbaren Statuen sich gewöhnte, sammelten sich die Erzeugnisse aller Länder und Meere bei einem einzigen Schmaus des Reichthums, und als hätte die Seele ihren Sitz im Gaumen aufgeschlagen, ergözten sich diese an einem Mahle von Nachtigallenzungen, während der Wahnsinn Anderer es köstlich fand, in Essig aufgelöste Perlen zu verschlingen. Wer nicht reich war, machte den unterthänigen Schmarozer, oder schlug sich zum Proletariat, dessen Gelüste man mit Brot- und Geldaustheilungen kümmerlich zu beschwichtigen mußte. Mit der Schwelgerei verband sich die Unzucht in gräulichster Ausdehnung und Gestalt. Die Ehe, welcher meist Scheidung oder Vergiftung des einen Ehegatten ein Ende machte, hielt nicht ab vom fleischlichen Umgang mit jedem beliebigen Gegenstand des flüchtigen Triebes, und fand ihre äußerste Herabwürdigung, als Cäsaren, wie Nero, sich mit Junglingen zu verheiraten anfangen¹⁾. Von

1) Das Fest, welches der förmlichen Hochzeit Nero's mit dem Freigelassenen Pythagoras vorherging, beschreibt Tacitus (Annal. XV, 37) so: — Auf dem See des Agrippa wurde ein Floß erbaut, auf welchem das zubereitete Mahl, von Schiffen gezogen, sich fortbewegte. Die Schiffe waren mit Gold und Elfenbein ausgelegt, die Ruder wurden von Buhlnaben gehandhabt, die man nach ihrem Alter und ihrer Geübtheit in Wollüsten einreihete. Aus entlegenen Erdgegenden hatte man Geflügel und Wildpret, aus fernem Meeren Fische herbeigeschafft. Auf den Dammufeln des Teiches standen Bordelle, angefüllt mit vornehmen Frauen; gegenüber erblickte man völlig nackte Freudenmädchen, die sich in obscönen Attitüden übten. Hierauf unzüchtige Tänze, und als die Dunkelheit einbrach, erschallten weit umher der Hain und die umliegenden Gebäude von Gesang und erglänzten von Fackelschein. Nero selbst, in natürlichen und widernatürlichen Lüsten schwelgend, schien jede Art schändlichster Verworfenheit erschöpft zu haben, hätte er nicht wenige Tage nachher einen aus jener lasterbesudelten Motte, dessen Name Pythagoras war, nach der Weise förmlichen Eheverlöbnißes geheiratet. Dem Imperator ward der feuerfarbene Brautschleier übergehungen, man sah Priester, Mitgift, Brautbett, Hochzeitsfackeln, — kurz, Alles war zur Schau gestellt, was selbst bei der legitimen Verbindung mit einem Weibe die Schatten der Nacht ver-

den Frauen des Claudius, Messalina und Agrippina, nicht zu reden, konnte selbst die Tugend und Milde eines Marcus Aurelius seine Kaiserin Faustina nicht von hundertfachem Ehebruch abhalten; sie soll „oft in dem Untersten aller Sterblichen noch persönliche Vorzüge entdeckt haben.“ Die Früchte der srankenlosen Unzucht brauchten herzlosen Müttern nicht bange zu machen: das Gesetz erlaubte die Aussetzung der Kinder, und die Mehrzahl der Mütter beeilte sich, nach der außerehelichen Niederkunft, zu zeigen, wie der Mensch noch unter das Thier herabsinken kann. Von elterlicher Erziehung, selbst der ehelichen Kinder, war nicht die Rede mehr. Schon Cornelia, der Gracchen edle Mutter, war ein Böhnix unter den damaligen Müttern. Den Sklaven blieb die Erziehung der römischen Knaben überlassen. Verführung zu den unnatürlichsten Lastern war nicht selten die Beigabe dieser saubern Erziehung; doch konnten die Sklaven sich auf das Beispiel der Eltern und übrigen Verwandten beziehen, welche, wie Quintilian klagt, das Kind belächelten und küßten, wenn es ein recht unverschämtes oder schmutziges Wort ausgesprochen.

Eine nicht minder ergiebige Quelle der Zerrüttung des Familienlebens, als Schlemmerei und Wollust, war die Sklaverei. Durch die zahlreichen Kriege mit Sklaven, zu welchen die Gefangenen herabgewürdigt wurden, reichlich versehen, ward der Römer harter Arbeit entwöhnt, die Römerin aus einer betriebjamen Hausmutter in eine träge, puß- und gefallsüchtige Gebieterin verwandelt. Uneingedenk, daß auch mancher freigeborne Römer kraft harter Schuldgesetze von seinem Gläubiger zum Sklaven gemacht worden, galt der Sklave als eine Sache, mit welcher man alles Beliebige anfangen dürfe. Sklaven und Sklavinnen waren die nächsten Werkzeuge der

hüllen. — Wie hier, zeichnet der größte Geschichtschreiber Roms noch an zahlreichen Stellen seiner Historien und Annalen die ungeheure Sittenverderbniß der römischen Kaiserzeit. Ferner thun dies bekanntlich Suetonius in seinen Biographien der Cäsaren (besond. Tiber. 43 — 44), Petronius in seinen Libri Satiricon, diesem Epos der Päderastie, endlich der Epigrammatiker Martialis, die Satiriker Persius und Juvenalis. Des Letzteren 6. Satire, deren Heldin die Kaiserin Messalina, ist das furchtbarste Sittenbild, welches je entworfen worden. Wenn man diese Schildereien liest, begreift man, wie sehr Gregorovius („Figuren“, S. 388) recht hatte, von einem Tiberius, Caligula, Claudius, Nero zu sagen: „Diesen Menschen warf eines Tages der Zufall die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos, sie hätten in ihrem Wahnsinn die Erde auf einmal ausschürfen mögen, wie ein Ei.“

Unzucht und des Ehebruchs; der wohlhabende Römer lebte unter seinen Sklavinnen, wie in einem Harem. Bei großartigen Gastmählern waren es wiederum Sklaven und Sklavinnen, welche sich den thierischen Trieben der trunkenen Gäste, oft vor aller Augen, preisgeben mußten. Beim geringsten Versehen konnte ein tyrannischer Gebieter sie martern oder tödten. Die Murränen in den Fischteichen großer Herren wurden fett von dem Fleische zerhackter Sklaven. Verkauft zu werden an einen strengern Herrn, war noch das Mildeste, was man über Fehlbare verhängte.

Wie erbarmenswürdig nahmen sie sich aus mitten in solchem Familienleben, die griechischen Hausphilosophen der vornehmen Römer, welche den Herrn auf seinen öffentlichen Gängen begleiten mußten, damit er für einen Freund und Gönner der Wissenschaften gälte, oder ergebenst mit dem Vorlesen einer moralischen Abhandlung innehielten, wenn der Dame vom Hause mittlerweile ein Billet zum ehebrecherischen Stelldichein zugesteckt wurde²⁾.

Würdig solcher Familienverhältnisse waren die öffentlichen Volksfreuden. Schon Cäsar kannte das römische Proletariat, welches um „Brot und Spiele“ jeder Unterdrückung seinen Beifall gab, jedem Frevler an der Republik zujuchzte. Hatten sich doch die auserlesensten Schwindler, die gemeinsten Strolche und Gaudiebe nach und nach in der genuß- und industrie-reichen Weltstadt von allen Enden scharenweis zusammengefunden. Das gab, verbunden mit dem süßen Böbel aus Marius, Sulla's und Catilina's Tagen, schon eine rührsame Grundsuppe. Von einem ehrenwerthen Mittelstand; wie er unter der Republik geblüht, waren kaum noch Spuren vorhanden. Vereint mit den Böbelscharen in den riesigen Amphitheatern, sahen die Vornehmen den blutigen Thier- und Gladiatorenkämpfen zu, juchzten, klatschten Beifall, wenn Hunderte zumal verröchelnd im rothen

2) Auch sie — die vornehmen blaustrümpfigen Damen — führen ihre Rhetoren, Grammatiker und Philosophen mit sich. Was aber das Lustigste ist, sie hören die Vorträge ihrer Gelehrten nur am Puztische oder über der Tafel an. Da kann es denn oft der Fall sein, daß, während der Philosoph in einer moralischen Abhandlung begriffen ist, eine Zofe eintritt und der Gebieterin ein Briefchen ihres Geliebten einhändigt. Nun muß der Sittenlehrer stehen und warten, bis sie ihrem Buhlen eine Antwort geschrieben, und dann erst hüpfst sie wieder herbei, um die Tugendpredigt vollends anzuhören. Lukianos, „die gedungenen Gelehrten“ (36), in welcher Abhandlung die Stellung der griechischen Philosophen in der Gesellschaft der römischen Kaiserzeit höchst ergötzlich geschildert wird.

Sünde sich wälzten, freuten sich noch mehr der schamlosen Obscönitäten, welche auf den gewöhnlichen Theatern dargestellt wurden, machten Chorus mit den Zotenliedern des Pöbels bei den prunkvollen Umzügen an den Götterfesten. Ja, Senatoren und adelige Matronen ließen sich herab, in der Arena als Gladiatoren zu kämpfen und ließen ihre Söhne und Töchter um Geld die zuchtlose Bühne betreten. Im Rausch und Tumult rasender Bacchanalien gaben sich die vornehmsten Römerinnen selbst Sklaven und Gladiatoren preis, ja sie thaten sogar, von unersättlicher Brunst und unersättlicher Habgier gleichermaßen gestachelt, in den Bordellen Dienst. Die römische Satire erstirbt gleichsam in diesem Schmutz; sie kann den kolossalen Stoff der Verworfenheit nicht mehr bewältigen. „Alles — so brandmarkt Seneca seine Zeit ³⁾ — ist voll von Verbrechen und Lastern. Es wird mehr gestrevelt, als durch Gewalt geheilt werden könnte. Ein ungeheurer Streit der Verworfenheit wird gestritten. Mit jedem Tage wächst die Lust zur Sünde, mit jedem Tage sinkt die Scham. Verwerfend die Achtung vor allem Besseren, stürzt sich die Lust, wohin es sei. So öffentlich ist die Verderbniß geworden und in allen Gemüthern ist sie so mächtig, daß Unschuld nicht mehr bloß selten, sondern gar nicht mehr vorhanden ist.“

5.

Sittenlosigkeit und Verbrechen verbreiteten sich von Rom aus über ganz Italien. In die Provinzen sandte es durch seine Proconsuln, Proprätoren und Procuratoren, durch seine Heere und Feldherren Erpressung, Armut und Mißhandlung; denn aus der Beute allein konnte der römische Luxus nicht bezahlt werden. Einen Maßstab desselben gibt es, wenn Plinius berichtet, daß sich die Enkeltochter des im Orient durch seine Erpressungen verrufenen Collus bei Fackelschein mit einem Schmucke von 40 Millionen Sestertien an Werth habe sehen lassen. So müheten sich die Kaiser Caligula und Vitellius, je die Steuer einer ganzen Provinz an einer einzigen Mahlzeit zu verschlingen. Heliogabalus wälzte sich nackt im Golde; das gehörte zu seinen größten Wollüsten. Raub und Erpressung, sodann die gewaltigen Bauten, Straßen, Wasserleitungen, Brücken, Wälle, bei

3) De ira, II, 8.

deren Herstellung immer die Provinzen in Anspruch genommen wurden; hatten zur Folge, daß ganze Länder in Hungersnoth geriethen, Städte unter der Last ihrer Schulden erdrückt wurden. Was auch in Ruinen noch die Bewunderung der späteren Geschlechter blieb, war der Fluch der damals lebenden.

Wenn unter Augustus noch nach Möglichkeit Recht und Gerechtigkeit gehandhabt wurden, so trat von Tiberius an und unter dessen verworfenen Nachfolgern die Umkehr alles Rechtes ein. Der tollen Willkür auf Seiten der Herrscher entsprach die Niederträchtigkeit auf Seiten der Untertanen, die allgemeine Heuchelei und Feigheit, das Spionenswesen, die bronzefirnige Angeberei, die Feilheit der Beamten, die Brutalität der Offiziere und Soldaten gegen Behörden und Bürger. In diesem rasenden Strudel der Corruption erschien die Tugend entweder geradezu als Verbrechen oder machte wenigstens verdächtig und konnte die schamloseste Schlechtigkeit mit Erfolg Anspruch auf Loyalität erheben.

Es half den Bewohnern des ungeheuren Reiches wenig, daß von Augustus an die römische Rechtsgelehrsamkeit in Blüthe kam. Je genauer die Rechtsätze formulirt wurden, desto weniger factische Geltung hatten sie zu einer Zeit, wo die Gewalt Alles, die Menschenwürde Nichts war. Alles, was die verständigeren und wohlgesinnteren der Cäsaren zur Dämmung des Verderbens versuchten, erwies sich als eitel, denn es half nur momentan, und nach solchen zeitweiligen Stillständen nahm der Zersetzungsprozeß in seinem Vorschreiten nur noch kolossalere Dimensionen an. Eitel waren die Senatsbeschlüsse gegen das Eindringen der unzuchtigen Culte des Orients, wie gegen die freiwillige Prostitution der patrizischen Frauen. Jene drangen immer wieder durch, diese nahm sich kaum die Mühe, einen durchsichtigsten Schleier der Heimlichkeit umzuwerfen. Eitel erwies sich das Ankämpfen von Männern altrepublikanischer Gesinnung, wie der jüngere Cato einer war, gegen die Ueberfluthung des Sklavenstins und der Zuchtlosigkeit. Vergebens auch ließen ergrimimte Patrioten die Skorpionengeißel der Satire mit furchtbarer Wucht auf die Rücken ihrer Zeitgenossen fallen. Mochte ein Cäsar wie Trajan für eine Weile das Ansehen der Ehe wieder herstellen; mochte unter der Regierung der Antonine ein Schein von Glück über das weite Reich sich verbreiten, — ein Commodus genügte, um alle Beirührung trefflicher Vorgänger rasch wieder zurichte zu machen. Mochte der Sodomsapfel jenes Zeitalters bisweilen noch so hell glänzen, innerlich blieb er doch

faul. In einer solchen Welt mußten edlere Geister zuletzt auf die Ansicht kommen, der Selbstmord sei eine Tugend und die Freiheit dazu ein Vorzug der Menschen vor den Göttern.

6.

Aller Eroberung und Unterdrückung ist eine Gränze gesetzt und den Weltreichen zum Glück der Menschheit keine Dauer verliehen. Die Wölfin Rom hatte sich vollgefressen von dem Raub der Welt, aber verdauen konnte sie denselben nicht. Als die römische Republik nach Ueberwältigung der Nebenbuhlerin Karthago, ihre Macht über ganz Italien und seine Inseln und dann immer weiter und weiter nach allen Himmelsstrichen hin ausdehnte, begann auch sofort ihre lange und schreckliche Agonie. Der Kampf zwischen der aristokratischen Oligarchie und der Demokratie oder besser Demagogie war das Vorspiel zur Monarchie. Die geschichtliche Nothwendigkeit derselben, in Julius Cäsar zu hellem Bewußtsein gekommen, ist heutzutage jedem Kenner der Geschichte klar. Der genialste Römer mordete die Republik nicht, er bestattete nur ihre Leiche und trat die Hinterlassenschaft an. Wie wenig Cäsars Mörder ihre Zeit kannten, wurde ihnen bei Philippi bewiesen.

Eine Republik ohne Republikaner, d. h. ohne eine starke Majorität von arbeitsamen, ehrbaren und patriotischen Bürgern, ist nur ein Phantom und daher konnte, nachdem Augustus die äußerliche Convenienz der republikanischen Verfassung noch hatte fortbestehen lassen, schon Tiberius durch Verlegung der Comitien in den Senat und durch sein Majestätsgesetz diesen Schein vollends beseitigen. Der römische Senat war jetzt nur noch der elende Handlanger orientalischer Despotenlaune. Palastrevolutionen bestimmten fortan das Schicksal der römischen Welt. Unter dem Joch cäsarisch-prätorianischer Tyrannei, im Taumel namenloser Lüste, büßten die Römer geistige Energie und physischen Muth ein. Die Wehrkraft bestand bald nur noch aus geworbenen Provinzialen und Barbaren. Das Reich kam an Fremde. Beim Untergang des augustischen Hauses mit Nero, beim Erlöschen des flavischen mit Domitian bestieg zuerst ein Kretenser, Nerva, dann ein Spanier, Trajan, den Thron der Cäsaren. Unter Diokletian ging die Siebenhügelstadt auch noch des Vorrechts verlustig, die Residenz der Kaiser zu sein.

7.

Wenn nach Vorstehendem die mit Strömen von Thränen und Blut bezahlte Ehre, dem römischen Weltreich anzugehören, für die Völker in politischer und moralischer Beziehung eine traurige war, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß die Ausdehnung dieses Reiches über so viele Gestade und Provinzen die Culturarbeit der Weltgeschichte bedeutend gefördert hat. Unter den besseren Kaisern zog die antike Civilisation immer weitere Kreise. Die vielfachen Bedürfnisse eines feineren Lebensgenusses, durch die Wechselbeziehungen von so vielerlei Nationalitäten, Sitten, Klimate vermittelt, trieben zur Entwicklung der Landwirthschaft und veredelten den Gartenbau. Der Luxus in Bauten, Geräthen, Trachten und Waffen beschäftigte Millionen fleißiger Hände und führte einen allgemeinen Aufschwung der Gewerbe und Künste herbei, welche letzteren freilich stets den Stempel der Nachahmung trugen. Die römische Kunst zehrte von den hellenischen Vorbildern, erreichte sie nur sehr selten, übertraf sie nie. Mit großer Sorgfalt wurde der materielle Verkehr ermutigt und unterstützt. Der im Inneren des Reiches herrschende Friede, die alle Provinzen durchschneidenden und als in einem Focus in der Hauptstadt zusammenlaufenden prächtigen Heerstraßen, das im ganzen Reiche geltende gleiche Recht, Maaß, Gewicht und Geld, — alles dieses wirkte höchst vortheilhaft auf Handel und Verkehr. Ebenso ein weiterer Umstand, welcher auch die Ausbreitung des Christenthums sehr begünstigte, nämlich, daß zwei Sprachen die ganze römische Welt beherrschten, die lateinische, in welcher alle administrativen und gerichtlichen Verhandlungen statt hatten, und die griechische, als universelles Organ aller höheren Bildung.

Diese war, wie Jedermann weiß, in Rom stets nur ein Sezling des Hellenismus gewesen. Die Römer hatten die hellenischen Götter bei sich eingebürgert ¹⁾ und trieben dann auch Wissenschaften und Künste, Beredsamkeit und Poesie nach griechischer Manier, wenn auch nicht im griechischen Geiste. Denn das hellenische Schönheitsideal blieb im Grunde den Römern doch stets ein fremdes, künstlich anempfundenes, um nicht zu sagen, mit plumper Faust gewaltsam angeeignetes. Die rohen Anfänge der römischen Poesie ²⁾,

1) Vgl. Thl. II, S. 207 fg.

2) Carmina Saliaria, carmina amoebaea; ferner die Fescenninen und Atellanen, dialogisirte Farcen.

aus welchen sich später nur die eine eigenthümliche Dichtgattung der Satire entwickelte, traten, als die Bekanntschaft mit der hellenischen Literatur gemacht war, sofort in den Hintergrund. Die Nāvius und Ennius, Pacuvius und Attius zwangen das noch ungelente lateinische Idiom in griechische Formen und Rhythmen. Plautus und Terenz verpflanzten die Charaktere, Motive und Situationen der „neueren“ attischen Komödie nach Rom. Lucretius, in seinem schon früheren Orte³⁾ berührten Lehrgedicht *De natura rerum* schulte den praktischen Realismus seiner Nationalität an der philosophischen Doctrin Epikurs und machte mit römischer Mannhaftigkeit den Versuch, die Grundfragen des Menschendaseins zu lösen. An Energie der Begeisterung und Leidenschaft kommt seinem Gedicht kein anderes römisches gleich.

Nach dem Untergange der Republik erlebte, im Zeitalter des Augustus, die griechische Dichtung eine Nachblüthe in lateinischer Sprache. Die Poesie galt am Hofe der Cäsaren für einen integrierenden Theil der feinen Lebensart. Die Nachahmung griechischer Muster, schon in den Gedichten des Catullus fein und geschmeidig aufgetreten, erreichte jetzt, durch große Talente gepflegt, den Gipfel der Eleganz. Wenn auch wenig selbstständige Inspiration, so legten die Poeten der augustischen Periode doch viel Formensinn an den Tag. Zwar zeigte diese hofrätbliche Dichtung natürlich kaum da oder dort noch eine verlorene Spur des altrepublikanischen Römersinnes, doch verleb ihr die Idee der Weltherrschaft, freilich in der Person des Kaisers angeschmeichelt, noch immer einen großartigen Hintergrund. An vollendeter Technik war kein Mangel. Virgilius lieferte in seiner *Aeneis* eine zwar an schönen Einzelzügen reiche, im Ganzen aber doch verfehlte Copie homerischer Epik, erreichte auch in Nachahmung der Idyllik des Theokrit sein Muster nicht und schlug nur in seinem trefflichen Lehrgedicht vom Landbau einen wahrhaft römischen Ton an. In der Lehrdichtung und ihrem Nebenzweig, der Satire, hat überhaupt die römische Muse ihre besten Eingebungen niedergelegt. Horaz, als Lyriker aus den Geleisen der Nachahmung nur in glücklichsten Momenten herausgekommen, hat in seinen Episteln und Satiren das Thema des *Nil admirari*, d. i. eines heiteren Gleichmuths, der lachend „sein' Sach' auf Nichts gestellt“, in liebenswürdig geistreicher Weise variirt. Seine Poesie zeigt, daß selbst die besten Geister dem beginnenden Verfall der an-

3) *Ehl.* II, S. 220.

ffen Welt nur noch epikuräisch-indifferente Ironie entgegenzusetzen hatten. Andere geniale Naturen schwammen behaglich mit dem Strome und verherrlichten in melodischen Versen die Ueppigkeiten der cäsarischen Roma. So die drei Meister der Elegie, Tibull⁴⁾, Propertius und Ovid. In den Elegien des Ersten klingt ein süßer Ton idyllischer Schwärmerei vor, in denen des Zweiten glüht heiße Leidenschaft, in denen des Dritten spielt die Frivolität der Zeit in tausend prismatischen Farben. Später wich die horazische Ironie und die ovidische Leichtfertigkeit der schrecklichen Sittenschilderei einer Satire, deren Vertreter wir schon gelegentlich namhaft gemacht.

In dem letzten Jahrhundert vor und dem ersten nach Christus gelangte die römische Geschichtschreibung zur höchsten Blüthe, während die griechische in Plutarch ihren letzten großen Vertreter vorschickte. Die feierlichen Perioden der vergleichenden Biographien Plutarchs tönen wie das Grabgeläute einer Welt, deren Geschichte uns die Meister der hellenischen Historik, Herodot, Thukydides, Xenophon und Polybios, erzählten. Die historische Kunst der Römer hebt mit Cäsars Commentarien über seine Feldzüge in Gallien an, schreitet in den herrlichen Monographien Sallusts über Catilina und Jugurtha, sowie in dem großen vaterländischen Geschichtswerk des Livius zur Vollendung vor und erreicht sie in den Werken des Tacitus. Diese stehen wie ein von der Hand der Nemesis errichtetes Denkmal von Erz auf den Ruinen der alten Welt.

Die römische Redekunst hatte in Cicero sowohl theoretisch als praktisch ihren bedeutendsten Pfleger gefunden. Zwar ein Demosthenes war Cicero nicht und sein Charakter als Staatsmann wie als Schriftsteller bietet der Blößen viele dar; aber wenn er, trotz Alledem, von den Kathedern unserer Tage herab mißhandelt wird, so gehört das zu den wunderlichen Ueberhebungen einer Zeit, deren Gelehrte durchschnittlich wahrlich keine Ursache haben, in Beziehung auf Mannhaftigkeit und politischen Takt mitleidig auf den Ankläger des Verres und des Catilina herabzusehen. Mit der Rhetorik, um deren Theorie Quintilian und der jüngere Plinius noch sich verdient machten, bevor sie in sophistischer Künstelei unterging, hatte auch die Jurisprudenz als selbstständige Wissenschaft ihren Aufschwung genommen. In den Kämpfen zwischen dem republikanischen und dem monarchischen Prinzip

4) Dessen Elegienkranz Sulpicia gerechten Anspruch hat, für das anmuthigste Product der römischen Literatur zu gelten.

wurde der Grundstein zu jenem römischen Rechtsgebäude gelegt, welches später unter Justinian durch die große Gesetzesammlung (Pandekten) seinen Abschluß fand, — ob zum Heil oder Unheil der Menschheit, wollen wir hier dahingestellt sein lassen.

Die großartigen Anregungen, welche durch die Kriegszüge Alexanders des Großen und sodann unter der Herrschaft der Ptolemäer in Aegypten die Realwissenschaften empfangen hatten, wurden erst recht fruchtbar unter dem römischen Weltregiment, welches die Auffassung der Natur als eines großen Ganzen ermöglichte. Strabon und Claudius Ptolemäus cultivirten die Geographie, und das astronomische System des Letzteren ist bis auf Kopernikus in Geltung geblieben. Auch Botanik, Zoologie und Physiologie erfuhren vielfache Förderung und der rastlose Beobachtungseifer des älteren Plinius machte in seiner *Historia naturalis* zuerst den Versuch, die ganze sichtbare Schöpfung als ein Ganzes zu behandeln. Diese Männer der Wissenschaft waren die Glücklichsten unter den damals Lebenden. Die reinen Naturgenüsse neidete ihnen Niemand und ihr Geist fand keine Zeit, in den rings um sie klaffenden Höllenpfuhl politischer und sittlicher Fäulniß zu blicken.

Aber leider dienen alle Segnungen der Cultur unter einem versunkenen Geschlechte nur zur Verweichlichung und weiteren Förderung physischer und moralischer Auflösung und Zersetzung. Das römische Weltreich war entstanden, um die Weltreligion zu ermöglichen. Nachdem diese gefestigt, mußte es als ein fürderhin zweckloses Ding zertrümmert werden. Denn überall in der Geschichte dient das Stoffliche nur dem Geistigen. Der ideale Zweck baut Weltreiche und wirft sie nieder. Das rein Materielle war niemals Zweck des weltgeschichtlichen Processes und wird es niemals sein.

Drittes Kapitel.

Blick auf die Philosophie des Alterthums.

1.

Unsere Einleitung in die Darstellung des Christenthums zu vervollständigen, ist es unerläßlich, einen raschen Blick auf die Geschichte der an-

tiken Philosophie zu werfen. Jedoch genügt die Betrachtung der religiösen und sittlichen Seite derselben für unseren Zweck, welcher darauf gerichtet ist, in Erfüllung eines früheren Versprechens¹⁾ die Entwicklungen der religiösen Idee in den antiken Philosophemen nachzuweisen und auch dadurch zur richtigen Würdigung des Christenthums eine Stufe mehr zu bauen.

Wenn wir bedenken, daß die griechische Philosophie zuerst in Kleinasien (Milet) aufkam, daß sie Anfangs, in der ionischen Schule, sich auf denkende Naturbetrachtung (Physik im alten Sinne des Wortes) gründete, daß Thales von Milet, ihr anerkannter Stifter, geb. um 670 vor Chr., den Ruf seines außerordentlichen Wissens besonders seiner Reise nach Aegypten verdankt haben soll, wie dann auch Pythagoras (blühte 540—500 vor Chr.) erst nach langen Reisen durch den Orient und Aegypten mit seiner Philosophie auftrat: so können wir nicht annehmen, der griechische Genius habe seine Philosophie ganz originell aus sich selbst heraus erzeugt, sondern müssen vielmehr der Ansicht beistimmen, es habe derselbe mit Zugrundelegung orientalischer und ägyptischer Ideen über die Natur philosophirt²⁾. Die wenigen damals unter den Griechen vorhandenen Kenntnisse in der Naturwissenschaft hätten, ohne solche Anregung von außen, schwerlich zum Forschen nach dem Urgrund der Dinge angeregt und die Philosopheme der ionischen Schule erinnern allzu deutlich an die kosmischen Götterbegriffe der Aegypter, als daß diese Ähnlichkeit eine ganz zufällige sein könnte. Des Thales Lehre, der Urstoff aller Dinge sei das Wasser, aus dessen Verdichtung und Verdünnung sie hervorgegangen seien und immerdar hervorgehen, wie nahe steht sie der ägyptischen Lehre von Neith, der Urmaterie, welche als schlammiges Wasser selbstthätig schöpferische Kraft in sich hatte, aus welcher die ganze Welt hervorging³⁾.

Allerdings ein geeigneterer Boden zur Entfaltung des philosophischen Gedankens als der Orient und Aegypten war der hellenische. Hier barg keine Priesterkaste die höhere Weisheit in ängstlicher Verhüllung, hier galt

1) Thl. II, S. 199.

2) Wir wissen recht wohl, wie sehr wir damit gegen die Meinung Solcher verstoßen, welche, eine Art Zionswächter des Hellenismus, Hellas für direct vom Himmel gefallen oder wenigstens für ein mit einer himmlischen Mauer gegen die ganze übrige alte Welt abgeschlossenes Stück Boden auszugeben lieben. Sie haben gerade so recht, wie Andere, welche glauben, die Weltgeschichte habe eines schönen Morgens das Christenthum plötzlich aus dem Aermel geschüttelt.

3) Vgl. Thl. II, S. 16—18.

die Freiheit der Individualität auch im Denken über die göttlichen Dinge und das Arbeiten mit Begriffen war dem griechischen Geiste nicht weniger geläufig als die künstlerische Darstellung der Schönheitsideale. Daraus erklärt es sich, daß in der vorchristlichen Welt Hellas die classische Heimath der Philosophie wurde.

2.

Die Lehre des Thales, mit welchem die ionische Schule beginnt, haben wir bereits angedeutet. Sein Nachfolger Anaximander von Milet (570 vor Chr.) setzte als Urgrund der Welt die räumlich unbegrenzte Materie, welcher die Gottheit als belebende und bewegende Kraft innewohne. Anaximenes von Milet (548 vor Chr.) nimmt als den Urgrund der Welt die ätherartige unsichtbare Luft an und nennt diese das ursprünglich Göttliche, welches sich in mehrere Götter individualisirt habe. Nach Heraklit von Ephesus (um 500 vor Chr.) ist der ewig sich bewegende feurige Aether Urgrund der Welt. „Alles im Fluß“, ewiges Werden und Vergehen, heißt die Formel seiner Weltanschauung. Die Hemmung dieser Kraftbewegung erzeugt den Stoff; wo die Hemmung aufhört, löst sich der Stoff in seine Kräfte auf und diese kehren in den Zustand des reinen Aethers zurück. Der reine Aether, in die Verdichtungen hinein ergossen und darin rein (unverdichtet) erhalten, ist die Weltvernunft und heißt in den einzelnen Körpern Seele, seien es Seelen der Menschen oder der Götter. Die ewige Bewegung des reinen Aethers ist absolute Nothwendigkeit, in welche, wie sie sich auch in den Schicksalen offenbare, man sich ergeben muß, um den Namen eines Weisen zu verdienen. In bestimmten Weltperioden erfolgt eine allgemeine Auflösung in den feurigen Aether, Weltverbrennung.

Die eleatische Schule hat ihren Namen von Elea, einer kleinen Stadt in Unteritalien. Als ihr Stifter erscheint Xenophanes von Kolophon in Jonien (um 555 vor Chr.). Außer ihm sind zu nennen Parmenides und Zenon, beide aus Elea. Vorzüglich in der Absicht, die unwürdigen Vorstellungen von der Gottheit zu bekämpfen, sprach Xenophanes den berühmten Satz aus: „Die Gottheit ist das Eins und Alles.“ Der Berücksichtigung werth ist sein kühnes Auftreten gegen die Anthropomorphismen der Volksreligion¹⁾. Als absolute Eigenschaften der Gottheit nennt er: Ewig-

1) Vgl. Thl. II, S. 200.

Zeit, Unbeschränktheit, Unveränderlichkeit, reine Geistigkeit, Selbstbewußtsein, Selbstgenügsamkeit. Parmenides (um 456 vor Chr.) hat mehr die physikalische Seite des Systems ausgebildet. Sein Grundgedanke lautet: „Das Sein (die Gottheit) allein ist, alles Uebrige ist Nichtsein, bloßer Schein, also alle Bewegung und Gestalt der Dinge, alle Schicksale u. s. f. gehören ins Gebiet der Sinnestäuschung.“ Von Xenon erwähnen wir, daß er die Menschenseele für die Harmonie der vier Elemente und nur insofern für göttlich gehalten, als in ihr das Feuer, das reinste Element, vorherrsche.

Das pythagoräische System, nach Pythagoras von Samos (580—508 vor Chr.) genannt, von seinen Schülern, nicht von ihm selbst der Nachwelt überliefert, wendet sich dem Religiös-Sittlichen noch weit ernstlicher zu als selbst das eleatische. Ihm zufolge gibt es drei Urgründe der Welt: die Gottheit, die beschaffenheitslose Materie und den leeren Raum. Von der rein geistigen Gottheit wird die Materie zu den verschiedensten Atomen gebildet, nach den harmonischen Verhältnissen der Stereometrie. Das Dodekaeder ist die Form der Aetheratome, welche als Weltseele alle Körper durchdringen und auch als einzelne Seelen erscheinen. Die Gottheit hinwieder durchdringt die einzelnen Seelen mit ihrer unmittelbaren Kraft, daher die Menschenseele aus einem vernünftigen, der Gottheit angehörigen, und aus einem unvernünftigen, dem bloßen Aether angehörenden Theile besteht. Daß beide Theile in völliger Harmonie mit einander stehen, soll des Menschen Streben sein, und bis dieses Ziel erreicht ist, muß die Seele verschiedene Körper durchwandern, um endlich zur Gottheit, welche in der Sonne ihren Sitz hat, einzugehen. Als Ausflüsse der Gottheit, ähnlich der Menschenseele, aber höhern Stufen angehörig, werden die Götter, Dämonen und Halbgötter betrachtet. Auch Empedokles aus Agrigent (um 440 vor Chr.) lehrte die Seelenwanderung und zwar so, daß die Seelen, ursprünglich Eins mit der Gottheit, Pflanzen-, Thier- und Menschenkörper zur Strafe durchwandern müssen, nach deren Abbüßung sie wieder mit der Gottheit vereinigt werden. Das Eine Urwesen der Welt ist der Sphäros, die aus den vier Elementen bestehende Kugel, welche die Philia (Freundschaft, Liebe) als Gottheit zusammenhält, während in den Elementen die Zwietracht waltet. Die auseinander gegangenen Elemente neu vereinigend, bildet die Philia die lebendige Welt.

Zum förmlichen Atheismus gelangt die Philosophie in der Atomistik des Demokrit von Abdera (geb. 470 vor Chr.); denn seine Dogmen über

die Götter in den Zwischenräumen der verschiedenen Weltssysteme lassen sich in seiner Theorie nirgends unterbringen, was unter Andern der Atomistiker Diagoras mit besonderer Offenheit ausgesprochen. Die Grundprinzipien der Welt sind nach Demokrit die Atome, untheilbare Stofftheilchen von verschiedener Gestalt und Größe, der leere Raum und die bewußtlose Nothwendigkeit, welche die Atome in Bewegung setzt und also die Welt bildet. Diesem Materialismus gegenüber machte Anaxagoras von Klazomenä (geb. 500 vor Chr.) den *Nous* (*νοῦς*), d. i. die göttliche Vernunft, geltend, welche durch Entmischung der das Chaos erfüllenden Atome die Welt gebildet und fortwährend weiter bildet. Der *Nous* erscheint nicht nur als Bewegter, sondern auch nach Zwecken handelnder Bildner der Stoffatome zur lebendigen Körperwelt.

Mit Anaxagoras sehen wir die philosophische Verarbeitung der ägyptischen Ideen erschöpft. In seinem *Nous* ist ein ganz geistiges, einheitliches und doch der Welt frei gegenüberstehendes Wesen gewonnen, dessen Begriff bereits den alten Ideenkreis überschreitet. Es folgte nun die Skepsis, um durch Niederreißen einen neuen Aufbau vorzubereiten. Wie sie sich zur Religion verhielt, ergibt sich aus den Stichwörtern ihrer zwei Hauptrepräsentanten, von denen der eine, Gorgias, uns zuruft: „Nichts ist wahr!“ der Andere, Protagoras, noch viel impertinenter: „Alles ist wahr!“²⁾

3.

Dem metaphysischen Materialismus trat der ethische nach, dem theoretischen der praktische. Die Skeptiker, unter dem Namen der Sophisten heute noch übel berüchtigt, gingen soweit, die allgemein geltenden sittlichen Ideen als schlaue Erfindung der Schwächern zum Schutze gegen das natürliche Recht des Stärkern darzustellen und die jeweilige Laune des Einzelnen zum Gesetz alles Thuns und Lassens zu erheben. Kritias, der Schlimmste unter den dreißig Tyrannen Athens, verfocht die Freiheit vom Sittengesetz sogar mit der Behauptung, schlaue Staatsmänner hätten den Götterglauben erfunden, um durch den Glauben an solche unsichtbare Zeugen von Uebertretung der Gesetze abzuschrecken. Ueberhaupt betrachteten Kritias und

2) In seinem Buch über die Götter äußerte Protagoras unter Andern: „Von den Göttern kann ich nicht wissen, ob sie sind, oder ob sie nicht sind; denn Vieles hindert uns, das zu wissen, sowohl die Unklarheit der Sache, als die Kürze des menschlichen Lebens.“

Genossen die moralischen Gesetze nur als nach und nach aufgedrungene bürgerliche Gesetze und erklärten demgemäß jede Einschränkung des natürlichen Triebes für naturwidrig.

Dem Unwesen der Sophisterei trat auf dem Gebiete der Philosophie zuerst Sokrates (geb. 469 vor Chr. zu Athen) mit Erfolg gegenüber. Er hat kein Buch geschrieben, sondern nur durch Darstellung seiner sittlichen Gesinnung in Lehre und Wandel gewirkt. Es ist schwierig, seine eigenthümlichen Lehren darzustellen, ohne in Platonismen zu verfallen, weil Platon in seinen Dialogen den verehrten Lehrer redend einführt. Wo Xenophon die Lehren des Sokrates entwickelt, ist zwar eine Vermengung mit platonischen Sätzen nicht zu besorgen, aber auch hier keine Vollständigkeit zu erwarten. Die Gottheit soll Sokrates aufgefaßt haben als ewige, allgegenwärtige, allwissende reine Vernunft, welche die körperliche Welt harmonisch und vernunftgemäß gebildet, damit die Menschenseelen selbstständig und frei die Glückseligkeit erwerben können. Die wahre Glückseligkeit aber besteht nach Sokrates in der durch Wissenschaft und sittliche That erworbenen Seelenfreudigkeit. Das Dämonion, diese innerliche Stimme, welcher Sokrates so gewissenhaft lauschte, scheint er für eine Eingebung der Gottheit selbst, die in einzelnen Lebensfällen als Schutzgeist der Seele gegenwärtig sei, gehalten, somit auch den andern Weisen und nach Weisheit Strebenden zugeschrieben zu haben.

Mehr und minder einseitig verfolgten die sokratische Richtung die Schule der Kyniker, gestiftet von Antisthenes aus Athen, die kyrenaische Schule, gestiftet von Aristipp in seiner Vaterstadt Kyrene, die megarische, gestiftet von Euklides aus Megara, und die elisch-erethrische, welche letztgenannte für unsern Standpunkt ohne Bedeutung ist. — Antisthenes hob besonders hervor die vernünftige Einrichtung der Welt, wodurch sie geeignet sei, die sittlichen Zwecke des Tugendhaften zu verwirklichen. Im Hinblick auf diese sittliche Weltordnung der Gottheit sprach er seinen Hauptsatz aus: „Lebe der Natur gemäß!“ — Da aber die Kyniker besonders das freiwillige Entbehren der äußern Güter für Tugend, nur das Gute für schön, nur das Böse für häßlich erklärten, so machten sie sich in ihrem äußerlichen Auftreten vielfacher Uebertreibung schuldig, am meisten Diogenes von Sinope, der bekanntlich lange Zeit in einer Tonne wohnte und mit gutem Grund den Spitznamen „der rasende Sokrates“ erhielt. Im Gegensatz zur kynischen Auffassung des Lebens hielt die kyrenaische für gut, was die unablässig be-

wegte Seele zur sanften Erregung der Luft bringe; für böse, was sie schmerzhaft aufrege. Denn eines dauerhaften Vergnügens Genuß sei das höchste Gut und die Tugend nichts Anderes als die Fähigkeit, solchen Genuß sich zu verschaffen. Die megarische Schule definierte die Gottheit als das unveränderliche Gute.

Höhere Ehren noch erwarbten dem Sokrates durch den Ruhm seines Schülers Aristoteles, mit dem Beinamen Platon, geb. 429 vor Chr. Dieser geniale Mann begriff die Gottheit als das vollkommen Gute, als den selbstbewußten Urgrund aller Dinge, ohne uns jedoch genügenden Aufschluß zu geben, ob von diesem Urgrund wie die ewigen Ideen¹⁾ so auch die Materie ausgegangen sei. Die aus Vermittlung Beider geschaffene Welt stammte die Gottheit mit einer vernünftigen Seele („Weltseele“) aus, damit sie die höchste Vollkommenheit erreiche. Ueber dem ganzen Weltverlauf waltet Gott als Vorsehung, die auch das Kleinste nicht unberücksichtigt läßt. Die Seele des Menschen, weil mit Vernunft begabt, ist göttlicher Natur. Bevor sie in den Leib eintritt, schaut sie in der Idealwelt die ewigen Ideen an und erinnert sich ihrer wieder während des irdischen Daseins. Durch Weisheit und Tugend erlangt sie nach dem Tode ein glückliches Loos in dem ihr verwandten Gestirn. Die Bösen müssen bis zu ihrer Läuterung Hölleleiber durchwandern²⁾. Auch unglückliche Schicksale müssen nach Gottes Weltordnung dem Guten zum Besten dienen, da sie seine Seele läutern; nur der Böse geht im Unglück unter. Die Verbindung der unsterblichen Seele mit dem sterblichen Leibe zu erklären, nimmt Plato als Mittelwesen eine aus feinem Körpertheilen gebildete sterbliche Seele an, welche zwei Kräfte, Muth und Begierde, besitzt. Demgemäß entspricht der unsterblichen Seele die Tugend der Weisheit, der sterblichen entsprechen die Tugenden der Tapferkeit und der Selbstbeherrschung. Die Harmonie dieser drei, welche den Menschen zur Gottähnlichkeit erhebt, ist die Gerechtigkeit. Das Streben nach dem Guten und Schönen, welches den Menschen mit der Gottheit verbindet, und das reine Wohlgefallen an dem Guten und Schönen, welches andere Menschenenseelen ziert, nennt Plato die Liebe. Die Götter hält er für die vernünftigen Seelen der sieben Planeten und der Fixsterne.

1) D. i. selbstständig gedachte Gattungsbegriffe, die Urbilder der Dinge.

2) Doch schließt sich Platon anderwärts in diesem Punkt den Vorstellungen des Volksglaubens an (Elysion und Tartaros, vgl. Thl. II, S. 187—188).

Plato gründete die Philosophenschule der älteren Akademie, welche nach seinem Tode zunächst von seinem Neffen Speusippos geleitet wurde. Dieser Platoniker bestimmte die Gottheit als das Ureins, den Grund des Seins und der Zahl. Die Seele betrachtete er gewissermaßen als einen Spielball der Dämonen, von denen die einen sie zum Guten, die andern zum Bösen bewegen. Xenokrates von Chalkedon, geb. 397 vor Chr., arbeitete durch sein Philosophiren bereits stark dem spätern Neuplatonismus vor. Gott, lehrte er, schuf zuerst die Idealwelt, dann die Materie, hierauf zum Herrscher über die Idealwelt eine männliche, zur Herrscherin über die Materie eine weibliche Gottheit, die Weltseele. Diese Beiden erst vollbringen die Weltbildung, schaffen die Dämonen, die Menschenseelen u. s. w. In seinem Bestreben, die platonische Lehre möglichst in mathematische Formeln zu fassen, nannte er die Seele eine sich selbst bewegende Zahl.

Diese Akademiker erscheinen unbedeutend im Vergleich mit dem größten Schüler Platons, Aristoteles von Stagira in Thracien, geb. 384 vor Chr., der hinwieder Alexander den Großen seinen Schüler nannte. Die platonische Ideenlehre verwarf er zwar vollständig; was er jedoch an deren Stelle setzte, hat neben ihr bis auf unsere Tage herab gleich mächtig auf die Entwicklung der Philosophie eingewirkt. Die Gottheit des Aristoteles ist der absolute Geist, das Denken des Denkens, der erste Bewegter, ewige Thätigkeit ihrem Wesen nach und doch selber ewig unbewegt, selbstgenügsam, das ewig selige Leben, das Gute an sich. Ihr gegenüber steht die räumlich ausgedehnte, zwar beschaffenheitslose, aber bildungsfähige Materie. Die Gottheit wirkt zunächst auf dieselbe ein als „reine Form“ (Morphe); ist die Materie von der Form so durchdrungen, daß letztere in ihr zur treibenden Lebenskraft wird, wie z. B. beim Samenkorn, so wird die Form zur „Energie;“ nach vollendeter Gestaltung der Materie endlich zur „Entelechie“, d. h. Zweckvollendung, dem Organismus inwohnender, an ihm vollständig ausgeführter Zweckbegriff. Ob auch die Materie aus Gott hervorgegangen, darüber finden wir bei Aristoteles eben so wenig einen genauen Ausdruck wie bei Platon. In Beider System fühlt man immer noch den dualistischen Haften. Die Seele ist die Entelechie des menschlichen Körpers und leitet als solche die Ernährung, Empfindung und Bewegung. Zu Alledem empfing sie von der Gottheit unmittelbar die Vernunft, welche mit dem Körper und den niedern Seelenthätigkeiten in keinem natürlichen Zusammenhang steht. Als göttliche Vernunft allein ist die Seele unsterb-

lich, sie hängt in dieser Beziehung nicht am Leibesleben und so wird sie auch vom Tode des Leibes nicht berührt. Für das höchste Gut erklärt Aristoteles die Glückseligkeit, worunter er die innerliche Befriedigung in angemessener Verwendung der dem Menschen verliehenen Fähigkeiten und Kräfte versteht. Tugend ist ihm die Fertigkeit, bei jeder einzelnen Handlung die vernunftgemäße Mitte zu finden, das Zuviel (z. B. Verschwendung) und das Zuwenig (Geiz) zu vermeiden. Des Aristoteles nüchterne und gründliche Weltanschauung, sein auf Empirie gegründetes Denken ließen in seinem System keine Dämonologie aufkommen.

Von Aristoteles ging die peripatetische Schule aus, so genannt von den Spaziergängen in den Säulenhallen, welche das Lyceum (Lykeion) des Aristoteles zierten. Die Peripatetiker philosophirten noch weniger selbstständig ihrem Meister nach, als die Akademiker. Wir haben uns daher nicht weiter mit ihnen zu beschäftigen.

Auch der Blüthezeit hellenischer Philosophie fehlte es nicht an Sceptikern. Unter ihnen heben wir hervor Pyrrhon aus Elis, einen Zeitgenossen Alexanders des Großen. Er drang auf Zurückhaltung jedes entschiedenen Urtheils über die Dinge und Ereignisse der Außenwelt, weil die sinnliche Auffassung des Menschen sehr unzulänglich, derselben also nicht leicht hin zu trauen sei.

4.

Durch den ethischen Anstoß einerseits, welchen die Philosophen durch Sokrates erhalten, andererseits durch Abnahme der systembildenden Geisteskraft nach Aristoteles kam in die Philosophie der Lrieb nach möglichster Popularisirung und bald wurde sie, als das allgemeine Verderbniß und Elend mit dem römischen Weltreich um sich griff, Trost und Zuflucht aller edleren Naturen, den gemeineren freilich, wie einst den Sophisten, ein Werkzeug, die letzten Reste höhern Glaubens und frommer Scheu in ihrer und Anderer Brust auszutilgen.

Theils aus der Weltanschauung des Heraclit, theils aus derjenigen der Kyniker bildete sich die stoische Schule, deren Grundsätze von ihren drei Stiftern, Zenon, Cleantes und Chrystippos, gemeinschaftlich ausgebildet wurden. Die Befenner der Stoa dachten sich Gott und Materie als Eine untrennbare Wesenheit, innerhalb welcher nur der Unterschied Statt findet, daß Gott, zugleich als ätherartiger Wärmestoff und als vernünftige gütige

Vorsehung gefaßt, das Actve, Weltbildende, die Materie, als beschaffenheitslos gedacht, der passive Stoff der Welt ist. Wie die Seele dem Körper, wohnt Gott der Welt inne. Die Stoiker schauten daher die Welt an als „ein großes Lebendiges.“ Wie der Naturlauf von Gott vernünftig und sittlich gut geleitet wird, so soll auch der Mensch seine Glückseligkeit in vernünftigem und sittlich gutem Handeln finden; das heißt „übereinstimmend mit der Natur leben“, wie der Stoiker oberste Regel lautet. Es gibt nur Eine wahre Tugend, die Weisheit, in welcher sich die sittliche Erkenntniß, die Mäßigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit vereinigen. Neben guten und bösen nahmen die Stoiker auch „gleichgültige“ Handlungen an. Von den vernunftwidrigen Gemüthsbewegungen der Begierde, Furcht, Freude und Traurigkeit soll der Weise frei sein. Die irdischen Güter, Reichthum, Macht u. s. w., weil sie sowohl zum Guten, als zum Bösen angewendet werden können, sind ihm etwas Gleichgültiges. Endlich nahmen die Stoiker periodische Weltverbrennungen und neue Welterschöpfungen an. Die Weissagung ehrten sie als Offenbarung der Gottheit. Ihr Pantheismus, im Leben alle rein persönlichen Zwecke verwerfend, ließ keine Unsterblichkeit der Seele zu.

Den geraden Gegensatz zum Stoicismus stellt der Epikuräismus dar. Epikur, geb. 342 vor Chr. in Attika, bildete aus den Prinzipien der atomistischen und der kyrenaischen Schule folgende Weltanschauung: — Es gibt zweierlei Grundursachen der Welt, die Atome, unzählig, von sehr verschiedener Gestalt und Größe, mit ursprünglicher Bewegung (senkrechter Fall), und den leeren Raum. Durch ihren senkrechten Fall gerathen die Atome aneinander und bilden also die Körper. Die Götter, zwar menschlich gestaltet, doch ohne festen Körper und menschliche Bedürfnisse, leben in den leeren Zwischenräumen der Weltkörper ein seliges *car niente*, unbekümmert um Alles, was in der Welt vorgeht, — begreiflich, die Atome schaffen ja für sie! Die Seele des Menschen besteht aus vier Arten von Atomen, deren feinste, in der Brust wohnend, das Empfinden und Denken verrichtet. Mit dem Tode hört die Seele auf, zu existiren; man fühlt ihn nicht, darum schaudert auch der Weise nicht vor ihm. Des Lebens höchster Zweck ist Wohlbefinden, denn dies entspricht der menschlichen Natur, während die Unlust derselben widerstreitet. Körperliche Schmerzlosigkeit und ungetrübte Heiterkeit zu erstreben, ist echte Lebensweisheit, Alles, was zu diesem Ziele führt, wahre Tugend, namentlich die Freundschaft.

Während die beiden vorgenannten Schulen am meisten Anhänger gewannen, suchten die neueren Akademiker, wie Arkesilaos von Pitane (starb 241 vor Chr.) und Karneades aus Kyrene, der 155 vor Chr. als Gesandter nach Rom reiste, die platonisch-sokratische Richtung mit geringem Erfolg weiter zu bilden. Beide neigten sich der Skepsis zu, indem sie behaupteten, nach Sokrates und Platons eigentlicher Meinung müsse der vernunftbegabte Mensch sein höchstes Interesse im Forschen selber finden. Demgemäß lehrte Arkesilaos, man könne die Urgründe der Welt weder nach ihrem Dasein noch Wesen noch Verhältniß genau erkennen und dürfe also keine bestimmten Behauptungen darüber aufstellen. Karneades, an einem sichern Maßstab der objectiven Wahrheit verzweifelnd, stellte eine Wahrscheinlichkeitslehre auf.

Die Peripatetiker dieser Periode waren fast nur gelehrte Erklärer der aristotelischen Lehren und Schriften. Des historischen Interesses wegen nennen wir von ihnen den Kritolaos aus Phaselis, welcher mit Karneades nach Rom reiste, und Andronikos von Rhodus, welcher die durch Sulla's Eroberung von Athen nach Rom gekommenen Schriften des Aristoteles ordnete und bekannt machte.

Den Skepticismus des Pyrrhon und der neueren Akademiker vollendete Cicero's jüngerer Zeitgenosse, Menesidemos von Knossos auf Kreta. Wegen der ewigen Veränderlichkeit der göttlichen Substanz, behauptete er, dürfe keine Ansicht auf alleinige Geltung einer andern gegenüber Anspruch machen. Gegen die Gültigkeit des Begriffs von Ursache und Wirkung machte er zehn Zweifelsgründe geltend, hierin ähnlich dem englischen Skeptiker David Hume, dessen Kritik der Ursache so anregend auf Kant gewirkt hat.

5.

Zu den Römern kam die Philosophie durch die Gesandtschaft der Athener, von welcher wir bereits zwei Mitglieder genannt haben; das Dritte war der Stoiker Diogenes von Seleukia. Zwar hatte schon Ennius pythagoräische Sätze in seine Gedichte eingemischt; aber es war bis zu jener Gesandtschaft bei vereinzelt Anklängen geblieben. Anfangs war die Philosophie bei den Römern, wie die Griechen und griechisches Wesen überhaupt, verachtet. Nach und nach ward sie wenigstens als ein Mittel höherer

Bildung, dann sogar von Einzelnen als eine Quelle der Glückseligkeit angesehen. Am meisten Anhänger fand, wie begreiflich, der Epikuräismus. Der Stoa huldigte Cato der Jüngere; ebenso Cicero, was die praktische Seite seiner Ansichten betrifft, während er sich in theoretischen Fragen der neueren Akademie zuneigte. Er war nicht der Einzige, den man um so gemischter philosophischer Ansichten willen einen Eklektiker nannte. Jede Zeit des Verfalls in der Philosophie bringt solcher oberflächlicher Denker eine Menge hervor. Als vollständiger Anhänger der akademischen Schule wird der bekannte Lucullus genannt. Den Skeptikern schloß sich Agrippa an, dessen Zeitalter freilich ungewiß ist. Man nimmt an, er habe um Christi Zeit gelebt. Er beförderte den Verfall der Philosophie, indem er auf die Verschiedenheit ihrer Systeme aufmerksam machte, die Subjectivität der Vorstellungen, die Hypothesensucht, die Circel im Beweisen an allen Systemen tadelte, aber bei Alledem nichts Besseres aufzustellen wußte.

In der nachchristlichen Zeit finden wir nichts als mannigfache Entartung der hergebrachten philosophischen Systeme. Der Epikuräismus warf auch seine ruhig seligen Götter über Bord, verläugnete alle Sittengesetze, ward aus einer Philosophie Entschuldigungsgrund aller Laster und ging unter im Schlamm äußerster Gemeinheit. Der Stoicismus seinerseits hatte consequenter Weise zur Rechtfertigung des Selbstmordes geführt. Unverändert pflanzte er sich nur in Wenigen fort, wie z. B. in Bassides, dem Lehrer des Antonin. Umgeschrieben und vielfach abgeändert ward er durch Seneca, Musonius Rufus, Epiktet, Arrian und den Kaiser Marcus Aurelius. Auch eine neuere kynische Schule tauchte auf, welche in Demetrius, Seneca's Freund, und Demonax aus Aegypten (2. Jahrh. nach Chr.) Freiheit von Furcht und Hoffnung als ihren obersten Grundsatz aufstellte, und in Peregrinus Proteus zu orientalischer, vermuthlich erheuchelter, Schwärmerei ausartete. — Wir finden ferner noch sogenannte Platoniker, in welchen der Einfluß orientalischer Ideen bereits unverkennbar hervortritt. So lehrte der früher genannte Plutarch von Chäronea die Weltseele, das Princip des Bösen, und die Materie als gleich ewig neben Gott, dem Princip des Guten.

Indischer Weisheit rühmten sich bereits die Neupythagoräer, deren Zahlenlehre auf die Geltung einer magischen Wissenschaft Anspruch machte. Zu ihnen zählt man den bekannten Apollonius von Tyana, welchen die

heidnischen Griechen Christo gern gegenüberstellten. Diesem mannigfachen dogmatischen Unsinne begegnete der Arzt Sextus Empiricus aus Mytilene (Ende des 2. Jahrh. nach Chr.) mit seiner kühnen Skepsis, die er als eine Art Heilkunde der von philosophischen Irrthümern angegriffenen Geister betrachtete. In seinen Werken faßte er so ziemlich vollständig zusammen, was Treffendes gegen die dogmatizirende Philosophie von jeher gesagt worden war.

Den letzten Anlauf, bereits im Kampfe gegen das Christenthum, nahm die antike Philosophie im Neuplatonismus, zu dessen Erzeugung sie die altindisch-ägyptische Emanationslehre¹⁾ zu Hülfe rief. Bei ihrem Abschluß kehrte also die alte Philosophie, gleichsam, um noch Kraft zu gewinnen für die letzten Athemzüge, zu ihrem Mutter Schooße, wenn auch nicht zu den gleichen Ideen zurück, mußte aber erfahren, daß auch dort keine wahre Lebenskraft mehr vorhanden war. Daß nicht bloß Indien, sondern wirklich auch Aegypten den Neuplatonikern wieder Ideenstoff lieferte, darauf weist bedeutsam schon der Umstand, daß das ägyptische Alexandrien der Hauptsitz des Neuplatonismus wurde. Selbst die jüdischen Neuplatoniker sind von Alexandrien ausgegangen. Von diesen ist uns schon im ersten Kapitel einer begegnet, Philo. Hier nun haben wir des, um 220 nach Christus entstandenen Geheimbuches der Essäer zu erwähnen, der Kabbala. Ihr zufolge soll von Gott, dem unerschaffenen Urlicht, zuerst Adam Kadmon, der erstgeborene Sohn Gottes, göttliche Vernunft und Messias zugleich, ausgegangen sein, sodann zehn Lichtströme, Sefirot, aus denen sich vier Welten bildeten: die höchste Geisterwelt, die der noch unförperlichen, aber schon niedrigeren Geister, die der verkörperten Engel und die sinnlich wahrnehmbare Welt. Der Mensch ist bestimmt, durch immer höher steigenden Verkehr mit den Geistern in den Zuständen der Verzückung (Ekstase) zur Anschauung Gottes zu gelangen.

Zur eigentlich alexandrinischen Schule gehörten Ammonios Sakkas, Plotinos, Porphyrios und Iamblichos. Durch Letzteren kamen besonders die sogenannten hermetischen Schriften auf, d. i. eine Sammlung altägyptischer Offenbarungen, welche von dem ägyptischen Gott Hermes Trisme-

1) Die Emanationslehre besteht, wie Jedermann weiß, darin, daß nach ihr eine Gottheit von der andern ausfließt, erzeugt, nicht erschaffen wird. Vgl. Thl. I, S. 109, und Thl. II, S. 19.

gistros²⁾ herrühren sollten. Iamblichos starb um 333 nach Chr. — Die Lehre des 205 n. Chr. geborenen Plotin war in ihren Grundzügen folgende: — Gott ist die ewige und unveränderliche Güte, Urquell alles Seins. Ihm entflieht zuerst der Nus, die göttliche Vernunft, als Gesamtheit der Ideen gedacht. Dem Nus emanirt die Weltseele, deren höherer Theil, der Logos, die Ideen des Nus auffaßt und von sich ausgehen läßt den niedrigeren Theil, die empfindende Seele, welcher hinwieder die nach den Ideen die Welt bildende Naturkraft (Physis) entflieht. Die unterste, aus der Physis gekommene Emanation, ist die Materie, aus welcher die Welt gebildet wird. Außer der Weltseele sind dem Nus noch die individuellen Seelen entfloßen, zu welchen die Götter ersten Ranges in der Idealwelt, die zweiten Ranges vom Fixsternhimmel bis zum Monde, die Dämonen unter dem Monde und die Menschenseelen gehören. Diesen bildet die Physis ihre Körper aus der Materie. Wenn die höhern Kräfte der Seele zu den niedrigen gänzlich herabgezogen werden, so muß sie nach dem Tode Thier- und selbst Pflanzkörper durchwandern. Durch die Tugenden, deren höchste die mystische Vereinigung mit dem Nus ist, wird die Seele zu ihm in ihre ursprüngliche Heimat zurückgeführt; — Prophetisches Schauen (Mantik) und Zauberkraft (Magie) sind schon hienieden mit jener Gottinnigkeit unzertrennlich verbunden.

Noch weiter ward die Emanationslehre von den atheniensischen Neuplatonikern getrieben. Diese traten aber erst nach dem Siege des Christenthums auf. Von ihnen seien genannt Plotarch von Athen (350—430 nach Chr.), Proklus von Konstantinopel (412—485) und Simplicius, der die Aufhebung der atheniensischen Philosophenschule durch Justinian (529) erlebte. Obgleich die atheniensischen Neuplatoniker wieder etwas mehr Gewicht auf wissenschaftliche Form des Beweises legten, so hatten doch auch ihre Philosopheme gar keinen wissenschaftlichen Zusammenhang. Der ganze Neuplatonismus ohne Ausnahme war phantastische Träumeret; von einer philosophischen Bearbeitung der Erfahrungsgegenstände, von wissenschaftlicher Ableitung der Begriffe, von zwingender Logik ist keine Spur darin. Das gemeinsame Merkmal dieser Epigonenphilosophie war das Wunderbare oder vielmehr Wunderliche, theosophische und theurgische Düsterei. Die augenscheinliche Tendenz ging auf Stiftung einer Religions-

2) Wahrscheinlich Lat, einer von den zwölf Göttern des zweiten Geschlechts, Schirmgott der ägyptischen Wissenschaft. Vgl. Thl. II, S. 23.

philosophie, welche dem Christenthum Opposition machen sollte. Aber es war das Alles nur noch das Stammeln und Fallen des vor Alter kindisch gewordenen Genius von Hellas. Gestorben zwar ist damals die Philosophie nicht, aber zu einem langen, langen Schlaf hat sie sich niedergelegt.

Viertes Kapitel.

Das Leben Jesu.

1.

Wir eröffnen die religionsgeschichtliche Darstellung des Christenthums mit der Schilderung des Lebens und der Lehre Jesu von Nazaret, nach den Schriften des neuen Testaments, insbesondere nach Anleitung der Evangelien. Was die katholische Kirche außer dem Inhalt des N. T. als christliche Lehre geltend macht, wird sich in der Folge als Lehrentwicklung späterer Zeiten ausweisen, als ursprüngliche Lehre des Christenthums läßt sich einzig und allein der Inhalt des N. T. festhalten. Auf der andern Seite können wir ebensowenig berücksichtigen die Behauptungen der neuesten protestantischen Theologenschule, welche es mit ihren Forschungen nach der echten Lehre Jesu selbst, im Unterschied von den Lehrauffassungen der Apostel, bis jetzt zu keinem wissenschaftlich festen Resultate von irgend höherer Bedeutung gebracht hat. Auch ist der Streit über Echtheit und Abfassungszeit der neutestamentlichen Schriften noch so sehr in der Schwebe, daß wir auch hier keinen Boden finden, auf welchem wir festen Fuß fassen könnten. So dürfen wir denn von unserem parteilosen Standpunkt aus bei Betrachtung der Lehre Jesu weder von einer paulinischen Tendenz des Lukas, noch von einer ebionitischen des Matthäus, noch von einem Lehrgegensatz zwischen Johannes und den drei ersten Evangelisten (Synoptikern) Notiz nehmen; sondern wir müssen vielmehr als Lehre Jesu fassen, was uns in den Evangelien als Ausspruch Jesu dargeboten wird. Was hingegen in der Geschichte und den Briefen der Apostel gelehrt wird, muß bei aller Uebereinstimmung mit dem Sinn und Geiste des Meisters von dessen selbsteigener

Lehre getrennt betrachtet und an die Spitze der Lehrentwicklung gestellt werden.

Das Leben Jesu angehend, hat bekanntlich die Kritik daran noch mehr herumgearbeitet und gibt es in der Literatur beinahe so manches „Leben Jesu“, als es schreibfertige Theologen gab seit dem Auftreten von David Friedrich Strauß. Die Bemühungen der Harmonisten aber, wie der negativen Kritiker, auf dem weiten Gebiete der Wahrscheinlichkeit konnten uns nur zu der Ansicht bringen, das Leben Jesu möchte in den Evangelien, trotz der in denselben zu Tage tretenden Widersprüche, doch mit mehr historischer Treue dargestellt sein, als in sämtlichen Büchern über das Leben Jesu¹⁾. Zudem ist unsere Aufgabe hier keineswegs, unsere subjective wissenschaftliche Ansicht über den eigentlichen Verlauf des Lebens Jesu geltend zu machen, sondern einfach objectiv darzustellen, wie nach übereinstimmenden Nachrichten der christlichen Religionsurkunden das Leben Jesu verlief. Wo die Evangelien in wesentlichen geschichtlichen Angaben, wie z. B. in Betreff der Reisen Jesu nach Jerusalem, einander widersprechen, da werden wir, ohne zu entscheiden, die verschiedenen Angaben auführen.

2.

Die Geburt Jesu, des Sohnes der Maria, für dessen Vater Joseph, der Zimmermann von Nazaret, ein Mann aus dem Geschlechte Davids, galt, wird so ziemlich allgemein in das Jahr 754 nach Erbauung der Stadt Rom gesetzt. Da jedoch der dionysischen Zeitrechnung, nach welcher das genannte Jahr bestimmt ist, ein Fehler von 4 Jahren zu viel nachgewiesen werden kann, so fällt die Geburt Jesu eigentlich in das Jahr 750 nach Rom's Erbauung.

Hinsichtlich der wunderbaren Erzeugung Jesu aus dem heil. Geiste ohne Zuthun eines Mannes stimmen Matthäus und Lukas überein; Johannes faßt diesen Gegenstand ganz in philosophischer Weise. Demgemäß finden wir auch bei Matthäus und Lukas allein jene Erzählungen, welche

1) Wir brauchen kaum zu bemerken, daß der Ausdruck „historische Treue“ cum grano salis zu verstehen sei, d. h. wir nehmen an, daß die Verfasser unserer evangelischen Quellen in guten Treuen geschrieben haben. Ebenso wenig brauchen wir zu wiederholen, was wir schon an so vielen Stellen unserer Arbeit über den Nimbus des Wunderbaren, womit die mythenbildende Volkspheantasie die Persönlichkeit aller Propheten, Religionsstifter und Heilande umgab, zu sagen Gelegenheit hatten.

die Geburt des Welterlösers mit dem Schimmer himmlischer Erscheinungen verherrlichen; bei Matthäus den Stern, der die Magier aus dem fernen Morgenlande herbeiführt, einen Ausdruck der damals allgemein verbreiteten Messiashoffnungen, bei Lukas die Engellerscheinung, welche den Hirten auf dem Felde die göttliche Würde und Sendung des Neugeborenen offenbart. Ausschließlich diesen beiden Evangelisten eigen sind auch die, übrigens von einander abweichenden, Geschlechtsregister, mittelst welcher die Abkunft Jesu durch Joseph von David abgeleitet wird. — Markus beginnt sein Evangelium ohne alle diese Vorbereitungen sofort mit dem Auftreten Johannes des Täufers. Die Flucht der Aeltern Jesu mit dem Knäblein nach Aegypten und ihre Rückkehr nach Herodes I. Tode erzählt Matthäus allein. Dagegen hat Lukas einen Zug aus der Jugendgeschichte Jesu aufbewahrt, der die überraschenden Fähigkeiten des Geistes und den tiefreligiösen Zug des Gemüthes Jesu schon in seinem zwölften Altersjahre erkennen läßt. Von da haben wir keine Nachricht mehr über Jesus, bis er, mit dem gesetzlich bestimmten dreißigsten Altersjahr zum Lehrer des Volkes (Rabbi) herangereift, sich von Johannes dem Täufer im Jordan die Weihe zu seinem welterneuenden Werke' ertheilen läßt. Johannes nämlich, der Sohn des Priesters Zacharias und der Elisabeth, einer Verwandten der Maria (nach Lukas), war im 15. Regierungsjahr des Kaisers Tiberius aufgetreten in der umliegenden Landschaft des Jordan, im Hinblick auf die baldige Erscheinung des verheißenen Messias Buße predigend, aber auch durch seine harte Lebensweise die Strenge seiner Predigt an sich selbst darstellend. Er kündigte sich ausdrücklich als den Vorläufer des Messias an, ertheilte die Taufe im Jordan theils als Sinnbild der angelobten Buße, theils als vorbereitende Weihe zum Eintritt in das nahe Messiasreich, und ward vom Volke (mit Ausnahme der Schriftgelehrten und Priester) allgemein für einen Propheten gehalten. Ungeschont sprach er seinen Tadel über den blutschänderischen Ehebruch des Herodes Antipas aus, ward deshalb ins Gefängniß geworfen und späterhin auf Anstiften der durch seinen Tadel mitbetroffenen Herodias enthauptet. Bei der Taufe Jesu im Jordan hatte Johannes ihn als den verheißenen Messias erkannt; da er jedoch neben seiner geistigen Auffassung auch noch weltliche Vorstellungen vom Messias und dessen Reiche beibehalten, so sandte er aus dem Gefängnisse zwei seiner Jünger an Jesus, der keine Miene machte, den Thron Davids wieder aufzurichten, mit der Frage: „Bist du, der da kommen soll, oder müssen wir auf einen Andern warten?“

worauf ihn Jesus auf seine übermenschlichen Thaten verwies mit der Andeutung, ein weltliches Auftreten, irdische Größe liege nicht im Zwecke seiner Sendung. — Jesus selbst, bevor er auftrat, zog sich nach den Berichten der Synoptiker in die Wüste zurück, wo er vierzig Tage und vierzig Nächte fastete. Dasselbst kam die Versuchung über ihn in dreifacher Weise, verbunden mit wunderbarer Entrückung von Ort zu Ort; er überwand sie vollständig. Auf den Versuchungsmythos spielt auch der Hebräerbrief (4, 15) an, indem es daselbst heißt, Jesus sei in allen Dingen versucht worden, wie wir, doch ohne Sünde.

Bevor wir nun auf das öffentliche Wirken Jesu eingehen, haben wir über die wichtige Frage nach seiner Vorbildung eine kurze Bemerkung zu machen. War er wirklich jemals in Aegypten, so ist er in sehr jugendlichem Alter, gleich nach Herodes I. Tode, in seine Heimat zurückgekehrt. Als Knabe konnte er keiner andern Bildung theilhaft werden als einer solchen, wie man sie in den Synagogen und bisweilen im Tempel zu Jerusalem sich anzueignen Gelegenheit hatte. Als Jüngling hingegen mag er, weil seine genaue Bekanntschaft mit dem Alten Testament Kenntniß der hebräischen Sprache voraussetzt, die damals gewöhnliche Bildung eines Rabbinen empfangen haben. Es möchte erlaubt sein, diese Bildung mehr noch eine ungewöhnliche, sehr umfassende zu nennen, im Hinblick auf die lauten persischen, brahmanischen, chaldäischen und ägyptischen Anklänge im Christenthum. Wie sie hineingekommen, steht dahin. Der Einfluß jener Glaubenssysteme auf den Bildungsgang Jesu ist historisch nicht nachzuweisen, um so weniger, da sich die Verfasser der Evangelien aus naheliegenden Gründen wohl gehütet haben, nach dieser Seite hin Etwas verlauten zu lassen. Ein unmittelbarer Zusammenhang der Lehre Jesu mit irgend einer Religion oder Philosophie läßt sich nur in Beziehung auf das Alte Testament erweisen; aber es ist hiebei wenigstens an die Modificationen zu erinnern, welche der Mosaismus durch das babylonische Exil erlitten hatte¹⁾.

3.

Jesus trat auf mit der frohen Botschaft: „Das Reich der Himmel ist genahet! Thut Buße und glaubet dem Evangelium!“ — Er lehrte in den Synagogen am Sabbath, auf Bergeshöhen, an den Ufern des Sees Gene-

1) Vgl. Thl. II, S. 115 fg.

saret, in der Ginde, wie im Tempel zu Jerusalem; selbst beim fröhlichen Mahle entquollen Worte der Weisheit seinen Lippen. Welchen außerordentlichen Eindruck seine Reden auf die Zeitgenossen machten, sehen wir in den Evangelien vielfach angedeutet. „Er redete als Einer, der Gewalt hat, und nicht wie die Pharisäer und Schriftgelehrten.“ Es bezeugten auch die Diener der Hohenpriester, vergeblich abgesandt, ihn gefangen zu nehmen: „Noch nie hat ein Mensch so geredet, wie dieser!“ Nach den übereinstimmenden Berichten der Evangelien wurde aber die Wirkung seiner Lehre mächtig unterstützt durch zahlreiche Erweisungen übermenschlicher Kräfte. Er heilte blind und lahme Geborne, Stummen verlieh er die Sprache wieder, befreite Blutflüssige, Mondsüchtige, Wahnsinnige von ihren Leiden und machte Aussätzige rein, Alles augenblicklich, durch ein bloßes Wort, selbst einmal durch bloße Berührung ohne sein Vorwissen¹⁾. Er wird dargestellt als Herr über alle Mächte der Natur durch göttliche Geisteskraft. So in den Erzählungen vom verdorrenden Feigenbaum, vom Wandeln auf dem Wasser, von der Stillung des Seesturmes, von der Verwandlung des Wassers in Wein, von der Speisung der Fünf- und Viertausende. Jesus selbst berief sich sowohl dem Täufer, als seinen Gegnern gegenüber auf seine Wunderwerke als Bürgschaft seiner göttlichen Sendung²⁾. Sogar Todtenerweckungen werden mehrmals von Jesu erzählt: die Erweckung seines Freundes Lazarus, des Jünglings zu Nain, der Tochter des Jairus. Mit Alledem verband Jesus eine vollendete Reinheit des Herzens und Wandels, die wirksamste Befräftigung seiner Sittenlehre, so daß er seinen Widersachern die Stirne bieten durfte mit dem zuversichtlichen Wort: „Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen?“

4.

Der Plan, an dessen Erfüllung Jesus mit hingebender Liebe und unermüdlichem Eifer arbeitete, war, ein Reich Gottes, auch Reich der Himmel genannt, auf Erden zu gründen, d. h. eine geistige Gemeinschaft ins Leben zu rufen, deren Glieder alle, durch gegenseitige brüderliche Liebe und kindliche Liebe zu Gott als ihrem himmlischen Vater vereint, einander beistehen in Bekämpfung alles Bösen, in Förderung ihres zeitlichen Wohlergehens

1) Matth. 9, 20—22.

2) Matth. 11, 4 und 5. Joh. 5, 36.

in der Vorbereitung auf das höhere Geisterleben jenseits des Grabes. Die himmlischen Güter, deren alle Glieder des Reiches theilhaft werden sollten, sind Verzeihung der Sünden, Friede des Herzens, der Beistand des heiligen Geistes zu allem Guten und das ewige Leben in seliger Verklärung. Buße und Glauben bezeichnete er als die Erfordernisse zum Eintritt in das Reich Gottes. Er verhehlte übrigens nicht, daß dies Reich nur nach und nach unter den Menschen verbreitet werden könne, und daß auch Unwürdige äußerlich in diese Gemeinschaft eintreten werden, — Ersteres im Gleichnisse vom Senfkorn, Letzteres im Gleichnisse vom Unkraut des Ackers.

Von dem angedeuteten Plan erfüllt, durchwanderte er das Land nach allen Richtungen, empfängliche Gemüther für sein Reich zu gewinnen. Jenes schönste Wort des Alten Testaments ¹⁾ in Erfüllung bringend, neigte er sich den Armen und Unterdrückten („Mühseligen und Beladenen“), den Verstoßenen und Verachteten im Volke zu („Zöllnern und Sündern“), und wenn hier eine Aeußerung persönlichen Gefühls laut werden darf, so sagen wir, daß es der schönste Moment im Leben Jesu war, als er mit himmlischem Erbarmen die Ehebrecherin gegen ihre heuchlerischen Ankläger in Schutz nahm. Von den Priestern und Schriftgelehrten, sowohl pharisäischer als sadduzäischer Partei, fühlte er sich abgestoßen, zumal die meisten derselben theils aus gelehrtem Dünkel, theils aus Tugendstolz von Buße und Glauben nichts wissen wollten. Dafür hatte er an Nikodemus und Joseph von Arimathea, zwei angesehenen Männern, von denen der Erstere Mitglied des Synedrums war, zwei Freunde, welche nach seiner Kreuzigung durch ihre muthige Treue die Apostel beschämten.

5.

Der Apostel (Sendboten), welche Jesus zu Gehülfen seines Werkes ausgewählt hatte, waren zwölf. Von dem weitem Jüngerkreise, aus welchem er einmal ihrer siebenzig zur Predigt des Evangeliums aussandte,

1) Und er kam gen Nazaret, da er erzogen war, und ging in die Synagoge nach seiner Gewohnheit am Sabbath und stand auf und wollte lesen. Da ward ihm dargereicht das Buch des Propheten Jesaia, und da er es aufschlug, fand er die Stelle, wo geschrieben steht: — Der Geist des Herrn ist bei mir und er hat mich gesalbt und gesandt, zu verkündigen die frohe Botschaft den Armen, zu heilen die wunden Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden, daß sie sehen, und den Unterdrückten, daß sie frei und ledig sein sollen. Lukas 4, 16—18.

sind sie zu unterscheiden als die zwölf Vertrauesten, denen nach seinem Hingang von der Erde die Leitung der gläubigen Gemeinde und der evangelischen Mission anvertraut war. Mit seltener Menschenkenntniß hatte Jesus die Zwölfe ausgewählt, die Einen unter ihnen (Petrus und Andreas) vom Fischergewerbe, einen Andern (Matthäus), der freilich erst nach des Meisters Hingang eigentlicher Apostel wurde, von der Zollstätte wegberufen. Das ehrenvolle Vertrauen Jesu hat einzig Judas von Iskara getäuscht. Mit dem prophetischen Blick auf sein Kreuz ging Jesu erst ein Licht auf über den wahren Charakter dieses Mannes. — Indem aber der Meister seine Lehre meist in sprichwörtlicher oder parabolischer Form vortrug, wurde er selbst von den Aposteln nicht immer verstanden. In solchen Fällen erklärt ihnen Jesus Alles aufs Einläßlichste. Es scheint, als habe er diese Form der Rede gewählt, um das Volk zum Nachdenken anzuregen und die Empfänglichen darunter zu veranlassen, daß sie durch Fragen ihm persönlich näher träten¹⁾. Besonders lange dauerte es, und zwar ganz begreiflicher Weise, bis solche einfache Menschen, wie die Apostel waren, das Reich Gottes rein geistig aufzufassen vermochten. Ihre weltlichen Vorstellungen hierüber riefen bisweilen Mangstreitigkeiten unter ihnen hervor, „welcher von ihnen der Erste sein werde im Reiche Gottes“, und naive Bitten Einzelner (der Sebedäiden), „er möge sie in seinem Reiche zu seiner Rechten und Linken sitzen lassen“²⁾. Dann ermahnte der Meister zur Demuth, welche geistig am meisten erhöhe und in seinem Reiche zur obersten Hoheit verhelfe. Kurz vor seinem Hingang fragten sie ihn noch: „Herr, wirst du zu dieser Zeit dem Volke Israel das Reich wieder herstellen?“

Von den Sendboten seines Evangeliums verlangte Jesus, sie müßten diesem Beruf Alles opfern, sich demselben ohne Rückhalt hingeben in freiwilliger Armuth und Entbehrung. Er verlangte dies auch von dem weitem Jüngerkreise, welcher unter Oberleitung der Apostel dieselbe Aufgabe hatte. Daran gewöhnte er seine Nachfolger, indem er mit ihnen auf seinen Reisen gemeinschaftliche Kasse führte, aus welcher auch Almosen gegeben wurden und deren Verwalter Judas Iskariot war. Die Menge, welche sich zu seiner Nachfolge drängte, suchte Jesus nicht nur nicht zu täuschen, er vernichtete vielmehr ihre weltlichen Hoffnungen betreffend seine Nachfolge bald

1) Vgl. Matth. 13, 11—16.

2) Matth. 18, 1—5. 20, 20—28.

Einzelnen, bald einer ganzen Versammlung gegenüber mit schneidenden Worten³⁾, überall auf die rein geistige Beschaffenheit seines Reiches hindeutend.

Unter den zwölf Aposteln selbst waren die drei vertrautesten Jesu Petrus, Jakobus und Johannes. Diese drei allein waren Zeugen seiner die Auferstehung vorbildenden Verklärung auf dem Berge. Den Simon, zubenannt Kephas oder Petrus (Fels), hatte Jesus offenbar zum Haupte der Apostel bestimmt. Nach Johannes (1, 43) hatte Jesus dem Simon gleich beim ersten Zusammentreffen den bedeutungsvollen Beinamen gegeben; nach Matthäus (16, 16 fg.) verleiht er ihm diesen Beinamen auf das Bekenntnis hin: „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ und zwar mit den Worten: „Du bist Petrus, und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden ihn nicht überwältigen⁴⁾.“ Wir finden dann auch in der That den Petrus in der Apostelgeschichte immer als den Ersten der Apostel. Am Pfingstfeste tritt er allein und zuerst mit der Predigt des Evangeliums vor das Volk.

6.

Mit seinem Plan, das Reich Gottes auf Erden zu gründen, hing genau zusammen das Auftreten Jesu als das Haupt dieses Reiches, nämlich als der Christus oder Messias, der Gesalbte Gottes, womit die Bezeichnungen „Sohn Gottes, Sohn Davids“ im N. T. ganz die gleiche Bedeutung haben. Aus der Frage des Kajaphas an Jesum: „Bist du der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes?“ erhellt, daß die Juden jener Zeit glaubten, der Christus werde Gottes Sohn sein. Man gedachte hierbei wohl der Stellen in Psalm 2, 7: „Der Herr hat zu mir gesagt: Du bist mein Sohn; heute habe ich dich gezeugt;“ ferner bei Jesaja 9, 5, wo der verheißene Retter genannt wird „starker Gott“; endlich bei Daniel

3) Mark. 8, 34. Matth. 8, 19—22. Joh. 6, 65, 66. Luk. 14, 25—35.

4) Diese hier nicht vollständig angeführte Stelle ist es bekanntlich, worauf die Gewalt des Papstes (als Nachfolger Petri) sich gründet. Die Auslegung der ganzen Stelle B. 17—19 lautet: „Du wirst die Hauptstütze der Christengemeinde sein und diese wird von der Macht des Bösen nie überwunden werden. Was du hienieden an das Reich der Himmel binden (in dasselbe aufnehmen) wirst, das wird auch im Himmel demselben angehören, und was du auf Erden davon trennen wirst, wird auch jenseits von demselben getrennt bleiben. Darin besteht die „Schlüsselgewalt“ Petri. —

7, 13—14, wo der Menschensohn, dem alle Geschlechter und Völker und Zungen ewig dienen sollen, in den Wolken des Himmels herniederkommt.

Was den orientalischen Brauch angeht, welcher dieser Bezeichnung des Messias zu Grunde liegt, so berief sich Jesus selbst darauf (Joh. 10, 34), daß Psalm 82, 6 die Häuptlinge des Volkes Götter genannt werden. Es fällt dies mit der morgenländischen Anschauung zusammen, wonach die Könige — (und der Messias sollte ja ein König sein) — Gottes Stellvertreter auf Erden waren. Im Uebrigen war seine Idee vom Messias der hergebrachten diametral entgegengesetzt. Sein Reich sollte kein weltliches sein und demnach auch nicht vermittelt des Schwertes, sondern vermittelt des Geistes begründet werden.

Der ihm klar bewußte Unterschied zwischen dieser Auffassung des Messiasthums und der populären scheint stets eins der Hauptmotive seines Handelns gewesen zu sein. Daher hat er es auch vorsichtiger Weise vermieden, sich ausdrücklich als den Christus zu bekennen, bevor er seinen bekannnten feierlichen Einzug in Jerusalem hielt. Er begnügte sich, als Christus zu lehren und zu wirken, um so Jedermann sehen und hören zu lassen, was von dem verheißenen Gottesreiche zu erwarten und was von demselben nicht zu hoffen sei. War das Gottesreich einmal geistig aufgefaßt, so mußte die geistige Auffassung auch auf den Messias übergehen und er dann als Messias erkannt werden, ohne daß er sich ausdrücklich diese Würde beilegte. Wäre er aber sofort mit Behauptung seiner Christuswürde aufgetreten, so hätte die Menge ihn wahrscheinlich mit Gewalt zum Könige machen wollen, dadurch aber seinen Hauptzweck vereitelt und sich selbst vorzeitig ins Unglück gestürzt. Jesus wollte den weltlichen Messias Hoffnungen nicht von ferne Nahrung darbieten, eben so wenig es wagen, denselben gleich Anfangs entgegenzutreten, sondern sein Volk allmählig zur wahren Auffassung der Messiaswürde erziehen. Daß er diesen Plan verfolgte, beweist seine Frage an die Apostel: „Wer sagen die Leute, daß ich sei?“ Die Antwort fiel bekanntlich unrichtig aus, worauf er die Apostel selbst um ihre Meinung fragte und von Petrus die richtige Antwort erhielt. Nach Mark. 8, 30 und Luk. 9, 21 verbietet er dann den Jüngern ernstlich, Jemand zu sagen, daß er der Christus sei, und wenn Besessene ihn Sohn Gottes nannten, legte er ihnen Stillschweigen auf¹⁾.

1) Mark. 3, 11. Luk. 4, 41.

Mit dem Einzug in Jerusalem begann Jesus den letzten, entscheidenden Abschnitt seines messianischen Werkes. Er ging mit prophetischer Gewißheit seinem Tode entgegen und brauchte von da an seine Würde nicht mehr zu verschweigen. Auf dem Eselsfüllen, begleitet von den Jüngern, hielt er seinen feierlichen Einzug, dadurch sich sinnbildlich als den Messias kund zu geben. Das Volk, durch die Art seines Einzuges an die messianische Stelle beim Propheten Zacharias²⁾ erinnert, verstand die Kundgebung und begrüßte ihn als Messias mit dem Rufe: „Hosanna dem Sohne Davids! Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn! Gepriesen sei im Namen des Herrn das kommende Reich unsers Vaters David!“ Sie ahnten nicht, daß er komme, statt des Thrones die Richtstätte zu besteigen und eine Dornenkrone auf sein Haupt zu setzen. Daher die Wuth der Enttäuschung, als sie ihn gebunden vor Pilatus sahen: — „Kreuzige, kreuzige ihn!“ Nach seinem Einzug in Jerusalem nannte er sich im prophetischen Gleichniß von den Weingärtnern Gottes Sohn, und zwar seinen Gegnern gegenüber, welche hierauf die Anklage der Gotteslästerung gründeten.

7.

Wir sind in dieser Darstellung betreffend Behauptung der Christuswürde von Seiten Jesu den Synoptikern gefolgt; unserm Versprechen gemäß haben wir jedoch auch die ganz abweichende Erzählung des Johannes zu geben. Diesem zufolge hat Jesus nicht bloß eine, sondern drei Reisen nach Jerusalem unternommen¹⁾. Bei Gelegenheit der ersten nahm er die energische Reinigung des Tempels vor und zwar unternahm er diese Reise unmittelbar nach seinem ersten, bei der Hochzeit zu Canaan verrichteten, von den Synoptikern nicht erwähnten Wunder. Seinen feierlichen Einzug in Jerusalem als Messias läßt ihn der vierte Evangelist nach der dritten Festreise halten. Bei Johannes wird Jesus gleich von vornherein als Messias anerkannt, indem dieser Evangelist schon im Kap. 1, 42 den Andreas zum Simon sagen läßt: „Wir haben den Messias gefunden“. Der Samariterin

2) Kap. 9, 9. Frohlocke laut, o Tochter Zion! Jauchze, o Tochter Jerusalem! Siehe, zu dir kommt dein König, der Gerechte, der Heiland. Demüthig ist er; er reitet auf einem Esel und auf dem jungen Füllen der Eselin.

1) Die Synoptiker verlegen den Hauptschauplatz des Wirkens Jesu nach Galiläa und lassen ihn nur das eine Mal, wo er den Tempel reinigt und hierauf den Kreuzestod erleidet, nach Jerusalem kommen.

am Brunnen gibt sich Jesus sofort als den Messias zu erkennen, nimmt auch von den übrigen Samaritern die Anerkennung als Christus entgegen, und bei seinem zweiten Aufenthalt in Jerusalem urtheilt bereits ein Theil des Volkes: „Er ist der Christus“²⁾. Ganz offen endlich nennt sich Jesus Gottes Sohn Joh. 10, 30 und 36, ebenfalls während seines zweiten Aufenthaltes zu Jerusalem. Deswegen findet sich im ganzen Johannisevangelium keine Spur von einem Verbot, ihn als den Christus bekannt zu machen, und das Bekenntniß Petri³⁾ ist ganz anders erzählt, als in den Synoptikern⁴⁾.

8.

Gewöhnlich nannte sich Jesus den „Sohn des Menschen“, dadurch andeutend, daß er der Menschheit angehöre mit seinem Leben und Sterben und als Mensch unter Menschen wandle. Wir wollen daher, bevor wir den Ausgang seiner Schicksale schildern, noch von seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Klassen seiner Zeitgenossen und der reinmenschlichen Seite seines Charakters reden.

Als Brüder Jesu werden Jakobus, Joses, Simon und Judas genannt; sie waren natürlich alle jünger als er. Auch Schwestern hat er dem Markus (6, 3) zufolge gehabt. Anfangs glaubten seine Brüder nicht an ihn¹⁾.

Jesus war von Hause aus arm; seine Aeltern hatten bei der Darstellung im Tempel nur Tauben für ihn opfern können. Das Geschick, in Dürftigkeit großzuwachsen und arm zu leben und zu sterben, hat er mit den meisten wahrhaft guten und großen Menschen getheilt. Die rechten Helden der Menschheit finden nie ihren Lohn; wahrscheinlich, weil kein Lohn ihrem Verdienste gleichkommt. Jesus nahm keine Bezahlung für seine Heilungen, dagegen ließ er sich gastfreundliche Einladungen und freiwillige Gaben von

2) Joh. 7, 41.

3) Joh. 6, 66—71.

4) Ganz consequent finden wir die Notiz, das Volk habe Jesum zum Könige machen wollen, auch nur bei Johannes (6, 15).

1) Joh. 7, 8. Man hat mit dieser Stelle die der Synoptiker, wo Maria und die Brüder mit ihm reden wollen, aber von ihm abgewiesen werden, in Verbindung gebracht, als hätten ihn Mutter und Brüder von seinem kühnen Auftreten abzumahnern gesucht. Vgl. Mark. 3, 31. Als die Kirche das Mariadogma so zu sagen zur Basis der ganzen Dogmatik machte, mußten in Folge eines exegetischen Nachspruches die Brüder Jesu zu „Bettlern“ und die Schwestern zu „Basen“ werden.

Seiten der Gläubigen bereitwillig gefallen. Selbst von Pharisäern ließ er sich einladen, zeigte ihnen jedoch deutlich, daß er keinen Schmaus mit Schmeichelei bezahle. Von einem Sonderling hatte er durchaus Nichts an sich; er aß und trank wie andere Leute und mußte in Folge dessen erfahren, wie die Scheinheiligen ihn einen „Greffer und Weinsäufer“ schalteten²⁾. Von seinen Jüngern verlangte er kein regelmäßiges Fasten, noch die Beobachtung kleiner Ceremonien, eben so wenig eine durch pharisäisches Reglement beengte Sabbathfeier. Freistinnig setzte er sich über dergleichen Engherzigkeiten hinweg und gab zu verstehen, daß man, von einem neuen Geiste erfüllt, der alten Formen nicht mehr bedürftig sei³⁾. Es ist geradezu köstlich zu hören, wie er bei jeder Gelegenheit die Formenreiter, Wortklauber und Ceremonienmeister geißelte. Seiner Strenge nach dieser Seite hin entsprach, wie schon berührt worden, sein mildes Erbarmen mit Schwäche und Fehl. Unerbittlich gegen die Tugendheuchler, war er gegen Irrende in Wort und That voll liebevoller Großmuth, und Humaneres als seine Parabeln vom verlorenen Schafe und vom verlorenen Sohn mag nicht gefunden werden.

9.

Neben diesem humanen Zug in seinem Charakter fällt der weltbürgerliche auf, welcher zur jüdischen Bornirtheit und Engherzigkeit einen so schönen Gegensatz bildete. Seinen persönlichen Wirkungskreis zwar beschränkte Jesus auf Palästina, aber seinen Jüngern gab er Auftrag und Vollmacht, „bis an die Grenzen der Erde“ die frohe Botschaft zu tragen. Wo er bei Nichthebräern Vertrauen und Glauben fand, empfand er doppelte Befriedigung und zu wiederholten Malen hat er geweissagt, daß sein Reich unter den Heiden größere Ausbreitung gewinnen werde als unter den Juden¹⁾.

Trotzdem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er auch patriotisch fühlte, und deshalb ein Regiment, wie das des „Fuchses“ Herodes²⁾, von Herzen verachtete. Die welthistorische Mission Roms muß ihm klar gewesen sein, denn er ließ keinen Haß gegen die Römer blicken. Im Gegentheil, in der bekannten Geschichte von dem Zinsgroschen anerkannte er ausdrücklich

2) Matth. 19, 19.

3) Mark. 2, 22. Luk. 5, 37.

1) Matth. 8, 8—12. 13, 21—28. 21, 43. Joh. 10, 16.

2) Luk. 13, 31 und 32.

die Berechtigung der römischen Weltherrschaft, stellte aber zugleich dem Römerreich ein Gottesreich entgegen, dem politischen Realismus den religiösen Idealismus.

Mit einem die Tiefen der Weltgeschichte durchdringenden Blicke erkannte er seine Lehre als das historische, allein lebenskräftige Ergebnis des Hebraismus, diesen aber, getrennt von dem Christenthum, als einen der historischen Entwicklung zum Opfer geweihten, abgestorbenen Organismus. Dieser große Gedanke blickt aus den wenigen Worten, die Jesus auf dem Weg zum Kreuze sprach: — „Wenn das am grünen Holze geschieht, was wird am dürren geschehen?“

Ein solcher Mann mußte Feinde haben: das ist der Lauf der Welt. Wie jeder ungewöhnliche Charakter, wurde er viel geliebt, aber mehr noch gehaßt. Seine erklärten Feinde waren bekanntlich die meisten Priester und die Schriftgelehrten pharisäischer wie sadduzäischer Partei. Zunächst fühlten sich beide Sekten von ihm abgestoßen durch den Gegensatz seiner Lehre gegen beide. Die Pharisäer konnten ihm nicht verzeihen, daß er ihrem Ceremonienwesen entgegentrat, besonders daß er die Sabbathfeier so menschlich frei auffaßte³⁾; die Sadduzäer hingegen ärgerten sich, daß er mit so großem Erfolge die Unsterblichkeit der Seele lehrte. Noch mehr erbitterte die Pharisäer sein Umgang mit Zöllnern und Sündern, seine Kühnheit, womit er vor allem Volk die pharisäische Heuchelei entlarvte, seine Ermahnungen zu Bescheidenheit, Demuth und Herzensreinheit. Nicht wenig plagte sie ferner der Neid wegen seiner zahlreichen Heilungen, welche sie der Beihülfe Beelzebubs zuschrieben, und wegen der großen Volksmenge, die sich zu seinen Lehrvorträgen drängte, ihm sogar in die Wüste folgte. Am Herzen der Pharisäer und Sadduzäer nagte die öffentliche Beschämung, welche sie davontrugen, so oft sie Jesus durch häßliche Fragen ins Gedränge zu bringen suchten. Begreiflich, daß Neid und Rachsucht dieser Mächtigen bald die Entdeckung machten, Religion und Staat seien in Gefahr. Die Pharisäer, denen es sonst auf einen Aufruhr mehr oder weniger nicht ankam, fürchteten auf einmal das Einschreiten der Römer, wenn man den Rabbi von Nazaret länger gewähren lasse, und legten in der Anklage vor Pilatus eine diesem selbst erstaunliche Loyalität gegen den Kaiser an den Tag. Die ganze Manier, womit die jüdische Priesterschaft die Prozedur gegen den großen Ne-

3) „Der Sabbath ward um des Menschen willen, nicht um des Sabbaths willen“. Mark. 2, 27.

former einleitete und durchführte, ist hinlänglich charakterisirt, wenn man sie eine musterhaft priesterlich-diplomatische nennt. Sich darüber zu ereifern, ist kein Grund. Die jüdische Priesterschaft that nur, was in ähnlichen Fällen jede Priesterschaft gethan hätte und thun würde⁴⁾.

10.

Sämmtliche Evangelien erzählen, daß Jesus die Art seines Leidens und Sterbens lange vorausgesehen, selbst zu wiederholten Malen vorausgesagt, und daß er die Pläne seiner Feinde, wie das Vorhaben des Judas gekannt habe. Sie berichten ohnedies noch viele andere Prophezeiungen Jesu, unter welchen sich besonders diejenige auf die Zerstörung Jerusalems auszeichnet, welcher eingedenk sich die Christen, als das Kriegsgewitter heranbrauste, aus Jerusalem entfernt und nach Betsaida geflüchtet haben. Meist bezogen sich Jesu Prophezeiungen auf das Schickal seines Reiches auf Erden, wie z. B. in den Gleichnissen vom Senfkorn, vom Unkraut des Ackers, vom Sauerteig, vom Rebe, von den Weingärtnern. Einen prophetischen Blick in die Tiefen des menschlichen Herzens schreiben Jesu alle Evangelisten zu; Johannes läßt ihn außerdem dem Nathanael und der Samariterin am Brunnen Thatsachen aus ihrer Vergangenheit enthüllen. Ein Versuch, den Meister von seinem Entschlusse, freiwillig dem Kreuze entgegenzugehen, abzubringen, ward von ihm mit Entschiedenheit zurückgewiesen¹⁾. Aber, ob er auch längst seinen Entschluß gefaßt, hatte er in Gethsemane kurz vor seiner Gefangennahme noch einen harten Kampf zu bestehen, bis der letzte Todessehauer seiner menschlichen Natur überwunden war. Daß Jesus freiwillig seinem Tode entgegenging, finden wir überall betont als einen Umstand, der für die Gestaltung der Erlösungslehre von höchster Bedeutung ist²⁾. Als Gedächtnißfeier seines erlösenden Leidens stiftete er in der Nacht, bevor er gefangen genommen ward, das Abendmahl. Johannes erwähnt der Stiftung desselben nicht, sondern gibt an dessen Stelle die Erzählung vom Fußwaschen. Kurz vor der Stiftung des Abendmahles entlarvte Jesus seinen Verräther mit jener stillen Traurigkeit und Geisteshoheit, welche den Glenden schnell aus dem Kreise der Getreuen wegscheuchte.

4) „Der Jude (Keger) wird verbrannt!“ Darin stimmen Kajaphas, Torquemada und Calvin brüderlich mit Lessing's Patriarchen überein.

1) Mark. 8, 27—33.

2) Matth. 20, 28. 26, 52—56. Joh. 15, 13. 10, 17—18.

Es war am Abend des Donnerstags in der Woche, in welcher die Juden das Fest der ungejäuerten Brode feterten, als Jesus mit den Aposteln das letzte Passahlamm aß. Nach der Stiftung des Abendmahls sagte er den Aposteln ihre Schwäche und Zerstreuung, dem Petrus seine Verläugnung voraus, aber Keiner wollte ihm glauben. Dann schloß er die Feierlichkeit mit einem Lobgesang und zog nächtllicher Weile mit den Aposteln hinauf an den Ölberg, in den Baumgarten Gethsemane. Hier verharrte er im Gebet, bis die Sendlinge des hohen Rathes, geführt von Judas, sich zeigten. Er floh nicht, sondern ging ihnen mit gefasstem Muth entgegen. Judas machte der nach ihm benannten Sippchaft Ehre durch den Verrätherkuß, womit er den Meister kennzeichnete als den, welchen die Morte zu ergreifen habe. Ihm warf Jesus mit sanften Worten den Verrath, den Kriegern die Feigheit ihres nächtlichen Einerschleichens vor, mahnte die Apostel von aller Gegenwehr ab und ließ sich geduldig vor das Synedrium führen³⁾. Die falschen Zeugen, welche man gegen ihn vorbrachte, widersprachen sich; erst als Jesus freiwillig und muthig bekannte, er sei der Christus, fanden sie einen Grund, nämlich Gotteslästerung, das Todesurtheil über ihn zu fällen. In Gegenwart des hohen Rathes, vielleicht von Rathsalldern selbst⁴⁾, ward Jesus nun aufs Empörendste mißhandelt.

Da das Synedrium zu jener Zeit ein Todesurtheil zwar fällen, aber ohne Beistimmung des römischen Landpflegers nicht vollziehen durfte, ward Jesus vor den Richterstuhl des Pontius Pilatus geführt. Dieser erkannte nach einigen kurzen Fragen seine Unschuld und suchte ihn zu retten, obwohl Jesus ihm mit dem vollen Bewußtsein messianischer Würde antwortete und sich in keiner Weise zu irgend einem Widerruf oder zu einer Bitte herbeiließ. Daß während der Verhandlung des Pilatus Gemahlin in Folge eines warnenden Traumes Fürbitte für Jesus einlegen ließ, erzählt Matthäus, daß Pilatus ihn zu Herodes gesendet habe, berichtet Lukas allein. Als die öffentliche Erklärung der Unschuld Jesu und sodann die Zumuthung an das Volk, den Angeklagten ledig zu bitten, Nichts half, sondern die von den Synedristen aufgewiegelte Menge, nach Art einer urtheilslosen, niederträchtigen Menge, stets lauter ihr: An's Kreuz mit ihm! schrie, übergab

3) Nur Johannes erzählt, Jesus sei zuerst zu Annas, dem Schwiegervater des Kajaphas, ins Verhör geführt worden.

4) Matth. 26, 66—67. Mark. 14, 64—65.

Pilatus den Verurtheilten seinen unerbittlichen Feinden zur Hinrichtung, damit nicht etwa ein Aufruhr entstände. Zugleich aber wusch er, nach Art der Achselträger, vor allem Volke seine Hände, dieser symbolischen Handlung die Worte beifügend: „Ich bin unschuldig an dem Blut dieses Gerechten; sehet Ihr zu“ 5).

Gotteslästerung und Aufruhr gegen den Kaiser in Anmaßung der Königswürde über Judäa, das waren die zwei Klagepunkte, welche der hohe Rath vor Pilatus gegen Jesus geltend gemacht. Um den ersten dieser Punkte hat sich der Landpfleger, in souveräner Verachtung dessen, was die Römer jüdischen Aberglauben zu nennen gewohnt waren, sicherlich wenig bekümmert; der zweite mußte ihm als Verleumdung erscheinen, da er aus Erfahrung wußte, daß die Ankläger Jesu sonst gar nicht so eifrige Anhänger des Kaisers waren, wie sie sich jetzt anstellten. Obwohl ihn also die bloße Furcht zur Verurtheilung Jesu bewog, überließ er ihn doch schutzlos der Rohheit seiner Kriegsknechte, welche, der Christuswürde spottend, ihm einen Purpurmantel umhängen, eine Dornenkrone aufsetzten, ein Rohr als Szepter in die Hand gaben, die Kniee vor ihm beugten und ihn dann wiederholt anspieen und schlugen. Unmittelbar vorher hatte Pilatus, nach römischer Sitte, ihn noch geißeln lassen. Johannes freilich läßt diese Geißelung und Verspottung der Verurtheilung vorangehen und erzählt, Pilatus habe den Mißhandelten in seinem erbarmungswürdigen Zustande dem Volke vor Augen gestellt, Mitleid für ihn zu erregen 6).

Nachdem Jesus die ganze Nacht hindurch den Verhören und Mißhandlungen ausgesetzt gewesen, ward er zur Kreuzigung hinausgeführt. Simon von Kyrene, der eben vom Felde kam, mußte von den Mauern der Stadt bis nach Golgotha dem Ermatteten das Kreuz tragen 7). Die Klage Jesu über die Mütter Jerusalems während seiner Hinausführung ist dem Evangelium des Lukas eigenthümlich 8). Laut den synoptischen Evangelien ward Jesus Morgens um 9 Uhr, nach Johannes Mittags um 12 Uhr inmitten zweier Mörder ans Kreuz geschlagen. Den betäubenden Myrrhenwein wies er zurück, ertrug die Qual des Kreuzes mit stiller Geduld, betete für die

5) Matth. 27, 24.

6) Joh. 19, 1—5.

7) Johannes erwähnt dieses Umstands nicht, sondern läßt Jesum das Kreuz selber tragen.

8) Luk. 23, 28.

höhnenden Todfeinde um Vergebung, empfahl dem Johannes seine Mutter Maria, tröstete den reumüthigen und gläubigen Mitgekreuzigten⁹⁾. Drei Stunden hatte Jesus am Kreuze gelitten, da kam eine Finsterniß über das ganze Land, welche von 12 bis 3 Uhr währte. Man schreibt dieselbe, da das Passah immer zur Zeit des Vollmonds gefeiert ward und eine Sonnenfinsterniß um den Vollmond unmöglich ist, auch weil nach den Synoptikern der Vorhang im Tempel von oben bis unten entzwei riß, nach Matthäus aber ein Erdbeben stattfand, den aufsteigenden Dünsten und Staubwolken des erschütterten Erdbodens zu. Gegen das Ende der Finsterniß begann Jesus mit lauter Stimme den 22. Psalm zu beten: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ Der nahende Tod unterbrach ihn. Sein letztes Wort war: „Es ist vollbracht! Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Johannes thut weder der Finsterniß, noch des angeführten Gebetes Erwähnung. Seiner Darstellung zufolge rief Jesus: „Mich dürstet!“ worauf ihm ein Schwamm voll Essig gereicht wurde. Nach dieser Labung endete er mit dem kurzen Ausruf: „Es ist vollbracht!“ Johannes fügt dieser Erzählung hinzu, daß ein Kriegsknecht, um zu prüfen, ob Jesus wirklich schon todt wäre, ihn mit dem Speer in die Seite gestochen habe.

So sehr alle diese Darstellungen von einander abweichen, Jesus von Nazaret leidet und stirbt vor unsern Augen mit ungetrübter Hoheit des Geistes. Seinen Leichnam erbat sich Joseph aus Arimathea von Pilatus und bestattete ihn mit Beihülfe von zwei gläubigen Frauen in seinem eignen, in Felsen ausgehauenen Grabe. Johannes nennt auch den Nikodemus als Theilnehmer an der Bestattung Jesu. Freitag Abends vor 6 Uhr war das Grab geschlossen. Matthäus berichtet, Pilatus habe auf Betrieb der Hohenpriester und Pharisäer eine Wache vor die Gruft gelegt. Wenn dieses in der Absicht geschah, allfällige Demonstrationen der Anhänger des Gekreuzigten an seinem Grabe zu verhindern, so war es sehr überflüssig. Die Jünger waren einmüthigt, zerstreut, schon bei der Gefangennehmung Jesu entflohen. Selbst der Fels (Petrus) hatte in der schweren Prüfung gewankt und seinen Meister verleugnet, während der Verräther Judas sich verzweifelnd den Tod gegeben. Das Werk Jesu schien mit seinem Leben vernichtet.

9) Wir haben hier die verschiedenen Darstellungen zusammengefaßt. Matthäus

11.

Daß die zerstreuten Apostel und Jünger sich wieder sammelten, Heldenkraft und Todesmuth gewannen, das Evangelium durch den Erdfreis zu verbreiten, schreibt das Neue Testament der Auferstehung Jesu von den Todten zu. Die Nacht vom Freitag auf den Samstag, den großen Sabbath und die darauf folgende Nacht hindurch lag er im Grabe. Am Sonntag frühmorgens, als etliche Jüngerinnen zum Grabe kamen, fanden sie dasselbe offen und den Leichnam Jesu nicht mehr darin¹⁾. Englerscheinungen jedoch verkündigten ihnen die Auferstehung des Gekreuzigten. Hierauf erschien der Auferstandene Einzelnen, die das große Ereigniß den Aposteln verkündigten; aber ihre Erzählung fand keinen Glauben, bis Jesus selbst den versammelten Aposteln erschien. Soweit stimmen die Berichte überein. Die einzelnen Erscheinungen Jesu aber werden sehr verschieden erzählt. Die meisten derselben hatten in Jerusalem und dessen Umgebung statt; nur Matthäus und Johannes berichten auch von Erscheinungen in Galiläa²⁾. Jesus war aus dem Grabe auferstanden, aber sein Körper zeigt nicht mehr alle Eigenschaften eines menschlichen Leibes. Bei verschlossenen Thüren tritt er plötzlich mitten unter die Apostel, von den Zweien in Emmaus, die ihn lange nicht erkannt, „kommt er ungesehen hinweg.“ Ungeachtet der Verwundungen am Kreuze erscheint er bald in Jerusalem, bald in dem entfernten Galiläa. Vierzig Tage nach der Auferstehung endlich schwebt er zum Himmel empor, wie Paulus annimmt³⁾, mit verklärtem Leibe. Er aß während der vierzig Tage nur noch, um zu zeigen, daß er kein körperloses Gespenst sei⁴⁾. Eine klare Reihenfolge der Erscheinungen Jesu läßt sich aus den Evangelien nicht herstellen; Paulus hin-

und Markus sagen freilich, beide Mitgekrenzigten hätten Jesus verhöhnt. Johannes schweigt über das Benehmen derselben.

1) Es ist ein tiesschöner Zug in den evangelischen Berichten, daß sie die Anhänglichkeit der Frauen an den Gekreuzigten über Tod und Grab hinaus fortbauern lassen.

2) Bei Markus verheißt zwar der Engel auch Erscheinungen in Galiläa, aber es wird deren keine ausdrücklich angeführt.

3) Philipp. 3, 21.

4) Luf. 24, 36—43.

gegen macht den Versuch einer solchen Darstellung⁵⁾, welche jedoch mit den Berichten der Evangelien auch nicht leicht zu vereinbaren ist.

Die Himmelfahrt, welche vom Delberg bei Jerusalem aus geschehen sein soll, finden wir in den Evangelien und Briefen häufig angedeutet, förmlich erzählt nur in den Evangelien des Markus und Lukas und in der Apostelgeschichte. Jedenfalls war die Auferstehung und göttliche Erhöhung Jesu allezeit die Grundlage der apostolischen Predigt⁶⁾. Bei den Erscheinungen vor den Seinigen wirkte Jesus besonders auf Befestigung des Glaubens und Ermuthigung hin, ertheilte den Aposteln Vollmacht zur Ausbreitung des Himmelreiches auf Erden, setzte die Taufe als Zeichen der Aufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen ein, verhiess die Ausgießung des heil. Geistes, der die Sendboten des Evangeliums erleuchten, trösten und mit Wunderkräften ausrüsten werde, und ordnete an, daß die Gläubigen vereint in Jerusalem diese Feuertaufe erwarten sollten⁷⁾. Lukas hebt in den Reden des Auferstandenen besonders hervor die Belehrungen, wie sein Leiden, Sterben und Auferstehen in den Schriften des N. T. geweissagt sei. Als Pfingsten, das Erndtfeßtag der Juden, erschienen war, kam unter Sturmgebrause in Gestalt feuriger Zungen der heil. Geist auf die versammelten Gläubigen hernieder, wandelte ihr Innerstes um und verlieh ihnen die verheißenen Wundergaben, unter denen in der Apostelgeschichte besonders die Sprachengabe hervorgehoben wird. Von da an und zwar sofort begannen die Apostel die Verkündigung des Evangeliums⁸⁾.

5) 1. Kor. 15, 4—8.

6) 1. Kor. 15, 1—11. Apostelgesch. 4, 9—11. 8, 30—31. 23, 6—9.

7) Nach Johannes verheißt Jesus den heil. Geist vor seiner Kreuzigung und theilt denselben nach der Auferstehung durch Anhauchen mit. 20, 22. Die Stellen Matth. 10, 20 u. Luk. 11, 13 enthalten keine wirkliche Weissagung des Pfingstwunders.

8) Von seinem ersten Auftreten an bis zur Ausgießung des Geistes umfaßt das ganze Wirken Jesu ungefähr drei Jahre. Sein Tod wird demzufolge in das Jahr 753 nach Roms Erbauung gesetzt (nach dionysischer Zeitrechnung in das Jahr 757).

Fünftes Kapitel.

Die Lehre Jesu Christi.

1.

Jesus nannte seine Lehre mit Einem Wort das *E v a n g e l i u m*¹⁾. In welcher Form er seine Lehren vortrug, haben wir zum Theil bereits erwähnt, machen aber hier noch aufmerksam auf die Paradoxie vieler seiner Aussprüche, welche darin besteht, daß durch Uebertreibung in den Ausdrücken der dem Sprüchwort inwohnende Gedanke um so schärfer hervorgehoben wird. Das (scheinbar unsinnige) Paradoxon ist vornämlich bestimmt, das Nachdenken anzuregen und irgend einen gewichtigen Gedanken in der Seele des Lesers oder Zuhörers tüchtig zu befestigen. Wer nicht im Stande ist, Paradoxien zu verstehen, wird an Aussprüchen Jesu, wie Matth. 5, 29 — 30; 39 — 42; 19, 24. Luk. 6, 30. Joh. 6, 53 — 56, schweren Anstoß nehmen.

Größere Lehrvorträge Jesu finden sich besonders zahlreich im Johannes-evangelium. Von hoher Wichtigkeit ist die Bergpredigt Matth. cap. 5 — 7, welche bei Lukas²⁾ in bedeutend veränderter Gestalt erscheint, dort aber freilich als eine auf der Ebene gehaltene Rede bezeichnet wird. Man hat sie, nicht unpassend, das Gesetzbuch des Reiches Gottes genannt.

Was den Inhalt der Lehre Jesu betrifft, so müssen wir zuvörderst von derselben einen Vorstellungskreis, welcher mit ihrem Ideengang in keiner nähern Beziehung steht, in den Aussprüchen Jesu nur nebenhin berührt wird und ohnedies größtentheils der Weltanschauung des Neumosaismus angehört, zu besonderer Betrachtung ausscheiden. Wir meinen die Vorstellungen betreffend die bösen Geister. Wir sehen den Teufel und die Dämonen ganz in den Sprachgebrauch der damaligen Zeit eingegangen, so daß man das Wort Teufel oder Satan oft aussprach, ohne an das benannte Wesen selbst zu denken. „Er hat einen Teufel!“ hieß so viel als: „Er ist verrückt!“ Jesus selbst bezeichnet den Judas Iskariot als einen Teufel und dem Petrus ruft

1) Die frohe Botschaft (*εὐαγγέλιον*).

2) 6, 17 — 49.

er einmal zu: „Hebe dich weg von mir, Satan“ 3)! Die Wahnsinnigen und Mondsüchtigen zwar behandelte Jesus als von Teufeln Beseffene, indem er sie, als wohnten wirklich Teufel in ihnen, beschalt. Wir haben aber auch eine Stelle, wo er von dem Ein- und Ausziehen böser Geister ganz bildlich redet, um anschaulich zu machen, wie der Mensch, wenn er nach der Besserung in die Sünde zurückfalle, weit ärger werde, als zuvor 4). Ob Jesus seine Warnung: „Simon, Simon, siehe der Satan hat euer begehrt, euch wie den Weizen zu sieben!“ buchstäblich oder bildlich gemeint habe, sollte nicht allzuschwer zu entscheiden sein 5). Ohne allen Zweifel bildlich zu verstehen ist der Ausspruch: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen“ 6). Die beiden letztgenannten Aussprüche Jesu, verglichen mit seinem Wort bei Johannes (12, 31): „Jetzt ist das Gericht dieser Welt, jetzt wird der Fürst dieser Welt hinausgeworfen werden!“ weisen nun allerdings darauf hin, Jesus habe eine seinem Reich feindliche, persönliche Macht des Bösen angenommen. Den Fürsten dieser Welt nennt er als seinen und seines Reiches Gegner auch bei Johannes (14, 30 und 16, 11). Ganz anders erscheint der Satan in dieser Auffassung, als in jener, wo er unter dem Namen Beelzebub als „Oberster der Teufel“ genannt wird 7). Letztere ist aber die Auffassung der Pharisäer, auf welche sich Jesus nur um der Widerlegung willen einläßt. Obigen Stellen bei Johannes und Matthäus (12, 31) zufolge betrachtete Jesus den Satan als das gerade Gegentheil des heil. Geistes, welcher die Glieder des Gottesreiches beseelt, wie der Satan die „Kinder dieser Welt.“ Im Gleichnisse vom Säemann stellt Jesus den Teufel dar als den, der das Wort Gottes aus den Herzen der Leichtfertigen hinwegnimmt, im Gleichnisse vom Unkraut des Ackers als den Feind, der Unkraut unter den guten Weizen des Gottesreiches säet. Die Stelle, wo der Teufel wirklich als Fürst der bösen Engel bezeichnet wird, hat Matthäus

3) Joh. 6, 70. Mark. 8, 33.

4) Matth. 12, 43—45. Luk. 11, 24—26.

5) Luk. 22, 31.

6) Luk. 10, 18. Vielleicht eine Anspielung auf Jesaja 14, 12: — „Wie bist du vom Himmel gefallen, du Morgenstern, Sohn der Morgenröthe!“ Da Morgenstern lateinisch Lucifer heißt, spätere Ausleger aber diese Stelle des Jesaja nicht, wie sie sollten, auf Babel, sondern, eben gestützt auf jenen ähnlichen Ausspruch Jesu, auf den Satan bezogen, so erhielt derselbe auch den Namen Lucifer.

7) Matth. 9, 34. 12, 24—27.

allein⁸⁾. Sie dürfte daher wohl als eine Akkommodation an die herrschenden Zeitvorstellungen, vielleicht auch als subjective Auffassung des Evangelisten betrachtet werden. — Merkwürdig ist schließlich noch die Stelle⁹⁾, wo Jesus die ungläubigen Juden Kinder des Teufels nennt, weil sie die Werke des Teufels thun, der „ein Menschenmörder war von Anfang und der Vater aller Lügen.“ Auch hier läßt sich die geistigere Auffassung des Teufels nicht verkennen; seine Wesenheit erscheint wie in allen übrigen Stellen der Evangelien, wo Jesus über ihn redet, mit Ausnahme von Matth. 25, 41, ganz ethisch genommen. Eine förmliche Lehre über die bösen Geister hat Jesus nirgends gegeben und in den hauptsächlichsten Lehrvorträgen erwähnt er ihrer gar nicht. Wie nahe lag die Erwähnung des Teufels, als Jesus sprach: „Aus dem Innern des Menschen, aus dem Herzen kommen hervor die bösen Anschläge und verunreinigen den Menschen!“ Eben darum sind die Aussprüche der Apostel betreffend den Teufel auch nicht sehr häufig. Im zweiten Brief Petri wird bei der Schilderung des jüngsten Tages des Satans nicht gedacht und Jakobus sagt in seiner Epistel (1, 14) unverhohlen: „Ein Jeder wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust (also nicht vom Teufel) gezogen und angelockt wird.“

Aus Alledem dürfte vielleicht der Schluß gezogen werden, daß die Vorstellung vom Teufel und von den Dämonen ursprünglich nicht so ganz wesentlich zur Lehre Christi gehört habe, wie fanatische Liebhaber des Teufels und der Verteufelung behaupteten und behaupten. Wäre es dem ruhigen Culturhistoriker erlaubt, gelegentlich von der Vergangenheit hinweg einen verachtungsvollen oder strafenden Blick auf die Gegenwart zu richten, so müßten wir freilich sagen, daß dormalen ganz augenscheinlich jene Sorte von Teufeln, welche man dumme nennt, in der Christenheit außerordentlich sich breitmachen.

2.

Grundlage der Lehre Jesu Christi ist die Annahme einer allgemeinen Erlösungsbedürftigkeit der Menschen. Diese Annahme basirt auf der Voraussetzung einer allgemeinen Sündhaftigkeit der Sterblichen. Ob sich diese Voraussetzung vor der Vernunft rechtfertige oder nicht, das zu untersuchen ist nicht unjeres Amtes: wir hatten nur die bezeichnete Grund-

8) Matth. 25, 41.

9) Joh. 8, 39 — 44.

lage anzugeben und haben im Weiteren den Um- und Aufriß des Lehrgebäudes zu entwerfen, welches auf dieser Basis sich erhob.

Von der Herrschaft der Sünde also, welche sich kundgibt in der Schwäche des sittlichen Willens, in Unterdrückung der sittlichen Freiheit und in Verblendung betreffend das Heil der Seele, muß der Mensch erlöst werden und darum ist es nothwendig, daß er seine Schwäche und Verblendung erkenne, nach höherem Licht und höherer Kraft sich sehne. Die zu solcher Erkenntniß gelangt sind, preist Jesus selig in der Bergpredigt: — „Selig sind die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Reich der Himmel!“ Er ermuntert sie auch zum Gebet um jene höhere Kraft: — „Wie sollte nicht der Vater den heiligen Geist geben denen, die ihn (darum) bitten?“

3.

Jesus erkannte aber gar wohl, daß kein Mensch völlig sündlos, d. h. sittlich vollkommen werden könne. Er verwarf zudem die jüdische Vorstellung, durch gute Werke lasse sich vor Gott irgend ein Verdienst erwerben, und rief daher seinen Jüngern zu: „Wenn ihr Alles werdet gethan haben, was euch befohlen war, sollet ihr sagen: Wir sind unnütze Knechte; denn wir thaten nur, was wir zu thun schuldig waren.“ Da es nun dem Menschen unmöglich ist, auch nach der Verzeihung seiner alten Sünden vor Gott ganz gerecht zu werden, so verkündigte Jesus den Glauben als Ersatz der sittlichen Vollkommenheit, als diejenige geistige Macht, welche dem Menschen Frieden der Seele und ewig seliges Leben von Gottes Gnade erwerbe.

Der Glaube in dem umfassenden Sinne, wie Jesus Christus ihn lehrte, ist ein ganz neuer religiöser Begriff. Er wird im griechischen Text des N. T. immer ausgedrückt durch ein Wort, welches eigentlich *Vertrauen* bedeutet, und Vertrauen ist allerdings der von Jesu geforderte Glaube seinem Wesen nach. Wenn Jesus einem Geheilten zuruft: „Dein Glaube hat dir geholfen!“ so erscheint dieser Glaube offenbar als starkes Vertrauen auf Jesu göttliche Würde und Macht von Seiten der Kranken. Zum Glauben gehört ferner, was man im gewöhnlichen Sprachgebrauch darunter versteht, die Worte eines Sprechenden, Worte Jemandes, im betreffenden Fall die Lehren Jesu, für wahr zu halten. In diesem Sinne spricht Christus: „Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht¹⁾!“ Der Glaube

1) Joh. 10, 37. Vgl. Luk. 22, 67.

nimmt demnach ebensowohl die Ueberzeugung, als das Gemüth in Anspruch; er durchdringt den ganzen Menschen, weil aus wahrer tiefinnerlicher Ueberzeugung auch stets ein lebendiges Vertrauen, welches sich nach dem Inhalt der Ueberzeugung richtet, hervorgeht. Der Glaube an Gott und der Glaube an Christus ist ein und derselbe²⁾. Sein Inhalt läßt sich so ausdrücken: In der Ueberzeugung, daß der allmächtige Gott unser himmlischer Vater und Jesus, sein eingeborner Sohn, unser alleiniger Erlöser und Seligmacher ist, vertrauen wir auf Gottes Macht, Weisheit, Liebe und Gnade und bauen darauf, daß wir durch Christus Frieden auf Erden und ewige Seligkeit im Himmel erlangen³⁾.

4.

Den Glauben an Gott, das Vertrauen auf ihn suchte Jesus wesentlich dadurch zu wecken, daß er das Verhältniß Gottes zu den Menschen als das des Vaters zu den Kindern bestimmte. War in den Schriften des Alten Testaments nur sehr selten¹⁾ Gott als Vater aufgefaßt, so erscheint er dagegen im Munde Jesu vorzugsweise als solcher. „Unser Vater!“ ist der Titel, unter welchem das berühmte Gebet Christi Gott anrufen lehrte. Nicht häufig und nur Verstockten gegenüber betonte Jesus die strafende Gerechtigkeit Gottes, während er desto häufiger Gottes väterliche Liebe und Fürsorge, Gnade und Barmherzigkeit hervorhob.

Jesus ist von Gott gesendet, das Verlorene zu suchen und selig zu machen. Der Vater liebt die, welche seinen Sohn lieben und an dessen Sendung glauben²⁾. Auf Jesu Bitte gießt Gott den heiligen Geist auf die Gläubigen aus³⁾. Daß Gott inbrünstiges Gebet erhöere, lehrt das Gleichniß vom ungerechten Richter. Wer Buße thut und an Christum glaubt, auch seinen Mitmenschen jede Beleidigung verzeiht, dem schenkt er Verzeihung der Sünden und ewiges Leben. Den Unbußfertigen und Ungläubigen läßt er Zeit zur Bekehrung. Sterben sie, wie sie gelebt, so fallen sie in die ewige Strafe, welche über die Verstockten zu verfügen vom Vater dem Sohne über-

2) Joh. 12, 44; 14, 1.

3) S. d. Belegstellen bei Mark. 11, 22—26; 16, 16. Matth. 7, 21; 17, 20; 21, 22. Luk. 17, 6. Joh. 5, 24; 7, 38—39; 8, 38—40; 12, 36; 14, 12.

1) S. B. bei Maleach. 2, 10.

2) Joh. 16, 27.

3) Joh. 14, 16—17.

geben ist⁴⁾. Die Juden, welche von jeher ihre Propheten verfolgt und getödtet haben, wird Gott nach der Kreuzigung des Sohnes mit vernichtendem Strafgericht heimsuchen und sein Reich andern Völkern geben⁵⁾. Jesus wird von Gott getrieben, für die Erlösung der Welt Marter und Tod zu erleiden; das ist sein ewiger Rathschluß⁶⁾. Die Liebe und Gnade Gottes in seinem Leben und Leiden, nicht nur mit Worten, zu verkündigen, erkannte Jesus als seinen Beruf: „Wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen.“ „Glaubet mir, daß ich im Vater bin, und der Vater in mir ist⁷⁾.“ Außerlicher Dienst, religiöse Uebungen, denen das Herz ferne bleibt, gelten vor Gott Nichts. „Geht hin und lernet, was es heiße: Ich (Gott) will Barmherzigkeit und nicht Opfer.“ Die aus Prahlerei Almosen geben und beten, „haben ihren Lohn dahin“⁸⁾. Niemand darf Gott im Gebete nahen, er habe sich denn zuvor mit seinem Bruder versöhnt⁹⁾. Das Gebet des Selbstgerechten weist er von sich ab; den Demüthigen nimmt er gnädig an. Das lehrt uns das Gleichniß vom Pharisäer und Zöllner. Ueberhaupt: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“ Auf die rein geistige Natur von Gottes Wesen weisen alle Sittenlehren Christi unverkennbar hin. Die vollkommen reine Idee von Gottes Heiligkeit findet ihren Ausdruck in der Moral Jesu, welche ja nichts Anderes, als den Willen Gottes darstellen soll.

Da Jesus so oft vom „Vater im Himmel“ redet, möchte es scheinen, er habe den Himmel als die ausschließliche Wohnung Gottes betrachtet. Doch das innige Gottesbewußtsein Jesu („der Vater ist in mir“), sein Ausspruch: „Bitte den Vater, der im Verborgenen ist“ — und endlich das Apostelwort: „Gott ist nicht ferne von unser einem Jeden; denn in ihm leben, streben und sind wir“ — weisen deutlich genug auf Gottes Allgegenwart hin, so daß die Bezeichnung „Vater im Himmel“ nur dazu bestimmt sein kann, einerseits die Erhabenheit Gottes, anderseits den Himmel als Offen-

4) Vergl. die Parabeln vom Unkraut des Ackers und vom Netze, dazu die Erzählungen vom „reichen Mann und armen Lazarus“ und von dem Reichen, „dessen Feld viel Frucht getragen“, und Matth. 25, 46. Joh. 5, 24.

5) Matth. 21, 33 — 44.

6) Matth. 20, 28. 26, 39. 54.

7) Joh. 14, 9 — 10.

8) Matth. 6, 1 — 5.

9) Matth. 5, 23 — 24. Mark. 11, 25.

barungsort seiner höchsten Herrlichkeit anzudeuten. Aus seiner unnahbaren Erhabenheit läßt sich aber Gott zu den Menschen liebend, veröhnend, rettend hernieder. Er hat seinen eingebornen Sohn gesendet, die abgefallene Menschheit geistig zu erneuen, ein seliges Gottesreich in ihrer Mitte zu stiften, sie wieder zu ihrer ewigen Bestimmung und zur Ähnlichkeit mit ihm, dem Allheiligen, zurückzuführen. Die nun den Sohn bereitwillig annehmen, durch Buße und Glauben in sein Reich eintreten und ihrem Schöpfer ähnlich werden, nimmt er wieder als seine Kinder an. Diese Vorstellung tritt uns entgegen im Gleichnisse vom „verlorenen Sohn“ und in den Aussprüchen: „Liebet eure Feinde u. s. f., auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel 10)!“ „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ „Die, welche gewürdigt werden, jene Welt zu erlangen, sind den Engeln gleich und sind Kinder Gottes“ 11). Die irdischen Schicksale der Menschen bestimmt Gott nicht immer nach dem Maße ihrer Tugend. Wenn ein Unfall trifft, ist deswegen noch nicht sündhafter, als der Verschonte 12). Manche zwar straft Gott mit äußerlichem Elend, damit sie sich bessern 13), aber manchen schweren Sündet läßt er im Weltglück ungestört schwelgen bis an seinen Tod; dann jedoch tritt die Vergeltung ein 14). Hinwieder müssen oft gute und fromme Menschen hienieden Armuth, Elend, Verfolgung leiden; wenn sie das aber mit Gottergebung und Geduld ertragen, werden sie im Himmel ewig belohnt 15).

5.

Die Lehren Jesu über seine eigne Person und Würde haben wir größtentheils im vorhergehenden Kapitel behandeln müssen. Es bleibt uns hier demnach nur nachzutragen, wie er sein Verhältniß zu Gott näher bestimmt. Sein Wohnen in Gott vor der Menschwerdung (Präexistenz) hören wir ihn nach der synoptischen Darstellung nur insoweit andeuten, daß er sagt, er sei „von Gott gesendet“; bei Johannes hingegen wird die Präexistenz von ihm selber gelehrt in den deutlichen Aussprüchen: „Ich bin vom Vater ausge-

10) Matth. 5, 45.

11) Luf. 20, 35 — 36.

12) Luf. 13, 1 — 5.

13) Joh. 8, 14.

14) Luf. 16, 19 — 31.

15) Vgl. obige Stelle; dazu Matth. 5, 11 — 12.

gangen und in die Welt gekommen; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater.“ „Wahrlich, ich sage euch: Ehe denn Abraham war, bin ich gewesen.“ Auch das Verhältniß des Wesens Jesu zum Wesen Gottes findet sich, von ihm selbst näher bezeichnet, nur bei Johannes: „Ich und der Vater sind Eins.“ „Wie der Vater in sich selbst Leben hat, so hat er auch dem Sohne verliehen, in sich selbst Leben zu haben.“ Er ist die vollkommene Offenbarung Gottes in menschlicher Gestalt: „Wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen.“ Die Synoptiker enthalten Aussprüche, in denen Jesus auf seine göttliche Herrlichkeit nach der Erhöhung von der Erde hinweist¹⁾; auch bezeichnet er sich bei ihnen wie bei Johannes als den Richter der Lebendigen und Todten²⁾. Als Sohn Gottes schreibt er sich die Vollmacht zu, Verzeihung der Sünden und ewiges Leben zu spenden³⁾, und will seine Lehre als das Wort Gottes angesehen wissen⁴⁾.

Hier ist nun der Ort, davon zu handeln, wie Jesus sein Verhältniß zu den Propheten des alten Bundes auffaßte. Er bezeichnete sich als den, welchen die Propheten dem Volke Israel verheißen hätten. Daß sie den Messias einen König genannt, deutete er ganz in geistigem Sinne, wie er ja auch das Reich Gottes, die neue Theokratie, rein geistig auffaßte. „Mein Reich,“ antwortete er dem Pilatus, „ist nicht von dieser Welt.“ Erst durch die Auferstehung hat er die eigentliche Herrschaft über sein Reich angetreten; denn erst nach diesem Ereigniß sprach er die Worte: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ Dieses Reich umfaßt also Himmel und Erde, nicht bloß das Land Israel oder den Erdkreis, wie die Propheten geweissagt. Sein Reich auf Erden regiert Christus vom Himmel herab: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt“⁵⁾. Er regiert es durch den heil. Geist, der sein Stellvertreter auf Erden ist⁶⁾. Die Stellen der Propheten, welche er auf sein Leiden und Sterben bezogen haben muß, sind, genau im Zusammenhang betrachtet, gar nicht, auch keine einzige, über den Messias geredet. Das ist ein unbestreitbares Resultat der alttestamentlichen Auslegung. Aber Jesus hielt sich gar nicht an den Buch-

1) Matth. 26, 64. Mark. 14, 62. Luk. 22, 69. Matth. 28, 18.

2) Joh. 5, 21 und 27. Matth. 24, 29 — 31.

3) Matth. 9, 2 — 8. Luk. 5, 18 — 26. Joh. 10, 27 — 29.

4) Joh. 12, 49 — 50. 7, 16. Matth. 21, 33 ff.

5) Matth. 28, 20.

6) Joh. 16, 7. 13 — 15. Luk. 24, 49.

haben, sondern an den Geist, nicht an die Person, sondern an die Idee. Die in den Propheten ausgesprochenen Ideen von stellvertretendem Leiden und sieghafter Auferstehung waren ihm Weissagung auf die spätere Verwirklichung derselben in höherm Sinne. Daß Jesus dies Verhältniß so aufgefaßt, daß er überhaupt den Propheten gegenüber einen sehr freien Standpunkt eingenommen, dafür haben wir zwei schlagende Beweise. Der erste ist, daß Jesus auf die Frage der Jünger, warum nach Aussage der Schriftgelehrten Elias der Vorläufer des Messias sein müsse, die merkwürdige Antwort gab, Johannes der Täufer sei Elias gewesen⁷⁾. Man sieht, die Idee des Vorläufers war in Johannes verwirklicht; in diesem Sinne nannte Jesus ihn den Elias. Der zweite Beweis ist jene Streitfrage Jesu an die Pharisäer: „Wenn David selbst den Messias seinen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn“⁸⁾? Jesus scheint aus diesem Widerspruch den Schluß gezogen zu haben, der Messias sei dem Fleische nach der Sohn Davids, dem Geiste nach Gottes Sohn, eine Lehre, die bei den alten Propheten nirgends ausgesprochen ist.

Wie Jesus sagte: „Der Vater ist in mir“ —, so hat er sich auch ein Innewohnen des heiligen Geistes zugeschrieben⁹⁾. Im Weiteren bezeichnete er denselben als die Verheißung des Vaters für seine Gläubigen und schrieb ihm die Kraft zu, Trost zu geben, in alle Wahrheit zu leiten und ein neues Leben in der Seele zu entzünden¹⁰⁾. Zusammen genannt finden sich der Vater, der Sohn und der Geist in dem einzigen Ausspruch Jesu: — „Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker, und taufet sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes!“ Matth. 28, 19. Eine eigentliche Dreieinigkeitslehre hat Jesus nicht aufgestellt. Sich selbst und den heil. Geist hat er allezeit dem Vater untergeordnet, niemals gleich gestellt. Er betrachtete sich und den heil. Geist ausschließlich als Werkzeuge Gottes zur Erlösung der Menschheit. Kosmische Bedeutung hat er weder sich selbst noch dem heil. Geiste beigemessen.

6 .

Daß Jesus als Mittel zur Erlösung der Menschheit seine Lehre und sein Vorbild betrachtete, erhellt aus vielen seiner Aussprüche, besonders aus

7) Matth. 17, 9 — 13; vergl. Matth. 11, 14 und Maleach. 4, 5.

8) Matth. 22, 41 — 46.

9) Luk. 4, 18. Joh. 20, 22.

10) Joh. 3, 3 — 8. Apostelgesch. 1, 8 und andere schon angeführte Stellen.

denen, die zur Befolgung seiner Lehre, zur Nachahmung seines Sinnes und Wandels auffordern¹⁾. Als Vollendung seines Erlösungswerkes jedoch ist ihm offenbar sein Leiden und Sterben erschienen. „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß ihm gedient werde, sondern daß er diene und sein Leben zum Lösegeld gebe für Viele,“ d. h. er gibt sein Leben hin als stellvertretendes Opfer für Viele, indem er den Tod erleidet, damit jene Vielen den geistigen Tod, das ewige Verderben nicht erleiden müssen. Bei der Einsetzung des Abendmahls sprach Jesus (nach Lukas): „Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird,“ und (nach Matthäus): „Trinket aus diesem (Kelch) alle; denn das ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes, welches für Viele vergossen wird zur Verzeihung der Sünden.“ Demgemäß erklärte Jesus sein Leiden und Sterben als ein von Gott durch ihn gegebenes Pfand des neuen Bundes, kraft dessen Gott dem Bußfertigen und Gläubigen die Verzeihung der Sünden schenke, gleich wie beim Abschluß eines Bundes zwischen Menschen das Blut des dabei geschlachteten Opfertieres als Pfand für die Erfüllung der gegebenen Versprechungen galt. Die Rede Jesu bei Johannes über das Essen seines Fleisches und das Trinken seines Blutes bezieht sich wesentlich auf die gläubige Annahme dieses göttlichen Gnadenpfandes. Daß Gott seinen Sohn hingibt in Schwach, Schmerz und Tod, ist der höchste, aber nothwendige Beweis, daß er den Bußfertigen und Gläubigen wirklich Verzeihung der Sünden und ewiges Leben schenke. Die Gewißheit der göttlichen Gnade verschaffe ich nur durch meinen freiwilligen Tod, das war, scheint es, der Grundgedanke Jesu, als er sprach: „Ich lasse mein Leben für die Schafe“ — und: „Größere Liebe hat Niemand, als die, daß Einer sein Leben für seine Freunde läßt.“ Daher ist sein Tod ein Opfer der Liebe zu den Menschen, eine That des Gehorams gegen Gott. Das Abendmahl soll in allen Gläubigen das Gedächtniß dieser liebevollen Hingabe auffrischen und zugleich Dank und Gegenliebe, auch brüderliche Liebe zu einander in ihnen erwecken: „Thut dieses zu meinem Gedächtnisse!“ „Das ist mein Gebot, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe“²⁾. Durch den Tod Jesu wird Gott verherrlicht, weil darin seine Gnade ihre höchste Offenbarung findet: „Nun ist des Menschen

1) Matth. 7, 24 — 27. Joh. 8, 51. Matth. 16, 24 — 28. Joh. 13, 15. Luk. 14, 25 — 27.

2) Joh. 15, 12. Man beachte den Zusammenhang mit V. 13.

Sohn verherrlicht, und Gott ist verherrlicht in ihm. Ist nun Gott in ihm verherrlicht, so wird Gott ihn auch in ihm selbst verherrlichen und wird ihn bald verherrlichen.¹ Für Jesus ist der Tod am Kreuze der Eingang zu seiner königlichen Herrlichkeit²), der entscheidende Sieg über die Macht des Bösen in der Welt³). Durch seinen Tod geht er zum Vater und bereitet den Seinen himmlische Herrlichkeit⁴), für das irdische Leben schon die Gabe des heil. Geistes⁵). Mit dem Tod am Kreuze endet sich das Erlösungswerk des Menschensohnes: „Es ist vollbracht!“

7.

Der Hingebung Jesu entspricht, den evangelischen Berichten zufolge, seine Auferweckung vom Tode durch Gott. Es liegt hierin die Bestätigung und Garantie, daß Jesus wirklich als Opfer des neuen Bundes gestorben, daß seine Hingabe in Leiden und Tod das von Gott gegebene Pfand der Sündenvergebung, der Rettung vom Verderben, des ewigen Lebens sei: — „Also mußte Christus leiden und von den Todten auferstehen am dritten Tage, und in seinem Namen Buße und Verzeihung der Sünden gepredigt werden allen Völkern von Jerusalem aus“¹).

Wer nun nach dieser göttlichen Bestätigung des am Kreuz geschlossenen neuen Bundes „nicht glaubt, der wird verdammt werden“²). Begründet erscheint nun auch das Wort: „Wer sein Leben um meinetwillen verliert, der wird es gewinnen“³); ebenso: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe“; und: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben: Niemand kommt zum Vater, als nur durch mich.“

Der Tod und die Auferstehung Jesu scheinen nach seinen Aussprüchen wesentlich dazu bestimmt, die Menschen zum Glauben an Gottes verzeihende Gnade zu erwecken, dadurch aber zu einem geheiligten Wandel theils zu verpflichten, theils zu ermutigen. Gott verzeiht dem Bereuenden, und ver-

3) Matth. 26, 64.

4) Joh. 12, 24 — 33.

5) Joh. 12, 32. 14, 2 — 4.

6) Joh. 16, 7.

1) Luk. 24, 46 — 47. Vgl. Joh. 13, 32.

2) Marf. 16, 16.

3) Matth. 16, 25.

leibt ihm selbst durch seinen Geist Beistand zu einem neuen, besseren Wandel und führt ihn dadurch seliger Unsterblichkeit entgegen, — dies Bewußtsein soll durch Jesu Tod und Auferstehung dem Menschen eingehaucht werden. Von jenem Judengott aber, der nun einmal ein Opfer seines Grimmes haben muß, denselben an seinem eignen Sohne kühlte und dann erst verzeihen kann, von diesem Wesen voll inneren Widerspruches weiß Jesus, falls wir seine in den Evangelien enthaltenen Reden nicht etwa unrichtig auffassen, Nichts. In Jesu Aussprüchen glauben wir überall den Sinn zu finden, daß Gott von vorneherein kein ewig zürnender Moloch-Schaddai sei⁴⁾, sondern ein verjöhnliches und gnädiges Wesen. Dieser Auffassung zufolge, welche sich freilich Seitens der molochistischen Blut- und Opfertheorie des modernen Pietismus keines Beifalls zu erfreuen haben dürfte, sollte durch den Kreuzestod Jesu nicht der Gott, sondern der Mensch umgestimmt werden. In der Passionsgeschichte Christi bezieht sich unseres Erachtens Alles auf eine Umgestaltung des religiösen Bewußtseins. Durch den Glauben an die Bedeutung des Todes und der Auferstehung Christi wird dem Menschen die Erlösung von Sünde und Tod zu Theil. In diesem subjectiven Sinn also hat Jesus durch seinen Tod Verzeihung der Sünden und ewiges Leben für die Menschen erworben. Daß die Verzeihung der Sünden objectiv von Gott nicht erst durch Jesu Leiden und Tod erkaufte werden mußte, beweisen am besten die wiederholten Zusicherungen Jesu an Zeitgenossen: „Dir sind deine Sünden vergeben;“ und die Lehre: „Wenn ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euer himmlischer Vater euch auch vergeben“, — Aussprüche, die er lange vor seinem Leiden und ohne alle Hinweisung auf seinen Tod gethan.

8.

Wie Jesus das Reich Gottes auffaßte, haben wir schon in seiner Lebensgeschichte berührt, sofern nämlich diese Auffassung seinen zum Heil der Menschheit befolgten Plan bedingt. Was aber Jesus über das Wesen, die Beschaffenheit und das Wachsthum des Reiches Gottes lehrte, zumal in so vielen Gleichnißreden, muß hier, wo es sich rein um Gedanken, nicht um Thaten handelt, in Kürze zusammengefaßt werden.

Jesus redet von dem Reiche Gottes oder Reich der Himmel in zwei-

4) Vgl. Ehl. II, S. 126 — 138.

fachem Sinn, bald in Hinsicht auf seine äußerliche Erscheinung, bald in Hinsicht auf sein wahres, innerliches Wesen. Die das Evangelium äußerlich angenommen haben, bilden zusammen das Reich Gottes auf Erden seiner äußerlichen Erscheinung nach. Eben wegen dieser bloß äußerlichen Annahme bleiben viele Glieder des Reichs innerlich doch „Kinder des Bösen“, nur die innerlich Umgewandelten sind die wahren „Kinder des Reiches.“ Unwürdige wird es im irdischen Reich Gottes geben bis ans Ende der Welt; dann aber werden sie von den wahren Kindern des Reiches ausgeschieden und ins ewige Verderben gestürzt. Dies finden wir gelehrt in den Gleichnissen vom Unkraut des Ackers und vom Netze (Matth. Kap. 13). Auch das Gleichniß vom Gastmahl ¹⁾ lehrt die Verwerfung der Unwürdigen aus dem Gottesreich unter dem Bilde des Gastes, „der kein hochzeitliches Gewand an hat“ und deswegen „hinausgeworfen wird in die Finsterniß.“ Das Reich des Himmels breitet sich aus unter heftigem Widerstand der Verstockten: — „Von den Tagen Johannes des Täufers bis jetzt (da Christus redet) leidet das Reich der Himmel Gewalt, und die ihm Gewalt anthun, nehmen es weg“ (nämlich sie verhindern Viele, in dasselbe einzutreten). Zuerst wird es den Juden angeboten; diese aber weisen es von sich, und so wird es den Heiden übergeben. Das lehren die Gleichnisse vom Gastmahl und von den Weingärtnern. „Es werden von Aufgang und Niedergang, von Mitternacht und Mittag Viele kommen und im Reiche Gottes zu Tische sitzen“ ²⁾.

Unscheinbar klein ist der Anfang des Reiches Gottes, unmerklich sein Wachsen, aber es wird sich gewaltig ausbreiten über die Erde. Dies wird anschaulich gemacht in den Gleichnissen vom Senfkorn und von der Saat des Feldes ³⁾. Wie der Sauerteig die Masse des Mehls, so wird das Reich Gottes die Masse der Menschheit durchdringen und veredeln ⁴⁾. Das Reich Gottes ist in diesem Gleichniß ganz so innerlich als die Gemeinschaft der Gläubigen und Erlösten gefaßt, wie in dem Ausspruch: „Das Reich Gottes kommt nicht so, daß man es merken möge. Man kann nicht sagen: Siehe hier! oder: siehe dort! denn siehe, das Reich Gottes ist innerhalb eurer.“ Zu der nämlichen Auffassung des Reiches Gottes gehören die beiden Stellen Joh. 3, 3 — 5: „Wenn Jemand nicht geboren wird von oben herab, so

1) Matth. Kap. 22.

2) Luk. 13, 29. Vgl. Matth. 8, 11 ff.

3) Matth. 13, 31 — 32. Mark. 4, 26 — 29.

4) Matth. 13, 33.

kann er das Reich Gottes nicht sehen“ und: „Wenn Jemand nicht geboren wird aus Wasser und Geist, so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen“⁵⁾. Als Gemeinschaft der Gläubigen und Erlösten genommen, umfaßt das Reich Gottes Himmel und Erde, worauf schon der Name „Reich der Himmel“ hinweist: — „Es werden Viele kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Reich der Himmel zu Tische sitzen“⁶⁾. Die Seligkeiten, welcher man im Reiche der Himmel genießt, werden nicht nur hier, sondern auch in den Gleichnissen vom Gastmahl und von den 10 Jungfrauen unter dem Bilde der Freuden einer Mahlzeit anschaulich gemacht. Weil solche Seligkeiten im Reiche Gottes verheißen sind, darum suchen auch so viele Unwürdige in dasselbe einzutreten. In der That, die Freuden des Himmelreiches sollen anlocken; aber wer ihrer theilhaft werden will, muß im Stande sein, um des Himmelreiches willen nöthigenfalls Alles aufzuopfern, wie in den Gleichnissen vom Schatz im Acker und von der Perle gelehrt ist⁷⁾. „Nöthigenfalls“, haben wir gesagt; denn Christus hat in Bezug auf die zeitlichen Güter geäußert: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so werden euch diese Dinge alle hinzugethan werden.“ Er heißt auch nicht allein bitten: „Es komme dein Reich!“ sondern zudem: „Gib uns unser tägliches Brot!“

Buße und Glauben sind, wie wir sahen, nöthig, um in das Reich Gottes gelangen zu können. Demuth, Sanftmuth, Friedfertigkeit, Standhaftigkeit in ungerechter Verfolgung, Versöhnlichkeit und Herzensreinheit zeichnen die Glieder des Himmelreiches auf Erden aus. Darauf weisen die Seligpreisungen der Bergpredigt, sowie das Gleichniß vom gütigen Schuldherrn und hartherzigen Knechte hin, welchem gemäß aus dem Reiche Gottes Jeder, der nicht verzeihen will, verstoßen wird. Aus Alledem erhellt, daß Jesus durch Stiftung des Gottesreiches nicht, wie Moses, direkt eine neue soziale Ordnung aufzustellen gedachte, sondern eine solche Umänderung vielmehr der geistigen Macht seiner Lehre überließ.

Als Zeichen der Aufnahme in das äußerliche Gottesreich setzte Jesus die Wassertaufe ein⁸⁾. Daß diese nicht die Aufnahme in das innerliche

5) Das Wasser ist hier Sinnbild der Taufe, welche dem Gläubigen ertheilt wird als Zeichen, daß er durch den Glauben in das Reich Gottes eintrete.

6) Matth. 8, 11.

7) Matth. 13, 44 — 46.

8) Matth. 28, 19.

Gotteereich bedeute, gab er zu verstehen durch die Worte: „Wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ Hätte er gesagt: „Wer nicht getauft wird, der wird verdammt werden“, — dann wäre die Taufe allerdings die Aufnahme in das innerliche Gotteereich.

9.

Von äußerster Wichtigkeit und unberechenbarer welthistorischer Wirkung war zweifelsohne der Grundsatz Jesu, alle Menschen ohne Unterschied der Abstammung, des Ranges und Vermögens seien in sein Reich berufen, alle Völker zu Gliedern desselben bestimmt. Daß die Religion Jesu alle Menschen als Kinder eines Vaters, als Theilhaber einer ewigen Bestimmung einander gleich werthet, daß sie alle Menschen einander als Brüder betrachten und lieben heißt¹⁾, — darin liegt ihr großer weltbürgerlicher und demokratischer Charakter. „Es soll eine Heerde werden und ein Hirte“²⁾, d. h. die Menschheit soll ein Organismus, eine Familie sein. Selbst den Ungläubigen und Bösen gegenüber gebietet die ganze Bergpredigt Liebe und Großmuth, schonende Duldung besonders die Stelle Luf. 9, 49 — 56. Verschiedenheit des Glaubens entbindet von den Pflichten der Nächstenliebe nicht; sonst hat das Gleichniß vom barmherzigen Samariter keinen Sinn.

10.

Noch erübrigt aber, die schwierigste Seite der Lehre Jesu vom Reiche Gottes darzustellen, nämlich das, was in den Evangelien von den letzten Dingen gesagt ist.

Unvermuthet wird Christus in himmlischer Herrlichkeit herniederkommen auf die Erde, zu richten über die Lebendigen und die Todten. Da wird alles Böse für immer ausgerottet, indem die Unbußfertigen und Ungläubigen, von den Kindern des Reiches gesondert, in die ewige Strafe eingehen. Die Kinder des Reiches aber werden „leuchten wie die Sonne im Reiche ihres Vaters“¹⁾, ähnlich den Engeln an Gestalt, unsterblich fortan²⁾. Gewaltige Zeichen werden dem großen Tage vorangehen; der nie-

1) Luf. 10, 25 — 37. Matth. 22, 39; 7, 12.

2) Joh. 10, 16. Vgl. 17, 20 — 21.

1) Matth. 13, 43.

2) Matth. 22, 30. Luf. 20, 34 — 36.

berkommende Messias wird alle Todten auferwecken, sei's zum Gericht, sei's zum seligen Leben, und wer die ihm verliehenen Geisteskräfte nicht zur Förderung des Reiches angewandt hat³⁾, wer in thörichter Sicherheit dahingelebt, statt zu wachen und zu beten⁴⁾, wer Christo bloß dem Namen nach angehangen⁵⁾, wird ebensowohl von der Herrlichkeit des Reiches ausgeschlossen, als der ganz Ungläubige. Belohnt und in einen höhern Wirkungskreis versetzt werden hingegen Alle, die ihre Kräfte wohl gebraucht haben⁶⁾. Selig werden selbst die noch, welche erst in spätern Lebensjahren durch Befehrung in das wahre Gottesreich eingetreten sind⁷⁾. Die genauesten Lehren über das jüngste Gericht finden sich Matth. 25, 31—46 und Luf. 21, 25—33. Von den Aposteln heißt es, sie werden, auf Thronen sitzend, die zwölf Stämme Israels richten⁸⁾. In den poetisch erhabenen Schilderungen vom Herniederkommen des Menschensohnes ist mehrfach auch der Engel als seiner Begleiter gedacht. Der Ort, wohin die „Kinder des Bösen“ verwiesen werden, wird bezeichnet als die Hölle, Gehenna⁹⁾, „wo ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht erlöscht“, — eine Schilderung, deren bildlicher Sinn sich nicht verkennen läßt. Der nämliche Ort wird bezeichnet als die „äußerste Finsterniß, woselbst sein wird Heulen und Zähneklappern“, was an die althebräische Vorstellung von der Unterwelt, Scheol, erinnert¹⁰⁾. Man hat sich zwar versucht gefühlt, diese beiden Orte als zwei verschiedene zu betrachten, in dem Sinne, daß die bloß Leichtfertigen in den Scheol, die erklärten Bösewichter allein in die Gehenna verwiesen werden; aber dieser Unterschied läßt sich nicht durchführen. Vielmehr weist die verschiedene Bezeichnung des Strafortes auf bildliche Veranschaulichung der ewigen Strafe hin.

3) Vgl. das Gleichniß von den Talenten. Matth. 25, 14—30.

4) S. das Gleichniß von den 10 Jungfrauen, Matth. 25, 1—13.

5) Matth. 7, 22—23.

6) S. das Gleichniß von den Talenten.

7) S. das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20, 1—16.

8) Matth. 19, 28. Luf. 22, 28—30.

9) Die Gehenna, eig. das Thal, wo früher dem Moloch Opfer verbrannt worden, galt den spätern Juden als Ort der strafenden Vergeltung nach dem Tode, ward aber nicht mehr als ein auf der Oberfläche der Erde befindlicher Ort betrachtet. Matth. 8, 29—30; 25, 42. Vgl. 13, 41—42. Luf. 16, 23—24.

10) Matth. 8, 12; 25, 30. Ueber die althebr. Vorstellung vom Scheol vgl. Ehl. II, S. 116.

Die Zeit, wann er herniederkommen werde zum Weltgericht, bezeichnet Jesus zwar als unbestimmt, doch nahe bevorstehend: „Dieses Geschlecht wird nicht abgehen, bis Alles geschehen sein wird. Den Tag aber und die Stunde weiß Niemand, auch die Engel im Himmel nicht, sondern allein mein Vater.“ Die dringenden Warnungen vor thörichter Sicherheit, welche Jesus in den synoptischen Evangelien so häufig erteilt, weisen deutlich auf baldiges, wenn auch überraschendes Eintreten des jüngsten Gerichtes¹¹⁾. Bekanntlich ist das jüngste Gericht bis heute nicht eingetreten; also hat entweder Jesus in seiner Zeitbestimmung sich geirrt oder die Apostel haben ihn mißverstanden. Letzteres wird im 2. Briefe Petri (3, 8 — 9) unverkennbar angedeutet. Durch diese Unsicherheit der Auffassung betreffend die Zeit des jüngsten Gerichtes ist auch viel Unklares in die Unsterblichkeitslehre überhaupt hineingekommen. Daher werden uns theils solche Aussprüche Jesu überliefert, welchen zufolge die Todten schlafen bis zur Auferstehung am letzten Tage¹²⁾, theils solche, die uns lehren, die Seele komme gleich nach dem Tode an den ihr gebührenden Ort¹³⁾. Bei der Annahme, Jesus habe das Weltgericht als nahe bevorstehend angekündigt, fühlte man sich natürlich nicht veranlaßt, über den Zustand der Seele gleich nach dem Tode genauere Bestimmungen zu suchen, und so sind wahrscheinlich etliche Aussprüche Jesu, die sich näher darauf bezogen, verloren gegangen. Die unauslöschliche Sehnsucht der Jünger nach dem Eintritt des vollendeten Messiasreiches erklärt hinlänglich, warum sie des Meisters Aussprüche betreffend die Zeit des Weltgerichtes mißverstehen konnten.

11.

Es ist bereits nachgewiesen worden, daß Jesus auch ein irdisches Gottesreich auf Erden habe stiften wollen, als dessen Glieder alle diejenigen betrachtet werden, welche die Taufe auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes empfangen haben. Er selbst hatte ja schon getauft¹⁾ und aus Jüngern und Jüngerinnen eine Gemeinde der Auserwählten (*ἐκκλησία*, ecclesia) gebildet. Nur einmal zwar, in jener oben angeführten Stelle, wo dem Petrus die „Schlüsselgewalt“ übergeben wird, hören

11) Matth. 24, 48 — 51. Mark. 13, 33 — 37. Luk. 21, 34 — 36.

12) Joh. 6, 39 — 40; 8, 28 — 29.

13) Luk. 16, 22 — 23; 23, 43.

1) Joh. 3, 26.

wir Jesus die *Ekklesia* nennen; aber dies hindert kaum, anzunehmen, Jesus habe wirklich die christliche Kirche als äußerliches Gottesreich, als neue Theokratie unter den Menschen gestiftet. Gegenüber den Aussprüchen auf einen baldigen Eintritt des Weltgerichtes weisen die Gleichnisse vom Unkraut des Acker, vom Senfkorn, vom Sauerteig, vom Wachsen der Saat, sowie der Ausspruch: „Siehe, ich bleibe bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt“ auf ein längeres Fortbestehen der christlichen Kirche auf Erden hin. Vermuthlich hatte Jesus unter dem baldigen Eintreten seines Reiches auf Erden die Ausgießung des heil. Geistes verstanden, wodurch er seiner Universaltheokratie auf Erden das rechte Lebenselement zu ihrem Fortbestehen mitzutheilen gedachte, nach welcher die Jünger erst als geschlossene Gemeinde auftreten und dieselbe vermehren konnten. Mit der Geistesmittheilung, dem eigentlichen Schöpfungsakt des Gottesreiches auf Erden in selbstständig äußerlicher Erscheinung, mochte wohl der Eintritt des Reichs in seiner überirdlichen Herrlichkeit verwechselt werden. Darum finden wir bei den Synoptikern so seltene Verheißungen des heil. Geistes und so häufige Verkündigungen des nahenden Weltgerichtes, während dem Johannes letztere durchweg fehlen, erstere hingegen der überwiegenden Mehrzahl nach angehören²⁾.

12.

Für sein äußerliches Reich auf Erden nun ist die erhabene Sittenlehre Jesu wesentlich bestimmt. Er entwirft in derselben ein ideales Bild, wie jedes Mitglied seines Reiches zu werden sich bestreben solle. Jede seiner Sittenlehren ist Gottes Wille an die Kinder seines Reiches, Gesetz, in der universalen Theokratie¹⁾. Wir dürfen aber die Sittenlehre Jesu als allgemein bekannt voraussetzen. Ihr Verständniß erfordert weniger genaue Bekanntschaft mit der Schrift. Da außerdem eine einläßliche Darstellung derselben den Raum dieses Buches überschritte, so müssen wir uns begnügen, die merkwürdigsten Seiten dieses Moralcoder hervorzuheben.

In der Bergpredigt (Matth. 5, 17—48) hebt Jesus geflissentlich hervor, welche Sittengesetze der alten, nationalen Theokratie noch gefehlt haben. Da wird das Unvollständige ergänzt und Manches, was im alten

2) Die Stelle bei Joh. 8, 28 ff. hält die Zeit des Weltgerichtes ganz unbestimmt, faßt überhaupt den Gegenstand ganz anders, als die Stellen der Synoptiker.

1) Matth. 5, 19.

Gesetze noch erlaubt war, verboten. So verbot Moses nur die vollendete Sünde: Mord, Todtschlag und Ehebruch. Jesus dagegen verbietet schon die sündhaften Tendenzen und Vorspiele: Streit- und Schmähsucht, sowie die Beschäftigung der Einbildungskraft mit wollüstigen Bildern und mahnt zu Nachgiebigkeit, und zu entschiedenem Kampf wider die Gelüste des Herzens (B. 21—30). War es im alten Bunde erlaubt, sich unter beliebigen Vorwänden von seinem Weibe zu scheiden, wenn man ihr nur im „Scheidbrief“ die Gründe schriftlich angab, so bezeichnete Jesus den Ehebruch als einzigen Scheidgrund und den als einen Ehebrecher, der eine um dieses Grundes willen Geschiedene zur Ehe nehme (B. 31—32). Bei einer andern Gelegenheit²⁾ verordnete er zudem deutlich genug die Ehe zwischen einem Manne und einem Weibe (Mogonamie), während im alten Bunde die Vielweiberei erlaubt war. Schon diese eine Verordnung ist für das soziale Leben der Christenheit von unermesslicher Tragweite gewesen. Dadurch ward das Weib von der orientalischen Sklaverei befreit und zur gleichberechtigten Gefährtin des Mannes, zur Hausfrau im rechten Sinne erhoben³⁾.

Das alte Wiedervergeltungsrecht (jus talionis) hob er auf und gebot, lieber zur ersten eine zweite Kränkung hinzunehmen, als Böses mit Bösem zu vergelten (B. 38—42). Die im N. T. wenn auch nicht ausdrücklich,

2) Matth. 19, 3—8. Mark. 10, 2—12.

3) Es ist jedoch unerlässlich, hier anzumerken, daß erst mit der Zeit, wo die germanischen Völker die welthistorischen Träger des Christenthums wurden, die soziale Stellung der Frau factisch eine würdigere ward, als sie im orientalischen und griechisch-römischen Alterthum gewesen. Die urgermanische Heilighaltung des Weibes (vgl. Thl. II, S. 339), verbunden mit dem Aufkommen des Mariacults, war es, welche die Frau mit dem Manne auf die gleiche Stufe menschlicher Geltung erhob. Die Anschauung der Evangelien vom Weibe ist doch durchschnittlich noch eine sehr orientalisches-rohe. Die Apostel, in ihrer Uebertreibung der durch das Christenthum gepredigten Entfärbung des Menschen, hielten ja die Ehe mehr nur für verzeihlich als für rätlich. So bekanntlich selbst Paulus. Mit der asketischen Bewunderung des ledigen Standes stieg dann noch die Verachtung des Weibes ins Aberwizige. Die meisten Kirchenväter sahen die Ehe geradezu als etwas Unreines, also Verdammliches an. Sie liebten es, in den schmutzigsten Ausdrücken von der Verbindung zwischen Mann und Weib zu sprechen. Das Beispiel der Ehelosigkeit Jesu verleitete sie zu Schlussfolgerungen, wie sie der Blödsinn nicht blödsinniger aufstellen könnte. Wenn also irgendwo, so ist die Entwicklung des Christenthums in Betreff des Verhältnisses von Mann und Weib eine fruchtbare gewesen.

doch indirect gegebene Erlaubniß, den Feind zu hassen, verwarf er, und setzte an deren Stelle das ganz neue Gebot großmüthiger Feindesliebe (B. 43—44). Als die zwei höchsten Gebote bezeichnete er die Liebe zu Gott und zum Nächsten, weil in ihnen die Erfüllung aller übrigen Gebote liege⁴⁾. Die bisher verkannten passiven Tugenden, zumal Selbstverläugnung und Demuth, hob er nachdrücklich hervor, jene als die rechte Nachfolge seiner, diese als die wahre Hoheit und Stärke des Geistes⁵⁾. Hinwieder ermahnte er auch zur Standhaftigkeit in ungerechter Verfolgung, zu muthigem Vertrauen auf Gott und warnte vor feiger Menschenfurcht, wie vor allzugroßer Aengstlichkeit betreffend den Lebensunterhalt⁶⁾. Klugheit sogar empfiehlt er seinen Jüngern, wie er auch selbst Klugheit übte, wo sie dem Gewissen nicht zuwider war⁷⁾. Ein Hauptgrundsatz der Lehre Christi ist ferner, die geistigen Güter höher zu achten als die leiblichen, die himmlischen höher als die weltlichen⁸⁾: „Niemandes Leben besteht darin, daß er viele Güter hat.“ Gleichwohl soll man die zeitlichen Güter nicht verachten, sondern sie zur Wohlthätigkeit anwenden und als Beweise der göttlichen Vatergüte werthhalten⁹⁾. Endlich nennt Jesus als Hülfsmittel zu einem gottgefälligen Wandel das Gebet und die Wachsamkeit über sich selbst, auch das Fasten. Aber nicht als äußerliches Werk ohne innerlichen Ernst soll Beten und Fasten geübt werden, und eben so wenig die Wohlthätigkeit aus bloßer Eitelkeit; sonst haben sie keinen Werth vor Gott¹⁰⁾. Gesinnung, Glauben und Wandel müsse einander entsprechen: Das heißt Gott verehren im Geiste und in der Wahrheit: „Der gute Mensch bringt aus dem guten Schatze seines Herzens das Gute hervor und der böse Mensch bringt aus seinem bösen Schatze Böses hervor; denn an der Frucht erkennt man den Baum.“

4) Matth. 22, 37—40.

5) Matth. 16, 24; 7, 13—14. Luf. 9, 46—48; 22, 26.

6) Matth. 5, 11—12; 6, 25—34; 10, 28.

7) Matth. 10, 16—17. Luf. 16, 8. Joh. 2, 25.

8) Matth. 6, 19—21. Luf. 12, 18—21.

9) Luf. 16, 9. Matth. 6, 26—30.

10) Matth. 6, 1—18.

Sechstes Kapitel.

Entwicklung der christlichen Lehre in den Kirchen, Confessionen und Sekten.

I.

Der Umstand, daß Jesus kein Wort von seiner Lehre schriftlich der Nachwelt überliefert hatte, die bildliche, paradoxe und unzusammenhängende Form seiner Lehre, endlich die Verschiedenheit ihrer Auffassung je nach der Individualität seiner Jünger, — das Alles hatte zur nothwendigen Folge, daß die von ihm ausgesprochenen religiösen Ideen schon in den Tagen der Apostel den Lauf einer weit aussehenden Entwicklung begannen. Da war Behuf der Verbindung zwischen den einzeln ausgestreuten Ideen des Meisters noch so Manches zu ergänzen, zu erschließen, und weil die Apostel, auch der später berufene Paulus, sich erfüllt wußten vom heil. Geiste, betrachteten sie die aus der Lehre Jesu gezogenen Folgerungen, sowie ihre Auslegung seiner Sprüche und Gleichnisse, mit vollster Ueberzeugung als das Evangelium des Meisters selbst ¹⁾, sogar bei Lehrgegenständen, über welche er sich nicht ausgesprochen hatte. Die Ueberzeugung von der Echtheit ihres Evangeliums gründeten die Apostel, da noch keine Religionsurkunden über die selbsteigene Lehre Christi geschrieben waren, auf ihre Erinnerung an seine Aussprüche, indem „der heil. Geist sie erinnere an Alles, was Jesus ihnen gesagt habe“ ²⁾. Paulus berief sich in dieser Hinsicht theils auf den heil. Geist, der in ihm sei, theils darauf, daß auch er den Herrn gesehen habe ³⁾.

Auf die Autorität der Apostel stützte sich im Weiteren die Autorität der mündlichen Ueberlieferung von den Aposteln, welche zunächst die unmittelbaren Schüler derselben in Anspruch nahmen. So entstand die Tradition als Quelle der christlichen Lehre. Später, als Niemand mehr sich einen unmittelbaren Schüler der Apostel nennen konnte und es unsicher ge-

1) 1. Kor. 7, 40. Apostelgesch. 11, 12; 15, 28.

2) Joh. 14, 26; 16, 13.

3) 1. Kor. 9, 1.

worden schien, wer den heil. Geist habe oder nicht, nahm man an, der heil. Geist werde sich wenigstens durch eine Versammlung der angesehensten Kirchenlehrer aussprechen, und auf dieser Basis erhob sich das Ansehen der das Lehrsystem weiter bildenden Kirchenversammlungen, Concilien⁴⁾. Zuletzt war es den römischen Bischöfen vorbehalten, die Autorität der apostolischen Tradition für sich allein in Anspruch zu nehmen und dieselbe, im Fall eines Widerspruches, höher zu stellen als die Beschlüsse der Concilien. Damit war entweder die Offenbarung des heil. Geistes in der Kirche geläugnet oder es entstand ein Widerspruch zwischen der apostolischen Tradition und dem Geiste des Herrn, woraus dann leicht die mißliche Schlussfolgerung sich ergeben konnte, die Einwirkung des heil. Geistes sowohl als der Tradition auf nachapostolische Lehrentwicklung sei nur eine Illusion, wenn nicht etwas Schlimmeres. Ein Hauptanlaß zu so weit gehender Selbsttäuschung war jedenfalls, daß man die mündliche Tradition, nachdem sie einerseits durch die Einführung der Concilien, andererseits durch den Abschluß eines kirchlich anerkannten Kanons des Neuen Testaments historisch überwunden war, noch immer zwischen beiden geltend zu machen beliebte. Besonders bei den später hinzugekommenen Dogmen wird deutlich genug hervortreten, daß oft ein nicht sehr heiliger Geist bei ihrer Sanction mitgewirkt hat.

Nach diesen Bemerkungen verschreiten wir dazu, die Gestaltung der Lehre Christi in den christlichen Kirchen zu verfolgen. Natürlich ist nicht beabsichtigt, eine vollständige Dogmengeschichte zu schreiben. Wir geben nur die Hauptzüge. Doch wird sich bei aller Kürze und bei strenger Festhaltung unseres culturbistorischen Standpunktes nicht vermeiden lassen, sämtliche Lehrgegensätze zu berücksichtigen, aus deren Kampf das kirchliche Dogma hervorgegangen.

2.

Zur Weiterentwicklung der Lehre Christi hat der Apostel Paulus vornämlich in zwei Richtungen beigetragen: für's Erste durch seine Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, welche Christus selbst nicht in dieser deutlichen Form ausgesprochen zu haben scheint, für's Zweite durch die Lehre von der Gnadenwahl, von welcher auch einzelne Anflänge in den

⁴⁾ Als Muster derselben mochte die Apostelversammlung in Jerusalem angesehen werden. Apostelgesch. 15, 1—29.

Aussprüchen Christi selbst, wenngleich nicht in so schroffer Gestalt, zu finden sind. Daß Paulus den zum Christenthum übertretenden Heiden die Ceremonien des mosaischen Gesetzes, zumal die Beschneidung, erließ, und diese äußerlichen „Werke“ als unnöthig zum Heil bezeichnete, im Gegensatz zur streng judaisirenden Partei unter den Christen, deren Glieder nachmals *Ebioniten* genannt wurden, — das war nur die nothwendige Folgerung aus seiner Lehre von der „alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben, nicht durch Werke, damit nicht Jemand sich rühme“¹⁾. Was für ein Glaube das sei, der vor Gott rechtfertige, darüber läßt Paulus Niemand im Unklaren, der die Stelle liest: „In Christo vermag einzig der Glaube Etwas, der durch die Liebe wirksam ist“²⁾. Die Begründung dieser Lehre findet sich vornämlich im Briefe an die Galater und in demjenigen an die Römer 1, 17 bis 7, 25. Der Gedankengang der Begründung ist ungefähr folgender: — der Mensch wäre schuldig, das ganze Gesetz Gottes ohne die geringste Ausnahme zu halten. Eine einzige leiseste Uebertretung schon raubt ihm die Gerechtigkeit vor Gott und kann durch keine nachherigen guten Werke aufgehoben werden. Da nun alle Menschen Sünder sind, so sind sie auch alle ungerecht vor Gott und können durch ihre besten Werke keine Rechtfertigung erlangen, müßten mithin den Fluch der Uebertretung tragen und in das Verderben fallen, wenn Gott sich ihrer nicht erbarmt hätte. Der aber öffnete aus freier Gnade einen neuen Weg zur Rechtfertigung, den Glauben an Jesus Christus, seinen Sohn. Wer an diesen glaubt, der erfüllt Alles, was Gott im neuen Bunde von dem Menschen verlangt und wird daher vor Gott so gerecht, als wäre er ganz rein von Sünden. Durch den Tod Jesu nämlich ist die Strafe der Sünde stellvertretend für uns erlitten, somit für uns aufgehoben und der Gerechtigkeit Gottes genug geschehen. Aber eben der Glaube an diese Kraft des Todes Christi macht uns theilhaft der Freiheit vom Fluch der Sünde, von der Strafe des Gesetzes. Hinwieder zieht durch den Glauben der heil. Geist, das neue Leben in Christo, Christus selbst in uns ein und durchbringt uns immer mehr, so daß wir als neue Geschöpfe nicht mehr uns selbst, sondern Gott und Christo leben. Der heil. Geist erweckt ja die Liebe zu Gott und Christo, das neue Leben ist ein Leben in der Liebe, diese aber die Erfüllung

1) Ephes. 2, 8—9.

2) Galat. 5, 6; 6, 15; vgl. 1. Kor. 13, 2.

des Gesetzes. Darin vollendet sich die Rechtfertigung vor Gott: wir sind zur Kinderschaft Gottes gelangt³⁾.

Die Untersuchung nun, woher der Glaube eigentlich komme, führt zu der Lehre von der Gnadenwahl (Prädestination). Die Veranlassung, diese Lehre zu entwickeln, war die Trauer des Paulus über den Unglauben der Juden und die patriotische Hoffnung, sie würden sich einst doch noch bekehren. Das schwebte ihm schon vor, als er die berühmte Stelle Röm. 8, 28—39 niederschrieb, denn diese leitete ihn sofort zur Betrachtung des Verhältnisses, in welchem damals die Juden zum Reiche Gottes standen. Nicht in der besten Uebereinstimmung mit den Aussprüchen Christi (Matth. 8, 12—21, 43—44) lehrt Paulus, Gott habe die Mehrzahl der Juden nur darum gegen den Glauben verstockt, damit die Heiden eingeladen würden in das Reich Gottes. Sei aber erst die Vollzahl der Heiden eingetreten, so werden auch die Juden, von ihrer Verstockung befreit, durch den Glauben in das Reich Gottes gelangen. Dies wird begründet durch die Lehre von der Gnadenwahl. Gottes Gnade ist frei, durch keines Menschen Thun oder Lassen bestimmt. Die seine freie Gnade auswählt, erweckt er zum Glauben, die sie nicht auswählt, verstockt er gegen den Glauben, d. h. macht ihnen denselben unmöglich⁴⁾. Auf die Frage: „Warum zürnt uns denn Gott, daß wir nicht glauben?“ antwortet Paulus: „Mensch, wer bist du, der du mit Gott haderst?“ d. h. die freie Gnadenwahl Gottes ist völlig unerklärbar⁵⁾; denn „unergründlich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege.“ In dieser Schärfe hat Christus die Prädestination nirgends gelehrt, wenn auch einige seiner Aussprüche auf eine Gnadenwahl hindeuten, wie z. B.: „Viele sind berufen, aber Wenige ausgewählt“ — und „Niemand kann zu mir kommen, es sei ihm denn gegeben von meinem Vater.“

Der Brief des Jakobus, rühre derselbe her von wem er wolle, stellt der Rechtfertigung „durch den Glauben allein“ gegenüber die „Rechtfertigung

3) Vgl. 1. Kor. 9, 21; 2. Kor. 8, 19; 8, 14; 1. Kor. 3, 16 fg.

4) Röm. 9, 14—18.

5) Vgl. Römer 8, 28 fg. Mit der Lieblosigkeit des Paulinischen Dogma's von der Gnadenwahl contrastirt übrigens sehr schön das bekannte 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes. Es wird da (V. 2) ein Glaube ohne Liebe geradezu verworfen. Von derartigen Gegensätzen und Widersprüchen strogen überhaupt, wie Jedermann weiß, die neutestamentlichen Urkunden. Die Theologie mag diese Gegensätze und Widersprüche zu vermitteln suchen, die Culturgeschichte hat sie zu notiren.

aus den Werken“⁶⁾. Den Glauben ohne die Werke nennt er todt und vergleicht ihn mit einem entseelten Leibe. Hier ist offenbar der Glaube als ein bloßes Fürwahrhalten genommen, nicht im Paulinischen Sinne.

3.

Als eine wichtige Weiterentwicklung der Lehre Jesu erscheint ferner die Logosidee des Johannes, welche sich besonders im ersten Kapitel seines Evangeliums darstellt. Das Wesen Jesu wird hier aufgefaßt als „das Wort (λόγος), welches von Anfang an in Gott war, durch welches alle Dinge geworden, welches endlich in Jesus Christus menschliche Gestalt angenommen.“ Daß dabei an ein Wort im gewöhnlichen Sinne nicht gedacht werden kann, versteht sich wohl von selbst. Dieses Wort, der Logos, bezeichnet, denken wir, das Ideal, nach welchem Gott die Welt, und zugleich das sittliche Ideal, nach welchem er den Menschen schuf, als wirksamer Wille Gottes gedacht, daher es auch als das „Licht und Leben“ bezeichnet wird und Christus als das verwirklichte göttliche Ideal des Menschen erscheint. Diese Lehre erinnert zwar nicht undeutlich an die Logoslehre des Alexandriner Philo, läßt sich aber gleichwohl vielleicht noch anders als aus dem Einfluß alexandrinischer Religionsphilosophie erklären. Christus selbst hatte seine Lehre oft mit besonderm Nachdruck schlechtthin als „das Wort“ bezeichnet¹⁾, auch als das „Wort Gottes“²⁾. Es kam hinzu, daß Gott nach der mosaischen Urkunde und den Psalmen durch sein Wort die Welt erschaffen, Jesus selbst aber durch seine Zeichen schöpferische Kräfte an den Tag gelegt zu haben schien. Diese drei Umstände zusammengefaßt mit dem weiteren, daß Jesus sich selbst Gottes Sohn genannt, erklären die Entstehung der Logoslehre für sich allein hinlänglich. Nähme man aber an, das Evangelium Johannis sei wirklich unter alexandrinischem Einfluß zu seiner Logoslehre gekommen, so ließe sich nicht wohl begreifen, warum es gerade in der Zeit, wo der Kampf gegen den wirklich aus alexandrinischem Einfluß hervorgegangenen Gnosticismus am heftigsten entbrannt war, so allgemeine kirchliche Geltung erringen konnte. So viel ist jedenfalls sicher, daß die Logosidee die erste religions-philosophische Auffassung des Wesens und der Person Christi ist.

Außer ihr findet sich in den kanonischen Schriften des N. T. noch eine

6) Gal. 2, 14—26.

1) Matth. 13, 21—23. Mark. 4, 14. Joh. 12, 48.

2) Luk. 11, 28.

andere, nicht von Christus selbst ausgesprochene Lehre, welche sich aber auf sein Erlösungswerk bezieht. Wir meinen die Lehre von dem Herabsteigen des gestorbenen Christus in die Unterwelt (1. Petr. 3, 18—20 und 4, 6), den Scheol der Hebräer, um den in der Sündflut Umgekommenen das Evangelium zu predigen und sie dadurch zu erlösen³⁾. Daraus hat denn das apokryphe Evangelium Nikodemi ein Herabfahren Christi zur wirklichen Hölle, dem Orte der Verdammniß, gemacht und hierüber die aberwitzigsten Dinge erzählt.

4.

Die judaisirende Partei unter den Christen, schon von Paulus in seinen Episteln eifrig bekämpft, führte den Kampf ein volles Jahrhundert hindurch, bis sie sich ihrer Mehrheit nach zu einer Ausgleichung herbeiließ. Ihre Mitglieder liebten es, sich als „die Armen dieser Welt“ (Ebioniten) zu bezeichnen, welcher Name der halstarrigen Minderheit nach erfolgter Ausgleichung als Sektename blieb. Die Einen behaupteten die Verbindlichkeit des alttestamentlichen Gesetzes sammt der rabbinischen Tradition für die Christen, die Mildereren ließen einen Proselytengrad der Heidenchristen zu. Das Christenthum galt ihnen demzufolge nur als das vervollkommnete, universell gewordene Judenthum. Festhaltend am Messiasbegriff läugneten sie die Ewigkeit des Wesens Christi und behaupteten theils, er sei nur der Sohn des Joseph und der Maria, theils, er sei in der Jungfrau Maria erzeugt durch den heil. Geist. Als Urkunde ihrer Ansichten sind besonders die Clementinen erwähnenswerth, deren Lehren übrigens nicht weit von Gnosticismus entfernt scheinen.

Der Paulinismus sagte aber dem christlichen Bewußtsein weit mehr zu, da er durch die Lehre von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben an Jesus Christus und daherige Verwerfung des Gesetzes und der Rabbinen Christo erst seine volle welthistorische Bedeutung gab und das Christenthum, vom Judenthum befreit, zur Selbstständigkeit erhob. Um so höher wurde seitdem das Wesen Christi selbst gestellt und die Logoslehre, welche diesem Erforderniß entsprach, brachte bald die völlige Ueberwindung des Ebionitismus zu Stande. Raun jedoch begannen die Christen hierüber sich

3) Die Stellen Eph. 4, 9. Röm. 10, 7. Apostelgesch. 2, 27 können unseres Erachtens nur vermöge exegetischer Düsterei hiehergezogen werden.

zu einigen, so regten auch schon die religionsphilosophischen Systeme der Gnostiker das Bestreben an, die gegebenen Lehren des nun emanzipirten Christenthums in klare Begriffe zu fassen, und so mächtig wirkte durch ihn das hellenische Element, der Drang nach begrifflicher Darstellung, daß fortan eine Lehre nach der andern vorgenommen ward, um in allgemein anerkannte begriffliche Form gebracht, d. h. zum Dogma gestaltet zu werden.

Zuerst entstand aus Veranlassung der Logoslehre der Streit zwischen den Subordinatianern und Monarchianern. Die Ersten hielten Christus für ein schon vor seiner Menschwerdung persönliches, Gott ebenbildliches, aber demselben untergeordnetes Wesen. Die Letztern betrachteten Christus entweder als bloßen Menschen, durch den göttlichen Geist in der Jungfrau Maria erzeugt, oder für eine Offenbarung und Erscheinung Gottes selbst auf Erden. Dieser Streit, schon seit Mitte des 2. Jahrhunderts begonnen, endigte mit dem Siege der Subordinatianer und kirchlicher Verwerfung der beiden gegnerischen Ansichten.

Bevor aber das Verhältniß zwischen Gott, Christus und dem heil. Geiste seine kirchlich ausgeprägte Form erhalten konnte, sollte noch ein anderer weit heftigerer Streit die Christenheit bewegen.

Ueber die Behauptung der von dem Presbyter Arius gestifteten arianischen Partei, der Logos sei einst durch den göttlichen Willen aus Nichts geschaffen worden, erstes Geschöpf und Welterschöpfer, daher nur ähnlichen Wesens mit dem Vater, siegte auf der Synode zu Nicäa die Partei des Bischofs Alexander und des Diakons Athanasius. Aber nur durch kaiserlichen Machtpruch setzte dieselbe als rechtgläubig durch die Formel: „Christus ist der eingeborne Sohn Gottes, erzeugt aus dem Wesen des Vaters, Gott aus Gott, Licht aus Licht, erzeugt, nicht erschaffen, gleichen Wesens mit dem Vater“¹⁾. Dies gewaltthätige Verfahren war der Grund, warum der Streit nur um so heftiger entbrannte und neue Parteien sich bildeten, die semiarianische, welche behauptete, „der Logos sei zwar von Ewigkeit aus dem Wesen des Vaters gezeugt, aber ihm doch nur wesensähnlich“, — und die der Anomoter, welche alle göttliche Wesenheit Christi läugnete. Die Synode zu Konstantinopel entschied zum zweiten Mal den Sieg der Athanasianer²⁾; aber die Arianer standen ihnen noch

1) J. J. 325.

2) J. J. 381.

Jahrhunderte lang in gleicher, oft überlegener Stärke gegenüber, bis endlich die ganze Kirche das athanasische Bekenntniß annahm. Die Synode von Konstantinopel war es auch, welche die Wesensgleichheit des heil. Geistes mit Gott dem Vater nach langjährigem Schwanken der Meinungen hierüber festsetzte. Damit war das Dogma der Dreieinigkeit abgeschlossen und zwar so: „Ein Gott, in ihm drei Personen, der Vater, und die von ihm ausgehen, der Sohn und der heil. Geist. Ihr Gemeinsames ist die göttliche Wesenheit; aber jede hat ihre Eigenthümlichkeit, durch welche sie Person ist.“ In dem nach Athanasius genannten Symbol wird diese Dreieinigkeitslehre als Summe des christlichen Glaubens festgesetzt und von ihrer Annahme die Seligkeit abhängig gemacht, natürlich gestützt auf die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, den man jedoch damals bereits nicht mehr im paulinischen Sinne verstand. Damit kam der Entwicklungskampf der Logosidee für eine Weile zur Ruhe. Aber der theologische Zank ruhte deshalb nicht: — es erhob sich sofort der pelagianische Streit.

5.

Pe l a g i u s behauptete: Die sittliche Willensfreiheit ist dem Menschen angeboren, das Böse hingegen so wenig, als das Gute. Die Sündhaftigkeit erscheint daher nur als gewordener Zustand, nicht als ursprüngliche Verderbtheit der Menschennatur. Alle Menschen sind durch Gottes Gnade zur Seligkeit bestimmt und berufen. Je nach seiner Vorhersehung, wie die Menschen die natürlichen und geoffenbarten Mittel zum Heil benutzen werden, hat Gott diese Mittel unter die Menschen verschieden ausgetheilt. Es gibt verschiedene Grade der Befreiung von der Sünde und somit auch des Verdienstes vor Gott. Diesen entsprechen verschiedene Stufen der Seligkeit. Die höhere, das Himmelreich, kann nur durch Gesetz und Evangelium errungen werden, die niedrigere, als Vorbildung zu derselben, auch von solchen, die weder Gesetz noch Evangelium kennen, nämlich von Heiden und Kindern, auch ohne die Taufe. Letztere Stufe nennt Pelagius das ewige Leben. Gerechtfertigt wird der Mensch nicht durch Bemessung fremder Gerechtigkeit, sondern dadurch, daß er sich zu dem Grade der Tugend erhebt, welchen zu erreichen ihm nach den verliehenen Gaben und Heilmitteln möglich ist.

Dagegen lehrte Augustinus: In Adam haben alle Menschen ge-

sündigt¹⁾. In Folge des Sündenfalls der Menscheneltern ist die Menschennatur völlig verderbt an Seele und Leib, hat alle sittliche Freiheit eingebüßt, keine Kraft mehr zum Guten, einzig zum Bösen. In Allen herrscht die fleischliche Begier (ganz allgemein gefaßt) und bringt Alle unter die Knechtschaft der Sünde. So viel an uns liegt, können wir nichts Anderes als die Verdammniß verdienen. Nicht nur den Gang zur Sünde und die Sünde selbst, auch die Sünden schuld haben wir von Adam ererbt. Die Erbsünde ist Strafe und nothwendige Folge des adamitischen Sündenfalls. Als Sünder und Verdammte werden wir geboren. Nun aber beschloß Gottes unerforschlicher, freier Wille, durch Christus einen Theil der Menschheit zu erretten. Gott erwählte einen Theil der Menschen, nicht alle, daß ihnen durch Gesetz und Evangelium die Möglichkeit des Heils gegeben werde. Unter diesen erwählte er wieder nur einen Theil; denn die Taufe, welche alle Christen empfangen, verschafft ihnen bloß die Erlassung der Erbsündenschuld, befreit sie jedoch nicht von dem innerlichen Fortwirken der Erbsünde. Einer vorher bestimmten Anzahl der Getauften wird dann noch die innerliche, verborgene Wirkung des heil. Geistes verliehen als die wirksame Gnade Gottes, welche Erleuchtung und Heiligung, dadurch aber Rechtfertigung und seligmachende Gerechtigkeit schafft. Unwiderstehlich ist diese wirksame Gnade in Folge von Gottes Allmacht. Die sie jedoch nicht empfangen, fallen, wie auch die ungetauften Kinder und die Heiden, in die ewige Verdammniß. Demzufolge hat Gottes unbedingt freier Wille von Ewigkeit her unabänderlich die Einen zur Seligkeit, die Andern zur Verdammniß bestimmt. Von einem Verdienst des Menschen vor Gott kann mithin keine Rede sein, nicht einmal von einem eigenen Mitwirken zu seiner Seligkeit: Gott thut Alles.

Auf der allgemeinen Synode zu Ephesus wurden die Pelagianer verdammt²⁾, allein ungeachtet seines Sieges wollte der Augustinismus in seiner Schroffheit weder unter den Gliedern der orientalischen noch der occidentälischen Kirche recht Wurzel schlagen. Ja, gerade aus dem Schooße der abendländischen Kirche, welche den Augustinismus geboren, trat bald der Semipelagianismus hervor und wurde allmählig zur herrschenden Macht, auf Grund der vermittelnden Ansicht: die sittliche Kraft des Menschen sei durch Adams Fall zwar nicht völlig verdorben, hingegen geschwächt. Die Gnade könne

1) „In den Lenden Adams“, drückt sich Augustinus aus.

2) S. S. 431.

angenommen oder auch zurückgewiesen werden; jedoch vermöge der Mensch ohne sie gar Nichts. Die strenge Prädestination (Vorherbestimmung zur Seligkeit oder Verdammniß) ward fallen gelassen, ebenso auch jedes Verdienen der Seligkeit. Dem Pelagianismus gegenüber hob man besonders hervor, daß die Wirksamkeit der Gnade wesentlich an die Heilmittel der Kirche Christi, zumal an die Taufe gebunden sei.

6.

Während sich die Entscheidung des pelagianischen Streites vorbereitete, erhob sich der nestorianische, gleichsam als ein Kampf zwischen den beiden großen Schulen des Orients, Antiochien und Alexandrien. Er betraf die göttliche und menschliche Natur Christi in ihrem Verhältniß zu einander. Nestorius betrachtete die Menschwerdung Christi als ein Wohnungnehmen der göttlichen Natur in der menschlichen. Beide wirken zusammen zu demselben Zwecke, sind aber nur mit einander verbunden, nicht zur Einheit verschmolzen, so daß Christus zwar eine einheitliche Person ist, in deren Schicksal jedoch das Eine nur seine menschliche, das Andere nur seine göttliche Natur in Anspruch nahm. Cyrillus von Alexandrien stellte dem entgegen die förmliche Menschwerdung des Logos in Christus, die gegenseitige Durchdringung und Verschmelzung seiner beiden Naturen. Christus ist der Gottmensch, in welchem sich die göttlichen und menschlichen Eigenschaften gar nicht mehr von einander unterscheiden lassen. Selbst sein Leib ist dem Logos eigenthümlich geworden. Die oben erwähnte Synode zu Ephesus verdammt die Lehre des Nestorius. Die Gottmenschlichkeit Christi nach Cyrillus blieb fortan allgemein anerkannte Kirchenlehre; aber die Sekte der Nestorianer besteht noch heutzutage im Orient.

An diesem Streite über die Naturen Christi hatte jedoch die griechische Spitzfindigkeit noch nicht genug. Euthyces, Archimandrit in Konstantinopel, wagte die Lehre von der Vereinigung beider Naturen so weit zu treiben, daß er behauptete, die menschliche Natur Christi sei in der göttlichen völlig aufgegangen und mit ihr zu einer Natur geworden. Nach mannigfachen vorangegangenen Schwankungen ward durch die allgemeine Synode zu Chalcedon¹⁾ festgesetzt: Zwei Naturen sind unvermischt, aber auch unzertrennlich in der einen Person Christi vereint. Die alexandri-

1) J. J. 451.

nische Richtung, welche die göttliche Natur Christi einseitig hervorgehoben, ohne jedoch ganz dem Eutyches beizustimmen, nahm an diesem Beschlusse Anstoß und erhob sich dagegen als monophysitische Partei. Obwohl selbst wieder in verschiedene Richtungen zerfallend, blieb sie doch so mächtig, daß man sie mit der Kirchenlehre zu versöhnen suchte durch den Satz: Christus habe zwar zwei Naturen, aber beide äußern sich nur in einem Willen. Das rief aber nur wieder den monothelischen Streit hervor. Den Abschluß dieser Meinungskämpfe über das gottmenschliche Wesen und Wollen Christi bildete endlich der Beschluß der 6. ökumenischen Synode zu Konstantinopel²⁾, welcher als Kirchenlehre geltend machte: Verschiedenheit der beiden Naturen Christi ungeachtet ihrer Vereinigung, demnach in physischem Betracht eigentlich zwei Willen Christi, einen göttlichen und einen menschlichen, nur in moralischer Hinsicht Einheit dieser beiden Willen. Die Monophysiten ihrerseits nahmen keinen Antheil mehr an dieser letztgenannten Fixirung der kirchlichen Lehre. Seit 536 bildeten sie in Aegypten die koptische, seit Anfang des 6. Jahrh. in Asien die armenische Kirche und seit Mitte desselben Jahrhunderts in Syrien und Mesopotamien die Religionsgemeinschaft der Jakobiten.

Von den Streitigkeiten, welche das Verhältniß der Personen der Dreieinigkeit zu einander betreffen, fallen die beiden letzten in das 8. Jahrhundert. Die eine, gegen die Adoptianer, ward nur innerhalb der abendländischen Kirche durchgeföhrt. Zwei spanische Bischöfe nämlich hatten die Lehre ausgebildet, seiner menschlichen Natur nach sei Christus nicht ursprünglich Gottes Sohn, sondern von Gott zu seinem Sohne angenommen, adoptirt. Diese Lehre ward auf der Synode zu Aachen³⁾ verworfen und dagegen aufgestellt, Christus sei auch nach Annahme der menschlichen Natur, hinsichtlich beider Naturen eben so ursprünglich Gottes Sohn, wie vor der Menschwerdung. Der Sohn Gottes und der Sohn der Jungfrau ist derselbe; denn auch die menschliche Natur Christi hat Maria durch göttliche Zeugung empfangen. Der zweite Streit, entstanden zwischen der morgen- und abendländischen Kirche, zu deren Trennung er Vieles beitrug, betrifft das Verhältniß des heil. Geistes zum Vater und Sohne. Schon im 8. Jahrhundert viel auf Synoden des Abendlandes verhandelt, ward die

2) J. J. 680—81.

3) J. J. 799.

Lehre der römischen Kirche, der heil. Geist sei nicht nur vom Vater, sondern auch vom Sohne ausgegangen, von der durch den Patriarchen Photius i. J. 867 nach Konstantinopel berufenen Synode der griechischen Kirche verworfen und hierauf Bann und Entsetzung über den Papst ausgesprochen. Jede der beiden Kirchen blieb bei ihrer Lehre bis auf den heutigen Tag.

Die übrigen kirchlichen Streitigkeiten, welche auf Feststellung des Dogmas Einfluß hatten, betreffen nur noch Gegenstände des Cultus, nämlich die Bilderverehrung und das Abendmahl. — Vergeblich war eine Reihe griechischer Kaiser gegen die Bilderverehrung mit Gewalt eingeschritten und hatte die Synode von Konstantinopel unter Konstantinus Kopronymus ⁴⁾ dieselbe verworfen: die Anhänglichkeit der Menge an diese sinnliche Manier der Religionsübung wurde dadurch nicht zerstört, um so weniger, da der Bilderdienst an Rom einen Rückhalt hatte. Bei den Zuständen am byzantinischen Hofe muß es auch ganz in der Ordnung befunden werden, daß dem Bilderdienst dort durch zwei Frauen zu vollständigem Triumph verholfen wurde ⁵⁾. In der abendländischen Kirche konnte diese Vertheidigung des Christenthums erst später durchgesetzt werden. Namentlich adoptirte die germanische Kirche, nachdem sie sich lange dagegen gesträubt ⁶⁾, erst im 10. Jahrhundert die von Rom gewollte Bilderverehrung.

Der Abendmahlstreit, durch die Verwandlungslehre des Paschasius Radbertus angeregt, bewegte die abendländische Kirche allein. Hatte schon Papst Gregor der Große in irgend einer dogmatischen Verzückung statt des Abendmahlbrotes plötzlich einen blutigen Finger in seiner Hand gesehen, galt zudem als kirchliche Lehre, daß auch der Leib Christi unmittelbar von Gott gezeugt, also göttlicher Eigenschaften ebenfalls theilhaft sei: so lag es nicht mehr fern, die bisher buchstäbliche Auffassung der Worte: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut!“ zu vertauschen mit der Lehre, daß bei der Feier des Abendmahls das Brot und der Wein in wirkliches Fleisch und Blut Christi sich verwandle, indem Gott den Leib Christi stets von Neuem

4) J. J. 754.

5) Durch die Kaiserin Irene, welcher zu Gefällen im Jahre 787 die Synode von Nicäa die Bilder als Gegenstände kirchlicher Verehrung anerkannte, und durch die Kaiserin Theodora, welche im Jahre 842 ein förmliches Siegesfest der Bilderverehrer stiftete.

6) Die von Karl dem Großen berufene Synode von Frankfurt (im Jahre 794) hatte sich entschieden gegen den Bilderdienst ausgesprochen.

erzeuge, wie einst im Leibe der Maria. Dadurch werde, lehrte Rabbert, das Abendmahl theils zu einem stets sich wiederholenden Versöhnungsoffer, theils zu einer stets erneuten Menschwerdung Christi, letztere freilich im Leibe des einzelnen Christen. Zuerst traten Rabanus Maurus, Ratramnus und Scotus Erigena gegen diese Lehre auf, und der Streit blieb damals, im 9. Jahrhundert, ohne kirchliche Entscheidung. Als aber zu Anfang des 11. Jahrhunderts Berengar von Tours neuerdings gegen die Verwandlungslehre Opposition erhob, war die öffentliche Meinung schon so stark für dieselbe eingenommen, daß Berengar durch seinen Freund Gregor VII. nur mit Noth vor dem Anathema errettet werden konnte. Die Lehre des Paschasius erhielt volle kirchliche Sanction im Glaubensbekenntniß der großen Lateransynode unter Papst Innocenz III. im Jahre 1215.

7.

Während nun die Grundzüge des kirchlichen Glaubenssystems durch förmliche Beschlüsse der ökumenischen und später der speziell griechischen und abendländischen Synoden sich ausbildeten, entwickelten sich neben ihnen die übrigen Dogmen meist in stillerer Weise durch die Schriften der Kirchenväter, deren Ansehen die öffentliche Meinung für ihre Lehren gewinnen konnte. Aber auch die spätern Theologen nahmen an dieser Fortbildung der Lehren noch Theil und ebenso bedingte theils der jeweilige Zustand des sittlich-religiösen Lebens unter den christlichen Völkern, theils das Interesse der Hierarchie, endlich die Umbildung der socialen Verhältnisse die Richtung, welche die Lehrentwicklung einschlug. Wir sehen uns daher genöthigt, jede einzelne Glaubenslehre in ihrer Entwicklung bis dahin zu verfolgen, wo wir oben abgebrochen haben, nämlich bis zum Beginn des Scholasticismus in der abendländischen Kirche, welcher das Dogma als bereits Abgeschlossenes mit Hilfe aristotelischer Denkformen zu durchdringen und zu begründen suchte. Zugleich weisen wir darauf hin, daß in der orientalsch-griechischen Kirche die Dogmengestaltung mit dem Bilderstreit ihr Ende erreicht, um erst nach der Reformation wieder einen schwachen Anlauf zu nehmen, während in der abendländisch-römischen Kirche der Scholasticismus nur eine neue großartige Bewegung in der Lehrentwicklung vorbereitete.

Die alten christlichen Kirchenlehrer oder Kirchenväter, wie man sie zu nennen gewohnt ist, sind keineswegs anzusehen als Solche, die ihre Lehren

allein aus dem christlichen Bewußtsein herausgebildet hätten. Sie waren beinahe alle mit den Philosophemen der Alten bekannt, besaßen classische Bildung und legten nicht selten eine große Originalität philosophischer oder auch, wie z. B. Tertullian, phantastischer Anschauung an den Tag. Erst bei den Kirchenlehrern nach Augustin fängt man diese Eigenschaften zu vermissen an. Die Kirchenlehrer vor Augustin waren die Wortführer der katholischen oder kirchlichen Partei gegen die Gnostiker und andere Häretiker, sowie der Christen überhaupt gegen Juden und Heiden. Begreiflich daher, daß sie viele christliche Lehren im Gegensatz wider die Genannten als Ausdruck des kirchlich-christlichen Bewußtseins genauer formuliren mußten.

Nach diesen Bemerkungen beginnen wir die Darstellung der einzelnen Lehren in ihrer Entwicklung mit der Lehre von Gott, seinen Eigenschaften und seinem Verhältnisse zur Welt.

8.

Inwiefern Christus selbst die alttestamentliche Idee von Gott vervollkommnete, haben wir gesehen. Er gab sie meist in Form populärer Vorstellung. Den Uebergang zu eigentlicher Begriffsbestimmung erkennen wir mit besonderer Deutlichkeit in den Schriften des Apostels Paulus, wie im Evangelium und den Briefen Johannis. Nicht zufällig, denn in den Schriften dieser beiden Richtungen treffen wir zugleich die theologische Speculation über das Wesen Christi und sein Erlösungswerk. Hatte nämlich Gott durch die Erscheinung Christi im praktisch religiösen Bewußtsein eine ganz andere Stellung genommen, als zuvor, so mußte mit dem Erwachen des Denkens über Christus auch das begriffliche Denken über Gott beginnen, und je nach dem Christus gedacht ward, mußte auch der alttestamentliche Gottesbegriff umgestaltet werden. In den Ansichten der Gnostiker, der Montanisten und Ebioniten nuancirte sich derselbe mannigfaltig¹⁾. In

1) Die Gnostiker lehrten, wie bekannt, einen Welterschöpfer, welcher nicht Gott selbst sei, und ein Unvergänglichsein der Materie neben Gott. Die Montanisten und Ebioniten accentuirten die Persönlichkeit Gottes so stark, daß sie ihm auch einen Körper beilegten. Auch der Kirchenvater Tertullian (Presbyter zu Carthago, fl. 220) neigte sich dieser Ansicht zu. Dagegen verschafften die Kirchenväter Origenes (um 228 Presbyter zu Caesarea) und Clemens, Haupt der alexandrinischen Schule, ihrer

Allgemeines jedoch wurde Gott im paulinischen Sinne ²⁾ als Inbegriff alles Seienden gefaßt und wurde dabei, ebenfalls nach Paulus' Vorgang ³⁾, die Unerforschlichkeit seines Wesens betont.

In Betreff der Eigenschaften Gottes richtete man sein Augenmerk besonders auf die Allgegenwart, welche mit der Persönlichkeit Gottes, und auf die Allwissenheit, welche mit der Freiheit des Menschen nicht leicht vereinbarlich schien. Gleichwohl ward an beiden festgehalten. Die Erschaffung der Welt aus Nichts ließ die Kirchenlehre durch den Logos vermittelt werden. Der heidnischen Lehre von der blinden Nothwendigkeit im Lauf der Schicksale ward eine väterliche Vorsehung, den gnostischen Systemen, welche die Entstehung der Welt als einen Abfall von der Gottheit betrachteten, ein gütiges und weises Walten Gottes in der Welt gegenübergestellt. Auch unter den Streitigkeiten über das Wesen Christi und sein Verhältniß zu Gott behauptete sich jene paulinisch-platonische Ansicht von der Unbegreiflichkeit des göttlichen Wesens und seiner absoluten Erhabenheit über alles Endliche, zumal durch Basilius den Großen, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz.

9.

Die Lehre von der Erlösung und von der Versöhnung zeigte in den ersten Jahrhunderten ebenfalls noch viel Schwankendes. Die Gnostiker, ihrem dualistischen Standpunkt zufolge, faßten die Erlösung als eine Befreiung aus den Fesseln der Materie, die Ebioniten als Wiederherstellung der reinen Theokratie, Origenes nach dem Vorgang des Evangeliums Johannis als das Erscheinen des göttlichen Ebenbildes, von welchem über die Menschen eine neue, göttliche, sittlich wiedergebärende Kraft ausgegangen sei. Mehr an Paulus schloß sich, was die Versöhnungslehre betrifft, die Genugthuungs- (Satisfactions-) Lehre in ihrer gnostischen und kirchlichen Gestalt an. Nach der gnostischen Ansicht, zumal des Marcion, befreite Jesu Tod die Menschen aus der verderblichen Gewalt des von Gott unterschiedenen Welterschöpfers, indem er jenen, den Gott der Gerechtigkeit, zwang, die gegen den sündenreinen Jesus durch Bewirkung seines Todes begangene

Vorstellung von Gott als einem reinen körperlosen Geist (absolutes Denken) die Herrschaft im kirchlichen Bewußtsein.

2) „Von ihm und durch ihn und in (zu) ihm sind alle Dinge.“ Röm. 11, 36.

3) Röm. 11, 33. Vgl. 1. Kor. 2, 9. und 1. Timoth. 6, 16-18.

Ungerechtigkeit zu sühnen, welche Sühne in der Aufhebung des Verderbens für die Christen bestehen sollte. Die kirchliche Lehre sogar hielt den Tod Jesu nicht für eine Genugthuung gegen Gottes Gerechtigkeit, sondern für ein vom Teufel begangenes Unrecht, welches denselben nöthigte, sein Recht auf die sündigen Menschen fahren zu lassen. Origenes vollends sah die Seele Jesu für ein dem Teufel bezahltes Lösegeld an, wodurch aber der Teufel getäuscht worden, da er dasselbe annahm, ohne zu wissen, daß ihm über die Seele des Gottessohns keine Macht zustehe. Andererseits freilich hielt sich Origenes an den Standpunkt des Hebräerbriefes und betrachtete Jesus als den ewigen Hohenpriester, welcher aus Liebe zu Gott sich selbst zum Opfer dargebracht habe zur Tilgung der Sündenschuld aller vernünftigen Wesen und versöhnend in diesem Sinne fortwirke bis zum letzten Tage.

Das folgende Zeitalter hielt in Augustinus und Gregor von Nyssa an der Lehre von der Erlösung durch rechtliches Verfahren, beziehungsweise durch Betrug gegen den Teufel, fest, doch erhob sich Gregor von Nazianz gegen ein dem Teufel bezahltes Lösegeld, während Andere statt des Teufels den personificirten Tod als die betrogene Partei hinstellten. Ferner ward in biblischem Sinne das Leiden Christi als stellvertretend für die Strafe der Sünder gefaßt und ihm, als dem Leiden des Gottmenschen, ein unendlicher Werth beigemessen. Bei aller damaligen Hochstellung des Wesens Christi hat man durch die strenge Prädestinationslehre doch der umfassenden Bedeutung seines Erlösungswerkes großen Abbruch gethan. Vergleichen wir übrigens die damalige Erlösungslehre mit derjenigen der Evangelien, so stellt sich heraus, daß in letzterer mehr althebräische, in ersterer mehr römische Rechtsbegriffe hervortreten, wie später in der Erlösungslehre des Anselm von Canterbury sich die germanischen Rechtsbegriffe geltend machen.

Die dritte Periode konnte in ihren Wortführern, Gregor I. ¹⁾, Isidor von Sevilla und Johannes Damascenus, ebensowenig von der juridischen Erlösungs- und Sühnungstheorie loskommen und Scotus Erigena stand mit seiner abweichenden Lehre zu hoch über seiner Zeit, daher vereinzelt im Meer des Zeitbewußtseins.

Ueber die Lehre von der Person Christi ist bei dieser Gelegenheit noch einiges Bemerkenswerthe nachzutragen. — Da die Gnostiker sich die Sünd-

1) Römischer Bischof 590—604.

losgkeit Christi nur erklären konnten durch die Annahme, er sei von jeder Berührung mit der Materie, dem Prinzip des Bösen, frei geblieben, so waren sie zu der Behauptung genöthigt, die irdische Daseinsform Christi sei eine bloß scheinbar menschliche gewesen (Doketismus), sei es, daß sein Leib aus überirdischem Stoff gebildet war und nur menschlich schien, wie die Einen annahmen, sei es, daß sein Leib wirklich irdisch, aber nur von der Taufe im Jordan bis zum Eintritt des Leidens als äußere Hülle zum Zwecke menschlicher Mittheilung angenommen war, wie die Mehrzahl der Gnostiker glaubte:

Dem gegenüber hielten die Kirchenlehrer, damit ihnen nicht am Ende die ganze evangelische Geschichte verflüchtigt werde, streng an der Lehre, Jesus Christus sei als wahrer, wirklicher Mensch von der Jungfrau Maria geboren. Man schrieb ihm einen wirklichen Menschenleib zu und bald, ungeachtet der paulinischen Lehre, daß „in Christo die Fülle der Gottheit leibhaftig wohne“ und ungeachtet der Logoslehre, auch eine wirkliche Menschenseele. Nachdem die Streitigkeiten über die Trinität und das Wesen Christi mehrmals nahe an den Doketismus geführt, und sogar die Formel „Gott hat gelitten“, sowie die Bezeichnung der Maria als „Gottgebärerin“ orthodox geworden, nachdem das Zeitalter der ökumenischen Synoden selbst den Leib Christi zum göttlichen Logosleibe erhoben, blieb dennoch die Wirklichkeit der menschlichen Natur Christi im Allgemeinen unumstößliches Dogma der Kirche.

10.

Was die Lehre von der Menschenseele angeht, so finden wir in der ältesten Zeit als herrschende Ansicht den Spiritualismus, d. h. die Ansicht, die Menschenseele sei ganz geistigen Wesens. Als die Haupteigenschaften derselben betrachtete man stitliche Freiheit und Unsterblichkeit. Schon damals waren aber in Hinsicht auf die Entstehung der Menschenseele drei Ansichten mit einander im Streite: — 1) Die Seele habe schon vor der Zeugung existirt (Präexistenz); 2) die Seele sei bei der Zeugung von Gott geschaffen worden (Creatianismus); 3) die Seele sei durch die Zeugung von den Eltern auf das Kind übergegangen (Traducianismus). Noch lehrten die meisten Wortführer, die Sünde sei dem Menschen nicht angeboren, sondern entstehe durch den freien Willen des Einzelnen.

Die göttliche Ebenbildlichkeit des Menschen vor dem Sündenfall ward

in der zweiten Periode der Kirchenväter in so weitem Sinne gefüßt, daß man sie sogar als eine Herrschaft über die irdische Schöpfung betrachtete. Durch den Sündenfall ging sie für Adam und alle seine Nachkommen verloren. Wie sehr die Freiheit des Menschen durch den Sieg des Augustinismus an kirchlicher Anerkennung verlor, haben wir oben gesehen. Durch den Semipelagianismus der öffentlichen Meinung geschützt, durfte späterhin Johannes Damascenus gleichwohl behaupten, durch den Sündenfall habe der Mensch zwar einzelne Theile der göttlichen Ebenbildlichkeit, doch die Freiheit und Kraft zum Guten nicht eingebüßt. Folgerichtig je nach der Ansicht von der Freiheit des Menschen und der Entstehung der Sünde faßten die Kirchenlehrer auch die Aneignung des in Christus gegebenen Heils durch den Menschen auf. In der ältesten Zeit galt der rechtfertigende Glaube für völlig abhängig von dem Entschlusse des freien Willens; ein reiner Wandel nach dem Vorbild Christi ward als notwendige Frucht desselben gefordert. Die Gnostiker, die Unabhängigkeit an ihre phantastischen Philosopheme mit dem Glauben verwechselnd, waren die Einzigen, welche das Fürwahrhalten als allein setzend machend hinstellten und verächtlich auf die Werke herabsahen. Aber auch die katholische Richtung wich ihrerseits bereits vom Paulinismus dadurch ab, daß sie eine Verdienstlichkeit der Werke annahm und meinte, man könne vor Gott durch gewisse Werke mehr thun, als man schuldig sei. Augustinus vermochte durch seine Lehre, daß der Glaube einzig die Wirkung der unwiderstehlichen Gnade Gottes sei und durch die Liebe rechtfertige, dieser judaisirenden Richtung nicht zu wehren; ebenso wenig Iovinianus¹⁾ und Andere, welche die besondere Verdienstlichkeit der Werke bestritten. Fasten, jungfräulicher Stand und dergleichen Keuschlichkeiten galten dem kirchlichen Bewußtsein nun einmal für verdienstlich und dieser Geist der Werkheiligkeit nahm in der Kirche immer mächtiger überhand, bis er in der Lehre vom Ablass auf die Spitze getrieben wurde.

11.

Der Begriff von der Kirche scheint in frühesten Zeiten sich der Lehre Christi vom äußerlichen Gottesreich angeschlossen zu haben. Gegenüber den

1) Ein römischer Asket, wegen seiner Opposition gegen die Verdienstlichkeit der Werke 388 aus der Kirche gestoßen. Augustinus war, wie allbekannt, Bischof zu Hippo, 395—430.

Montanisten¹⁾, welche in der Kirche die Verwirklichung des geistigen, innerlichen Gottesreiches auf Erden zu sehen verlangten, sowie hernach im Gegensatz gegen die Novatianer²⁾, welche die Wiederaufnahme der Gefallenen verweigerten, hielt die katholische Richtung fest an dem Beispiel des Apostels Paulus, der den Korinthern einen reumüthigen Blutschänder zur Wiederaufnahme empfahlen³⁾ und überhaupt Milde gegen die Gefallenen gepredigt hatte⁴⁾, und faßte somit die Kirche als eine allgemeine Bildungsanstalt der Seelen für das ewige Leben, nicht als bloße Gemeinschaft der schon Geheiligten. „In der Kirche findet der sündige Mensch sein Heil; wo die Kirche, da ist auch der Geist Gottes; außerhalb der Kirche kein Heil“. In diese Formeln faßten zumal Irenäus⁵⁾ und Cyprian⁶⁾ das katholisch-kirchliche Bewußtsein. Da die Kirche nicht nachgeben wollte, bildeten die Montanisten und Novatianer Sekten und betrachteten sich, wie gegenwärtig noch alle Sektirer, als die „Reinen,“ griechisch Katharot (*καθαροί*), woraus für alle Sektirer der Name Katharer entstanden ist⁷⁾. — Der Wiederaufnahme Gefallener in die Kirche ging eine strenge öffentliche Buße vorher. Die Kirchenbuße in ihren spätern Umänderungen ward aber nach und nach zum äußerlichen Werk, welchem man neben dem Glauben rechtfertigende Kraft zuschrieb. Im augustinischen Zeitalter ward der novatianische Streit nochmals erneut durch die Donatisten⁸⁾, welche die Untreuen (z. B. die in irgend einer Art unter den Verfolgungen den Glauben verläugnet hatten) und die offenbaren Sünder von der Kirche ausschließen wollten. Sie wurden besonders von Augustinus bekämpft. Dieser aber, sowie die ganze katholische Richtung, Art nicht min-

1) Der Phrygier Montanus, aller Sekten Vater, verkündete um 170 sich selbst als die lebendige Offenbarung des Paraklet (des Trösters, einer vom heiligen Geist unterschiedenen Himmelskraft), durch welche die Kirche zur wahren Gemeinde der Heiligen vollendet werden solle.

2) Novatian, Presbyter in Rom um 251.

3) 2. Kor. 2, 1—11.

4) Gal. 6, 1—4.

5) Bischof zu Lyon 177—202.

6) Bischof zu Karthago 248.

7) In deutscher Corruption „Reher,“ als Bezeichnung aller nichtorthodox-kirchlich Gläubigen, daher auch von den Katholiken auf alle Nichtkatholiken und umgekehrt von diesen auf jene angewendet.

8) So genannt nach ihrem Stifter Donatus, Bischof in Numidien um 311.

der als die Donatisten an dem Irrthum, wer zur sichtbaren Kirche gehöre, sei dadurch auch ein Glied der unsichtbaren Kirche, des innerlichen Gottesreiches. Man bedachte nicht, daß unter den jetzigen Verhältnissen die alt-hergebrachte Bezeichnung der Kirche als der „Einen, heiligen, allgemeinen“ nicht mehr am besten passe. Vergeblich hatte Tertullian, ungeachtet seiner Eingenommenheit vom Montanismus hierin seiner Zeit vorausseilend, auf den Unterschied zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche hingewiesen. Es galt für gleichbedeutend, von der Kirche ausgestoßen und für einen der Verdammniß Geweihten erklärt zu werden. So blieb die Lehre von der Kirche und bildete die Grundlage der hierarchischen Theorie des Mittelalters. — Die Lehre von der Kirche bedingte im Weiteren wesentlich auch diejenige von den äußerlichen Gnadenmitteln, Sacramenten. Je fester man die Kirche als die alleinige Heilsanstalt glaubte, je kräftiger man ihr „Gestiftet- und Durchdrungenheit“ vom heiligen Geist, gestützt auf das Pfingstwunder, betonte, desto höhere Kraft mußte man auch den äußerlichen Gnadenmitteln, welche die Kirche verwaltete, beimessen.

Von Anfang an war man einstimmig in Auffassung der Taufe nicht bloß als einer äußerlichen Cerimonie zur Aufnahme in die Kirche, sondern als einer inwendigen „Wiedergeburt, Erleuchtung und Heiligung durch den heiligen Geist,“ womit von Seiten des Täuflings das Glaubensbekenntniß, von Seite des Taufenden die Handauslegung sich verband. Eben dieser Begriff von der Taufe erregte jedoch bis ins 2. Jahrhundert hinein Meinungsverschiedenheiten betreffend die Kindertaufe, welche, nachdem sie bereits kirchliche Sitte geworden, Tertullian noch bekämpfte, und zwar ganz consequent, da er unter der Kirche die Gemeinschaft der wirklich vom Geist Geheiligten verstand, die Kindheit noch für das Alter der Unschuld ansah und dafür hielt, die Kinder könnten Christus noch nicht erkennen. Es mag sein, daß die Apostel schon hie und da Kinder taufeten, aber feststehender Brauch war es zu ihrer Zeit noch nicht⁹⁾. Die Kindertaufe ward kirchlicher Brauch, einerseits aus Opposition gegen die Ebioniten, welche immer noch die jüdische Beschneidung beibehalten, andererseits durch die schon mit Origenes auftauchende Lehre von der Erbsünde. Einmal kirchliche Sitte geworden, trug sie dazu bei, die Taufe überhaupt zu einem wunderbaren Mysterium

9) Im 1. Korintherbrief (7, 14) werden die Kinder der Gläubigen „heilig“ genannt. Bei Entstehung dieses Documents ist also der Teufel (der Erbsünde) noch nicht in den (ungetauften) Kindern gewesen.

zu erheben; denn das war ja das Wunderbarste, daß sie schon auf die Kinder die obengenannten Wirkungen ausüben sollte. Am meisten Bedeutung erhielt die Taufe durch den Augustinismus, welcher ja, wie wir sahen, die Nichtgetauften für verloren erklärte.

Nachdem aus den Liebesmahlen (Agapen) der ersten Christen die eigentliche Abendmahlsfeier sich ausgeschieden, hieß dieselbe Eucharistie, weil man dabei Gott dankte für die verliehene Nahrung, nach dem Vorbild Christi bei der Einsetzung des Abendmahls, sowie für die Hingebung seines Sohnes in den Tod. Justinus und Irenäus bezeichnen es als ein Gott dargebrachtes Dankopfer und sprechen bereits die Lehre aus, daß durch die Abendmahlsgebete mit Brot und Wein das Fleisch und Blut Christi vereinigt werde. Tertullian dagegen nahm Brot und Wein als Bild (Figura) des Leibes und Blutes Christi, Origenes als das „nährende und herzerfreuende Gotteswort, wie Christus selbst das ewige Wort (Logos) ist.“ Auch das Abendmahl ward schon frühzeitig als Mysterium geehrt, und zwar als solches, wodurch der Christ theilhaft werde der Verzeihung der Sünden und des ewigen Lebens. In der folgenden Periode lagen die sinnbildliche und die mystische Auffassung des Abendmahls ohne kirchliche Entscheidung immer noch miteinander im Streite. Die letztere blieb noch jetzt bei einer Art Mischung der irdischen Stoffe mit dem Fleisch und Blute Christi als des Logos stehen. Die eigentliche Verwandlungslehre gehört erst dem Basilius Radbertus an. An die Vorstellungen vom Dankopfer schloß sich in der Abendmahlslehre der zweiten Periode bereits diejenige von einem Sühnopfer, so daß das Abendmahl als eine Wiederholung nicht nur der Menschwerdung, sondern auch des versöhnenden Todes Christi erschien. Die Verwandlungslehre des Radbertus hatte ihre Erhebung zum Dogma besonders dem Glanze zu verdanken, welchen sie der Machtvollkommenheit der Kirche zu verleihen schien. — Neben Taufe und Abendmahl wurden schon vor Anfang des 7. Jahrhunderts die Salbung und Handauflegung, die Priesterweihe und die Ehe als Sacramente bezeichnet.

12.

Der Betrachtung der Lehre von den letzten Dingen haben wir einen Blick auf die Vorstellungen von den Engeln und Teufeln vorauszuschicken.

In Anknüpfung an die Stelle im 2. Petrusbrief (2, 4), wo die Teufel

als gefallene Engel bezeichnet werden, galten die Engel schon in der ältesten Zeit als sittlich freie Wesen, wie die Menschen, jedoch mit höheren Kräften begabt. Der alttestamentlichen Vorstellung von den Engeln als Boten und Dienern Gottes zufolge theilte man ihnen, je nach den verschiedenen Graden ihrer Würde, verschiedene Aemter zu und dachte sie bald als Schutzgeister einzelner Menschen, bald ganzer Gemeinden und ganzer Völker. Christus selbst hatte schon von Schutzengeln der Kinder geredet, und die Offenbarung Johannis sprach von Engeln einzelner Gemeinden, wie von solchen, die über Naturkräfte gesetzt seien ¹⁾. Die Teufel ihrerseits erschienen im Kampfe des Christenthums gegen das Heidenthum der christlichen Phantasie als Vorkämpfer des letztern. Ihrem Einfluß wurde die Verehrung der alten Götter, wie die Sittenlosigkeit, der Aberglaube, das Zauber- und Wahrsagerwesen der Heiden zugeschrieben. Die christlichen Märtyrer setzten den Sieg Christi über die teuflischen Gewalten fort und wurden daher bald den Engeln als Mitkämpfer zur Seite gestellt.

Auf jener Synode zu Nicäa, welche den Engeln sammt den Heiligen **A n r u f u n g**, der Trinität allein **A n b e t u n g** zugestand, ward den Engeln, gestützt auf die Aussprüche vieler Kirchenväter, ein feiner Körper aus Aether und Licht zugeschrieben; die große Lateransynode 1215 sprach ihnen dagegen alle Körperlichkeit ab. Die hierarchische Stufenordnung der Engel ward vorzugsweise durch Gregor den Großen in der katholischen Kirche verbreitet. Sie unterscheidet, theils nach alttestamentlichen, theils nach paulinischen Stellen ²⁾, in 3 Ordnungen 9 Arten der Engel, unter welchen besonders die Cherubim und Seraphim, die Thronen und Erzengel hervorzuheben sind.

Der Fall unter den Engeln ward theils von Hochmuth, theils von gegenseitiger Verführung abgeleitet, bis zum 5. Jahrhundert auch aus der Liebe zu Töchtern der Menschen ³⁾. Später ließ man den letzteren Grund fallen und hielt im Uebrigen die neutestamentliche Anschauung von Satan und seinem Reiche fest, welches dem Reiche Gottes gegenüberstehe und dessen Werke zu zerstören Christus gekommen sei ⁴⁾.

1) Matth. 18, 10. Offenb. Joh. 2, 1—17; 16, 2—5, 10—12, 18. Gegen die hierauf basirte Verehrung der Engel scheint die Stelle Offenb. Joh. 19, 10 gerichtet zu sein.

2) Jes. 6, 2. Kol. 1, 16. Ephes. 1, 21. 1. Theff. 4, 16.

3) Genes. 6, 2. Vgl. 1. Kor. 11, 10.

4) 1. Epist. Joh. 3, 8.

13.

Nach den früher angeführten Aussprüchen Christi, nach dem Wort des Paulus (Philipp. 1, 23), endlich nach 1. Petr. 3, 19 und 20 nahm man in der ältesten Zeit an, die Seele des Guten gehe gleich nach dem Tode ins Paradies, die des Bösen in die Unterwelt, Hades, Scheol. Die Auferstehung erwartete man erst beim Wiederkommen Christi zum Weltgericht. Noch lebendig zeigte sich der Rest jüdischer Messias Hoffnungen in der baldigen Erwartung des tausendjährigen Reiches, welches Christus auf Erden stiften würde und in welchem die Frommen herrschen sollten (Chiliasmus).

Zwar hat schon Origenes, gestützt auf das N. T., dem Chiliasmus im kirchlichen Bewußtsein jede Stütze genommen; aber dennoch hat fast jedes Jahrhundert noch seinen Weltuntergangspropheten hervorgebracht und dazu Thoren, die ihm glaubten. Nach dem Vorgange des Paulus lehrte Origenes eine Wiederbringung aller Dinge¹⁾. Im 2. Brief Petri ist eine Verbrennung der Welt, aus welcher ein neuer Himmel und eine neue Erde hervorgehen sollen, verkündigt²⁾.

Im folgenden Zeitraum lehrte Augustinus, auf alt- und neutestamentliche Aussprüche³⁾ gestützt, eine Abbüßung der hienieden noch nicht hinreichend gesühnten Sünden in Feuerqualen vor Eintritt des Weltgerichtes. Dieser Glaube an das „Fegefeuer“ ward im 6. Jahrhundert durch Gregor den Großen in der Kirche herrschend. Wie in der ersten Zeit, ward die Auferstehung auch in der augustiniischen Periode bald mehr bald weniger sinnlich aufgefaßt, die Seligkeit nach Matth. 5, 8 als „Anschauen Gottes“ definiert, die Ewigkeit der Verdammniß nach dem Weltgericht durch Augustinus begründet, durch Diodor von Tharsus⁴⁾ und Theodor von Mopsuestia⁵⁾ bestritten. Das folgende Zeitalter hielt an der Ewigkeit der Höllenstrafen fest. Scotus Erigena erneute, auch hier ohne Einfluß auf das

1) 1. Kor. 15, 24—28.

2) Kap. 3, V. 10—13. Vgl. mit dieser Stelle die Dogmen der persischen und der germanischen Religion über die schließliche Verbrennung und Wiedererneuerung der Welt, Thl. I, S. 181; Thl. II, S. 330—333.

3) Mattab. II, 12, 43—46. 1. Kor. 3, 15.

4) Bischof 378—98.

5) Bischof 393—429.

kirchliche Bewußtsein, die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge. Seit Origenes galt die Zeit der Wiederkunft Christi zum Weltgericht im kirchlichen Bewußtsein allgemein für völlig unbestimmt.

14.

Im Mittelalter begann die Entwicklung der Kirchenlehre zu stocken. Die Scholastiker hatten als bloße Schultheologen, die das überlieferte Dogmenmaterial wissenschaftlich zu systematisiren suchten, wenig Einfluß auf die Gestaltung des Dogma's, weil dieses sich meist nur noch im Interesse der Hierarchie weiterbildete. Wir müssen daher die nähere Würdigung des Scholasticismus dem Kapitel über die christliche Wissenschaft vorbehalten.

Der Hauptpunkt, wo wir eine Einwirkung des Scholasticismus auf die Kirchenlehre wahrnehmen, ist die Versöhnungstheorie. Nach germanischen Ehr- und Rechtsbegriffen stellte Anselmus von Canterbury¹⁾ folgende Satisfaction- (Genugthuungs-) lehre vom Tode Christi auf: — Durch die Sünde hat der Mensch Gottes Ehre verletzt; soll er nun selig werden, so muß er Gott Genugthuung dafür leisten, vermag es aber nicht. Diese Genugthuung, als Herstellung der Ehre Gottes gefaßt, übernahm Christus, der Gottmensch. Er litt, weil er sündloser Mensch war, unschuldig, daher stellvertretend für die sündigen Menschen, die Strafe der Sünde, den Tod. Dadurch, und weil Christi Tod zugleich eine freiwillige That als des Gottesohnes, somit von unendlichem Werthe war, ist die Ehre Gottes wiederhergestellt, zugleich Gottes Gerechtigkeit erfüllt, und so kann nun Gott den sündigen Menschen die Strafe der Verdammniß erlassen und die Seligkeit schenken. — Diese ganze Theorie ward zwar nicht zum Dogma erhoben, dafür hatte sie aber zur Folge, daß trotz des Widerstandes von Seiten Bernhards von Clairvaux und Anderer die alte Lehre vom Recht des Teufels auf die sündigen Menschen überwunden ward und durch Thomas von Aquino auch die Lehre von der Unendlichkeit des Verdienstes Christi die päpstliche Anerkennung erwarb²⁾.

Die schon vorhandene Werkheiligkeit des Zeitalters fand ihre Begründung in den Systemen der Scholastiker, zumal des Thomas von Aquino. Der Glaube erhält seine rechtfertigende Kraft nur durch die Liebe, hieß es;

1) Starb 1109 als Erzbischof daselbst.

2) Durch eine Bulle Clemens' VI., 1343.

die Liebe aber zeigt sich in den Werken. Daher sind die, zumal von der Kirche vorgeschriebenen Werke, Fasten, Almosengeben, Wallfahrten, Geschenke an die Kirche u. s. w., verdienstlich, sie erwerben die Gerechtigkeit vor Gott. — Alt, sehr alt, wie wir gesehen haben, waren die Lehren, daß die sichtbare Kirche die Gemeinschaft der Heiligen sei und daß man vor Gott mehr thun könne, als man zur Seligkeit nöthig habe. Daraus gestaltete sich im Mittelalter die Anschauung von einer Solidarität der Kirchenglieder in dem Sinne, daß diejenigen, welche zu viel thun für ihre Seligkeit, durch ihren Ueberfluß an guten Werken den Mangel derer ersetzen können, welche zu wenig thun. Da nun zu ersterer Klasse hauptsächlich die Märtyrer und übrigen Heiligen zu gehören schienen, steigerte sich die Verehrung derselben bis zur Verehrung ihrer körperlichen Ueberreste (*Reliquien*), denen man wunderbare Kräfte beimaß³⁾. Aus dem großen Schatz der überverdienstlichen Werke spendete die Kirche dem Sünder um Geld (— das sollte ursprünglich eine Buße sein —), so viel er zur Tilgung seiner Sündenschuld bedurfte, und versicherte ihn dann durch Absolution der Verzeihung seiner Sünden. Das war der Ablass. Begreiflich hinderte die vom Papst bevollmächtigten Ablasskrämer Nichts, Verzeihung selbst für noch zu begehende Sünden zu verkaufen, und das kirchliche Bewußtsein der rohen Masse sträubte sich dagegen keineswegs.

Das Mittelalter hat auch die Behauptung von der Freiheit der „längst verehrten Gottesgebärerin“ Maria von der Erbsünde aufgestellt. Hierüber führten dann die Dominikaner als Thomisten (Anhänger des Thomas von Aquino) und die Franziskaner als Scotisten (Anhänger des Scotus) einen höchst erbaulichen Streit, welcher ein merkwürdiges Licht auf die Erfüllung mönchischer Keuschheitsgelübde geworfen hat. Da die Freiheit von der Erbsünde mit dem Ausdruck „unbefleckte Empfängniß“ bezeichnet

3) Der Reliquiendienst, im späteren Mittelalter bis zur Tollheit gediehen (s. u.), fand übrigens schon frühzeitig sarkastischen Widerstand. Ein byzantinischer Poet, Christophoras, richtete z. B. schon um 630 eine Anzahl satirischer Jamben gegen die schwunghafte Reliquienkrämerci, welche der Mönch Andreas damals trieb. Nachdem der Satiriker dem Mönch vorgerückt, derselbe habe bereits 10 Hände des Märtyrers Prokopios, 15 Kinnbacken des heiligen Theodoros, 8 Füße des heiligen Nestor, 4 Köpfe des heiligen Georg und 3 Brüste der heiligen Barbara, die er demnach zur Hündin mache, in den Handel gebracht, verspricht er, ihm noch viel werthvollere Reliquien, z. B. den Daumen des dreimal seligen Henoch und das Gefäß Elias des Thisbiten, umsonst zu liefern.

wurde, so kann man sich denken, in welchen Liebeshwürdigkeiten die Mönche beider Parteien sich erschöpften⁴⁾. Der Streit ist bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts unerledigt geblieben. Da aber haben wir es selber erlebt, daß Papst Pius IX. die unbefleckte Empfängniß der Maria zum katholischen Dogma erhob.

Zur Zeit des Petrus Lombardus⁵⁾ erhielt die kirchliche Lehre von den Sacramenten ihren Abschluß, indem deren sieben festgestellt wurden: Taufe, Firmelung, Beichte, Abendmahl, Ehe, Priesterweihe, letzte Delung. Mit Festsetzung der Transsubstantiationslehre ward das Abendmahl zum Opfer (Messopfer), wobei der Priester jedesmal Leib und Blut Christi aufs Neue zum Sühnopfer für die Sünden der Welt darbringt. — Der Papst, als Inhaber der Tradition von Petrus und Paulus her, ward von der Kirche als untrüglicher Stellvertreter Christi auf Erden anerkannt und von da an auch der Grundsatz strengster Unduldsamkeit gegen die Ketzer aufgestellt und beobachtet. Denn je fester die Einheit der Kirche äußerlich geworden, desto gewaltthätiger mußte das Interesse der Aufrechterhaltung dieser Einheit sich geltend machen. — In Hinsicht der Lehre von den letzten Dingen hielt die Kirche am Fegefeuer und der Ewigkeit der Hölle fest. Durch Seelenmessen glaubte sie die Abgeschiedenen schneller aus dem Fegefeuer befreien zu können. Dem Ablass ward sogar hin und wieder die Macht zugeschrieben, augenblicklich aus dem Fegefeuer zu erlösen. Gerne opferte ja die Liebe der Hinterbliebenen ihren letzten Pfennig, um die verstorbenen Eltern, Geschwister und Freunde der Feuerpein zu ledigen.

15.

Fast bei jedem Schritt der Kirche in der Weiterentwicklung des Dogma's hatte sich eine größere oder kleinere Partei, die nicht mit demselben einverstanden war, von ihr losgetrennt. Als aber die Lehrentwicklung nach und nach ins Stocken gerieth, wandte sich der Blick vieler auf die Vergangenheit und ihr religiöses Bewußtsein trat in Widerspruch nicht mehr bloß mit einzelnen Lehrbestimmungen, sondern mit der Gestaltung und dem Lehrsystem der Kirche im Ganzen. Schon seit dem 9. Jahrhundert soll sich in

4) Die heilige Brigitta hatte Visionen für, die heilige Katharina gegen die unbefleckte Empfängniß.

5) Bischof von Paris, 1159.

den Bergthälern Piemonts ein Völklein von der weitem Entwicklung der Kirche in Lehre, Cultus und Hierarchie fern gehalten haben. Dort fanden die Anhänger des Petrus Waldus¹⁾, Waldenser genannt, nachdem sie in Bann gethan worden, die allgemeinste und bereitwilligste Aufnahme für ihre Lehren. Anfangs nicht daran denkend, sich von der Kirche loszureißen, anerkannten sie dieselbe erst dann nicht mehr als die ächte Kirche Christi, nachdem ihnen verboten worden, einander ohne Zuziehung von Geistlichen im Evangelium, auf welches sie Glauben und Leben gründeten, zu unterrichten. So waren sie die ersten Vorläufer der Reformation, die Ersten, welche die Schrift höher stellten als die Tradition der Kirche.

Auch die Mystiker des Mittelalters halfen, indem sie das religiöse Bedürfnis mit dem Geiste des Evangeliums statt mit den Dogmen und Cerimonien der Kirche zu befriedigen suchten, die Reformation vorbereiteten. Der Dominikaner Meister Eckart²⁾ und seine Ordensgenossen, die berühmten Prediger Johannes Tauler³⁾ und Heinrich Seuffe (Suso⁴⁾), ferner der von Nikolaus von Basel gestiftete, in Oberdeutschland und weit den Rhein hinab verbreitete Geheimbund der „Gottesfreunde“⁵⁾, dann die von Gerhard Groot in den Niederlanden gestiftete Gesellschaft der „Brüder des gemeinsamen Lebens“, aus deren Reihen Thomas von Kempen (st. 1471) hervorgegangen, des weltberühmten Buches „De imitatione Christi“ Autor, — endlich der unbekante Verfasser der aus dem Ende des 14. oder dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammenden „Deutschen Theologie“ — alle diese gründeten die Neubelebung der Religiosität auf Christum selbst und die geistige Gemeinschaft mit ihm, wodurch das Ansehen der Heiligen und der kirchlichen Ceremonien als Heilsvermittler im Volksbewußtsein bedeutend herabgesetzt wurde, ohne daß die genannten Prediger es selber beabsichtigten. Weit verbreitet, obwohl schwerlich, wie Johannes von Müller meint, von geflüchteten Manichäern herrührend, waren unter Eremiten,

1) Bürger von Lyon, aufgetreten um 1160.

2) Starb um 1328 in Köln.

3) Starb 1361 in Straßburg.

4) Starb 1363 in Ulm.

5) Ueber die bis neulich noch sehr dunkel gewesene Geschichte der „Gottesfreunde“ vgl. R. Schmidt in der Festschrift „Basel im 14. Jahrh.“ S. 253 fg. und J. Falke in der „Zeitschr. für deutsche Kulturgeschichte“, 1856, Maiheft, S. 493 fg.

Beghinen, Begharden und Beharden des Mittelalters rationalistisch-freie Meinungen sowohl über die Kirche, wie über die Würde Christi selbst⁶⁾, verbunden mit einer an Pantheismus streifenden Naturreligion⁷⁾.

Theils ein freieres Denken der Geister im Allgemeinen, theils neue Bekanntschaft mit den fast vergessenen Schriften des alten und neuen Testaments in ihren Ursprachen war durch die Neubelebung der classischen Studien von Italien aus angeregt worden. Hier hatte um die Mitte des 14. Jahrhunderts Petrarca die römischen, Boccaccio die griechischen Classiker wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen. War auch die von Letzterem gemeinschaftlich mit Leontius Pilatus zu Florenz eröffnete griechische Schule bald wieder in Verfall gerathen, so brachte der byzantinische Gesandte Emanuel Chrysoloras, welcher, an der Rettung Konstantinopels verzweifelnd, in Italien eine neue Heimat gesucht und gefunden, das Studium der griechischen Classiker noch während des nämlichen Jahrhunderts neuerdings in Aufnahme. Der Hof der Medici in Florenz ward der Mittelpunkt der an die Classiker sich anknüpfenden humanistischen Bildung, welche sich von da auch nach dem übrigen Europa verbreitete, überall die mönchisch verfinsterte Welt erhellte und besonders in Deutschland die bedeutendsten Geister für sich gewann. Die Uebersetzung des Platon durch Marsilius Ficinus war der erste Keim einer neuen Richtung in der Philosophie: es erhoben sich die Platoniker als freie gegen die im Dienst der Kirche stehenden Schulphilosophen, die Scholastiker.

Von der griechischen und römischen Literatur vermittelte Johannes Reuchlin⁸⁾ den Uebergang zur hebräischen. Nachdem er sich von Juden die Kenntniß der hebräischen Sprache erworben, erforschte er die Schriften des alten Testaments in der Ursprache und verbreitete mit Eifer diesen neuen Zweig theologischer Gelehrsamkeit unter seinen Zeitgenossen. Von nun an wurde die Erklärung der alt- und neutestamentlichen Urkunden in ihren Ursprachen eine Hauptaufgabe der Theologen von humanistischer Richtung und führte die Begabtern zu immer bedenklichern Vergleichen der Kirchen-

6) Auch ein Anderer, als Christus, könne Gottes Sohn werden; denn der gute Mensch sei der eingeborne Sohn Gottes, lehrte hie und da die „geheime Religion“.

7) Auch in der Laus sei Gott, wie im Menschen, sagten nach Johannes Vitoburanus die thurgauer Begharden. Die Bezeichnungen Begharden und Beghinen stammen bekanntlich von dem altdeutschen Verbum bedgan, beten.

8) Gebürtig aus Pforzheim, 1455—1522.

lehre und Kircheneinrichtung mit der Schrift. Die bisher gebrauchte, obwohl von der unwissenden Geistlichkeit ebenfalls wenig gekannte, lateinische Bibelübersetzung, *Vulgata* genannt, erlitt, da man jetzt die Originale verstand, ihres verderbten Textes wegen Anfechtungen von allen Seiten. Von 1460 an sehen wir in Deutschland, Frankreich und Italien Bibelübersetzungen erscheinen und der Schrift wandte sich schon damals zu, wer immer mit den kirchlich-religiösen Zuständen unzufrieden war⁹⁾.

Der Geist des Humanismus, in den classischen Studien wieder aufgelebt, durch die um die Mitte des 15. Jahrhunderts von unserem Johannes Gutenberg erfundene Buchdruckerkunst mit rastlosen und unhemmbaren Schwingen versehen, dann durch Neuchlins philologisches Genie zuerst auf die Schriftforschung gewandt, dieser Geist regte sich glorreich insbesondere in seinen deutschen Trägern¹⁰⁾. Er zumeist hat jene tiefeinschneidende Kritik des mittelalterlich-kirchlichen Glaubens und Lebens angefaßt, auf welcher die Reformation fußte.

16.

Aber schon vor der humanistischen Bewegung und außerhalb ihrer Kreise waren Vorläufer der Reformation aufgetreten, welche vom kirchlich-theologischen Standpunkt aus gegen kirchliche Mißbräuche kühn eifernden Tadel erhoben, einen Tadel, der selbst einen vollständigen Bruch mit dem Papstthum keineswegs ängstlich mied. Freilich gelang es der Kirche vorerst noch, die lautesten dieser reformatorischen Stimmen im Rauche des Scheiterhaufens zu ersticken.

Arnold von Brescia — ein Schüler Abälards, 1155 zu Rom verbrannt — war weniger wirksam durch seinen an manichäische Anschauungen erinnernden Mysticismus als vielmehr durch seine energischen Bestrebungen, die Verfassung des Clerus nach dem Vorbilde der apostolischen Einfachheit zu reformiren. Er sah den Glanz, den Reichthum und die Macht der Clerisei, diese Quellen ihrer Ueppigkeit und zum Theil des kirchlichen Verfalls überhaupt, mit voller Ueberzeugung als ein Werk des Teufels an, lehrte, daß den Geistlichen keine weltlichen Güter gebühren und drang auf die Rückkehr zur Simplizität der apostolischen Kirche. Die weltliche Macht des Papstes schaffte er mit Hülfe der Römer ab und ließ ihm nur das kirchliche Re-

9) Wir werden im Kapitel von der christlichen Wissenschaft die einzelnen Bibelübersetzungen vor Luther anführen.

10) Von diesen, wie von den Humanisten überhaupt, haben wir an späterer Stelle mehr zu reden, in den Kapiteln von christlicher Wissenschaft und Kunst.

giment, den Zehnten und freiwillige Gaben der Gläubigen, bis ihn die Eifersucht des neu errichteten Senates in einem schänden Vergleich dem Papste preis gab. — Johannes Wicliffe, seit 1372 Professor der Theologie in Oxford, lehrte und schrieb gegen das Papstthum, den Mißbrauch des Bannes, das Mönchtum, die Ohrenbeichte, den Ablass, den Heiligen- und Bilderdienst und die Lehre vom Fegefeuer. Auch trat er gegen die Transsubstantiation auf mit der Behauptung, Christus sei nur geistig im Brot und Wein des Abendmahles gegenwärtig.

Durch Wicliffe's Schriften angeregt, bestritt Johannes Hus¹⁾ die Entziehung des Kelches beim Abendmahl, und stellte, im Uebrigen festhaltend am katholischen Dogma, die Lehre auf, die wahre Kirche, deren Haupt Christus allein, sei die Gemeinschaft der von Ewigkeit zur Seligkeit vorherbestimmten Christen und nur in dieser üben die Sacramente ihre erlösende Kraft. — Girolamo Savonarola, der „Prophet von Florenz“²⁾, verkündigte eine allgemeine, gründliche Reformation der Kirche, die von Florenz ausgehen werde. Er bewirkte durch seine Predigten in genannter Stadt, wenigstens vorübergehend, eine strenge Sittenreform und lehrte, gestützt auf das Evangelium, das Heil nicht durch die Heiligen, noch durch eigne Werke, sondern durch die Gnade Gottes in Christus suchen. Den über ihn gesprochenen Bann erklärte er für kraftlos als Verletzung des höchsten Gebotes, der Liebe, und appellirte sterbend von dem irdischen Papst an den himmlischen, Jesus Christus.

Wochte sich die Kirche dieser „Rezer“ gewaltsam entledigen, immerhin konnte sie sich nicht verhehlen, daß selbst von Seiten treuester Anhänger schon lange lauteste Klagen über die fressende Verderbniß erhoben worden. Der Minorit Alvarus Pelagius forderte und hoffte um 1330 die Wiedergeburt der Kirche vermittelt neuer Heiligung der päpstlichen Würde in der öffentlichen Meinung. Peter d'Willy (st. 1425), als Wortführer der gallikanischen Kirche, verlangte Behuf einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern eine allgemeine Kirchenversammlung. Ebenso Johannes Gerson, seit 1395 Kanzler der Universität Paris, welcher zugleich das Studium der

1) 1418 auf dem Concilium zu Constanz verbrannt. Aus Veranlassung dieses „Rezerbrandes“ entstanden der furchtbare Hussitenkrieg und die Sekte der Ultraquisten, welche den Kelch auch den Laien darbot. Auf die Kelchentziehung werden wir im nächsten Kapitel zurückkommen.

2) Verbrannt 1498.

Schrift und Verbesserung der Volkserziehung empfahl. Nikolaus von Crampe (st. 1425) schilderte mit glühender Beredsamkeit die Versunkenheit der Kirche, verkündigte das ihr nahende Gericht und sah ihre alleintige Rettung in geistiger Erneuerung und tiefer Demüthigung. Und wirklich, die allgemeinen Concilien kamen endlich, hauptsächlich veranlaßt durch die gegenseitige Verfluchung dreier Gegenpäpste, durch das große Schisma. Zu Constanz ward ein neuer Papst, Martin V., gewählt, jedoch die Reformation selbst auf ein neues, binnen fünf Jahren abzuhaltendes Concil verspart. Aber erst 1431 versammelte sich dasselbe in Basel. Als nun dieses mit der Reformation Ernst machen wollte, ward es durch die Schlaubeit und Gewaltthätigkeit des Papstes Eugenius V. allmählig in eine einseitige Parteilstellung gedrängt und mußte sich zuletzt auflösen, ohne die angestrebte große Reform der Kirche durchgeführt zu haben. Den Grundsatz jedoch, daß ein allgemeines Concil über dem Papst stehe, hatten diese Kirchenversammlungen festgestellt und dieser Grundsatz, verbunden mit der allgemeinen Mißstimmung gegen die römische Curie, wurde ein neues und mächtiges Motiv der Reformation, welche endlich in Deutschland durch die Ausschreitungen des Ablasshandels, in der Schweiz durch die freie Predigt des Evangeliums gegen das Verderben in Kirche und Staat zum Ausbruch gebracht wurde.

17.

In Hinsicht der Lehre kehrte die Reformation theils zum Augustinismus, theils zu den Anschauungen der ersten Jahrhunderte nach Christus zurück. Dem Ansehen der mündlichen Tradition, welche die Kirche für sich in Anspruch nahm, stellte sie mit Erfolg die Autorität der Schrift, zumal des neuen Testaments, gegenüber und behauptete, ausschließlich auf die Bibel Glauben und Leben gründen zu wollen. Anfangs war sie nicht gewillt, den Glaubenszwang der kirchlichen Tradition mit demjenigen des Buchstabens zu vertauschen, sondern nahm der Schrift gegenüber das Recht der Auslegung in Anspruch, wobei sie sich jedoch ausdrücklich gegen das Hineintragen subjectiver Meinungen in die Schrift erklärte. Da jedoch hiemit die Vernunft, ohne daß man es merkte oder merken lassen wollte, zum Maasstab der Schrift erhoben worden war, geberdete sich die Befreite in den Lehren der Wiedertäufer, sowie etlicher frei gesinnter Theologen (z. B. des Johannes Denck, Michael Servet, Sebastian Franck) etwas überkühn, und so ordnete denn besonders die lutherische Richtung die Vernunft dem Glauben unter,

die obrigkeitlich anerkannten Parteien stellten Glaubensbekenntnisse (Symbole) auf und die unbändigen Geister wurden bald dem Symbolzwang unterworfen. Dieser, obwohl nur in der lutherischen Kirche zur absoluten Herrschaft gelangt, ging nämlich auch auf die zwinglisch-calvinische Kirche über, äußerte sich vorzüglich hart in den Beschlüssen der Dordrechter Synode und gewann selbst in der reformirten Schweiz bedeutenden Einfluß, freilich nicht in dem Maße, wie bei den Lutheranern. Daß sich mit dem Symbolzwang auch der Buchstabendienst vereinigte, erhellt am deutlichsten aus der Formula Consensus ecclesiarum Helveticarum reformatarum, 1675 von dem züricher Professor Heidegger verfaßt, worin als Glaubensartikel geltend gemacht wird, daß selbst die Vocalzeichen des hebräischen Textes des N. T. vom heil. Geist eingegeben seien ¹⁾.

Die protestantische Kirche beider Richtungen konnte dessenungeachtet nicht umhin, grundsätzlich immer die Schrift über ihre Symbole zu stellen. Der Streit beider Richtungen über einzelne Lehren wies unaufhörlich und gewaltig auf die Verschiedenheit der Schriftauslegung hin. Daher blieb das Prinzip der prüfenden Vernunft, wenn auch öffentlich mißkannt, im Verborgenen lebendig als das wahre Prinzip der Reformation überhaupt. Von der Kirche verstoßen, ward es, theils als philosophirende, theils als objectiv auslegende Vernunft, in ersterm Betracht zur denkenden Vermittlung des Glaubensinhaltes, in letzterm zur Feststellung des objectiven Verständnisses der Schrift, Prinzip der freien Wissenschaft. Dies ist der Grund, warum die Kirchenlehre der Lutheraner und Reformirten fast ohne Ausnahme bis jetzt bei den einmal aufgestellten Bekenntnissen geblieben ist, während neben ihr, kirchlich zwar geduldet und theilweise unterstützt, aber nicht anerkannt, die Lehrentwicklung in der Wissenschaft ausschließlich weiter schritt. Demzufolge haben wir im vorliegenden Kapitel nur von den eigenthümlichen Lehren der lutherischen und reformirten Kirche, sowie der Sozinianer und Arminianer, endlich von den letzten kirchlichen Lehrbestimmungen der römischen und griechischen Kirche zu handeln und müssen die wissenschaftlich theologische Lehrentwicklung nach der Reformation in das Kapitel von der christlichen Wissenschaft verweisen.

1) Das Punctationsystem, wodurch in der ursprünglich der Vocalbuchstaben entbehrenden hebräischen Schrift die Vocale bezeichnet werden, kam erst durch allmähliges Einverständnis der jüdisch masoretischen Gelehrtenschulen, jedenfalls nicht vor dem 6. Jahrh. nach Chr., zu Stande.

18.

Die protestantische Kirche in ihrer Gesamtheit hielt fest an den drei ökumenischen, oder, wie man sie nannte, ächtkatholischen Symbolen, dem apostolischen, dem nicänischen und dem athenasiansischen¹⁾ Symbol, in welchem sie den reinsten Ausdruck der biblischen Grundlehren zu finden glaubte. In folgenden Lehrsätzen hingegen stellte sie sich dem gegebenen katholischen Dogma gegenüber: — Die Schriften des alten und neuen Testaments sind unter göttlicher Eingebung (Inspiration des heil. Geistes) geschrieben. Der Schrift kann die mündliche Tradition der Kirche an göttlicher Autorität nicht gleichgestellt werden. Sie ist die alleinige Erkenntnisquelle des christlichen Glaubens. Jedes kirchliche Dogma und jede kirchliche Einrichtung, welche sich nicht aus der Schrift herleiten lassen, werden als Menschenfahrungen verworfen. — Die katholischen Theologen, zuerst des guten Glaubens, alle Lehren und Einrichtungen ihrer Kirche ließen sich aus der Schrift ableiten, bestritten in der ersten Bestürzung die oberste Autorität der Schrift nicht. Als sie jedoch im Verlauf des Kampfes mit den Reformatoren eines Andern belehrt worden, machten sie die kirchliche Tradition, weil dieselbe von den Aposteln herrühre, zu einem Prinzip der Schriftauslegung und stellten sie als zweite Erkenntnisquelle der göttlichen Offenbarung neben die Schrift. In ihrer Opposition gegen den Calvinismus des Cyrillus Lutharis schloß sich auch die griechische Kirche der Bestimmung des tridentiner Conciliums an: „Die Autorität der Kirche sei so groß, als die der Schrift. Beider Ansehen stütze sich gleichmäßig auf das Innemohnen des heil. Geistes. Das Ansehen der mündlich von den Aposteln her überlieferten Dogmen gelte so viel als das der geschriebenen.“ Nur darin unterscheidet sich die griechische Kirche von der römischen, daß sie als apostolische Tradition allein die Concilienbeschlüsse vor der Kirchentrennung anerkennt, während die römische Kirche eine in ihr immer fortdauernde apostolische Tradition behauptet.

Die von den Reformatoren mit dem größten Nachdruck wieder hervorgehobene paulinische Lehre von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben erforderte zu ihrer Begründung wieder ein Zurückgreifen auf den Augustinismus in den Dogmen von der Erbsünde und von der Gnaden-

1) Es trägt nur den Namen des Athanasius, ist aber nicht von ihm selbst verfaßt und wird daher nach seinem Anfangswort besser Symbolum Quicunque genannt.

wahl²⁾. Die Erbsünde, ward allgemein angenommen, pflanzt sich fort durch die natürliche Zeugung, indem, wie die Lutheraner annahmen, die Seelen selbst durch die Zeugung fortgepflanzt werden (Traducianismus), oder, wie die Reformirten lehrten, die Seele bei der Zeugung von Gott neu geschaffen, aber durch den fleischlichen Samen verunreinigt wird (Creatianismus). Zwingli betrachtete die Erbsünde bloß als natürliches „Gebrechen“, welches der Mensch ohne seine Schuld an sich habe; doch die lutherischen und reformirten Bekenntnisse bestehen darauf, sie als angeborene wirkliche Sünde und Schuld anzusehen. Daß durch die Erbsünde, obgleich sie nicht zum Wesen des Menschen gehöre, doch die ganze Natur des Menschen verderbt sei und er in Folge derselben von Natur nur Neigung und Kraft zum Bösen habe, darin stimmen alle Reformatoren und die Symbole beider protestantischen Kirchen überein.

Der consequenten Aufstellung Zwingli's und Calvins, daß Gott die einen Menschen von Ewigkeit her zur Seligkeit, die andern zur Verdammniß bestimmt habe, und daß demnach auch das Böse von ihm „vorhergeordnet“ worden sei, hat sich keine der Bekenntnisschriften der Reformirten streng angeschlossen. Vielmehr lehren sie, Gott habe in Bezug auf den von ihm vorhergesehenen und zugelassenen Sündenfall die Gnadenwahl vorgenommen, aber auch in dem Sinne, daß die nicht zur Seligkeit Erwählten, die göttliche Gerechtigkeit zu offenbaren, ins Verderben fallen. Die Lutheraner dagegen lehren, Gott wolle im Hinblick auf Christi Verdienst von Ewigkeit her, daß alle Menschen durch ihn selig werden. Wem das Heil in Christo nicht angeboten sei, (z. B. den Heiden) dem geschehe das aus unbekanntem

2) Wir bemerken hier gelegentlich, daß die paulinisch-augustinische Doctrin von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben zur Zeit der Reformation auch im Schooße der römischen Kirche, ganz unabhängig von Luther, ihre Befenner und Märtyrer hatte. Zeugniß des ist das berühmte Büchlein „Von der Wohlthat Christi“, zuerst in Venedig 1542 erschienen. Nachdem dasselbe in zahllosen Exemplaren verbreitet und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden war, wurde es, von der römischen Inquisition schon 1548 verdammt, von der Curie so eifrig verfolgt, daß man es vollständig vernichtet und verloren glaubte, bis so ziemlich gerade 300 Jahre nach seinem ersten Erscheinen ein italisches Exemplar in der Bücherei des St. John College in Cambridge wieder aufgefunden wurde. Daß Antonio Paleario der Verfasser dieses kirchengeschichtlich sehr wichtigen Documents war, ist jetzt wohl unzweifelhaft. Er wurde um seines Buches willen als siebenzigjähriger Greis zu Rom verbrannt.

Gründen zur Strafe. Wenn es angeboten sei, ohne daß es ihn zur Seligkeit führe, dessen verkehrter Wille trage die Schuld.

Die Wiedergeburt oder Befehrung kann nur durch die wirksame Gnade Gottes, die der heil. Geist ist, zustandekommen. Hierin stimmen alle christlichen Kirchen überein. Daß der Mensch vor der Wiedergeburt schon manches Gottgefällige thun könne und das Mitwirken seines freien Willens zur Wiedergeburt etwas Verdienstliches sei, lehrt seit der Reformation die katholische Kirche. Die griechische Kirche, von jeher am wenigsten vom Augustinismus berührt, betont die Mitwirkung des freien Willens bei der Befehrung am stärksten: „Die göttliche Gnade erleuchte Alle, wie ein Licht in die Finsterniß scheinend; dann werde denen, die ihr gehorchen und mitwirken wollen, die besondere Gnade ertheilt, welche sie, mithelfend und die rechten Kräfte darbietend und Beharrlichkeit wirkend, gerecht und zur Seligkeit bestimmt mache. Eine Mitwirkung des freien Willens behauptete auch Melancthon. In Folge des 1558 darüber entstandenen synergistischen Streites zwischen Amsdorf und Pseffinger bestimmte dann die Formula concordiae, daß nicht nur der erste Anstoß zur Befehrung von der Gnade ausgehe, sondern daß auch die Befehrung von der Gnade allein gewirkt werde, wobei sich der freie Wille ganz passiv verhalte. Hinwieder bestimmte dasselbe Symbol, dem von Flacius vertretenen andern Extrem gegenüber, daß der menschliche Wille allerdings die Freiheit habe, die göttliche Gnade anzunehmen oder ihr zu widerstreben, welche Freiheit die deterministischere reformirte Lehre längnete und die göttliche Gnade als „unwiderstehlich“ bezeichnete. —

Durch die Sünde hat der Mensch das Heil verloren. Wiedergewinnen kann er es nur durch Rechtfertigung vor Gott. Diese schenkt ihm Verzeihung der Sünden und das Erbe des ewigen Lebens. Die Rechtfertigung selber wird uns zu Theil durch Gottes wirksame Gnade, den heil. Geist. Von dieser gemeinsamen Wurzel sind wieder verschiedene Lehrzweige ausgegangen, deren klare begriffliche Auseinandersetzung die Kämpfe des Reformationszeitalters veranlaßten. Die Lutheraner und Reformirten lehren mit ängstlich durchgeführter Consequenz die Rechtfertigung durch den Glauben allein, nämlich so: — Zuerst wirkt der heil. Geist eine gründliche Zerknirschung des Herzens über den ganzen sündhaften Zustand der Seele, hierauf den Glauben, d. h. das feste Vertrauen, daß Gott dir um des Verdienstes Christi willen die Verzeihung der Sünden und das ewige Leben schenke. Um dieses Glaubens allein, nicht zugleich um der guten Werke willen, die

als nothwendige Frucht aus demselben hervorgehen, rechnet dir Gott die Gerechtigkeit Christi zu. Nicht als wäre der Glaube selbst ein verdienstlich Werk, Gott wirkt ihn ja; aber da der wahrhaftige Gott in dem Glauben das sichere Bewußtsein der Begnadigung und Kindschaft Gottes gibt, so gibt er auch die Verzeihung der Sünden, die Kindschaft und mit ihr das Erbe des ewigen Lebens selbst. Der Gläubige aber erkennt und fühlt lebendig die Liebe Gottes, welche in solcher Begnadigung liegt. Dies weckt in ihm die kindliche Gegenliebe, deren Folge die Heiligung ist, und so geht der rechtfertigende Glaube der Heiligung voran.

Dagegen setzt die katholische Kirche die Rechtfertigung, welche sie nicht für ein bloßes Gerechtmachen, sondern für ein wirkliches Gerechtmachen hält, in die Wiedergeburt und Heiligung, statt in den Glauben. Um des Verdienstes Christi willen wird dem Menschen die wahre Liebe zu Gott eingepflanzt und mit dieser die Gerechtigkeit Christi selbst. Buße und Glauben bereiten den Menschen erst auf diese innerliche Umwandlung und somit auf die Rechtfertigung vor. Die Rechtfertigung kommt also nach dem Glauben, nicht durch den Glauben. Ueberhaupt kennt die katholische Kirche eine absolute Rechtfertigung vor Gott nur für die, welche das Gesetz Gottes nach ihrer Wiedergeburt ganz erfüllen, und sie behauptet, daß dies in der That möglich sei, weil sie die aus Unwissenheit oder Uebereilung begangenen Fehltritte nicht für Sünden ansieht. Ja, sie hält sowohl die guten, aus der Liebe zu Gott entspringenden Werke, wie die Empfänglichkeit für Gottes wirkliche Gnade für verdienstlich und lehrt, es gebe gewisse evangelische Rätze (die drei Mönchsgelübde: Unbedingter Gehorsam, Armuth und Ehelosigkeit), deren Befolgung zur Seligkeit nicht nothwendig und daher ein überschüssiges Verdienst sei.

Jede wirkliche Sünde muß der Katholik dem Priester, als seinem geistlichen Richter beichten. Dieser legt ihm irgend ein Bußwerk auf, wodurch für die verübte Sünde Genugthuung geschieht, wie z. B. Fasten, Beten, Wallfahrten, Almosenspenden. Nach vollbrachtem Bußwerk ertheilt der Priester Verzeihung der Sünde kraft seiner Schlüsselgewalt (A b s o l u t i o n). Wer eine Sünde nicht beichtet, kann sie auch nicht büßen, und daher auch keine Verzeihung derselben erlangen. Die auf Erden versäumte Buße muß im Fegefeuer nachgeholt werden. Von der genugthuenden Buße kann die Kirche durch den Ablass dispensiren, indem sie, wie seines Ortes oben bemerkt worden, die Genugthuung durch Uebertragung überschüssiger Ver-

dienste aus ihrem geistlichen Schatze bewirkt. Auch die Qualen des Fegefeuers können aus dem gleichen Grunde durch den Ablass abgefürzt werden. Den Gelderwerb beim Ablass hat das tridentinische Concil abgeschafft. Die läßlichen Sünden, welche man nicht zu beichten braucht, können entweder durch freiwillig übernommene Büßungen oder sonst gute Werke getilgt werden.

Mit diesen Lehren stimmt die griechische Kirche im Allgemeinen überein; nur verwirft sie das Fegefeuer, den Ablass und das Bezahlen der Todtenmessen, faßt auch die tägliche Buße betreffend die läßlichen Sünden in strengerm Sinn. Den im Mittelzustand eines gepetigten Gewissens befindlichen abgeschiedenen Seelen bringen die Todtenmessen Abkürzung ihrer Pein nicht, weil, wie die römische Kirche lehrt, Gott dadurch für deren ungebüßte Sünden Genugthuung geschähe, sondern weil durch sie, wie durch Gebete und gute Werke der Hinterbliebenen, Gott schneller zur Barmherzigkeit bewegt wird.

19.

Die Lehrverschiedenheit in der Rechtfertigungstheorie erstreckt sich auch auf die mit ihr genau zusammenhängende Lehre vom Werk und Verdienste Christi. Die Lutheraner und Reformirten betrachten sein Leiden und Sterben nach der Theorie des Anselmus für ein unendliches Verdienst des sündenreinen Gottmenschen vor Gott, entsprechend der unendlichen Sündenschuld der Menschen, somit als Genugthuung sowohl für die Erbsünde, als für die Thatsünden sammt und sonders; nur beschränken die streng calvinistischen Bekenntnisse die Genugthuung bloß auf die Sünden derer, die von Ewigkeit her zur Seligkeit erwählt seien.

Die Katholiken reden von einem überschüssigen Verdienste Christi, behaupten aber dessenungeachtet, Christus habe bloß die Schuld der Erbsünde und die ewige Strafe der Thatsünden für uns abgebüßt, nicht jedoch die zeitlichen und Fegefeuerstrafen, welche die Menschen selber abzubüßen hätten. Dies erklärt, warum die katholische Kirche, ungeachtet ihrer Rechtfertigungslehre, die Nothwendigkeit und das Verdienst der Büßungen, der guten Werke, der Seelenmessen u. s. w. geltend macht. Es erklärt, warum sie außer Christus auch die Heiligen zu Mittlern zwischen Gott und Menschen erhebt. Denn da Christus nicht für die zeitlichen und Fegefeuerstrafen genug gethan, so müssen die Heiligen durch ihre überschüssigen Verdienste diese

Genugthuung zuwege bringen, wenn wir selbst uns nicht vertrauen oder zu bequem sind, selber Genugthuung hierfür zu leisten. Die griechische Kirche beschränkt zwar die Genugthuung Christi für unsere Sünden nicht soweit, lehrt aber, daß der Mensch ohne eigne gute Werke der von Christus erworbenen Sündenvergebung nicht theilhaft werde.

Betreffend die Person Christi haben die Lutheraner, ihre Abendmahlsllehre näher zu begründen, die neue Lehre von den „beiden Ständen Christi“ aufgebracht und sie ist ihr ausschließliches Eigenthum geblieben. Der Begriff der *communicatio idiomatum*, d. h. „Mittheilung der göttlichen Majestät, Kraft, Herrlichkeit und Wirkung an die menschliche Natur in Christus“ sollte nämlich dazu dienen, das Genießen des wirklichen Fleisches und Blutes Christi beim Abendmahl von Seiten der Gläubigen zu erklären, konnte aber selbst der Bemerkung gegenüber, daß in dem leidensvollen Leben und Wirken Christi auf Erden wenig von den göttlichen Eigenschaften der Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwärtigkeit zu sehen sei, nur festgehalten werden durch die Bestimmung, während des Standes der Erniedrigung, von der Empfängniß im Mutterleibe bis zur Auferstehung, habe Christus diese göttlichen Eigenschaften verborgen und hinterhalten, nach abgelegter Knechtgestalt hingegen, im Zustande der Erhöhung von der Auferstehung an offenbare er dieselben völlig, und auch wir werden einst diese seine Herrlichkeit schauen von Angesicht zu Angesicht. Eine „neue“ Lehre nannten wir die von den Ständen Christi, weil die Kirchenväter wohl von Erniedrigung und Erhöhung Christi geredet haben, jedoch ohne dies auf die Mittheilung der göttlichen Eigenschaften an seine menschliche Natur zu beziehen, noch den Ausdruck von „zwei Ständen Christi“ zu gebrauchen.

Nach diesen Erörterungen können wir getrost auf die Abweichungen der Kirchen in der Abendmahlsllehre übergehen. Das tridentiner Concil erneute die drei hergebrachten Meinungen über das Abendmahl: — dasselbe dürfe von den Laien nur unter Einer Gestalt genossen werden, durch die Worte der Consecration werde die Verwandlung in Fleisch und Blut Christi bewirkt und es sei eine unblutige Wiederholung des Opfers Christi durch den Priester (Messopfer). Als eigentliche Communion, d. h. wenn es von den Laien genossen wird, bringt das Abendmahl nur Verzeihung der läßlichen Sünden und Kraft zur Heiligung; als Messopfer hingegen, wobei der Abendmahlsgenuß nur von Seiten des Priesters stattfindet, dient es zur Buße und verschafft Genugthuung für die ärgsten Todsünden, selbst zu Gunsten

Abwesender und Verstorbenen. — Bis zur Zeit ihres Streites mit Cyrillus Lufaris hatte die griechische Kirche nach Gregor von Nyssa gelehrt, durch Einwirkung des angerufenen Christus werden Brot und Wein des Abendmahles in dem Sinne zu Leib und Blut Christi, wie einst durch die Menschwerdung seine menschliche Natur vergöttlicht worden sei, nämlich durch Annahme der heilsamen Eigenschaften des Leibes und Blutes Christi, nicht im Sinne substantieller, wesentlicher Verwandlung. Im Gegensatz gegen Cyrillus Lufaris aber nahm auch die griechische Kirche die Transsubstantiation an. Auch das Messopfer gilt in der griechischen Kirche, nur wird ihm keine genugthuende Kraft zugeschrieben und die Communion auch von den Laien in beiderlei Gestalt gehalten.

Die lutherische Lehre weist Verwandlung und Opferbegriff vom Abendmahl zurück und drückt sich so aus: Leib und Blut Christi sind im Wein und Brot des Abendmahles wesentlich, wirklich, aber unsichtbar vorhanden; sie werden auch von den Unwürdigen mündlich genossen, kommen aber in das Brot und den Wein nicht durch Consecration des Priesters, sondern durch das mächtige Einsetzungswort Christi selbst, welches beim Abendmahl wiederholt wird. Die göttliche Eigenschaft der Allgegenwart, welche dem Leibe Christi zukommt und seit seiner Erhöhung geoffenbart wird, erklärt diese seine leibliche Gegenwart beim Abendmahl. Christi Leib kommt freilich nicht in die irdischen Stoffe durch Wiederholung der Einsetzungsworte allein, sondern durch die Communionshandlung im Ganzen, wenn sie vorgenommen wird nach seiner Einsetzungsvorschrift. Daher ist Christus nicht im Brot und Wein, außer wenn sie zur Communion gebraucht werden. Die Anbetung der Hostie ist zu verwerfen, nicht minder das Messopfer und die Communion in Einer Gestalt. Denen, die das Abendmahl gläubig genießen, verschafft es die Gewißheit der Verzeihung ihrer Sünden und des ewigen Lebens und stärkt ihren Glauben. Wer es unwürdig genießt, dem gereicht es zu Gericht und Verdammniß. Unwürdig genießen es freilich nicht die Schwachgläubigen, sondern, die ohne Reue, Bußfertigkeit, Vertrauen und gute Vorsätze daran theilnehmen.

Zwingli seinerseits faßte bekanntlich die Einsetzungsworte: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut!“ sinnbildlich: „Das bedeutet meinen Leib, bedeutet mein Blut!“ und konnte also eine wesentliche Gegenwart des Leibes Christi beim Abendmahl nicht zugeben. Dafür lehrte er einen geistigen Genuß des Leibes Christi durch Anschauung des Glaubens, d. i. eine

danfbare, lebendig vergegenwärtigende, tröstende und erfreuende Erinnerung an sein erlösendes Leiden und Sterben, zugleich eine erneute Einkehr Christi in das Herz seiner Gläubigen, Beides vermittelt durch gläubigen Genuß des Abendmahles. An Zwingli halten sich hierin die älteren Symbole der Reformirten, die jüngeren mehr an Calvin, welcher zwar die Allgegenwart des Leibes Christi und auch dessen Gegenwart im Abendmahl heftig bestritt, die Lehre aber so formulirte: Vermittelt durch den Glauben, also für die Ungläubigen nicht, finde ein geistiges Genießen der lebendigmachenden Kraft, welche dem Leibe Christi eigenthümlich sei, und eine geistige Einwirkung des ganzen Christus auf den Communizirenden beim Abendmahle statt; die Ungläubigen empfangen die leeren Zeichen.

Wie in der Lehre vom Abendmahl, so auch in der von der Taufe charakterisiren sich Katholizismus und Lutherthum in ihrer vorwiegend mystischen, die reformirten Bekenntnisse in ihrer rationalistisch-speculativen Richtung. Die Katholiken beschreiben die Wirkungen der Taufe als Befreiung von der Schuld der Erbsünde und der vor der Taufe begangenen Thatsünden, so daß auch die von der Erbsünde zurückbleibende Neigung zum Bösen nicht mehr als Sünde angerechnet wird. Soll die Taufe dieses wirken, muß der erwachsene Täufling Glauben an das Evangelium haben; bei Kindern gilt der Glaube ihrer Eltern, Paten und der Kirche für stellvertretend. Da die Taufe zur Seligkeit absolut nothwendig ist, so daß vor der Taufe gestorbene Kinder verdammt sind, so hat die katholische Kirche selbst den Laien die Vornahme der Nothtaufe erlaubt¹⁾. Obwohl nun die Lutheraner die Taufe ebenfalls für nothwendig zur Seligkeit erklären, verwerfen sie doch die Nothtaufe und das erscheint, wenn man bloß auf die Symbole steht, als eine Härte gegen Kinder, die vor der Taufe sterben zu wollen scheinen. Aber die alten Dogmatiker, unter ihnen besonders Hollatus, sprechen es deutlich aus, die vor der Taufe Verstorbenen seien um deswillen nicht verloren, weil die Taufe von Gott verordnet sei, welcher, wenn er sie selbst unmöglich mache, noch andere Mittel habe, zu erlösen und selig zu machen. Im Uebrigen wirkt nach lutherischer Ansicht die Taufe Verzeihung der Erbsünde, ohne doch deren Nachwirkung in Form sündlichen Sanges zu tilgen. Sie wirkt durch den heil. Geist die Anfänge des Glaubens, ist der Eintritt der gött-

1) Die griechische Kirche stimmt in Auffassung der Taufe mit der römischen überein.

lichen Gnadenwirkung auf die Seele des Christen. So erscheint sie als das Sacrament der Wiedergeburt. Der Auffassung Zwingli's zufolge „bringt die Taufe die wirksame Gnade nicht mit sich, sondern die Kirche bezeugt, daß dem, der sie empfängt, Gnade geworden sei.“ Calvin nahm die Taufe als göttliches Zeichen und Pfand der Sündenvergebung und der Wirkung des heil. Geistes zur Wiedergeburt, dessen Erfüllung eintrete, sobald im Bewußtsein des Menschen der Glaube erwacht sei. Die Kindertaufe vertheidigte er als Aufnahme der Kinder in Gottes Volk und Familie, verwarf aber die Nothtaufe ebenfalls, da Gott die vor der Taufe gestorbenen Kinder durch den heil. Geist von der Erbsünde erlöse und wiedergebäre.

Darin gingen Lutheraner und Reformirte einig, auf Grund der Schrift nur Taufe und Abendmahl als Sacramente, d. i. von Gott durch Christus verordnete Gnadenmittel anzuerkennen. Die übrigen fünf Sacramente der römischen Kirche verwarfen sie als nicht von Christus eingesetzt.

20.

Betrachten wir jetzt die Lehre von der Kirche, so finden wir, daß, ungeachtet ihrer Trennung von der orientalisirten-griechischen und später von den beiden protestantischen Kirchen, die römische sich für die allein wahre erklärte. Sie nur sei die einige, apostolische, heilige Kirche Christi, außer welcher kein Heil zu finden, das Reich Gottes auf Erden, dessen sichtbares Haupt, als Stellvertreter Christi und Nachfolger Petri, der Papst sei. Dieselbe ausschließliche Geltung nimmt die griechische Kirche für sich in Anspruch, nur daß sie Christus als ihr alleiniges Oberhaupt, dessen Vikare die Bischöfe seien, betrachtet und sich die „orthodoxe“ Kirche nennt, während die römische den Titel der „alleinseligmachenden“ liebt. Die Protestanten beider Richtungen dagegen suchten sich zum Begriff einer durch die ganze Christenheit verbreiteten Kirche zu erheben, freilich nicht ohne schwankende Bestimmungen, mit mehr oder weniger Glück. So gerathen z. B. die Lutheraner in Gefahr, ihre eigne Kirche als die allein wahre zu bezeichnen durch die Bestimmung, die wahre Kirche sei da, wo das Wort Gottes und die Sacramente recht verwaltet werden. In ähnliche Gefahr begeben sich einzelne reformirte Bekenntnisse, indem sie als Kennzeichen der ächten Kirche Christi bald die rechte Verkündigung des göttlichen Wortes allein, bald sammt dieser die rechte Verwaltung der „von Christus selbst eingesetzten äußern Zeichen, Bräuche und Ordnungen“ nennen. Den Uebergang zu

einer klarern Begriffsbestimmung bei den Lutheranern bildet der Ausdruck der Apologie des Augsburger Bekenntnisses: Die Bösen seien nur äußerlich, nicht innerlich Glieder der Kirche. Daraus gestaltete sich die Lehre, die Kirche sei die Gemeinschaft aller auf Christus Getauften, die durch das Wort und die Sacramente verbunden und geheiligt sind oder noch geheiligt werden sollen, also im weitern Sinne eine Gnadenanstalt. In ihr sei aber enthalten die innerliche Kirche, d. i. die Gemeinschaft der innerlich durch den Glauben mit Christus verbundenen Christen, der wahre geistige Leib Christi. Noch deutlicher bezeichneten Zwingli und Calvin die allgemeine sichtbare Kirche als die von Christo gestiftete Gemeinschaft aller Getauften und unterschieden dieselbe von der unsichtbaren Kirche als dem unsichtbaren Reiche Gottes, bestimmten auch, die unsichtbare Kirche zerfalle nicht, wie die sichtbare, in verschiedene Partikularkirchen¹⁾.

Beide protestantische Kirchen betrachten Christus, der keines sichtbaren Stellvertreters bedürfe, als das unsichtbare Haupt der allgemeinen Kirche. Beide sammt der römischen Kirche unterscheiden zwischen einer streitenden und triumphirenden Kirche²⁾, deren erstere auf Erden, deren letztere im Himmel gedacht wird; nur darin von einander abweichend, daß die Protestanten die Schlechten und Bösen nicht zur streitenden Kirche rechnen, wie die römische Kirche. Immerhin wird die Kirche auf Erden, wie man ihren Begriff fassen möge, als streitend wider das Reich dieser Welt gedacht.

21.

Die Lehre von den guten und bösen Geistern hat in der lutherischen Kirche weit höhere Berücksichtigung gefunden, als in der reformirten. Dessen ungeachtet hat die, freilich in der deutschen Schweiz nicht angenommene, gallikanische Confession dem Dogma von den Engeln und Teufeln einen besondern Artikel gewidmet: „Gott hat auch die unsichtbaren Geister geschaffen, von denen die einen kopfüber ins Verderben stürzten, die andern im Gehorsam verharrten. Jene, durch eigene Bosheit verdorben, sind die immerwährenden Feinde alles Guten und daher der ganzen Kirche, diese, durch Gottes reine Gnade bewahrt, dienen dem Ruhm der Kirche und dem

1) Dadurch wird also auch den Mitgliedern der gegnerischen Partikularkirchen ein Antheil an dem unsichtbaren Gottesreiche eingeräumt, eine Regung von Toleranz, die insbesondere bei Calvin auffällt.

2) *Ecclesia militans* und *ecclesia triumphans*.

Heil der Erwählten.“ Das Wirken der Engel und Teufel auf den Menschen wurde aber von den reformirten Bekenntnissen und Theologen darum weniger hervorgehoben, weil die Lehre, daß Gott auch das Böse, den Fall der Engel und Menschen, freilich in anderer Weise als das Gute, vorgeordnet, nicht bloß zugelassen habe, zu den Hauptgrundsätzen des reformirten Systems gehört, während die Lutheraner die Entstehung des Bösen nur theilweise vom Satan und theilweise vom freien Willen des Menschen herleiten. Die lutherischen Symboliker sind neuestens dessen bewußt worden, daß sie mit ihrer Dämonenlehre nahe an Dualismus streifen. Der Teufel als das Haupt der gefallenen Engel steht mit seinem Reiche dem Reiche Gottes kämpfend gegenüber. Die ganze nichtchristliche Welt ist ihm unterthan, auch die Christenheit kann sich vor ihm nur schützen durch Gottes Wort und lebendigen Glauben. Alles Uebel, alles Böse auf Erden rührt von ihm her. Durch seine List hat er schon die ersten Menschen verführt, deren Nachkommen nun zur Strafe in seine Gewalt gegeben sind, aus welcher sie nur durch die Taufe erlöst worden sind. So wäre also der Unterschied zwischen Ungetauften und Getauften dieser: gegen Jene übt er Gewalt, gegen Diese mannigfaltige List. Dem Volksglauben, daß man mit dem Teufel um Reichthümer, Beihülfe zur Unzucht, und ähnliche Süßigkeiten einen Bund machen könne, scheint Luther im großen Katechismus nicht ganz abhold zu sein. Möglicherweise können ihn seine herenrichterlichen Nachtreter auch mißverstanden haben¹⁾. Von den guten Engeln wird gelehrt, sie seien Schutzgeister und Fürbitter der Frommen, den Menschen an Weisheit und Heiligkeit überlegen, aber deswegen noch keine Verehrung verdienend.

22.

In der Lehre von den letzten Dingen unterscheiden sich die protestantischen Kirchen von der katholischen und griechischen hauptsächlich dadurch, daß jene die Zeit der Vorbereitung auf die Seligkeit auf das irdische Dasein beschränken, und demnach glauben, Jeder komme unmittelbar nach dem Tode in den Zustand, der ihm gebühre, entweder in die ewige Seligkeit oder in die ewige Verdammniß, — diese hingegen lehren Mittelzustände

1) Vgl. den Zusammenhang der Stelle in Müllers symbolischen Büchern der evangelisch-lutherischen Kirche, S. 387.

nach dem Tode, durch welche die nicht ganz der Seligkeit noch ganz der Verdammniß Würdigen ihre Sünden vor Eintritt des Weltgerichtes abzubüßen haben. Die griechische Kirche verwirft dabei das Fegefeuer und die Wirkung der Messe zur Genußthuung für die ungebüßten Sünden über das Grab hinaus. Denen, die für ihre bereuten Sünden noch eine Zeitlang im Jenseits gestraft werden, kann man von Gott durch Gebete, Todtenmessen und gute Werke schnellere Verzeihung verschaffen; aber selbst die Frommen gehen nicht sogleich zur vollen Seligkeit ein. Die römische Kirche hat im tridentiner Concil ihr Anathema ausgesprochen über Alle, die irgend einem reuigen Sünder so vollkommene Verzeihung beimessen, daß er im Fegefeuer nichts mehr abzubüßen hätte. Die unbußfertig in Todsünden Gestorbenen werden zwar auch von der römischen Kirche sofort ewiger Verdammniß überwiesen, ebenso die ganz Heiligen dem Himmel; aber hinsichtlich der vor der Taufe verstorbenen Kinder redet sie von einem besondern Ort der Unseligkeit gerade über dem Fegefeuer, über welchem sich hinwieder derjenige Himmel befindet, in welchem die vorchristlichen durch Christi Höllenfahrt erlösten Frommen wohnen.

Darin stimmen alle Kirchen überein, daß Christus am jüngsten Tage wieder erscheinen wird, die Todten zu erwecken, über sie und die noch Lebenden Gericht zu halten. Dann werden die Gerechtfertigten ihre ehemaligen Leiber in verklärter Gestalt wieder erhalten und so der ewigen Seligkeit genießen, welche im „Schauen Gottes von Angesicht zu Angesicht“ besteht. Die Teufel und die Ungerechtfertigten hingegen werden ewiger Verdammniß überliefert¹⁾. Die Protestanten bezeichnen in Bezug auf die Todten das Weltgericht als das öffentliche Gericht, welches das gleich nach dem Tod erfolgte verborgene Gericht bestätigt. Unter den Reformirten wurden nach Calvins und Beza's Vorgang Gradunterschiede in der Seligkeit und Verdammniß zugegeben, auch zeigte sich späterhin eine Hinneigung zur Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, da Gott sein werde Alles in Allen, zumal nach 1. Kor. 15, 26 ff. Mit dem jüngsten Gericht tritt zugleich das Ende der Welt ein, welches die belgische Confession nach 1. Petr. 3, 7 als eine Läuterung der Welt durch Feuer darstellt.

1) Im Kapitel von der christlichen Kunst werden wir sehen, wie die Volks- und Dichterphantasie das Dogma von der himmlischen Seligkeit und der höllischen Verdammniß gestaltete.

23.

Die geistige Bewegung des Reformationszeitalters rief, sowohl während ihres Verlaufes als in ihren spätern Nachwirkungen, eine Menge von Sekten hervor, von denen wir nur die Sozinianer, Arminianer und Jansenisten hier näher ins Auge fassen, — die beiden ersteren Sekten, weil ihre abweichenden Lehren in systematischem Zusammenhang stehen, die letztgenannte, weil sie die einzige Erscheinung dieser Art innerhalb der römischen Kirche nach der Reformation ist¹⁾.

Was Lätius Sozinus von Siena, seit 1551 in Zürich, von eigenthümlicher Auffassung des Christenthums in friedliebender Stille für sich ausgedacht, entwickelte sein Neffe Faustus Sozinus zum System und fand Anhänger für dasselbe unter den Unitariern Polens²⁾. Dasselbst stiftete er die Kirchengemeinschaft der Sozinianer, deren Hauptstz Krakau war. Der Sozinianismus ist ein moralisirendes, rationalistisches System. Die Erbsünde läugnend, stellt es als Folge des ersten Sündenfalls nur die allgemeine Sterblichkeit der Menschen und ihre angeborene Geneigtheit zur Sünde auf. Dabei ist aber doch dem Menschen so viel Willensfreiheit geblieben, daß er sich vor Sünden hüten kann, wenn er will; doch bedarf er zur Erfüllung der Gebote des göttlichen Beistandes, welcher durch Gottes Wort und unmittelbare, göttliche Erleuchtung des Herzens jedem Christen zu Theil wird. Demzufolge gibt es keine andere Prädestination, als die, daß Gott die Gläubigen und Gehorsamen zum ewigen Leben, die Ungläubigen und Ungehorsamen zur ewigen Verdammniß bestimmt hat, und zwar hängt dieselbe nicht von Gottes Vorsatz allein, sondern auch vom günstigen oder ungünstigen Erfolg seines Wortes bei den einzelnen Individuen, vom Wollen und Thun des Menschen ab. In Harmonie mit diesen Sätzen steht die merkwürdige Lehre der Sozinianer von der Person Christi. Christus war bloßer Mensch ohne göttliche Natur noch Wesensgleichheit mit Gott (Ebnitismus); ungeachtet er von Gott selbst im Schooße der Jungfrau Maria erzeugt worden und vollkommen sündlos gewesen. Da er als Mensch das Göttliche nicht erkennen konnte, mußte er, seine göttliche Lehre zu empfan-

1) Der übrigen Sekten, welche mehr nur in vereinzeltten Punkten von der kirchlichen Doctrin abweichen, wird im Kapitel über das Kirchenwesen gedacht werden.

2) Unitarier (von unitas) sind Christen, welche das Dogma von der Dreieinigkeit verwerfen.

gen, nach Joh. 3, 13; 6, 36; 8, 28 vor dem Antritt seines Lehramtes in den Himmel entrückt werden. Obwohl er nicht anders konnte, als Gott gehorchen, ward er zur Belohnung seiner Mühsale und Leiden zur Rechten Gottes erhoben, mit Macht über alles Erschaffene bekleidet und so zum wahren Gott, welchem nächst dem Vater Anbetung gebührt, umgewandelt. Das soll uns, die wir ungehorsam sein können, mächtig zum Gehorsam gegen Gott aufmuntern. — Von Sacramenten wollen die Sozinianer Nichts wissen. Sie betrachten dieselben einfach als Ceremonien, die Christus angeordnet, lassen auch die Taufe nur für bekehrte Juden und Heiden gelten, für Christenkinder sei sie unnöthig. Die Einsetzungsworte des Abendmahls nehmen sie bildlich und betrachten es wesentlich als Gedächtnißmahl und Dankfeier für die durch Christus erworbenen Gnadengaben. Nach dem Tode existiren die Seelen zwar fort, aber ohne Bewußtsein bis zur allgemeinen Auferstehung, wo dann die Seelen der Frommen andere, neue, verklärte Leiber empfangen und mit diesen zur ewigen Seligkeit eingehen, während die Bösen, weil ihnen ein neuer Leib versagt wird, gänzlicher Vernichtung anheimfallen. Merkwürdig ist hiebei die philosophische Anschauung, daß Seelen ohne Leib kein Bewußtsein haben können.

Im Schooße der niederländisch reformirten Kirche, deren Glaube wesentlich unter Calvins Einfluß stand, erregte die Wiederbelebung der Zwinglischen Ansichten über Erbsünde und Abendmahl durch Arminius, seit 1603 Professor in Leyden, eine heftige Spaltung, welche, zuletzt auf politisches Gebiet hinübergewirkt, mit der Ausstoßung der Arminianer oder Remonstranten³⁾ aus der Kirche durch die Synode von Dordrecht (1619) endigte. Nach dem Tode ihres Hauptgegners, Moritz von Oranien, wurden die Arminianer im Lande geduldet und errichteten ein eigenes Kirchenwesen. Eigenthümlich ist ihnen die Lehre, daß Christi Genugthuung für die Sünden der Welt nur durch göttliche Gnade zureichend sei und dem Gläubigen nicht die Gerechtigkeit Christi, sondern um Christi Verdienstes und Gehorsams willen die Gerechtigkeit überhaupt zugerechnet werde. Ebenso schreiben sie dem Glauben wesentlich in Hinsicht der ihm entspringenden guten Werke rechtfertigende Kraft zu.

Was schließlich den Janjenismus betrifft, so knüpft sich derselbe als

3) Sie nannten das Bekenntniß, welches sie schon 1610 den niederländischen Ständen vorlegten, die *Remonstranz*, daher ihr Parteiname.

an seinen Anfangspunkt, wie Jedermann weiß, an das Buch, in welchem Cornélius Janse⁴⁾ den augustinischen und pelagianischen Lehrbegriff mit zustimmender Betonung des ersteren erörtert und damit zugleich die Moral des Jesuitismus angegriffen hatte. Dieses Buch ward nach seines Verfassers Tode von einem seiner Freunde herausgegeben und durch Papst Urban VIII. als kezerisch verdammt (1642). Von da an begann, besonders durch so begeisterte Männer wie Du Berger und Anton Arnault angefaßt, der fast hundertjährige Kampf der Jansenisten gegen die Jesuiten als Vertreter der auf die Spitze getriebenen Werkheiligkeit, bis 1719 der Jansenismus in den Niederlanden ein eignes Kirchenwesen gründete. Der Jansenismus, dessen glänzendste Polemik Blaise Pascal durch seine berühmten „Lettres Provinciales“⁵⁾ geführt hat, ließ die Einrichtungen der römischen Kirche unangefochten, nur bestritt er die Verdienstlichkeit der Werke und erhob die sittliche Wiedergeburt durch den Glauben und die Heilsanstalten der Kirche zur alleinigen Bedingung der Rechtfertigung vor Gott. Die Machtvollkommenheit des Papstes focht er nur insofern an, als der Papst sich ein untrügliches Urtheil über rein wissenschaftlich-historische Fragen, wie z. B. Janse diesen oder jenen Satz wirklich gemeint habe, erlaubte. — Die jansenistische Doctrin, von den Päpsten besonders wegen ihrer Verwandtschaft mit den protestantischen Lehren gefürchtet, unterlag in ihren Bestrebungen, die römische Kirche sittlich zu reformiren, weil sie verkannte, daß das römische Dogmengebäude, so, wie es war, stehen oder fallen mußte. Innerhalb dieses Gebäudes eine, und wenn auch nur rein sittliche, Reform versuchen, das war ein Irrthum, welchen die Jansenisten mit vielen Schmerzen und Thränen bezahlten. Die Jesuiten, klüger, energischer und consequenter als ihre Gegner, mußten über die jansenistische Halbheit triumphiren und die Zerstörung der idyllischen Jansenisten-colonie Portroyal durch die Dragoner Ludwigs des Vierzehnten (1709) war nur eine Einschärfung der alten Lehre, daß man den Despotismus nie ungestraft reizt, wenn man weder den Willen noch die Kraft hat, ihn ganz zu Boden zu werfen.

4) Gest. als Bischof von Ypern 1638.

5) Der vollständige Titel dieser Streitbriefe, welche, 18 an der Zahl, vom Januar 1656 bis zum März 1657 erschienen, lautet: Les Provinciales, ou lettres écrites par Louis de Montalte à un Provincial de ses amis et aux R. R. P. P. Jésuites sur la morale et la politique de ces pères. — Blaise Pascal ist geboren zu Clermont 1623 und starb zu Paris 1662. Seine „Pensées“, worin er, was er in den Lettres polemisch ausgeführt, philosophisch zu begründen suchte, erschienen 1687.

Siebentes Kapitel.

Der Cultus.

1.

Wir sind im vorigen Abschnitt der innerlichen Begriffsentwicklung des Glaubens der christlichen Gemeinde Schritt für Schritt nachgegangen. Jetzt liegt uns ob, auch die äußerliche Entwicklung dieses Glaubens aufzuzeigen. Demzufolge schließt sich an die historische Darstellung der Kirchenlehre, mit derselben parallel gehend, die Geschichte des Cultus, welcher ja nur die öffentliche Kundgebung des jeweilig in der Gemeinde vorhandenen Glaubens durch diese ist. Erst in späteren Zeiten begegnet uns eine Abirrung des Cultus von diesem seinen ursprünglichen Wesen, indem einzelne gottesdienstliche Handlungen (wie z. B. Taufe, Abendmahl, letzte Oelung) außerhalb der versammelten Gemeinde verrichtet werden ¹⁾).

Wie aber in unserer Betrachtung der Lehrentwicklung die abweichenden Meinungen der zahllosen Sekten nicht speziell berücksichtigt werden konnten, so auch nicht in der Geschichte des Cultus die sektirerisch-gottesdienstlichen Formen. Das Wichtigste hierüber wird jedoch in der Geschichte des Kirchenwesens seine Stelle finden. Eben so wenig läßt sich hier schon die dem Cultus dienende Kunst näher ins Auge fassen, denn auch dieser Gegenstand erfordert seine eigne, in sich abgerundete Darstellung. Läßt es sich ferner nicht bestreiten, daß die Entwicklung des Kirchenwesens nach seiner äußern und innern Seite wesentlich auf die Fortbildung des Cultus eingewirkt hat, so kann doch um deswillen in diesem Kapitel noch nicht genauer auf die Entstehung und Ausbildung der Hierarchie oder auf die Ausbreitung der Kirche unter der Heidenwelt eingetreten werden. Endlich haben wir, unserer Begriffsbestimmung getreu, auch gewisse, cultischen Handlungen ähnliche Neußerungen des sittlich-religiösen Volkslebens, wie z. B. die Geißler- und Tänzerzüge des Mittelalters, vom Gebiete des Cultus ausgeschieden.

Nachdem wir so das zu behandelnde Gebiet abgegränzt haben, bleibt

1) Die Taufe Neubekyrter durch die Apostel außerhalb der Gemeindeversammlung kommt hier begreiflich nicht in Betracht.

uns als Rest der Vorarbeit noch seine Eintheilung. Am bequemsten wird sich wohl die Entwicklung des Cultus darstellen lassen, wenn wir ihn betrachten nach Zeit, Inhalt und äußerlicher Erscheinung, so daß wir zunächst reden von den heiligen Zeiten, sodann von der Liturgie, d. i. den einzelnen gottesdienstlichen Handlungen in ihrer geordneten Reihenfolge, und endlich von den äußerlichen Hülfsmitteln, wodurch man mehr und mehr die Wirkung des Cultus auf die Gemüther zu unterstützen suchte. Wie nämlich der Cultus zuvörderst Ausdruck des Glaubens der Gemeinde ist, so hat er in zweiter Linie die eben so wichtige Bedeutung eines wesentlichen Mittels zur Belebung des Gemeindeglaubens, zur Förderung geistiger Einheit der Gemeinde. Die Entwicklungsstufe, welche der Cultus je in einem gegebenen Zeitalter erreicht, veranschaulicht daher zugleich, wie der kirchliche Glaube beschaffen ist, und durch welche Mittel man denselben beleben zu können meint, — ein unwillkürliches Zeugniß des sittlich-religiösen Zustandes, in welchem sich das jeweilige Zeitalter befindet, von diesem sich selber vor den Augen der Nachwelt ausgestellt.

2.

Eigentliche Formen des Cultus hatte Christus nicht verordnet, wohl aber theils durch sein eigenes Beispiel theils durch Empfehlung gemeinsamen Gebetes und Einsetzung des Gedächtnismahles für sein Leiden und Sterben seine Gemeinde zu gemeinsamem Ausdruck des ihr innewohnenden religiösen Lebens angewiesen¹⁾. So finden wir denn die Gemeinde der ersten Christen nach der Erhöhung des Meisters einmüthig versammelt, verharrend in Gebet und Flehen, schon vor der Geistesausgießung. Nachdem diese erfolgt und die Gemeinde schon bedeutend angewachsen war, versammelten sich die Mitglieder täglich im Tempel zur Andacht, und hielten in Privathäusern ihre gemeinschaftlichen Mahlzeiten, später Agapen, Liebesmahl genannt²⁾. Nach dem Vorbild Christi lobten sie bei jedem Mahle Gott in gemeinschaftlichem Gebet, sowohl für die zeitlichen Gaben, als für die durch Christum vollbrachte Erlösung. Außerdem feierten die ersten Christen, so lange sie bloß zu Jerusalem eine Gemeinde bildeten und größtentheils aus ehemaligen Juden bestanden (Judenchristen), die sämtlichen jüdischen Festtage

1) Matth. 18, 19—20.

2) Apostelgesch. 1, 14; 2, 46—47. Agape (*ἀγάπη*) von *ἀγαπάω* (*ἀγαπάω* und *ἀγαπέω*, vom Stamm *ἀγαίω*), ich schätze hoch, verehere, liebe.

sowie auch den Sabbath. Aber die Entstehung von Christengemeinden in heidnischen Städten hatte auch die Emanzipation des Christenthums vom Mosaismus in Hinsicht des Cultus zur nothwendigen Folge. Für Gemeinden, die ganz aus ehemaligen Heiden bestanden, hob Paulus die Beobachtung der Tage, Monate und Jahre, welche nach jüdischem Gesetz für heilig galten, auf³⁾. Gemischten Gemeinden rieth er, es solle in Ansehung der Festerzeiten jede Partei die andere unangefochten bei ihrer Weise lassen, ob man die jüdischen Feste und heiligen Tage feire oder nicht, Beides solle um Christi willen geschehen⁴⁾. Wahrscheinlich hatten auch die Gemeinden außerhalb Jerusalems Anfangs täglich ihre Zusammenkünfte. Einzelne Tage der Woche wurden erst als heilige hervorgehoben, als die Zahl der Christen für tägliche Zusammenkünfte zu groß und der Gegensatz gegen das judenchristliche Element immer schroffer ward.

In der unmittelbar nachapostolischen Zeit treten als Fasttage unter den Heidenchristen hervor Mittwoch, Freitag und Samstag, die beiden ersteren zwar nur bis Mittags 3 Uhr gefeiert, der letztere insbesondere von der römischen Kirche im Gegensatz gegen die Sabbathfeier der Judenchristen als Fasttag gehalten. Mittwoch und Freitag galten dem Andenken an das Leiden und Sterben Christi. Der Sonntag, als Auferstehungstag Christi, war sodann der vierte, der fröhliche Feiertag. An den genannten vier Tagen der Woche pflegten sich, zumal während der Verfolgungszeiten die christlichen Gemeinden entweder bei Nacht oder um die Morgendämmerung zum Gottesdienste zu versammeln.

Durch die Verordnung des Kaisers Konstantin, wodurch am Sonntag alle weltlichen Geschäfte mit Ausnahme dringender Feldarbeiten und der Freilassung der Sklaven untersagt waren, wurde der Sonntag zum Hauptfeiertag der Woche erhoben. Als das Abendmahl zum Messopfer geworden, wurde an allen Werktagen um 12 Uhr Messe gelesen. Die Messe verdrängte nach und nach den andern Gottesdienst an den Werktagen. Den Besuch der Messe und Litanei am Mittwoch, Freitag und Samstag in der Trohnfasten gebot aber die Synode zu Mainz allem Volke, nachdem die Theilnahme an den Wochenmessen geringer worden. Die Reformation machte ihrerseits den Wochenmessen, wie der Messe überhaupt und den Fasttagen, ein Ende. Dafür wurden in der lutherischen und reformirten Kirche,

3) Gal. 4, 9—10.

4) Röm. 14, 4—6. Kol. 2, 16—17.

freilich ohne daß man sich an die althergebrachten Wochenfasttage band, Wochengottesdienste mit Predigt, Gebet und Gesang eingerichtet, welche sich in einzelnen Ländern noch bis heute erhalten haben. Als Wochenfasttag hat sich bei den Katholiken der Freitag behauptet. Auch der Aschermittwoch erinnert noch an das christliche Alterthum, wo, wie bereits bemerkt, jeder Mittwoch ein Fasttag war. Wie die Festsetzung der Wochenfeiertage, so bestimmte das Leiden und die Verherrlichung Christi auch die jährlich wiederkehrenden Hauptfeste mit ihren Feierzeiten. Dem Andenken an das Todtenopfer Christi weiheten die kleinasiatischen Gemeinden den 14. Tag des Monats Nisan⁵⁾, indem sie Christus als das wahre Passahlamm betrachteten. Biel nun schon die Zeit dieses christlichen Festes mit dem jüdischen zusammen, so mußte vollends die Ähnlichkeit der Namen beider Feste (Paschafest vom griech. πάσχειν, leiden, und Passahfest vom hebr. pasach, übergehen, vorübergehen) einen schweren Verdacht auf Vermischung des Jüdischen mit dem Christlichen erwecken. Daher erhob sich unter den übrigen Theilen der Kirche, welche am Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond die Auferstehung und am Freitag vorher den Tod Christi feierten, besonders die römische Kirche gegen jene Festzeit der Kleinasiaten und um 190 drohte ihnen bereits der römische Bischof Victor mit Aufkündigung der Kirchengemeinschaft, ein Benehmen, welches man in jenem Zeitalter noch mit der lautesten Mißbilligung zu züchtigen wagte. Erst die Synode zu Nicäa erledigte diesen Streit zu Gunsten der römischen Kirche. Seit 325 ist die Zeitbestimmung für Charfreitag und Ostern in der ganzen Kirche sich gleichgeblieben. Dem Auferstehungsfeste ging übrigens eine vorbereitende, der Betrachtung des Leidens Christi gewidmete Fastenzeit voran, welche, anfangs in den verschiedenen Theilen der Kirche von ungleicher Dauer, endlich übereinstimmend auf 40 Tage festgesetzt wurde. Jeder hohe Festtag ward mit einer Nachtfeier (Vigilia) eingeleitet. Später nannte man auch das Singen gewisser Psalmen nebst den Gebeten am Vorabend des Allerseelentages oder einer wichtigen Todtenmesse Vigilien.

Bevor das Christenthum sich unter die Germanen verbreitete, hieß das Fest des Todes und der Auferstehung allgemein Paschafest, welcher Name

5) Nisan hieß der erste Monat der Hebräer, welcher mit dem ersten Neumond nach der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings begann. Der 14. Nisan fiel daher um die Zeit des ersten Vollmondes nach dem Aequinoctium. An diesem Tage feierten die Juden das Passahfest.

sich bei den romanischen Völkern erhalten hat. Bei den Deutschen aber erhielt das Auferstehungsfest den Namen *Ostern* (englisch *Easter*) von der Frühlingsgöttin *Ostara* (angelsächsisch *Eastre*⁶⁾, deren Fest gefeiert wurde, sobald man das erste Weizen gefunden. Das Zusammentreffen dieses christlichen Festes mit dem heidnischen Frühlingsfeste in der Zeit und theilweise auch im Sinne mag die Verbreitung des Christenthums unter den Germanen nicht wenig gefördert haben. Auferstehung war ja die Lösung beider. An das Kreuz- und Auferstehungspascha schloß sich eine Festzeit von 50 Tagen, Pentekoste, deren letzter Tag als das hohe *Pfingstfest* anfangs allein hervorgehoben ward zum Andenken an die Ausgießung des heil. Geistes. Diese 50tägige Festzeit feierte die Verherrlichung Christi, welche von der Auferstehung an eingetreten. Im 4. Jahrhundert ward aus dieser Festzeit noch der vierzigste Tag als Fest der Himmelfahrt hervorgehoben⁷⁾. Die Pentekoste traf mit der den ganzen Monat gehaltenen Maifeier der Germanen zusammen. Die Geistesausgießung vom Himmel her fand bei ihnen um so schneller Anklang, da sie an ein Herabsteigen der segnenden Götter auf die Erde während des Blüthenmonds Mai geglaubt hatten. Darum sind auch so viele der heidnischen Bräuche, welche die Maifreude kundgeben, im christlichen Deutschland bis auf diesen Tag lebendig geblieben. — Als Nebenfeier erscheint im nachapostolischen Zeitalter das *Epiphaniens*, d. h. Erscheinungsfest Christi, vielleicht zuerst von den Gnostikern ausgegangen, welche am 6. Januar die Verbindung des Logos mit dem Menschen Jesu bei seiner Taufe im Jordan feierten. Die Kirche feierte während der drei ersten Jahrhunderte denselben Tag zum Andenken, daß das Innewohnen des Logos in Jesu bei der Taufe geoffenbart worden. In Folge der Lehrbestimmungen über die Gottgleichheit des Wesens Christi und dessen Verbindung mit der menschlichen Natur schon im Mutterleibe verbreitete sich gegen Ende des 4. Jahrhunderts von der römischen Kirche aus die Feier der Geburt Christi, als Erscheinung des Logos im Fleische, am 25. December. Der Epiphaniientag ward daneben als Tauffest begangen. Im 7. Jahrhundert erhielt auch der erste Januar seine Bedeutung als Fest der Beschneidung Christi, und unter den Protestanten ist am Neujahrstag noch lange Dank gesagt worden für das kostbare, weil auch erlösungskräftige Tröpflein Blut, welches Jesus bei seiner Beschneidung verloren. Die vier-

6) Vgl. Thl. II, S. 299.

7) Gestützt auf Apostelgesch. 1, 3.

wöchentliche Vorbereitungszeit auf Weihnachten, der *A d v e n t*, ward durch Gregor den Großen festgesetzt, so daß nun eine dritte Festzeit, deren Mittelpunkt das Geburtsfest Christi, dauernd von Ende November bis zum 6. Januar, abgeschlossen neben den beiden andern stand. Im Abendlande trat mit dem Ende des 4. Jahrhunderts eine allmälige Aenderung in der Bedeutung des Epiphaniensfestes ein: es wurde bezogen auf die Erscheinung der Weisen aus dem Morgenlande, worin ja ebenfalls ein Offenbarwerden der göttlichen Wesenheit Jesu lag. Im Uebrigen fiel auch die christliche *W e i h - n a c h t* mit einem Fest des germanischen Heidenthums zusammen, mit dem Julfest⁸⁾, welches nach dem kürzesten Tag gefeiert, die Wiedergeburt der Sonne frohlockend begrüßte. Hier also Wiedergeburt des allbelebenden Tagesgestirns, dort Wiedergeburt der Menschheit durch Einkehr des Göttlichen in ihr. Der deutsche Christbaum mit seinen schimmernden Lichtern symbolisirt anmuthig die Verschmelzung dieser Ideen.

3.

Die vorerwähnten drei Festzeiten bildeten seit dem Abschluß der dritten die Grundzüge des *K i r c h e n j a h r e s*, an welche sich, zunächst ausgehend von der Verehrung der *M ä r t y r e r* (Blutzeugen), im Lauf der Zeiten eine Menge anderer Feste und Feiertage angeschlossen. Denn, wie das Heidenthum¹⁾, wollte auch das Christenthum neben dem Gottesdienst seinen Heroencult haben. Dieser christliche Heroendienst erhielt eine reiche und reichste Entfaltung, als die Kirche, nach erlangter Herrschaft im römischen Reiche, der allmäligen Abschwächung des religiösen Lebens unter ihren Gliedern halb bewußt geworden, zu den heldenmüthigen Opfern der Verfolgungszeit als zu Heroen aufzublicken begann. Zuerst freilich feierten nur einzelne Gemeinden die Todestage ihrer Märtyrer auf deren Gräbern als Tage ihrer Geburt zum höhern Leben in der Herrlichkeit (*natalicia*). Allein da die paulinische Lehre von der Unverdienstlichkeit der Werke praktisch immer mehr in Vergessenheit gerieth, da schon Origenes es für annehmbar erklärte, daß „alle hingeschiedenen Heiligen die Liebe gegen die auf Erden Zurückgebliebenen bewahren und diese durch ihre Fürbitten vor Gott vertreten;“ da er sogar behauptete, „wie wir durch das theure Blut des Herrn erkaufte worden, so können wohl auch Etliche durch das theure Blut der Märtyrer

8) Vgl. Thl. II, S. 343.

1) Vgl. Thl. II, S. 183 fg. und S. 300 fg.

erkauft werden;“ da endlich Cyprian und Eusebius²⁾ in diesen Ton einstimmen: so konnte es nicht fehlen, daß an den Märtyrertagen bald ein wahrer Heroencultus geübt wurde.

Jede Kirche verehrte ihre besondern Heiligen und hatte daher ihre besondern Märtyrertage. Das Zusammenschließen der gesammten Kirche zu festerer Einheit rief consequent dem Feste aller Märtyrer in der griechischen Kirche am Sonntag nach Pfingsten, das Fest aller Heiligen in der römischen Kirche am 1. November hervor. Mit der steigenden Vergottung Christi während der Streitigkeiten über seine Logosnatur wuchs sodann auch das Ansehen seiner Mutter Maria und dies hatte die Einsetzung von zwei Marienfesten zur Folge, des „englischen Grußes“ oder „Mariä Verkündung“ am 25. März, und des „Kirchgangs“ oder „Mariä Reinigung“ am 2. Februar. Späterhin fügte die germanische Kirche nach der zuerst von Epiphanius³⁾ verbreiteten Sage, daß die verstorbene Maria vor den Augen der Jünger in den Himmel erhöht worden, das Fest „Mariä Himmelfahrt“ am 15. August, hinzu. Schon 1140 feierten die ritterlichen Domherrn von Rhon das Fest der „unbefleckten Empfängniß Mariä“, welches aber erst im 14. Jahrhundert allgemeine Verbreitung fand.

Hatte man nun einmal den späteren Märtyrern ihre Ehrentage gegeben, so durften billig die Apostel nicht vergessen werden, um so weniger, da man selbst den Opfern des bethlehemitischen Kindermordes, als Märtyrern für Christus, den 28. December, „der unschuldigen Kindlein Tag“, weihte. Als Natalitie der Apostel Petrus und Paulus brachte das auf diese seine Hauptmärtyrer, stolze Rom den 29. Juni in allgemeine Aufnahme, dazu das Fest des Lehrstuhls Petri, „Petri Stuhlfeier“ den 22. Februar zum Andenken des Tages, da der Herr dem Petrus die Schlüsselgewalt übergeben. Endlich ward als Gedächtnistag Johannes des Täufers der 24. Juni festgesetzt und fortan gefeiert. Daß dieser Tag besonders in Deutschland zu so großem Ansehen gelangte, erklärt sich daraus, daß er zusammentraf mit dem altheidnischen Fest der Sommer Sonnenwende.

An den Heiligendienst schloß sich späterhin der Reliquiendienst, und auch dieser hat seine Feste gefunden in der „Kreuzerhöhung“ am 14. Sep-

2) St. 340 als Bischof von Caesarea.

3) Seit 367 Bischof von Constantia auf Cypern, der Vater aller Ketzerriecher, ausgestattet mit der merkwürdigen Gabe, Dinge zu sehen, die nicht sind, und Verdammte zu wittern, wo noch Geist und Leben waltete.

tember zu Ehren des von Kaiser Heraclius angeblich wieder eroberten ⁴⁾ und in der „Kreuzfindung“ am 3. Mai zu Ehren des von Helena, der Mutter Konstantins, angeblich wieder aufgefundenen Kreuzes Christi. Auch den Engeln ward ihr Cultustag. Im 7. Jahrhundert feierte Rom zuerst das Fest des Erzengels Michael und die Deutschen nahmen dasselbe zum Ersatz für ihre Wodansverehrung willig an. Nach den Engeln erhielten ferner, von Clugny aus, auch die armen Seelen ihren Gedenktag. Seit Anfang des 11. Jahrhunderts feiert die Kirche am 2. November das „Fest aller Seelen“ zu ihrer Erlösung aus dem Fegefeuer. Endlich durfte die Kirche ihrer eignen Verherrlichung gedenken. Papst Urban IV. erhob 1264 das „Fronleichnamtsfest“, welches bisher in seinem ehemaligen Sprengel Lüttich gefeiert worden, zum allgemeinen Kirchenfeste. Der Triumph des Glaubens an die Verwandlung der irdischen Stoffe beim Abendmahl war ja selbstverständlich der Triumph der Kirche selbst, welche durch jenen Glauben den Gipfel des Ansehens und der Macht über die Gemüther erreichte. Einen ganz andern Sinn haben die „Kirchweihfeste“, welche von jeder Gemeinde schon in derjenigen Periode gefeiert wurden, wo der Kirchenbau sich erst recht zu entwickeln begann. Da wird nicht die Kirche als religiöse Gemeinschaft verherrlicht, sondern die Erinnerung an die Einweihung des Kirchengebäudes aufgefrischt und die Freude am Cultus überhaupt ausgedrückt. Unter den Kirchweihfesten ist eins der bekanntesten das der „Engelweihe“ zu Einsiedeln in der Schweiz. — Sehr einträglich für die päpstliche Curie wurde die Einführung der „Jubeljahre“ durch Bonifazius VIII., welcher festsetzte, daß alle 100 Jahre den bußfertigen Besuchern der Apostelkirchen in Rom, den Römern 30, den Fremden 15 Tage lang vollkommener Ablass für die Sünden des ganzen Lebens ertheilt werde. Das geschah 1300 nach Christi Geburt. Noch besser speculirten die folgenden Päpste, von denen Clemens VI. das Jubeljahr alle 50, Urban VI. alle 33 und Paul II. alle 25 Jahre wiederkehren ließ.

Nach der Reformation haben sich von den hier genannten Festtagen in der lutherischen Kirche erhalten der Kirchweihstag und der Allerseelentag, jetzt Todtenfest genannt; von den Heiligkeitagen, besonders in Württemberg, Peter und Paul, Johannis des Täufers Tag, Stephanus, Mariä Verkündigung und Reinigung, anderwärts auch Michaelis als Engel- und

4) Heraclius ließ das Kreuz auf Golgatha wieder aufrichten, daher „Kreuzerhöhung.“

Kinderfest. Unter den Reformirten findet sich noch größere Ungleichheit. Von den Heiligtagen, deren Feier hie und da geblieben ist, nennen wir Stephanus, Johannes, Peter und Paul, Mariä Verkündigung. Leitend bei der Abschaffung von Feiertagen war das Sichabwenden der Reformation von der Legende. Die meisten beibehaltenen Feste und Heiligtage gründen sich auf die heil. Schrift. — Die lutherische und reformirte Kirche feiern das Jubiläum der Reformation, von 1517 an gerechnet. Erstere hat ihre jährliche Reformationsfeier theils am 31. Oktober, theils am 25. Juni; die reformirte Schweiz, mit Ausnahme von Graubünden und Thurgau, am Dreifaltigkeitssonntag. — Die Fastenzeiten der katholischen Kirche wurden in den protestantischen auf **Buß t a g e** eingeschränkt.

4.

In dem Gottesdienste der ersten Christengemeinde zu Jerusalem sehen wir bereits alle Hauptseiten des Cultus, wie ihn die spätere Entwicklung der Kirche fortbildete, enthalten: das **G e b e t**, die **P r e d i g t** und die **B e r w a l t u n g** der **S a c r a m e n t e**. Die Christengemeinde machte damals noch Eine große Familie aus, welche in den täglichen Liebesmahlen die **G e m e i n s c h a f t** des leiblichen und geistigen Lebens zugleich darstellte. Der Apostelgeschichte zufolge darf mit einiger Sicherheit angenommen werden, es habe in der apostolischen Zeit zweierlei religiöse Versammlungen gegeben, die einen zur Abhaltung der Liebesmahl, die mit Dankgebeten für die irdische Speise und die Wohlthat der Erlösung durch Christus verbunden waren und in der Feier des Abendmahles ihren Abschluß fanden, die andern zur Erbauung der Gemeinde durch Vorlesen von Stellen des N. T. und Vorträge derer, die sich vom Geiste zum Reden getrieben fühlten¹⁾. Bei den Heidenchristen scheinen die Liebesmahl nicht so häufig gefeiert worden zu sein, obwohl sie auch bei ihnen mit dem Abendmahl verbunden waren. Merkwürdig ist der in Korinth eingerissene, von Paulus gerügte Mißbrauch, daß daselbst nach altgriechischer Sitte bei Gastmählern Jeder seine besondern Speisen und Getränke mitbrachte und für sich allein genoß, wodurch der-

1) Auch in den heidenchristlichen Gemeinden durfte früher reden, wer sich dazu getrieben fühlte, bis Paulus dem Redeeifer des schönen Geschlechtes ein Ende machte mit dem berühmten: „Taceat mulier in ecclesia!“ (Das Weib schweige in der Gemeinde!) Vermuthlich schien Gefahr vorhanden, es möchte der natürliche Redetrieb der Frauen nach und nach mit dem Antriebe des Geistes verwechselt werden.

eigentliche Zweck der Agapen, die Darstellung brüderlicher Gleichheit Aller durch Genuß der gleichen einfachen Speisen, vereitelt zu werden drohte²⁾. Paulus war es ebenfalls, der dem „Zungenreden“ in der Gemeindeversammlung ein Ende machte, weil dies für die Wenigsten verständliche Reden in der Verzüchtung, wobei der Verzüchte ganz in sein eignes religiöses Leben versunken war und der Außenwelt völlig vergaß, nicht zur gemeinsamen Erbauung dienen konnte, sondern in die Einsamkeit paßte³⁾.

Die Privathäuser, in denen die Christengemeinden sich versammelten, entsprachen den jüdischen Synagogen. Aehnlich verhielt es sich mit der Benutzung des N. T. zur Erbauung; auch diese Art der Andachtsübung schloß sich dem jüdischen Cultus an, nur daß auch aus den Apokryphen des N. T. vorgelesen ward, und mit der Schriftbetrachtung freie Predigt des Evangeliums oder Vorlesen eines Paulinischen Briefes, Letzteres freilich zuerst nur bei den Heidenchristen, abwechselte. Schon in der apostolischen Zeit ertönten Lobgesänge, meist Psalmen, deren Gebrauch wieder dem jüdischen Cultus entlehnt war, wie denn Christus selbst nach vollendetem Passahmahl mit den Jüngern einen Lobgesang gesungen hatte. Beim Schlusse des Liebesmahles, welches wahrscheinlich aus dem jüdischen Passahmahl hervorgegangen, ward zum Gedächtniß des Todes Christi und zur Erneuerung der geistigen Gemeinschaft mit ihm⁴⁾ nach seinem Beispiel das Brot gebrochen und unter Alle vertheilt, und der Kelch voll Weines machte die Runde. Das war die ursprüngliche Abendmahlsfeier bei Juden- und Heidenchristen.

Wo bereits eine Christengemeinde bestand, ward die Taufe Neubekehrter ebenfalls in der Versammlung vorgenommen und zwar auf den Glauben, daß Jesus der Christus, Gottes Sohn sei. Darin allein scheint ursprünglich das bei der Taufe abzulegende Glaubensbekenntniß bestanden zu haben. Das sogenannte apostolische Symbolum ist bedeutend später entstanden und hat auch seine Gestalt mehrmals gewechselt, bis es sich in der gegenwärtigen Form fixirte. Vor dem 4. Jahrh. zeigen sich nur unsichere Spuren desselben. Die älteste Formel finden wir bei Marcellus von Anchra (337). Sie ent-

2) 1. Kor. 11, 17—22.

3) Welches eigentlich die Sprache der „Zungenredenden“ gewesen, darüber ist man gegenwärtig noch nicht einig. Paulus erlaubt übrigens das Zungenreden in der Versammlung unter der Bedingung, daß Leute mit der Gabe, es auszulegen, da seien. 1. Kor. 14, 27 und 28.

4) 1. Kor. 10, 16.

hält zwar bereits alle Artikel, aber es mangeln noch viele nähere Bestimmungen⁵⁾. Außer dieser brachten die folgenden Zeiten noch sechs andere Formeln hervor, deren letzte, dem griechischen Psalter des Papstes Gregor I. entnommen, das apostolische Bekenntniß in seiner gegenwärtigen Form mit Ausnahme des Artikels von der Höllenfahrt, statt dessen ein Herniedersteigen in die Unterwelt gelehrt wird, enthält. Unser apostolisches Symbol stammt mithin aus dem Anfang des 7. Jahrhunderts. Die Kirche machte von diesem Glaubensbekenntniß Gebrauch bei der Taufe von Kindern und Katechumenen; es ward auch bei der Abendmahlsfeier und in der griechischen Kirche vollends bei jedem Gottesdienst verlesen.

5.

Sehen wir im apostolischen Zeitalter den Cultus, als gemeinsames Opfer der Herzen vor Gott, noch im innigsten Zusammenhang mit dem sittlich-religiösen Leben der Christen überhaupt, so fängt in der nachapostolischen Periode bereits die Trennung des Cultus vom sittlich-religiösen Leben an und das Folgende wird zeigen, daß mit der wachsenden Entfaltung des Cultus in Formelwesen und Schaugepränge auch jener Miß immer klaffen-der wird.

Daß die Abhaltung der Agapen auf den Sonntag beschränkt wurde, läßt sich zwar aus dem Anwachsen der Gemeinden begreifen; daß aber auch eine Abschwächung der brüderlichen Liebe und des Gleichheitsgefühls zu den mitwirkenden Ursachen gehörte, erhellt daraus, daß die Agapen schon zu Anfang des 5. Jahrhunderts aufgehört hatten. Eine weitere Abweichung treffen wir bei der Feier des Abendmahles selbst. Bevor nämlich die Gemeinde betete um den heiligen Geist, daß er ihr Brot und Wein zum Leib und Blut Christi machen möge, brachte sie mit feierlichem Lob- und Dankgebet unter Emporhebung des Brotes und Kelches als sinnbildlicher Zeichen

5); Wir setzen es, aus dem Griechischen übersetzt, zur Vergleichung hierher. — „Ich glaube an den allmächtigen Gott, und an Jesus Christus, seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn, der gezeugt ist vom heil. Geiste mit Maria, der Jungfrau, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt und begraben worden und am dritten Tage auferstanden ist von den Todten, emporgestiegen in die Himmel und sich gesetzt hat zur Rechten des Vaters, woher er kommt, zu richten die Lebendigen und Todten; und an den heiligen Geist, eine heilige Kirche, Verzeihung der Sünden, Auferstehung des Fleisches, ewiges Leben.“

sich selbst Gott zum Opfer dar, ein Act, welcher in der apostolischen Zeit nicht vorkam und in ein einzelnes Moment des Gottesdienstes zusammenbrängte, was eigentlich der Grundgedanke des ganzen Gottesdienstes war. Die noch vorhandenen alten Liturgieen ¹⁾, in ihren Bestandtheilen gehörig gesichtet, sowie die betreffenden Stellen der Kirchenväter lassen erkennen, daß damals der Gottesdienst schon ziemlich weitläufig eingerichtet und genau formulirt war. Wir versuchen in Kürze ein Bild von demselben zu entwerfen.

Der Gottesdienst hatte drei Hauptbestandtheile, den erbaulichen, an welchem allein auch die Katechumenen und Büßenden theilnahmen, sodann die Anbetung oder das Opfer, endlich die Feier des Sacramentes. Der erste Theil begann mit Gebeten für die Katechumenen, die Büßenden und die eigentlichen Gemeindeglieder, auch für die Besessenen, wenn es deren gab. Der Geistliche betete laut vor, die Gemeinde bekräftigte sein Gebet mit lautem Amen oder sonst entsprechenden Worten. Hierauf folgte die Vorlesung aus der heil. Schrift bald des alten, bald des neuen Testaments, woran Auslegung und Ermahnung des Geistlichen sich angeschlossen. Die jeweilige Taufe scheint am Schluß des ersten Haupttheils vorgenommen worden zu sein; denn bevor das „Opfer“ begann, mußten die Ungetauften und Büßenden sich entfernen. Worin das Opfer bestand, haben wir bereits angeführt. Es ward eingeleitet mit einem kurzen Segensspruch über die Gemeinde, welche denselben erwiederte. Nun kam die gegenseitige Begrüßung mit dem heiligen Kuß ²⁾ und hierauf die Collecte für die Armen ³⁾, meist in Lebensmitteln bestehend, aus welchen dann Brot und Wein für das Opfer und das Abendmahl ausgesondert wurden. Das Opfer selbst, Eucharistie, d. h. Danksagung, genannt, ward von dem Geistlichen im Namen der Gemeinde an einem Tisch, der als Altar diente, dargebracht. Das Opfergebet begann mit der Präfation, einem Wechselgespräch zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde. Nach dem ersten Opfergebet sang oder sprach die Gemeinde die Worte des Jesaja'schen Lobgesangs: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr

1) Liturgie (*λειτουργία*) griechisches Wort für Dienst im Allgemeinen, Gottesdienst im Besonderen.

2) Die Geschlechter saßen aber von einander gesondert.

3) Die Collecte für die Armen, welche im apostolischen Zeitalter in ganz freier Weise außerhalb der Versammlung statt hatte, ist hier bereits zum Cultus geworden. Die Folgen ließen nicht auf sich warten.

Gott Zebaoth! Himmel und Erde sind seiner Ehre voll⁴⁾! • War der Lobgesang verklungen, so erinnerte der Geistliche, wie Christus das Gedächtnißmahl seines Todes eingesetzt habe mit dem Befehl, bei jedem Genuß desselben seinen Tod und seine Auferstehung zu verkündigen, worauf die Gemeinde dies in kurzen, feierlichen Worten that. Die Opferhandlung endete mit der allgemeinen Fürbitte für die Kirche, die Verfolgten, die Kranken, selbst für die heidnische Obrigkeit, und dem Gebet des Herrn. Jetzt erst kam als dritter Haupttheil die eigentliche Communion, wobei Brot und Wein unter Absingen von Hymnen ausgetheilt wurden. Mit Dank- und Segensgebeten schloß die Communion. Weil man das einmal gesegnete Brot von der Kraft des Logos durchdrungen glaubte, ward es den bei der Communion nicht Anwesenden zugesandt. — Die Taufe bestand damals noch allgemein im Untertauchen des Täuflings. Mit ihr verband sich bereits der Exorcismus, d. h. das Herausbeschwören des Teufels aus dem Täufling, welches die lutherische Kirche beibehalten hat. Nochten das Abschwören des Götzendienstes bei der Taufe und die Erinnerung an das Teufelaustreiben durch Christus zur Entstehung des Exorcismus mitwirken, der Hauptentstehungsgrund desselben liegt jedenfalls in der damaligen Lehre, daß der Teufel das Eigenthumsrecht über jeden Menschen besitze, der nicht durch Christus erlöst worden. Zugleich ward die Taufe theils in Nachahmung der jüdischen Beschneidung, theils um die Wiedergeburt bekehrter Heiden und Juden durch Veränderung des Namens auszudrücken, zum feierlichen Anlaß der Namensertheilung. Da in jener Zeit die Kindertaufe noch nicht allgemein und die Zahl der Neubekehrten groß war, so bildeten die noch Ungetauften, aber dem Christenthum Zugewandten eine eigne Klasse, die der *Katechumenen*. Diese wurden in der christlichen Religion mit Zugrundelegung der bei der Taufe auszusprechenden Bekenntnisformel unterwiesen. — Schon in den Tagen der Apostel war die Taufe keineswegs immer mit der Handauflegung verbunden⁵⁾, die apostolischen Väter verbanden diese Handlungen gewöhnlich mit einander. Als jedoch das Ansehen der Bischöfe stieg, nahmen sie die Handauflegung, durch welche der heilige Geist mitgetheilt werden sollte, als ihr ausschließliches Vorrecht in Anspruch. In Folge dessen konnte sie mit der Taufe nur noch verbunden werden, wenn der Bischof taufte; früher

4) Jesaja 6, 3.

5) Apostelgesch. 8, 14—17.

oder später ward sie aber jedem Getauften ertheilt als „Befräftigung“ der Taufe, lateinisch Firmelung⁶⁾. Schon in der ältesten Kirche wurden die Neophyten nach der Taufe mit wohlriechendem Del (Chrisam) gesalbt zu Streitern Christi. In der griechischen Kirche blieb die Salbung durch den gemeinen Priester gleich nach der Taufe; in der römischen ward sie mit der Firmelung verbunden und also dem Bischof zugetheilt. Auch die Beziehung von Paten als Zeugen der Taufe stammt aus der nachapostolischen Periode. Bei erwachsenen Täuflingen bürgten sie für deren Aufrichtigkeit, bei Kindern für eine christliche Erziehung.

Bereits hatte auch die Ehe, weil von Christus ausdrücklich geheiligt, ihre besondere Einsegnung, welcher, wie heutzutage noch, die Promulgation voranging. Die Brautleute wurden nach vollendeter Communion vom Geistlichen vor versammelter Gemeinde getraut. In die nämliche Zeitperiode weisen die mit kirchlichen Feierlichkeiten verbundenen Leichenbestattungen zurück. Am jeweiligen Todestage eines lieben Hingeschiedenen spendete man in seinem Namen für die Armen oder den Altar, damit seines Namens im Kirchengebet Erwähnung geschähe. Vom Ende des 3. Jahrhunderts an wurden, in Erinnerung an altheidnische Sitte, auf den Gräbern der Märtyrer Mahlzeiten gehalten, wogegen die Kirche lange Zeit zu kämpfen hatte; denn sie selbst hielt auf den Gräbern der Märtyrer förmlichen Gottesdienst unter Gesang, Vorlesen der heiligen Bücher und Gebet um die Fürbitte dieser Vollendeten, wie schon Cyprian berichtet.

6.

Mit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion begann das Hineindringen der großen Massen in die Kirche, das äußerliche Christwerden jener gegen das Religiöse innerlich Gleichgültigen, welche auf Befehl des Fürsten eben so gehorsam den Unendlichen anbeten, wie sie den Priap küssen. Dies der Erklärungsgrund, warum die bereits in den Cultus eingedrungenen heidnischen Elemente von 312 an immer mehr die Oberhand gewinnen.

Die abergläubigsten Vorstellungen mußten in den Cultus eindringen durch Beispiele, wie das des Konstantinus, welcher sich mit keinem andern als dem Wasser des Jordan wollte taufen lassen. Daß nicht bloß die an das gelobte

6) Von firmare, bekräftigen.

Land sich anknüpfenden heiligen Erinnerungen es waren, welche die Wallfahrten dahin hervorriefen, bezeugt der Ausspruch des Hieronymus¹⁾, „nicht das sei löblich, nur in Jerusalem gewesen zu sein, sondern in Jerusalem gut gelebt zu haben.“ Aus den Wallfahrten gingen, wahrscheinlich durch den Einfluß des Bischofs Ambrosius von Mailand zum allgemeinen kirchlichen Cultact geworden, die Processionen oder Bittgänge hervor, ein Brauch, welcher schon im Heidenthum vielfach geübt worden und noch jetzt geübt wird. Einst war man unter Vortragung der Götterbilder um die Felder gezogen, Fruchtbarkeit zu erflehen; jetzt zog man unter Vortragung des Kreuzes, später auch der Heiligenbilder und Reliquien, um die Kirchen, an nähere oder entferntere Orte, um Verzeihung der Sünden, Abwendung oder Aufhören der göttlichen Strafgerichte zu erbitten.

Die Kaiserin Mutter, Helena, gab durch ihre Auffindung des vorgeblichen Kreuzes Christi das Signal zum Reliquienaberglauben, welcher den angeblichen Kleidern, Gebeinen und andern Ueberresten Christi und der Heiligen magische Kräfte zuschrieb. Erst im Mittelalter jedoch wurden die Reliquien zu förmlicher Verehrung in den Kirchen aufgestellt. — Gegen die einreißende Verehrung der Christus- und Heiligenbilder durch Niederfallen und Anbeten eiferte schon Augustinus. Welchen vergeblichen Kampf später die griechischen Kaiser dagegen unternahmen, haben wir oben erwähnt. Rom begünstigte hier und immer das Eindringen des Heidnischen in den christlichen Cultus aus „Mitleid mit der Schwäche des unmündigen Volkes“, aus „pädagogischen Rücksichten.“ Dank dem heiligen Ambrosius ward auch die Anrufung der Engel in den Cultus aufgenommen, weil es unbillig schien, ihnen geringere Ehre zu erweisen, als den Heiligen, um so unbilliger, da man bereits nicht allein Märtyrer zu verehren anfing, sondern auch Solche, die während ihres irdischen Daseins theils durch auffallende Frömmigkeit, theils durch ausgesuchte Selbstpeinigungen oder Wettsagungen u. dergl. die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erregt hatten.

Götterbild und Göttermythos, Heiligenbild und Heiligenlegende, das läuft einander aufs Schönste parallel. Es ist daher begreiflich, daß beim Beginn der Bilderverehrung auch die Erfindung von wunderbaren Geschichten über die Heiligen zur Blüthe gedieh, zumal schon die falschen Evange-

1) Gebürtig aus Stridon, Vorsteher eines Vereins von Eremiten und frommen Frauen zu Bethlehem, 331—420.

ken durch ihre Erzählungen über Christus selbst an den Tag gelegt hatten, wie man kindlich und fromm dichten könne. Das Mittelalter benutzte dann die schon vorhandenen Legenden vielfach zur Erbauung der Gemeinde anstatt der Predigt über die heilige Schrift, ja seine Mönche leisteten das Unerreichbare in selbsteigener Erfindung neuer Legenden über ihre Ordensheiligen. — Im Uebrigen charakterisirt es den Unterschied zwischen dem Cultus der griechischen und dem der römischen Kirche während des Zeitraums vom 4. bis 11. Jahrhundert, daß in ersterer das erbauliche, in letzterer das liturgische Element vorzuherrschen begann. Die griechische Geschwägigkeit gefiel sich in künstlichen, prunkhaften Predigten über die schlichten Worte der Schrift und die Kunst des Redners lohnte lautes Beifallklatschen seiner gleichgesinnten Gemeinde. Die römische Kirche ihrerseits hatte den Kirchengesang, vornehmlich durch die Bemühungen des Ambrosius, zu einer anerkennenswerthen Stufe fortgebildet, und feststehende Formeln für das Gebet, für die Spendung der Sacramente, für die Wechselreden zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde (*Litanen*), kurz eine vollständige Liturgie, geschaffen. Aus Altherkömmlichem und neu Hinzugefügtem hatte in der Mitte des 5. Jahrhunderts schon Leo der Große ein vollständiges „*Sacramentarium*“ zusammengestellt und sich bemüht, demselben allgemein kirchliche Geltung zu verschaffen. Mit einigen durch die Päpste Gelastus und Gregor I. angebrachten Veränderungen ward es endlich unter Gregor VII. zu allgemeiner Geltung in der abendländischen Kirche gebracht. Da erst durch diese Liturgie die Schlußworte der heiligen Handlung: *Ite, missa est!* allgemein gebräuchlich wurden, so scheint das Abendmahl mit dem von diesen Worten abgeleiteten Namen „*Messe*“ erst damals allgemein bezeichnet worden zu sein. Gregor VII. war es auch, welcher den Völkern des Abendlandes sammt jener Liturgie das Latein als ausschließliche Sprache des kirchlichen Cultus aufzwang. Nur die Predigt blieb der Landessprache überlassen und ward später von den deutschen Mystikern mit großem Erfolg in der Volkssprache gehandhabt. Obwohl nun die genannte Liturgie als vom Apostel Petrus überliefert galt, sahen sich die spätern Päpste doch genöthigt, vielfache Aenderungen an derselben vorzunehmen, besonders nachdem durch den vollständigen Sieg der Transsubstantiationslehre das Messopfer zum Mittelpunkt des ganzen Gottesdienstes geworden war. Es müßte jedoch für unsern Zweck zu weit führen, die ganze römische Liturgie, wie sie seitdem in Geltung geblieben, näher darzustellen. Die beste Kenntniß davon gewinnt

man durch eigne Anschauung des katholischen Gottesdienstes. Wir führen nur noch an, daß die Seelenmessen schon vor der kirchlichen Festsetzung der Verwandlungslehre eingeführt wurden, daß im 12. Jahrhundert, um ein Verschütten des Blutes Christi zu verhüten, den Laien der Kelch allmählig entzogen ward²⁾ und daß, was das Erbauliche angeht, nach der Reformation auch in der katholischen Kirche die Predigt nach Stellen der Schrift wieder zu höherer Geltung gelangt ist.

In Hinsicht des Cultus hat die Reformation nicht eben zur apostolischen Zeit zurückgeführt. Statt des Sacramentes ward die Predigt nach Texten der Schrift zum Hauptstück und Mittelpunkt eines jeden, selbst des Festgottesdienstes. Die Abendmahlsfeier zog sich auf bestimmte Festtage zurück. Die liturgische Einheit hörte auf; jede der lutherischen oder reformirten Landeskirchen besitzt nun ihre eigene Liturgie, fast jede ihr eigenes Gesangbuch. Während in der katholischen Kirche der Volksgesang mehr, wenn nicht ganz zurückgetreten ist, herrscht er allein im lutherischen und reformirten Gottesdienst. Spuren der Litanei finden sich gegenwärtig in Preußen. Das Abendmahl wird bei den Lutheranern am Altar empfangen (wandelnde Communion), auch hier und da in der reformirten Kirche; in etlichen Landeskirchen der Letztern wird es von Bank zu Bank ausgetheilt (sitzende Communion). An die Stelle der Firmelung durch den Bischof trat in der protestantischen Kirche die Confirmation als feierliche Bestätigung des Taufbekenntnisses durch die nach empfangenem Unterricht mündig gewordene Jugend. Der Abendmahlsgeuß vor der Trauung wurde abgeschafft. Leichenreden ersetzen nun die Todtenmessen. Ein Versuch der preussischen Regierung, eine gemeinschaftliche Liturgie (Agende) für die unirte lutherisch-reformirte Kirche herzustellen, ist an dem theologischen Parteigeist unseres Jahrhunderts gescheitert.

7.

Christus selbst, der den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten lehrte, hatte es nicht verschmäht, bei der Stiftung seines Gedächtnismahles

2) Zur gleichen Zeit wurden die noch ungefirmelten Kinder vom Abendmahl ausgeschlossen. Seit die Kindertaufe allgemein geworden, hatte man nämlich die Kinder zum Abendmahl gelassen. Diese Verfügung war also nur eine Rückkehr zur alten Katechumenenordnung. — Damit vom Blute Christi Nichts vergeudet werde, mußten nun auch die Schnurrbärte der Priester beseitigt werden.

sowohl als in seinen Gleichnissen an die sinnliche Auffassung des Menschen anzuknüpfen. Denn in Sachen der Religion hat auch die Sinnlichkeit ihr Recht, gerade in dem Maße, als sie geeignet ist, religiöse Gemüthsstimmungen zu erwecken oder wenigstens zu erhalten und zu fördern. Da sich nun die Kirche von Anfang an als eine Erziehungsanstalt zum religiösen Glauben und Leben betrachtete, so konnte sie im Cultus, ihrem Hauptmittel zur Erreichung dieses Zweckes, der Sinnlichkeit ihr Recht nicht vorenthalten. Daß sie jedoch diese Berechtigung der Sinnlichkeit nach und nach zu weit ausdehnte, in ihrer Gestaltung nach der Reformation hingegen zu sehr beschränkte, wird unsere Betrachtung der äußerlichen Erscheinung des Cultus zeigen. Zu dieser rechnen wir die Orte seiner Ausübung, die dazu gebrauchten Geräthschaften und Stoffe, und die dabei vorgenommenen Ceremonien, von denen wir hier freilich nur der wichtigsten gedenken können. Ihre vollständige Aufzählung und Geschichte würde ein dickes Buch füllen.

Wie bereits angeführt worden, versammelten sich die ersten Christen in Privathäusern, zu Rom während der Verfolgungen oft in den Katakomben, engen, unterirdischen Höhlen und Gängen, welche ursprünglich Buzzo- langruben gewesen waren und das Hauptmaterial zu dem festen Mörtel der Römer geliefert hatten. Bald wurden einzelnen Christen ihre geeigneten Häuser abgekauft, um dieselben zu Versammlungsorten herzurichten. So ein Local erhielt dann, weil man den heidnischen Namen Tempel noch scheute, kurzweg den Namen Ekklesia, Versammlung der Auserwählten. Es waren große, von Säulen gestützte Säle, in welchen sich ein erhöhter Platz für die öffentlich Redenden und Betenden und ein einfacher Tisch zur Austheilung des Abendmahles befand. Zu Anfang des 3. Jahrhunderts erhoben sich die ersten Kirchen. Unter den Kaisern Philippus Arabs und Gallienus, welche den Christen Ruhe ließen, nahm der Kirchenbau einen so allgemeinen Aufschwung, daß Diocletian bereits wahre Prachtgebäude vorfand, als er die Zerstörung der Kirchen befahl. Schon sehr frühzeitig hatte man die Kirchen mit Vorliebe über den Gräbern berühmter Märtyrer erbaut und daher heißen solche Gotteshäuser in der griechischen Kirche Martyrien, in der römischen Memorien. Die prachtvollsten und zahlreichsten Kirchen erhoben sich aber erst nach dem Siege des Christenthums über das Heidenthum. Da wurden auch die schönsten heidnischen Tempel in christliche Kirchen umgewandelt, in Rom z. B. das Pantheon und die Tempel der Vesta, der Fortuna, des Saturn, des Romulus und Remus und des Kaisers An-

toninus. Bezeichnend ist dabei, daß den Göttern und Heroen, welchen jene Tempel geweiht gewesen, entsprechende Heilige im Besitze folgten. Das Pantheon weihte Bonifazius IV. der seltsamsten Jungfrau und allen Heiligen. Maria erhielt die Tempel der Vesta und der Fortuna, die Märtyrerbrüder Kosmas und Damianus bezogen den Tempel des Romulus und Remus. Auch die schönsten Basiliken¹⁾, ursprünglich zu öffentlichen Geschäften bestimmte Prachtgebäude der Römer, wurden von Konstantin an in Kirchen verwandelt. Die Basilika war ein längliches Viereck, von doppelten oder vierfachen Säulenreihen der Länge nach durchzogen, und endigte in ein Halbbrunn. Das ward nun so ziemlich die allgemeine Bauart auch der neu errichteten Kirchen. Auch den Namen empfingen die Gotteshäuser von den Basiliken, freilich mit der Deutung desselben in den Sinn: „Haus des Königs aller Könige.“ Uebrigens wurden die Kirchen auch anders genannt, in der griechischen Kirche *Κυριακή* (*οίκια*) — woher der Name Kirche — d. i. Haus des Herrn, gleichbedeutend mit dem lateinischen Wort *Dominica*, abgekürzt *Dom*. Es lag der Form der Basilika nahe, dem Baustyl der Kirche das lateinische lange Kreuz zu Grunde zu legen. Der untere Theil des längern Kreuzschenfels bildete das eigentliche Schiff der Kirche, in welches man von Abend her eintrat. Gegen Morgen, am obern Theil des Kreuzes stand das Sanctuarium oder Heiligthum, wo der Altar, hinter ihm die Sitze der Geistlichen und eine oder zwei Kanzeln standen. Kleinere Kirchen hatten die ebenfalls altheidnische Gestalt der Rotunde. Die Verbindung derselben mit der Basilika rief jene großartigen byzantinischen Bauten hervor, über deren Kreuzdurchschnitt sich als Sinnbild des Himmels eine hochgewölbte Kuppel erhob. In der griechischen Kirche hatten aber damals auch nicht wenige Gotteshäuser das gleichschenkelige griechische Kreuz zur Grundlage. Daß man in alle Kirchen von Abend her eintrat und die Gemeinde ihr Antlitz gen Morgen zu richten genöthigt war, hatte seinen sinnbildlichen Grund. Es sollte dadurch daran gemahnt werden, daß Christus, die Morgensonne des neuen geistigen Tages, im Orient erschienen und, wie Basilus sagt, daß das Paradies, welches wir erstreben, einst von Gott im Morgenland erschaffen worden sei. Im Allgemeinen hatte damals jede Kirche

1) Basilica nach Vitruv (V, 1) ein öffentliches Gebäude am Markt, bestimmt zur Ausübung der Rechtspflege, auch Handelszwecken dienlich, im Innern mit doppelten Säulengängen versehen. Das ursprünglich griechische Wort (*βασιλικός*) bedeutet bekanntlich königlich, *βασιλική* (*οίκια*) königliche Wohnung, Palast.

vier Abtheilungen, welche die vier Hauptklassen der Christen darstellten: 1) den Vorhof für die Büßenden und Katechumenen, 2) den eigentlichen Tempel oder die innere Halle für die vollberechtigten Gläubigen, 3) den Chor für die Sänger und niederen Kirchendiener, und 4) das Heiligthum im engern Sinne, wo gebetet, gepredigt und die Spendung der Sacramente vorgenommen wurde. Das Heiligthum war durch Schranken und Vorhänge vom übrigen Kirchenraum getrennt. Der erhöhte Stuhl (Kathedra) des Bischofs stand hinter dem Altar, rechts von ihm die Stühle der Priester, links die der Diakone.

Bereits auch waren die Wände der Kirchen mit Bildern aus der heil. Geschichte ausgeschmückt. Selbst die Dreieinigkeit wurde abgebildet: Gott Vater in Gestalt eines Greises, Christus als Lamm oder auf einem Lamme stehend, der heilige Geist nach einer Stelle des Johannevangeliums (1, 32) in Taubengestalt. Diese Bilder waren gemalt oder in Mosaik eingelegt und wurden noch nicht verehrt. Erst die halberhabenen Bilder und vollends die Statuen riefen die Bilderverehrung hervor, da sie entschiedener zu sinnlicher Erscheinung kamen und daher dem sinnlich-religiösen Bedürfnis mehr schmeichelten. Uebrigens bezeichnete die Kirche, plausibel genug, die Kirchenbilder als „die heiligen Schriften Solcher, welche nicht lesen könnten.“ Zuerst fanden sich die Bilder der Märtyrer nur in den Märtyrerkirchen. Als aber die Heiligenverehrung überhand nahm, füllten sich alle Kirchen mit ihren und anderer Heiligen Bildnissen. Zu Verzierungen der Kirchen wurden auch rein symbolische Bilder, wie der Fisch, das Lamm, der Weinstock, der Adler u. a. m. angewendet. Das Kreuz war zur Zeit Konstantins des Großen zu Rom und in andern Städten auf den Marktplätzen aufgerichtet, zur Zeit des Chrysostomus begegnete es Einem bereits auf allen Wegen und Stegen.

Wie sich der Kirchenbau vom 7. Jahrhundert an weiter entwickelte, wird das Kapitel von der christlichen Kunst nachweisen. Hier nur noch dies: — Je mehr die Predigt im Cultus zurücktrat, desto weniger wurde beim Kirchenbau auf die akustischen Verhältnisse Rücksicht genommen. Auf der Höhe ihrer Entwicklung schien es die kirchliche Baukunst wesentlich darauf abgesehen zu haben, daß in den weiten Domen gleichzeitig möglichst viele Messen gelesen werden könnten. Begreiflich mußten daher die Kirchen nach der Reformation wieder zur Grundgestalt einfacher Hörsäle zurückkehren, damit der Hauptzweck des protestantischen Cultus, die Predigt, mög-

licht gefördert werde. — In der älteren Zeit ward hin und wieder durch Hammerschläge auf Metall zum Gottesdienst eingeladen. Im 7. Jahrhundert ertönten zum ersten Mal Kirchenglocken und sie sind vielleicht die erste Veranlassung zur Errichtung von Kirchtürmen gewesen. Eins der mächtigsten Mittel, auf die Sinne der Gläubigen zu wirken, waren sie jedenfalls und sind es jetzt noch. Erst mit den Glocken läutete die Kirche ihren vollen Triumph ein.

8.

Schon im 2. Jahrhundert ward der Tisch, worauf das Abendmahl verwaltet wurde, wegen des der Communion vorangehenden Dankopfers Altar genannt. Anfangs waren diese Tische von Holz oder Stein und wurden nicht geweiht. Von Konstantin an kamen die mit Gold, Silber und Edelsteinen verzierten Altäre auf. Pulcheria, des Theodosius Schwester, schenkte sogar der Kirche zu Konstantinopel einen ganz goldenen Altar, und vom Beginn des 6. Jahrhunderts an wurden die Altäre auch eingeweiht. In der Folge gingen sie über die einfache Form eines Tisches hinaus und wurden mit kostbaren Teppichen und endlich mit Reliquien, Heiligenbildern und Blumen belastet. Im 6. Jahrhundert, als das Messelosen überhand nahm, wurden mehrere Altäre in einer Kirche errichtet und sie mehrten sich allmählig dermaßen, daß im 8. Jahrhundert Karl der Große die Errichtung „überflüssiger Altäre“ verbieten mußte. Die heiligen Gefäße, deren man sich von Anfang an zur Feier des Abendmahls bediente, waren der Kelch und die Brotschüssel (*πατάνη*, *patena*). Zuerst unscheinbar an Stoff und Form, wurden sie besonders unter dem prachtliebenden Konstantin häufig aus Gold und Silber gefertigt. Die Spezialgeschichte dieser Kirchengeräthe und der mit derselben eng zusammenhängenden Verwandlungslehre enthält eine Masse sublimen und subtilen Blödsinns, womit wir uns weiter nicht befassen wollen¹⁾. Seit dem 13. Jahrhundert hörte das bedeutungsvolle Brotbrechen bei der Communion auf, weil das Brot zu ganz kleinen Oblaten gebacken wurde, damit vom Leibe Christi Nichts verunehrt werde. Seit die Messe als Opferung des Leibes Christi durch den Priester betrachtet wurde, heißt das Abendmahlbrot *Oblata* (Opfer, vom lat. *offerre*) oder *Hostie*

1) So verbot z. B. die Synode von Tribur (896) den Gebrauch hölzerner Abendmahlkelche, damit „das Holz nicht fürder Christi Blut einsauge.“

(eigentl. Opferthier). Die Protestanten haben, um das Brotbrechen möglich zu machen, wieder größere Brotlaibchen eingeführt. Die feierliche Emporhebung der Hostie bei der „Wandlung“ in der Messe läßt sich bis ins 10. Jahrhundert zurückverfolgen und schon im 12. Jahrh. gab bei dieser „Elevation“ eine Glocke den Gläubigen das Zeichen zur Anbetung der Hostie, zuerst im Erzbisthum Tours, bald darauf in der ganzen römischen Kirche. Durch dergleichen Neuerungen im Cultus pflegte man die kirchliche Festsetzung einer bisher bestrittenen Lehre, im gegebenen Fall der Transsubstantiationslehre, vorzubereiten. Wurden sie von der Masse gut aufgenommen, so wagte man getrost auch die entsprechende Neuerung in der Lehre 2).

9.

Im Vorhofe der Basiliken befanden sich Brunnen oder sonstige Wasserversammler, daneben Kanne, Becken und Muschel, damit der Christ vor dem Eintritt ins Gotteshaus seine Hände wasche, mit reinen Händen den Leib des Herrn zu empfangen. Mit dem Verschwinden der Vorhöfe vom 7. Jahrhundert an fand die Waschung in einem Becken innerhalb der Kirche statt. Der heilige Ort verlieh im Volksglauben dem darin befindlichen Wasser eine besondere Weihe, so daß zum Zwecke der Reinigung ein bloßes Bespritzen mit demselben hinreichend schien. Die Priester, welche dem Teufel nicht bloß eine Herrschaft über den natürlichen Menschen, sondern auch über die Elemente der Natur beizumessen anfangen, gingen noch weiter und weihten das Sprengwasser durch Austreiben des Teufels unter Beschwörungsformeln.

2) Die Gestaltung der Transsubstantiationslehre in der römischen Kirche gab einen Hauptstützpunkt für hierarchische Ansprüche ab. Es wurde von diesem Punkte aus während des Mittelalters das Unglaublichste behauptet und angestrebt. So verbot auf einer Synode vom Jahre 1099 Papst Urban, daß irgend ein Geistlicher in ein Dienstverhältniß zu einem Laien träte, weil es schändlich wäre, daß hochheilige Priesterhände, welche — was nicht einmal einem Engel vergönnt sei — in der Messe „den allmächtigen Gott selbst fabricirten“, Laienhänden dienstbar wären, welche täglich und nächtlich durch unsaubere Berührungen besleckt würden. — Uebrigens hegte und predigte noch der Hofprediger Ludwigs XIV., der bekannte Jesuit Bourdaloue, ganz dieselbe Ansicht. Den Priestern, meinte er, gebühre größere Ehre als der Jungfrau Maria, weil Jesus Christus, unser Gott, im Leibe der Jungfrau Maria nur einmal Fleisch geworden, während er dagegen in den Händen der Priester tagtäglich, so oft sie Messe läsen, Fleisch werde.

Bergebens eiferten angesehenen Kirchenväter dagegen als eine heidnische Uebung¹⁾; die Besprengung der Gläubigen durch den Priester mit dem Weihwedel, das Sichbetupfen mit Weihwasser in Form des Kreuzes ward zuletzt allgemeiner Cultusbrauch.

Waren in den Tagen der Verfolgung die Christen oft genöthigt gewesen, ihre nächtlichen oder unterirdischen Zusammenkünfte mit Lichtern künstlich zu erhellen, so bewog das Wohlgefallen am Lichtglanze und sinnbildliche Deutung der brennenden Lichter auf Christus, das „Licht der Welt“, die zur Herrschaft gelangte Kirche, die Lichter auch am hellen Tage für ihren Gottesdienst beizubehalten, und das konstantinische Zeitalter zeigte seine Prachtliebe in Anschaffung kostbarer Kirchenleuchter²⁾. In späterer Zeit kam die „ewige Lampe“ auf, wahrscheinlich veranlaßt durch das Gleichniß Christi von den zehn Jungfrauen. Als die Heiligen vollständig die Stelle der alten Götter eingenommen und zu Noth Helfern der Gläubigen geworden waren, fing man an, Wachskerzen als Opfergabe vor ihren Bildern zu verbrennen; man that ihnen auch Gelübde und widmete ihnen nach Erfüllung gewisser Wünsche oder nach Rettung aus Gefahren Votivtafeln.

Die innerliche, aber nur desto wirksamere Reaction des Juden- und Heidenthums gegen das siegreiche Christenthum knüpfte endlich selbst an den Geruchssinn der Gläubigen an. Noch der Kaiser Theodosius hatte jeden Gebrauch des Weihrauchs selbst im Privatleben aufs Strengste untersagt. Was half es? Im 5. Jahrhundert hauchten bereits Kästchen und hohle Thierbilder ihre Weihrauchdämpfe über den Altar, das Opfer und die Priester. Im 12. Jahrhundert kamen die schwingenden Rauchfässer auf, womit man die Reliquien und Heiligenbilder, Altar, Opfer und Priester beräucherte. Man gründete diese Ceremonie auf das A. T. und die Offenbarung Johannis (8, 3—6). Die protestantische Kirche hat all dies Prächtige und Sinneberauschende des Cultus entfernt. Besonders die Bilderstürmer der

1) Justinus Martyr bezeichnete dieselbe noch als eine Erfindung der Teufel zur Nachäffung der Taufe. Was zu seiner Zeit erst vereinzelt vorkam, siegte später durch den Aberglauben der Menge und dessen Pflege durch die Priester. Wirklich hatten die Heiden bei der Pforte ihrer Tempel heiliges Wasser zum Besprengen, auch Weihwedel, womit ihre Priester das Volk besprengten. Das Wasser wurde mit Salz gemischt und ebenfalls von den Priestern geweiht.

2) Das Aufkommen der Kirchenbeleuchtung am hellen Tage mag auch durch die Erinnerung an den Leuchter des jüdischen Tempels mit veranlaßt worden sein.

reformirten Kirche wollten Nichts mehr in der Kirche sehen, als weiße Mauern³⁾. Nur die lutherische Kirche behielt den Altar bei, in der reformirten wird meist der Taufstein in einen Abendmahlstisch umgewandelt.

Längst waren in Griechenland die Wasserorgeln bekannt gewesen. Die erste Windorgel soll Hieronymus im Jahre 400 in Jerusalem gehört haben. Im Abendlande, besonders in Deutschland, vervollkommnete sich dies herrliche Instrument sehr schnell. Da aus Mangel an Volksbildung der Gemeindegesang bald sehr unordentlich geworden, hatte Papst Vitalianus im 7. Jahrhundert denselben durch Errichtung kirchlicher Sängerköre zu ersetzen gesucht, welche von nun an in der Kirche immer allgemeiner in Aufnahme kamen. Doch ein Sängerkor ersetzte die majestätische Gewalt des Gemeindegesanges nicht. Darum führte derselbe Papst die Orgel zur Begleitung des Kirchengesanges ein. Die Orgeln erhielten prächtige Verzierungen und wurden so beliebt, daß die Legende ihre Erfindung der heiligen Cäcilia zuschrieb, welche in einer Weisestunde der Engel Lobgesang vernommen und hierauf begnadigt worden, durch dies Instrument die himmlischen Harmonieen sterblichen Ohren nahe zu bringen. Die Bilderstürmer der Reformation zertrümmerten in ihrem Vandalismus auch die Orgeln. In der lutherischen Kirche zwar wurden die Orgeln beibehalten; in der reformirten aber, zumal in der schweizerischen, schaffte man sie ab, bis einzelne Städte im 18. Jahrhundert dieselben wieder einführten.

10.

So lange noch Erwachsene getauft wurden, erschienen die Täuflinge in weißem Gewande, zum Zeichen, daß sie den neuen, gereinigten Menschen vermittelt des Bades der Wiedergeburt anzögen. Bei der Trauung vor der Gemeinde war die Braut verschleiert und bekränzt. Trotzdem, daß sich die Scheidung der Cleriker von den Laien früh bemerkbar machte, kam doch lange Jahrhunderte hindurch kein eigentlich priesterliches, nur für den Cultus bestimmtes Gewand auf. Die lange *Stola*, die kurze *Dalmatika*, die *Alba*, von ihrer weißen Farbe so genannt, wurden bis ins 9. Jahrhundert von den Priestern sowohl im Privatleben, wie beim Gottesdienste getragen. Dann erst ward verordnet, daß der Priester die *Alba*, in welcher er den Gottesdienst verrichte, außerhalb der Kirche nicht tragen dürfe. Nur

3) Die freilich unsäglich trostlos weiß sind.

die Veränderung der Kleidermode unter den Laien erhob diese von den Priestern beibehaltenen Kleidungsstücke allmählig zur Priesterkleidung. Aus dem runden, geschlossenen Oberrock, den die Römer früher auf Reisen und Märschen trugen, entwickelte sich zuerst das vorge schriebene Alltagskleid, dann, als die Laien ihn nicht mehr trugen und die Priester sich seiner nur noch bei Ausübung des Cultus bedienten, das mit Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen verzierte *M e ß g e w a n d*. Die protestantischen Geistlichen wählten als ihre cultische Kleidung den einfachen, schwarzen Chorrock. Da und dort brachte die französische Revolution jenes schattenähnliche schwarze Mäntelchen der französischen Abbés in Aufnahme, jenes leichte Ding, welches hinten wie eine Schürze über den Grad herunter hängt.

Wie alles Uebrige im Cultus, so veräußerlichte sich endlich auch das Gebet. Schon im 4. Jahrhundert hatten die Einsiedler der Thebais ihre Gebete nach einem Kerbholz abzuzählen begonnen. Viel und lange beten galt dem überhandnehmenden Geiste der Werkheiligkeit für etwas Verdienstliches, und es ist ganz folgerichtig, auch religiöse Verdienste, wenn man solche annimmt, gerade so zu zählen, wie verdiente Tagelöhne. Aus dem Kerbholz der Mönche und Einsiedler entstand der *Rosenkranz*, welcher je zehn kleinere und eine größere Kugel fünfzehn Mal enthält. Bei jeder Kleinern wird ein Ave Maria, bei jeder größern ein Vaterunser (Paternoster) gebetet. Im 13. Jahrhundert kam er durch die Dominikaner, deren Ordensstifter ihm die vorgeschriebene Gestalt gegeben haben soll, in allgemein kirchlichen Gebrauch¹⁾. Im frühesten christlichen Alterthum betete man mit ausgebreiteten Armen, um so dem Leibe die Gestalt des Kreuzes zu geben. Man beschrieb Kreuze mit den Händen bei jeder heiligen Handlung, insbesondere bei der Taufe und Benediction (Segensertheilung), ebenso späterhin beim Eintritt in die Kirche und beim Hinausgehen, nachdem man zuvor die Finger in Weihwasser getaucht. Auch bei Hause bekreuzigte man sich schon frühe, vor wichtigen Unternehmungen, in Gefahren, beim Beginn der Mahlzeit u. s. w. Bis zum 5. Jahrhundert war die Bekreuzigung nur eines Körpertheils, der Stirne (als Sitz des Geistes) oder des Mundes (ihn vor sündlichen Reden zu behüten) oder der Brust (Sitz der argen Gedanken) ge-

1) Der Rosenkranz findet sich bekanntlich auch bei den Buddhisten und Mohamedanern. Heidnische Völker von hoher geistiger Regsamkeit, wie die Hellenen und Germanen, hatten ihn nicht.

bräuchlich, hernach beschrieb man das Kreuz über alle diese drei Theile (deutsches Kreuz) oder statt des Mundes über die beiden Schultern (lateinisches Kreuz). Gewöhnlich wurde beim „Kreuzmachen“ die Dreieinigkeit angerufen. Zuerst ein Hülfsmittel sittlicher Wachsamkeit, ward die Befreiung bald und immer mehr für ein Mittel von magischer Kraft gegen den Fürsten der Hölle und seine Dämonen gehalten.

Ein Heraustrreten des Cultus aus der Versammlung der Gemeinde erkennen wir besonders in der Nothtaufe, in der Privatcommunion und der letzten Delung. Die Nothtaufe war eine Folge der nachaugustinischen Lehre, daß ungetauft verstorbene Kinder nicht selig würden. Auch in der protestantischen Kirche ist sie hin und wieder ertheilt worden, wo nämlich der Volksglaube stärker war, als der Geist der Reformatoren. Aus der früher erwähnten Sitte uralter Zeit, das übriggebliebene Nachmahlbrot für die zu Hause gebliebenen Gläubigen mitzunehmen, entstand die Mittheilung des Sacramentes an Sterbende. Im 12. Jahrhundert ward die „letzte Delung“ Todkranker ebenfalls zum Sacrament erhoben.

Achtes Kapitel.

Die Kirche: ihr Triumph, ihre Verfassung, ihre Spaltung.

1.

In den beiden vorhergehenden Kapiteln ist dargestellt worden, wie die Fassung der Lehre Christi im Verlaufe der Jahrhunderte theoretisch sich entwickelte und wie die so außerordentlich wandelbare Theorie im Cultus den entsprechenden praktischen Ausdruck fand. Jetzt sind die Wandelungen der religiösen Gemeinschaft zu betrachten, welche von Christus unter den Menschen gestiftet wurde. Wir handeln also in diesem Kapitel von der christlichen Kirche im weitesten Sinne des Wortes; denn fernab von der historischen Betrachtungsweise liegt jener Particularismus, welcher in dieser oder jener Kirche oder Confession die „allein seligmachende“ erblickt. Wir ver-

stehen daher unter der Kirche Christi die Gesamtheit derer, welche Jesus von Nazareth als den Christus anerkennen, weil dies das Gemeinsame aller christlichen Fractionen ist.

Die rein äußerliche Entwicklung der Kirche vollzieht sich in ihrem Kampf gegen das Judenthum und Heidenthum von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Ihre rein innerliche Entwicklung stellt sich dar in der Geschichte der Kirchenverfassung. Eine Folge der Entwicklung in Lehre, Cultus und Verfassung, aber die äußere Gestaltung der Kirche bedingend, ist die Geschichte der Kirchentrennungen, welche unter Anderm auch das Sektenwesen zu berühren hat. Von diesen drei Gesichtspunkten aus wird sich die Kirchengeschichte im eigentlichen Sinn des Wortes eben so klar als erschöpfend darlegen lassen. Die Anknüpfungspunkte an die Entwicklungsgeschichte der Lehre und des Cultus werden sich von selbst in genügender Anzahl darbieten.

2.

Das Christenthum war aus dem Schooße des Judenthums hervorgegangen; unter den Juden war der erste Wirkungskreis seiner Apostel; die Existenz des Judenthums bedrohte es zuerst und hatte daher von dieser Seite her die ersten Anfechtungen zu bestehen. — Die Apostelgeschichte datirt das erste selbstständige Auftreten der Gläubigen als Gemeinde, den ersten Eroberungszug des Christenthums in das Gebiet des Hebraismus, von der Geistesausgießung am Pfingstfest, wo die Gläubigen ausgerüstet wurden mit den nöthigen Waffen (Geistesgaben, Charismen) zur Eroberung des Erdkreises. Wie immer man sich diese Wunderlegende zurechtlegen möge, bei Gelegenheit irgend eines außerordentlichen Ereignisses muß die Mittheilung des „Geistes“ vermittelt Handauflegung der Apostel, diese durch die Geschichte des Cultus zu historischer Gewißheit erhobene Thatsache, ihren Anfang genommen haben; denn der allgemeine Glaube der ersten Jahrhunderte an den Erfolg der Handauflegung läßt sich kaum anders erklären.

Gleich nach der Geistesausgießung sind der Gemeinde, laut der Apostelgeschichte, durch eine Rede des Petrus bei 3000 Seelen hinzugefügt worden; darunter hellenistische Juden (die unter den Heiden wohnten und aufs Fest nach Jerusalem gekommen waren) und Proselyten (Judengenossen), welche letztere bereits das heidenschristliche Element in der Gemeinde vertraten.

Noch dachten, wie es scheint, die Synedristen an kein Einschreiten; vermuthlich, weil sie mit der persönlichen Unterdrückung Jesu auch seine Sache vernichtet zu haben meinten. Als aber die Predigt der Apostel Petrus und Johannes von dem Auferstandenen im Tempel vor allem Volk Aufsehen erregte, erhob sich besonders die sadduzäische Partei gegen sie, und die übrigen Rathsglieder widersetzten sich den Gewaltthätigkeiten gegen die Apostel um so weniger, da in der Predigt der Apostel vom gekreuzigten und auferstandenen Messias ein Vorwurf auch gegen sie als Mitschuldige seiner Kreuzigung enthalten war. Nur der Pharisäer Gamaliel warnte, unter Hinweisung auf die bereits erschienenen falschen Propheten Theudas und Judas, allzuweit zu gehen, worauf sich der Rath, da die Apostel schon Gefängnisstrafe erlitten, begnügte, ihnen Streiche geben zu lassen, mit dem strengen Verbot, jemals wieder dergleichen Lehren vorzutragen. Aber siekehrten sich nicht daran und wirkten nur um so eifriger fort.

Eine weitere Verfolgung ging etwas später von dem Gesetzesifer der pharisäischen Partei aus. Der Diakon Stephanus, der Erste jener Richtung unter den Christen, welche die Losreißung des Christenthums vom Mosaismus erstrebten, hatte die Unzulänglichkeit des mosaischen Gesetzes und Gottesdienstes in öffentlicher Synagoge, dann auch vor dem hohen Rath verfochten. Er wurde dafür gesteinigt und derselbe Saulus, welcher späterhin diese nämliche Richtung zu ihrer durchdachtesten Ausbildung bringen sollte, sah damals dem Märtyrertode seines Vorgängers mit Wohlgefallen zu, ja er wird als der Eifrigste bei der mit Stephanus Hinrichtung ausbrechenden allgemeinen Christenverfolgung zu Jerusalem genannt. Diese Verfolgung bezeichnet den Beginn der Verbreitung des Christenthums außerhalb Jerusalems. Philippus streute mit großem Erfolg den Samen des Evangeliums in Samaria aus. Andere flohen nach Damaskus und suchten dort dem Evangelium Anhänger zu gewinnen. Damals sind die ersten Sendboten Christi auch nach Antiochien, der gewaltigen Hauptstadt Syriens, gekommen. Auf die Nachricht von dieser weiteren Ausbreitung des Christenthums verlangte Saulus Vollmacht vom Synedrium, die Verfolgung auch in Damaskus zu beginnen, da ward er, wie er im ersten Korintherbrief (15, 8) selbst andeutet, durch eine Erscheinung Christi bekehrt. Statt nun die Christen in Damaskus zu verfolgen, predigte er daselbst sofort den Glauben an Christus und ward mit knapper Noth vor der Wuth der enttäuschten Juden errettet. Die Bekehrung des Saulus, welche zwischen 35—41 nach

Ehr. Geb. gesetzt wird, ist eins der folgenreichsten Ereignisse in der Kirchengeschichte. Er war Schüler des Pharisäers Gamaliel, ein feuriger Eiferer für das Gesetz Moses, ein durchaus offener Charakter, und plötzlich, äußerlich wenigstens nicht vorbereitet, ist er der Mann, welcher dem Gesetze Moses den Todesstoß versetzt und das Christenthum zur Weltreligion erhebt! Dergleichen Feuergeister sind in ihren plötzlichen Umwandlungen wie eine Kugel, die, im sausenenden Fluge auf einen undurchdringlichen, elastischen Gegenstand stoßend, mit eben so großer Heftigkeit die entgegengesetzte Richtung einschlägt.

Während sich das Wirken des großen Heidenapostels in Damaskus vorbereitete, fühlte sich auch Petrus, der Hauptapostel „Derer aus der Beschneidung“, durch eine „höhere Erleuchtung“ auf die Befehrung der Heiden hingewiesen und begann dieselbe mit dem römischen Hauptmann Cornelius zu Toppe. Mit Geschick vertheidigte er sich hierüber gegen die Vorwürfe der streng mosaisch Gesinnten im jüdischen Lande. Auch zu Antiochia gab es bereits Heidenchristen, welche von hellenistischen Juden aus Cypern und Cyrene befehrt worden waren. Sicherer, als in Damaskus, konnte Paulus¹⁾ hier seine Wirksamkeit fortsetzen. Barnabas, der ihn aus seiner Vaterstadt Tharsus abholt, war sein Mitarbeiter in Antiochia. In dieser Stadt erhielten die Gläubigen von ihren heidnischen Gegnern zuerst den Namen Christianer. Von den Juden wurden sie verächtlich Galiläer oder Nazareer, später auch von den Heiden Nazarener genannt.

Die zweite Christenverfolgung zu Jerusalem, nur gegen einzelne Führer der Gemeinde gerichtet, erhob Herodes Agrippa, um, wie die Apostelgeschichte andeutet, sich bei den Juden beliebt zu machen und durch solchen Eifer für das Gesetz Moses viel Unmosaisches in seinen Handlungen zu bedecken. Jakobus, den Sohn des Zebedäus, ließ er mit dem Schwerte hinrichten, den Petrus in Ketten legen. Er machte aber der Verfolgung ein unfreiwilliges Ende, indem er an einer ekelhaften Krankheit verschied. Die erste Missionsreise des Paulus, in Begleitung des Barnabas unternommen,

1) Man vermuthet, Paulus sei sein Name als römischer Bürger, Saul sein jüdischer Name gewesen. Daß er von Apostelgesch. 13, 9 an immerfort Paulus genannt wird, hat wohl seinen Grund schwerlich in der Befehrung des Sergius Paulus, sondern darin, daß die Apostelgeschichte mit jenem Kapitel die Erzählung seiner Missionsreisen beginnt, durch welche sein römischer Name besonders berühmt geworden war als gebräuchlicher Name des Heidenapostels.

wird ziemlich übereinstimmend in das Jahr 44 gesetzt. Von Antiochien aus gingen sie nach Seleucia und schifften von da nach der Insel Cypern, wo sie den Statthalter bekehrten. Weiter ging die Reise nach den kleinasiatischen Landschaften Bamphylien, Pisidien und Lykaonien, dann wieder durch die nämlichen Bezirke zurück nach der Küstenstadt Attalia, von wo sie nach Antiochien zurückkehrten. Auf dieser Reise predigte Paulus überall zuerst in den jüdischen Synagogen, wo solche vorhanden waren. Die Heiden hörten ihre Predigt theils in diesen Versammlungen, theils ward ihnen das Evangelium besonders vorgetragen. Die streng mosaisch gesinnten Juden stritten zuerst mit den Aposteln in den Synagogen. Als sie jedoch mit geistigen Waffen Nichts ausrichteten, machten sie Gebrauch von ihrer allbekanntesten Geschicklichkeit, Aufruhr zu erregen, und hezten, wo sie konnten, den heidnischen Pöbel zu Gewaltthatigkeiten gegen die Apostel. Das war außerhalb Jerusalems, zum Theil auch in dieser Hauptstadt selbst, der Juden Kampfweise gegen das Christenthum. Nachdem die Apostelversammlung zu Jerusalems ungeachtet eifriger Vorstellungen, die von gläubig gewordenen Pharisäern ausgingen, beschlossen hatte, den Heiden, welche Christen werden wollten, die Beschneidung zu erlassen, und nur die Befolgung der vier noachischen Gebote von ihnen zu fordern, unternahm Paulus, abermals von Antiochien aus, seine zweite Bekehrungsreise um das Jahr 50. In Begleitung von Timotheus und Silas besuchte er die in obgenannten kleinasiatischen Städten gestifteten Gemeinden, durchzog Phrygien, Galatien und Mysien und setzte von Troas nach der Insel Samothrake, von da nach Macedonien über, wo er zu Philippi und Thessalonich Gemeinden gründete. Weiter predigte er das Evangelium in Beroe und Athen. Einen längern Aufenthalt nahm er zu Korinth. In Ephesus sodann ward er wohl aufgenommen, blieb aber nicht lange daselbst, sondern reiste über Casarea nach Jerusalems. Auch auf dieser zweiten Reise erfuhr Paulus in Thessalonich und Beroe Proben von der Aufwieglerkunst der Juden. Ihre Lästerungen in der Synagoge zu Korinth bewogen ihn, die Juden daselbst aufzugeben und sich den Heiden zuzuwenden. Von Antiochien aus unternahm Paulus später seine dritte und letzte Missionsreise um das Jahr 54, hauptsächlich zur Stärkung und Vergrößerung der bereits gestifteten Gemeinden in Ephesus, Macedonien, Griechenland und Troas. Während eines längeren Aufenthaltes zu Ephesus erhoben sich zum ersten Mal, ohne von den Juden angestiftet zu sein, die Heiden gegen ihn. Der Silberarbeiter Demetrius sammt

seiner Zunftgenossen, denen nicht mit Unrecht bange war um den Verlust des reichen Gewinns, welchen ihnen die Nachbildung des hochberühmten Dianentempels in Silber brachte, erregten einen Aufstand gegen die Christen, jedoch ohne weiteren Erfolg. Durch Vorsicht entging Paulus auf dieser seiner dritten Reise den Nachstellungen der Juden. Zu Jerusalem selbst aber, wo er zur Feier des Pfingstfestes eingetroffen, erregten die daselbst anwesenden astatischen Juden einen so gewaltigen Aufruhr gegen ihn als Zerstörer des mosaischen Gesetzes, daß die Römer nur mit Mühe sein Leben retteten. Seine weiteren Schicksale sind bekannt. Von der römischen Gefangenschaft aus wirkte er noch durch Briefe und Sendboten auf die von ihm gestifteten Gemeinden. In der großen Christenverfolgung unter Nero soll er enthauptet worden sein.

In Rom war eine Christengemeinde durch Judenchristen schon vor dem Jahre 54 gestiftet worden. Gegen Ende des 1. Jahrhunderts zeigen sich Christengemeinden bis an den Euphrat hin, ferner in Aegypten (Alexandrien), im proconsularischen Afrika, in Spanien, Gallien und Britannien, ohne daß sich deren Ursprung mit historischer Sicherheit nachweisen ließe. Die Widerstandskraft des Judenthums war mit der Zerstörung Jerusalems gebrochen. Von da an mußten die Juden bei den heidnischen Christenverfolgungen die Gelegenheit suchen, ihren Eifer für das Gesetz an den Christen zu bethätigen. Nur in jenem letzten furchtbaren Aufblühen des jüdischen Nationalgeistes unter Hadrian, als in dem „Sternensohn“ der erwartete Messias begrüßt worden und unter dessen Anführung das letzte jüdische Heer Palästina durchzog; konnte Moses noch einmal an den verhassten Nazaraern gerächt werden ohne Bethülfe der Heiden. Als Rom damals die Macht des Judenthums vernichtete und auf den Trümmern von Jahve's Tempel die Statue des Jupiter Capitolinus aufrichtete, hatte sein eigener Zerfallsprozeß durch das Christenthum schon begonnen.

3.

Mit Nero begann das bisher meist gleichgültige oder aus Geringschätzung nachsichtige Heidenthum seinen Kampf gegen das Christenthum, zwar noch nicht aus prinzipiellen Gründen, wie später die besseren Kaiser, Trajan, Hadrian, Antoninus der Philosoph, Severus und Diocletian diesen Kampf führten, sondern zunächst aus Rachewuth über die Verbrennung Roms,

welche der kaiserliche Phantast selbst angeordnet, um sich Troja's Brand recht lebhaft zu vergegenwärtigen, deren Anstiftung er jedoch bald auf die Christen zu schieben für gut fand ¹⁾. Der in Rom herrschende Haß gegen die Juden umfaßte auch die Christen, aber bloß, weil man sie als eine jüdische Sekte betrachtete und zum Theil mit jenen Zeloten unter Judas dem Gauloniten, die auch Galiläer genannt wurden, verwechselte ²⁾. Daß Nero zum Schilde seiner eignen Sicherheit statt der Juden die Christen wählte, hatten Erstere wesentlich einigen mächtigen Fürsprechern unter Nero's Günstlingen zu verdanken. Diese erste Christenverfolgung in Rom war die Ursache, daß Rom den Christen als das zweite Babylon erschien, dessen Untergang, ihrem Glauben zufolge, die Offenbarung Johannis weissagte, und Nero als der Antichrist, welchen die Offenbarung darstellte als das Thier mit den sieben

1) Der strenge Tacitus, gewiß kein Freund Nero's, läßt es indessen unentschieden, ob Nero wirklich der Anstifter des Brandes gewesen. Sequitur clades, forte an dolo principis, incertum, nam utrumque auctores prodidere. Annal. XV, 38.

2) Wir werden unten sogleich auf die Gründe zu sprechen kommen, welche den Römern die Christen verdächtig machten. Hier sei der berührt, daß jene auch in den Schriften der Kirchenväter häufig betonte Geheimnißthuerei, womit die Christen ihre gottesdienstlichen Uebungen vollzogen, namentlich das Mysterium des Abendmahls, bei den Heiden den allerschlimmsten Argwohn erweckte. Selbst wissenschaftlich und sittlich so hochgebildete Männer, wie Tacitus, blickten auf die Christen mit unversholnem Abscheu. Man höre nur des großen Geschichtschreibers berühmten Bericht über die Christenverfolgung unter Nero: — „Um das Gerücht — (daß er der Anstifter des Brandes von Rom sei) — zu vernichten, unterschob Nero Schuldige und belegte diejenigen mit den ausgesuchtesten Strafen, welche, wegen ihrer Abscheulichkeiten verhaßt, vom Pöbel Christianer genannt wurden. Dieses Namens Urheber, Christus, war unter des Liberius Regierung von dem Procurator Pontius Pilatus hingerichtet worden. Der heillose Aberglaube, für den Augenblick unterdrückt, brach neuerdings aus, nicht nur in Judäa, dem Mutterlande dieses Unheils, sondern auch in Rom, wo ja überallher alles Scheußliche und Schmachvolle zusammenströmt und Anhang gewinnt. Nun wurden zuerst Solche ergriffen, die sich dazu — (zum Christenthum) — bekannten, dann auf deren Angabe eine große Menge, nicht sowohl des Verbrechens der Brandstiftung als vielmehr des allgemeinen Hasses der Menschheit Ueberwiesener. Ihre Hinrichtung ward mit Hohn begleitet, indem sie, in Thierfelle gehüllt, von Hunden zerfleischt wurden oder, mit Pech überzogen, bei einbrechender Dunkelheit als Fackeln brannten. Deshalb regte sich für die allerdings Schuldigen und mit Recht auf unerhörte Weise Bestraften das Mitleid.“ Annal. XV, 44. Sueton (Nero, 16) bezeichnet die Christiani als ein genus hominum superstitionis novae ac maleficae (eine Menschenart von neuem und böartigem Aberglauben).

Köpfen und sieben Hörnern, dessen Zahl 666 ist³⁾. In der Verfolgung unter Nero soll auch Petrus den Märtyrertod erlitten haben. Das Schicksal der übrigen Apostel gehört größtentheils den Dichtungen der Legende an. Unter ihnen soll bloß Johannes eines natürlichen Todes gestorben sein.

Bei der hier gebotenen Gelegenheit bemerken wir, daß, was die Blutzengen der Religion Christi angeht, die Zahl der Märtyrer durch die Legende ohne Zweifel bedeutend übertrieben worden ist, da und dort geradezu in's Ungeheuerliche. Indessen das tumultuarische Verfahren des heidnischen Volkes bei den Christenverfolgungen, die Ausdehnung des römischen Reiches und die vielfache Willkür der Provinzialbeamten gegen die Christen lassen es anderweitig bedenklich erscheinen, die Zahl der Märtyrer in dem Maße zu beschränken, wie Gibbon es versucht hat⁴⁾. Der begeisternde Gedanke: „Durch die Nachfolge des Kreuzes Christi gehe ich sofort ein zu seiner Herrlichkeit“, stärkte selbst Jungfrauen und Unmündige, die größten Qualen mit bewundernswürdiger Gelassenheit zu ertragen, verleitete aber auch, besonders in spätern Verfolgungen, verbunden mit der geheimen Begierde nach den kirchlichen Ehren des Martyriums, Viele, die Bluttaufe recht absichtlich zu suchen. Gleichwohl konnten die edleren Gemüther unter den Heiden solche Obmacht des Geistes über die Todeschauer der leiblichen Natur nicht ohne hohe Bewunderung anschauen. Auf die Bewunderung aber folgt leicht die Zuneigung zu einer Sache, die mit solchem Heldenmuth verfochten wird, und aus dem Blute eines Märtyrers erwachsen zehn neue Bekenner Christi⁵⁾. Hinwieder mußte die Kirche ihre Glieder vor furchtsamer Verläugnung des Glaubens aufs Nachdrücklichste abzuschrecken durch die Schmach der Ausstoßung (Excommunication), welche sie über die Treulosen verhängte, sowie durch die schwere, langwierige Buße, die ein Abtrünniger bis zu seiner Wiederaufnahme durchzumachen hatte. Wer auch nur ein Exemplar der heil. Schrift an die heidnische Obrigkeit ausgeliefert, oder sich von einer heidnischen Magistratsperson das falsche Zeugniß hatte ertheilen lassen, er habe den Göttern geopfert, wurde ausgestoßen und konnte nur durch jene Bußen zuletzt Verzeihung erlangen.

3) Diese kabbalistische Bezeichnung des Namens Offenbarung 13, 18 ergibt nach den Zahlenwerthen des hebräischen Alphabets die Worte Kesar Neron, Kaiser Nero.

4) Hist. of the decl. and fall of the Rom. emp., chap. 16.

5) Wir bemerken hierbei, daß Märtyrer nur Diejenigen genannt wurden, welche um Christi willen den Tod erlitten; Bekenner oder Confessoren hin-

4.

Daß die Römer, welche bisher gegen alle ausländischen Religionen so tolerant gewesen¹⁾, das Christenthum mit solcher Beharrlichkeit auszurotten suchten, daß von ihnen aus der Verfolgungsgeist auch auf die übrigen heidnischen Völker überging, daß Volk und Obrigkeit sich gegen die neue Religion so oft vereinten, das hat zwei Hauptgründe: den Volkshafß gegen die Christen und die Leidenschaften oder die Staatsgrundsätze der jeweiligen Kaiser.

Der heidnische Volkshafß traf die Christen, wie wir bereits bemerkt haben, zunächst als jüdische Sekte, denn die Juden, seit sie im Reiche genauer bekannt geworden, hatten sich durch ihr abgeschlossenes Wesen, ihre Verachtung gegen die Heiden als Unreine, ihren wüthenden Fanatismus, ihre Geneigtheit zu Empörungen, wo immer sie sich befinden mochten, die entschiedene Abneigung des heidnischen Volkes zugezogen. Dazu mochte auch beitragen ihre bildlose Gottesverehrung, welche im römischen Reiche allein stand und für „Atheismus“ erklärt wurde, als müßte, wer kein Gottesbild hat, überhaupt keinen Gott haben. Der nämliche Vorwurf traf mit doppelter Härte die Christen, weil sie noch einen weit auffallendern Abscheu gegen alles sogenannte Gözendienerische an den Tag legten. — Hatten ferner die Juden sich begnügt, ihre Religion den Heiden gegenüber zu behaupten, ohne offene und entschiedene Angriffe gegen das Heidenthum zu unternehmen, so erklärten dagegen die Christen alle Heidenthümer für Ausgeburten der Hölle, die Götter für Teufel, welche die Menschen zu ihrer Anbetung verführt hätten²⁾, und die Gözendiener selbst für eine Beute der ewigen Verdammniß, von welcher einzig die Bekehrung zum christlichen Glauben erretten könne. Bald, verkündigten sie, bald werde Christus wiederkommen in Herrlichkeit, dem neuen Babel zum Untergang, den Ungläubigen zum Gericht, den Sehnigen zur unsterblichen Verherrlichung. Solche Lehren der Unduldsamkeit riefen naturgemäß auch auf Seite der

gegen die, welche Drohungen und Qualen zum Troß Christus laut bekannnten, aber nicht hingerichtet wurden.

1) Vgl. Thl. II, S. 201 und 219.

2) Daß schon die Juden einzelne heidnische Götter zu Teufeln degradirt hatten, ist früher gezeigt worden. Die Christen dehnten nach dem Vorgang des Paulus (1. Korinth. 10, 18—22) dies Verfahren nur weiter aus.

Heiden Unduldsamkeit hervor. Die Beschimpfung ihrer Religion erregte ihren Grimm, die Verkündigung des nahenden Untergangs den Verdacht, als gingen die Christen auf den Umsturz alles Bestehenden aus.

Bis auf Konstantin blieb der christliche Gottesdienst den Heiden gegenüber ein Mysterium. Da er seinem Hauptbestandtheil nach ein Opfer war, zu welchem nur die vollberechtigten Glieder der Gemeinde zugelassen wurden, und häufig nächtlicher Weile stattfand, so suchte Neugier oder Argwohn den Schleier des Geheimnisses zu lüften, und es gingen im Volk entsetzliche Gerüchte um über blutige Kinderopfer, anthropophagische Mahle und abscheuliche Wollustübung bei den gottesdienstlichen Versammlungen der Christen. Begreiflich! Denn die Heiden selbst hatten solcher Mysterien genug, und die Katholiken, d. h. die der rechtgläubigen Kirche angehörigen Christen waren leidenschaftlich genug, die Sektirer vor den Heiden derartiger Gräuel zu bezüchtigen, wie denn die Sektirer ihrerseits die Katholiken mit gleicher Münze bezahlten ³⁾.

3) In neuerer Zeit hat G. F. Daumer („Geheimnisse des christlichen Alterthums“, 1847) die von den griechisch-römischen Heiden gegen die Christen geschleuderte Anklage des Kannibalismus wieder aufgefrischt. Daumer betrachtet das Christenthum als eine Fortsetzung des alt-hebräischen Feuer- und Molochdienstes und daher ist ihm der christliche Gott ein „Molochstier und Molochofen“ (a. a. D. I, 15 fg.). Am Schlusse seiner zweibändigen Untersuchung kommt er zu dem Schluß, daß „Religion und Cultus des christlichen Alterthums über alle Maßen grausam und gräulich gewesen, daß die Gebräuche des Abendmahls und der Messe, die wesentlichsten in dieser Religion, in vollkommen anthropophagischen und anthropophagischen Cultusacten bestanden, daß hiebei eine Unzahl ganz eigentlicher und förmlicher Menschenopfer gefallen, indem man Kinder und andere Menschen mordete, und daß diese namenlose Barbarei etwas rein Prinzipmäßiges, schon in den ersten Anfängen (des Christenthums) Enthaltenes gewesen sei“ (II, 268—69). Daumer läßt sich keine Mühe geben, seine Leser zu überzeugen. Er weiß z. B. auf's Genaueste zu erzählen (I, 79 fg.), wie Christus mit seinen Jüngern bei Einsetzung des Abendmahls eigentlich ein Kind verzehrt und wie Judas Ischariot, aus Abscheu vor solchem Kannibalismus, die anthropophagische Gesellschaft beim Hohen Rathe denunciirt habe. Da in Daumers Augen Christus einmal ein Molochist war, so sieht und hört er aus der ganzen Geschichte des Christenthums nur molochistische Gräuel heraus. Da wird er denn manchmal, natürlich unfreiwillig, wahrhaft komisch. So, wenn er (I, 93 fg.) zu beweisen sucht, das Wort Jesu: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ sei eigentlich eine molochistische Opferformel gewesen. Trotz allen diesen Ausschreitungen der Consequenzmacherei muß aber bemerkt werden, Daumer hätte gar nicht so unrecht, wenn er sich darauf beschränkte, zu sagen, der Menschenopfercult habe mit dem Christenthum keineswegs sein

Die Absonderung der Christen von allem übrigen Volk nicht nur im Gottesdienst, sondern auch in Sitten und Gebräuchen und in der Lebensweise erregte ihnen ebenfalls viele Feinde. Selbst bei Gastmahlen wagten sie nicht zu genießen von dem Fleische eines Thieres, welches den Göttern geopfert worden, noch brachten sie aus ihren Bechern die gebräuchliche Libation dar. Ihren Abscheu gegen alles an den Götterdienst erinnernde Bildwerk an Geräthen, Kleidern und Wohnungen legten sie unverholen an den Tag. Gesellschaftliche Freuden flohen, den Glanz des Luxus verachteten sie. Theater, Tänze, Tierhegen, selbst fröhliche Weisen der Musik galten ihnen für Versuchungen des Teufels. Ein ödes, völlig freundloses Dasein schien der Sterblichen zu warten, wenn diese düstere Sekte Meister werden sollte.

Ende erreicht. Auch noch im Christenthum wurden Menschen geopfert. Dies leugnen, heißt eine ganze Menge von Zeugnissen der Geschichte und Sage mißachten. Das Christenthum hat bekanntlich die Opferidee nicht verworfen; es hat an die Stelle des Thieropfers nur ein höheres, ein höchstes, das des Sohnes Gottes, gesetzt. Behaupten, mit diesem einen und höchsten Opferact sei eben für immer die Sühne vollzogen worden, heißt der Kirchengeschichte ins Gesicht schlagen. In der Messe wurde und wird ja täglich die Opferung Christi wiederholt und täglich ist der Priester den Leib und trinkt das Blut Christi. Ist es da so wunderbar, wenn während des christlichen Alterthums und während des Mittelalters der rohe Sinn der Menge ihre altheidnischen Vorstellungen vom Werth des Menschenopfers durch das christliche „Mysterium“ bekräftigt fand? Gewiß nicht. Und ist es wunderbar, daß in Zeiten, wo Priester heute Messe lasen und morgen etwa wieder dem Thorr opferten, die Leute auf den Einfall kamen, dem Christengott, welcher sich den eigenen Sohn zum Opfer bringen ließe, müßte auch die Opferung von andern Kindern wohlgefällig sein? Ebenfalls nicht, wenigstens in den Augen eines Unbefangenen nicht. — Höchst auffallend hinsichtlich der Fortdauer des Menschenopfercults im Christenthum sind einige Aeußerungen in Luthers „Tischreden“ (zusammengest. von G. Seifart im „Deutschen Museum“ 1853). Es wird da förmlich und bestimmt gesagt, der im Mittelalter bei „unseren Vorfahren“ eingeführte Menschenopfergräuel habe bis in die Zeiten der Reformation fortgedauert und erst Kaiser Karl V. habe ihn abgeschafft. Noch Kaiser Maximilian I., der „letzte Ritter“, habe die Gewohnheit gehabt, in Kriegsgefahren Menschenopfer zu geloben, wie Sephta, und dann den Ersten Besten, der ihm begegnete, wirklich zu opfern. — Daumer führt (Jahrb. f. Wissenschaft und Kunst, I, 57) aus Garthausens „Studien über Rußlands innere Zustände“ auch ein unverdächtiges Zeugniß an, daß im Inneren Rußlands „Selbstverbrennungen, Selbstentmannungen und anthropophagische Baschmahlle noch immer im Schwange gehen.“ Namentlich werde da zur Feier der Ostersnacht einem jungen Mädchen die linke Brust abgeschnitten, in eine Schüssel gelegt, in kleine Portionen zerschnitten und von sämmtlichen Anwesenden als heiliges Mahl genossen.

Wessen Herz noch an den Lebensgenüssen und Schönheiten der alten Götterwelt hing, mußte sich aufgefordert fühlen, das Christenthum auf Tod und Leben zu bekämpfen.

Den Haß des Volkes gegen die Christen schürte vollends das Interesse der Priester, deren Ansehen zu schwinden drohte, deren Tempel immer spärlichere Weihgeschenke und Opfergaben eintrugen, sowie die Gewinnsucht der Soeten, Magier, Gaukler, welche immer schlechtere Geschäfte machten. Diesen Haß nährten auch die Besorgnisse der Künstler und Handwerker, welche Götterbilder oder sonst Gegenstände des Luxus verfertigten und nur durch das Aufkommen des Heiligendienstes und eines glänzenden Cultus unter den Christen allmählig getröstet werden konnten; ihn unterstützte endlich die Habsucht vieler Großen, welche gar zu gern das Vermögen der Christen einzogen, sowie die Raublust des Pöbels und seine Sucht, recht viele Gegenstände öffentlicher Einrichtungen zu gewinnen.

Seit Nero's Tode hatte die christliche Kirche sich 26 Jahre lang (68—94) ungestört im Reiche ausgebreitet, da stürzte der Argwohn Domitians, zu dessen Ohren das Gerücht von dem kommenden Reiche Christi in grobsinnlicher Auffassung gelangt war, den Frieden der Kirche durch den Befehl an die Statthalter aller Provinzen, die Christen als Feinde des Reichs zu verfolgen. Unter ihm ward der römische Bischof L. Flavius Clemens, ein Neffe Vespasians, den die unächten „Clementinen“ als einen Schüler des Petrus bezeichnen, als „Atheist“ enthauptet. Es kam den Christen wohl zu Statten, daß sie von allgemein gehaßten Unmenschen, wie Nero und Domitian, verfolgt worden; denn auf die Ermordung Beider folgte auch für sie, wie für die übrigen geplagten Unterthanen, eine Zeit der Ruhe. Wen ein Tyrann mißhandelt, der kommt dadurch stets in einen bessern Ruf. Erst der treffliche, aber dem alten Götterglauben ohne philosophische Strupel ergebene Trajan verfolgte die Christen aus Grundsatz, als Solche, die sich gegen göttliche und menschliche Majestät auflehnten⁴⁾ und dem erneuten Verbote geheimer Gesellschaften zuwider fortführen, durch ihre kirchliche Gemeinschaft einen Staat im Staate zu bilden. Trajan erkannte, wie tief auch das alte Staatsleben vom alten Götterglauben durchdrungen sei, wie die Aufrechthaltung der bürgerlichen Ordnung nicht allein von der obrigkeitlichen

4) Die Christen weigerten sich nämlich, den Bildnissen verstorbenen oder lebender Kaiser die vorgeschriebenen Ehren zu erweisen, versagten aber sonst den bürgerlichen Gehorsam keineswegs, nahmen auch an keinen Empörungen theil.

Gewalt, sondern auch von dem Glauben der Völker an die Götter als Schirmer des Staats von jeher abhängig gewesen, mit wie gutem Grund endlich wichtige Staatshandlungen stets von religiösen Ceremonien begleitet oder oft durch Orakel der Götter geleitet worden waren. Deswegen schien ihm das Wohl des Staates von der Aufrechterhaltung des Väterglaubens unzertrennlich und jeder Angriff auf den letzteren ein Verbrechen gegen die öffentliche Wohlfahrt. Mit seinem Freunde Plinius dem Jüngern, damals Statthalter in Pontus und Bithynien, vereinigte sich Trajan dahin, die Christen sollten nicht aufgesucht, aber auf eine mit der Unterschrift des Klägers versehene Klageschrift hin verhört und, wenn sie den Göttern nicht opfern wollten, bestraft werden ⁵⁾.

5) Das 10. Buch der Episteln des Plinius enthält seine Korrespondenz mit dem Kaiser. Der 96. (97.) dieser Briefe ist eines der merkwürdigsten Documente über das Urchristenthum und über das Verhalten der römischen Staatsgewalt zu demselben. Plinius schreibt: — „Bis jetzt habe ich es bei denen, welche mir als Christen angegeben wurden, auf folgende Weise gehalten. Ich fragte sie, ob sie Christen wären? Wenn sie gestanden, fragte ich sie zum zweiten- und drittenmale, und drohte ihnen mit der Todesstrafe; wenn sie beharrten, ließ ich sie hinrichten. Denn ich war überzeugt, daß, was es auch sei, was sie eingestanden, wenigstens ihr Ungehorsam und ihre unbeugsame Hartnäckigkeit gestraft werden müsse. Andere, welche von demselben Wahnsinn angesteckt waren, habe ich, weil sie römische Bürger waren, aufzeichnen lassen, um sie nach Rom zu senden. Bald zeigten sich nun, weil sich das Verbrechen wie gewöhnlich durch die Verhandlung verbreitete, mehrere Gattungen desselben. Ich erhielt eine Schrift ohne Namen, die das Verzeichniß vieler Namen enthielt, welche läugneten, Christen zu sein, oder je gewesen zu sein, und welche, indem ich ihnen das Gebet vorsprach, die Götter anriefen, und deinem Bilde, das ich zu diesem Endzwecke mit den Bildnissen der Götter hatte bringen lassen, mit Wein und Weihrauch-opferten, auch außerdem Christum lästerten: Dinge, zu welchen, wie man sagt, die ächten Christen nicht gezwungen werden können. Diese nun glaubte ich loslassen zu können. Andere, von einem Angeber als Christen angegeben, bekannten sich als Christen, läugneten es aber bald wieder: sie seien es gewesen, haben es aber wieder aufgegeben, einige vor drei Jahren, einige vor mehreren Jahren, einige sogar vor zwanzig Jahren. Alle beteten dein Bild und die Bildnisse der Götter an, auch fluchten sie Christus. Sie behaupteten aber, ihre Schuld und ihr Irrthum habe hauptsächlich darin bestanden, daß sie an einem gewissen Tage vor Tagesanbruch zusammengekommen seien und Christus, als einem Gotte, zu Ehren unter einander ein Lied gesungen, und sich durch einen Eid, nicht zu einem Verbrechen, sondern dazu verbunden haben, keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch zu begehen, ihr Wort nicht zu brechen, kein hinterlegtes Gut auf Verlangen abzuläugnen; hierauf seien sie gewöhnlich auseinander gegangen und nur zu einem Allen ohne Unterschied gemeinsamen, jedoch unschul-

Daß die Edicte Trajans und Domitians fortwährend in Kraft blieben, setzte die Christen auch unter günstiger gestimmten Kaisern vielfachen Mißhandlungen aus. Desto weniger blieben die von Trajan angeordneten Rechtsformen in Kraft. Der letzte Ueberrest republikanischer Freiheit schien sich unter Hadrian, seinem Nachfolger, dadurch geltend machen zu wollen, daß das Volk, wenn es um die Arenen oder sonst bei öffentlichen Festen versammelt war, mit tobendem Gebrüll die Hinrichtung der Christen forderte, und sie meist auch erhielt. Dieser schandbaren Lynchjustiz, welche besonders in Kleinasien und Griechenland geübt wurde, machte Hadrian erst auf die Vorstellung des Prokonsuls Granianus hin ein Ende. Sie kehrte wieder unter Marcus Aurelius, dem Philosophen, der als Stoiker dem Unsterblichkeitsglauben der Christen feindlich war und außerdem Trajans Staatsmaximen huldigte. In Smyrna und Gallien begann die Verfolgung mit öffentlicher Mißhandlung der Christen durch den heidnischen Pöbel. Die Obrigkeit trat niemals ernstlich dagegen auf, wenn sie auch einige Ordnung in die Schlächterei zu bringen wußte. Unter Septimius Severus gelangte die Lynchjustiz in Afrika zur Blüthe, sowie er, früher ein Beschützer der Christen, das Verbot erlassen hatte (i. J. 202), zum Christenthum oder Judenthum überzutreten. Den Zwischenraum der Ruhe bis auf Decius unterbrach nur die kurze Verfolgung unter Maximinus, der die Christen haßte, weil der sonst so grausame Caracalla, sein Vorgänger, ihrer geschont hatte. Die unter dessen an Ausdehnung mächtig gewachsene, aber im Geiste vieler ihrer Glieder geschwächte Kirche traf 250 ein harter umfassender Schlag durch das Edict des Decius, alle Christen sollten auf einen bestimmten Termin vorgeladen und aufgefordert werden, die gottesdienstlichen Bräuche der Staatsreligion zu verrichten. Die sich Weigernden sollte man mit der Folter zwingen, die Hartnäckigen hinrichten. Nun begann der Pöbel die Häuser der Christen zu erbrechen, zu plündern, zu verwüsten und die Geächteten selbst unter Mißhandlungen vor den Richter zu schleppen. Der Schrecken und die Qualen brachten Viele zum Abfall, eine Thatsache, welche die da-

digen Mahle wieder zusammengekommen; was sie jedoch nach einem Edicte, in welchem ich deinem Befehle zu Folge die Privatvereine verboten hatte, aufgehört haben zu thun. Um so nöthiger hielt ich es aber, von zwei Sklavinnen, welche Diakonissinnen genannt wurden, die Wahrheit durch die Folter zu erforschen. Ich entdeckte aber Nichts als einen verkehrten und ungemessenen Aberglauben, und schob die förmliche Untersuchung auf, um deine Befehle zu vernehmen.“

maligen Kirchenlehrer nicht schmerzlich genug beklagen zu können meinten. Wesentlich aus gefälliger Nachgiebigkeit gegen den heidnischen Volkshass verfolgte dann Gallus die Christen (252). Die Christen hätten, als eine verheerende Seuche hereinbrach, die öffentlichen Gebete und Opfer an die Götter mitmachen sollen. Ihre Weigerung erneute im Volk den alten Wahn, der besonders zu Trajans Zeiten unter den ungebildeten Ständen herrschend geworden zu sein scheint, um der Christen willen sende der Götter Horn Hungerstoth, Seuchen, Dürre, Ueberschwemmungen, Erdbeben, Kriegsunglück. Je mehr nun das Reich sank und die Kirche wuchs⁶⁾, um so entschiedener ward auch von Gebildeteren alles öffentliche Unglück den Christen als Erregern des Götterzornes beigemessen. Das ließ sich auch der altersschwache Valerian von dem ägyptischen Zauberer Macrianus weismachen und die Verfolgung wüthete, bis der greise Schwachkopf zum Fußschemel des persischen Königes Sapor geworden. Sein Sohn Gallienus machte der Verfolgung durch förmlichen Erlaß ein Ende. Unter Gallus und Valentinian hatte die allgemeine Standhaftigkeit der Gemarterten gezeigt, in der decischen Verfolgung sei die Spreu einstweilen vom Korne gestoben. — Die letzte große Christenverfolgung, welche nur durch das schonende Verfahren des Cäsars Konstantinus keine allgemeine ward, hatte statt unter dem Kaiser Diocletian, der, von dem Cäsar Galerius überredet, durch sein Verfolgungsedict das Christenthum gänzlich zu vertilgen suchte. Besonders hatte es dies Edict auf Vernichtung der Bibeln abgesehen. Sklaverei verhängte es über die Christen niedern Standes, zerstörte alle Freiheitshoffnung christlicher Sklaven, nahm den Christen alles Klagerrecht und damit den richterlichen Schutz, entsetzte die vornehmern Christen aller Würden und Aemter. Wiederholte Feuersbrünste in seinem Palaß, von Galerius, hierin einem zweiten Nero, den Christen aufgebürdet, bewogen Diocletian zu noch schärferem Verfahren, bis endlich das Edict erging, alle Christen mit den äußersten Mitteln zum Opfern zu nöthigen. Aber schon waren die Zeiten des allgemeinen Christenhasses vorüber und zuletzt erlahmten alle Werkzeuge der Reaction im Kampfe gegen die christliche Revolution. Dabei könnte es auffallen, daß meist nur die vergleichungsweise trefflichsten Imperatoren die Christen verfolgten, während Narren und Ungeheuer, wie ein Commodus,

6) Dieses Wachsen bezeugt mehr als alles Andere die legendarische Uebertreibung in den auf uns gekommenen Verfolgungsberichten.

ein Heliogabal und Caracalla, ihrer schonten, wenn das nicht daraus leicht sich erklärte, daß eben nur die guten Kaiser von der antiken Staatsidee erfüllt waren und dieselbe aufrecht zu erhalten suchten.

5.

Durch den unermüdllichen Befehrungseifer seiner Bekenner hatte sich das Christenthum schon zu Tertullians Zeiten (Anfang des 3. Jahrh.) von einer Gränze des Römerreiches bis zur andern, ja weit über dieselben hinaus bis unter die Germanen einerseits, die Perser und Armenier anderseits, verbreitet. Dazu half die Blüthe des Handels und Verkehrs, wie der kriegerische Marsch der Legionen gegen die überallher drohenden Feinde des Reiches. Auch innere Gründe wirkten mehr und mehr zur Uebernahme der neuen Religion mit. Die Standhaftigkeit ihrer Bekenner unter den Verfolgungen konnte ihres moralischen Eindrucks auf die Heiden nicht verfehlen. Die Gebildeten unter den Letzteren wurden einestheils durch die Bemühungen der christlichen Apologeten, von welchen wir in dem Kapitel über die christliche Wissenschaft reden werden, überzeugt oder anderntheils durch die tugendhafte Lebensführung vieler Christen gewonnen. Auf die Massen dagegen wirkte anziehend der Besitz der Wunderkraft, in welchem die Kirche angeblich sich befand und nicht weniger jener mächtige Zug, welchen eine im Siegen begriffene Sache stets auf die Menge übt. Endlich hatte das Christenthum noch den großen Vortheil, daß es der im römischen Weltreich bis zur Konfosität gesteigerten polytheistischen Zerbröckelung und Zerfahrenheit gegenüber als ein wohlgefügter Organismus dastand.

Zunächst zwar dauerte nach Diocletians Abdankung die Christenverfolgung im Orient fort, bald jedoch stimmte eine tödtliche Krankheit den Galerius milder. Sein Nachfolger in der Herrschaft des Ostens, Maximin, wollte eben die Verfolgung erneuen, als er im Kampfe gegen Licinius, den einen der beiden Herrscher des Westens, umkam. Licinius, der das gemeinschaftlich mit Konstantin verkündigte Toleranzedict seinerseits gebrochen, ward von Letzterem geschlagen und der Herrschaft beraubt. Als Alleinherrscher verkündigte nun Konstantin Glaubens- und Gewissensfreiheit im ganzen Reiche (324), wie er sie früher in Gallien aufrecht erhalten, so lange er nur diese einzige Provinz beherrscht hatte.

Man hat über die Beweggründe Konstantins zu diesem Schritte, sowie zu seiner stets größeren Begünstigung der Christen im Verlaufe seiner Re-

gierung vielfach hin und her gestritten. Geschichtlich erweisbar ist nicht, daß seine Mutter Helena schon vor 324 eine Christin gewesen und ihn in der christlichen Religion habe erziehen lassen. Von noch geringerer historischer Bedeutung, d. h. von gar keiner, ist auch die bekannte, von Eusebius erzählte Legende, Konstantin sei zum Christenthum bekehrt worden dadurch, daß ihm vor der Entscheidungsschlacht gegen Licinius am Himmel ein strahlendes Kreuz erschienen sei mit der Umschrift: „In hoc signo vinces.“ Die historischen Motive für die Bekehrung des Imperators liegen nicht im Bereiche der Mythen. Konstantin mochte durch die zahlreichen Christen am Hofe seines Vaters die neue Religion kennen, ihre Anhänger achten gelernt haben. Seinem Regentenblicke konnte die Macht der christlichen Partei und deren Bedeutung für seine Pläne, die Bürgerschaft tiefer Unterthänigkeit, welche in der christlichen Lehre vom duldbenden Gehorsam gegen die Obrigkeiten lag, die steghafte Gewalt der Begeisterung, welche das Feldzeichen des Kreuzes seinen zahlreichen christlichen Kriegern erwecken mußte, nicht entgehen. Darum erklärte er sich zum Schirmherrn der Christenheit. Auf der andern Seite konnte ihm auch nicht verborgen bleiben, daß die Christen noch in der Minderheit wären und daher die Heiden nicht geradezu in ihrer Religion gekränkt werden durften. Endlich schwankte sein eignes Gemüth noch immer zwischen christlichen und heidnischen Vorstellungen. Deswegen blieb er Anfangs bei dem Grundsatz allgemeiner Duldung stehen, behielt die Würde eines Pontifex Maximus bei, verordnete sogar ein regelmäßiges Befragen der Haruspices und empfing die christliche Taufe erst kurz vor seinem Tode.

6.

Das Christenthum war durch Konstantin Staatsreligion geworden, ohne daß er es förmlich dazu erklärte. Die Duldung nämlich umfaßte alle Religionen und schloß nur entschieden unästhetische Culte aus; aber den Vorzug hatte das Christenthum vor den übrigen Religionen des Reiches, daß der Kaiser selbst sich zum Schirmherrn kirchlicher Rechtgläubigkeit aufwarf, indem er nicht nur die Synode von Nicäa zusammenberief, sondern auch ihren Schlußnahmen seine förmliche Genehmigung erteilte und den Gehorsam gegen dieselben bei Strafe der Verbannung befahl. Durch diese Stellung zur obersten Staatsgewalt ermuthigt, im Begriffe, gegen Andersdenkende unter den Christen selbst aller Duldsamkeit zu entsagen, ward die

kaum zuvor verfolgte Kirche von Verfolgungsgelüsten gegen das Heidenthum ergriffen. Die ersten Schritte Konstantins gegen das Heidenthum waren der Art, daß sie den Heiden selbst nicht auffallen konnten, da der römische Senat und etliche Kaiser früherhin Aehnliches gethan. Er verbot alle Wahriagerei, mit ihr die Orakel der Götter, zerstörte phönitische Tempel wegen unzüchtigen Götterdienstes und schaffte die Priester des Nil ab. Zur Beraubung vieler griechischen und asiatischen Tempel aber standen ihm Bischöfe und christliche Beamte bei, mit jenem Eifer, welchen früher die Heiden in Beraubung und Zerstörung christlicher Kirchen an den Tag gelegt. Nachdem das Beispiel des Kaisers die Menge der Unentschiedenen, Grundlosigen und mit der Religion Speculirenden für das Christenthum gewonnen hatte, durfte sein Sohn Konstantius bereits wagen, die Schließung der heidnischen Tempel zu befehlen und die „Gözenopfer“ bei Strafe der Hinrichtung und Confiscation zu verbieten. Freilich konnte dies Edict wegen der noch immer vorhandenen großen Menge der Heiden einstweilen nicht durchgeführt werden. Auch hatte Konstantius, und dies thaten nach ihm noch sechs Kaiser, den Titel eines Pontifex Maximus ebenfalls angenommen, ja es geduldet, daß der Senat seinen Vater Konstantin nach dessen Tode unter die Götter versetzte. Solche Inconsequenz trug begreiflich Vieles dazu bei, die Kraft des genannten Edictes zu lähmen. Die arianische Spaltung war ein weiteres Hinderniß der völligen Unterdrückung des Heidenthums, dessen Anhänger durch gewaltsames Verfahren zu erbittern sich jede der kirchlichen Parteien scheute.

Unter der Regierung Julians des „Abtrünnigen“ machte das Heidenthum seine letzten Anstrengungen, dem Christenthum den Sieg zu entreißen. Die Unthaten seiner kaiserlichen Verwandten hatten, im Bunde mit päpstlichem Zwang, schon die Kindheit dieses Fürsten gegen das Christenthum erbittert. „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“¹⁾ erblickte dem Christenthum gegenüber das Heidenthum im idealistrenden Lichte einer großen Vergangenheit und suchte durch Reformirung des letztern den Lauf der Geschichte aufzuhalten. Die Christen zwar wagte er nicht offen zu verfolgen, aber er verbot ihnen, in den Schulen zu lehren, entfernte sie aus öffentlichen Aemtern und Würden, befahl ihnen, die zerstörten Tempel wieder herzu-

1) Unter diesem Titel hat, wie Jedermann weiß, D. Fr. Strauß die Julian'sche Reaction mit feinsten Ironie charakterisirt.

stellen, die dazu gehörigen Schätze und Grundstücke wieder zurückzugeben, schenkte den heidnischen Priestern die seit Konstantin der Kirche bestimmten Unterstüzungen aus den Staatseinnahmen, verbot die Vermächtnisse zu Gunsten der Kirche und ihrer Diener und würdigte die christliche Hierarchie auf alle Weise herab. Diese Verordnungen riefen einerseits Gewaltthätigkeiten des heidnischen Pöbels, andererseits vielfache Empörungen der Christen hervor. Julian war nahe daran, das Reich in allgemeinen Bürgerkrieg zu stürzen, als ihn der Todespeer eines Bersers mitten in seiner thatenreichen Laufbahn unterbrach²⁾. Sein Nachfolger Jovian bekannte sich sofort öffentlich als Christ und hob sämtliche Edicte Julians auf. Dagegen erließ er zu Gunsten der übrigen Religionen ein allgemeines Toleranzedict, von dessen Wohlthaten nur die Magie ausgenommen war. Auch Valentinian hielt den Grundsatz allgemeiner Toleranz aufrecht und ließ nur die unzüchtigen Arten des Götterdienstes, sowie im Einverständnis mit den aufgeklärtesten Heiden, die nächtlichen Opfer nicht mehr zu. Gegen die, allerdings vielfach in verbrecherische Praktiken (Liebestränke, Giftmorde u. s. w.) ausgeartete Magie jedoch erhob er eine so allgemeine und grausame Verfolgung, daß man dieselbe den Hexenprozessen kühnlich an die Seite stellen darf.

Valens, der Bruder und Mitregent Valentinians, verfolgte in seinem Gebiete die Athanastaner, und man sah das merkwürdige Schauspiel, wie ein heidnischer Minister dieses Kaisers sich die Gunst der Arianer durch Grausamkeit gegen ihre Mitchristen erwarb. Ueberwältigt von dem Einflusse der christlichen Geistlichkeit, besonders des Bischofs Ambrosius von Mailand, vernichtete endlich der Kaiser Theodosius die Macht des Heidenthums vollständig. Nachdem der römische Senat, bisher seiner Mehrheit nach den alten Göttern ergeben, nun aber durch die Anwesenheit des Theodosius eingeschüchtert, mittelst förmlichen Beschlusses den Göttervater Jupiter und die Seinen abgesetzt hatte und das Verbot des alten Götterdienstes von dem versammelten römischen Volke angenommen worden war, erhob sich im ganzen Reiche ein wahrer Verheerungssturm gegen die Tempel und Götterbilder, nicht selten unter der Anführung christlicher Bischöfe. Hier und da, z. B. in Alexandrien, vertheidigten die Heiden ihre Heiligthümer mit Erbitterung, doch überall vergebens. Leider verschonte die barbarische Wuth des

2) S. S. 363.

Erzbischofs Theophilus von Alexandrien nicht einmal die berühmte Bibliothek der Ptolemäer, wie denn das Christenthum in den ersten Zeiten seines Triumphes einen wahrhaft blödsinnigen Vertilgungskampf gegen die herrlichen Vermächtnisse der antiken Kunst und Poesie entwickelte. Der Mönchsgeist ließ sich damals in dem ganzen Glanze seiner Stupidität sehen. Doch fehlte es in dieser Götterdämmerung alles Schönen zum Glück auch nicht an rühmlichen Ausnahmen.

Bis zur Regierung des Justinian wahrte das Heidenthum seine letzten Lebensfunken hauptsächlich in den neuplatonischen Philosophenschulen. Die Philosophen, obschon sie zuerst den alten Glauben untergraben, sollten seine letzten Vertheidiger sein. Das Christenthum hatten sie bekämpft wesentlich aus Abneigung gegen alle Volksreligion, wohl auch, weil es nicht in ihre hergebrachten Denkformen hineinpaßte. Die Unedleren ihrer Kunst hatten sogar den Fanatismus des heidnischen Pöbels gegen die Christen geheßt. Nun aber waren sie längst wieder friedliche, unschädliche Gelehrte geworden, wandelnde Ruinen einer vergangenen Zeit. Dennoch schloß Justinians grausamer Befehl ihre Schulen zu Athen, wo sie noch eine Nachblüthe erlebt hatten (529). Somit durfte man zu einer Zeit, wo die Christenheit größtentheils schon wieder heidnisch gesinnt war, wenigstens nicht mehr heidnisch denken.

7.

Indem wir das Christenthum in seiner Verbreitung außerhalb der Grenzen des römischen Reiches verfolgen, müssen wir in die Zeiten vor Konstantin zurückgreifen. In Persien soll es vor Ende des 2. Jahrhunderts Eingang gefunden haben. Ungeachtet ihm daselbst die festgegliederte Priesterkaste der Magier, seit 227 auch eine neu belebte, an Monothelismus streifende Religion gegenüberstand, war es doch zu Konstantins Zeiten so weit verbreitet, daß der persische König von einer Verfolgung nur durch Konstantins mächtiges Fürwort abgehalten werden konnte. Im 4. Jahrhundert standen die fast in ganz Persien verbreiteten Christengemeinden unter dem Metropolit von Seleucia. Aber der Umstand, daß seit Konstantin das Christenthum in dem benachbarten Armenien das Uebergewicht errungen, die enge Verbindung der persischen Christen mit der römischen Reichskirche, deren Kaiser so häufige Kriege gegen Persien führten, und die Unduldsamkeit der Magier erregten ebenjowohl das Mißtrauen als den Religionseifer

der persischen Könige, so daß von 343 an eine fast ununterbrochene Verfolgung begann. Nur die von den orthodoxen Kaisern verfolgten Sekten fanden Schutz bei der persischen Politik, so die Magusäer und Manichäer. Auch in dem, 429 eroberten Armenien wurden die Christen von den Magiern verfolgt. Das Christenthum in Persien selbst unterlag sammt der Religion der Magier erst dem siegreichen Islam. — Gibbon nimmt an, das Christenthum sei in Aethiopien erst seit Konstantin mit Erfolg verkündet worden; doch deutet die Erzählung der Apostelgeschichte von der Bekehrung des Kämmerers aus Aethiopien darauf, das Christenthum habe schon während des 1. Jahrhunderts Einfluß in Aethiopien gewonnen, was sich um so eher annehmen läßt, als sein Erfolg in diesem Lande gar nicht von dem Einfluß der römischen Kaiser abhängig war. Dagegen vermochte das Beispiel Konstantins die Könige von Armenien und Iberien, das Christenthum anzunehmen. Arabien besaß während der drei ersten Jahrhunderte nur wenige Christengemeinden. Späterhin theilten sich daselbst die alte Nationalreligion, das Christenthum und das Judenthum in die Herrschaft, bis Mohammed auftrat.

Im 4. Jahrhundert war das Christenthum in Britannien herrschend geworden. Von hier aus verbreitete (um 430) der Brite Patrick dasselbe in Irland, Columba unter den Pikten in Hochschottland (um 535). Die Angelsachsen, deren Invasion das Christenthum nach Wales und Northumberland zurückgedrängt, wandten sich demselben nur zögernd zu, seit der König Ethelbert von Kent durch Missionäre Gregors des Großen sich hatte bekehren lassen. Die Zugeständnisse dieses schlauen Kirchenfürsten, welche der lebensfrohen Sitte der Angelsachsen gemacht wurden, scheinen nothwendig gewesen zu sein, um diesen germanischen Stamm nicht von vornherein abzuschrecken. Daß die Kelten in Gallien, Britannien und Irland das Christenthum ohne dergleichen Zugeständnisse und schneller angenommen hatten, als die Angelsachsen und späterhin die Sachsen selbst, mag wohl darauf zurückzuführen sein, daß der Druidismus einerseits dem Christenthum verwandte Elemente in sich entwickelt hatte, andererseits aber seine soziale Organisation schon zu verrottet war, um eines bedeutenden Widerstandes fähig zu sein.

Unter den germanischen Stämmen waren jedoch die Gothen die Ersten, unter welchen sich das Christenthum verbreitete. Da einestheils der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode sich bei ihnen am höchsten ausgebildet

hatte und sie anderntheils die beleidigte Gottheit nur durch Menschenopfer recht versöhnen zu können meinten, so waren sie für das Evangelium vom am Kreuze geopfertem und wieder aufgestandenen Christus unschwer zu gewinnen. Unter den heidnischen Kaisern Valentinian und Gallienus (253 — 268) hatten sie viele Christen aus dem Reiche gefangen fortgeführt und waren bereits in großer Zahl von denselben bekehrt worden. Die Beschlüsse des nicänischen Concils unterzeichnete unter Andern auch ein Bischof der Gothen, Namens Theophilus. Unter den aus Kappadocien weggeführten christlichen Gefangenen hatte sich auch Ulfila (Wulfila = Wölfe) befunden. Dieser, um 348 zum Bischof geweiht, hat das Meiste zur Ausbreitung und Befestigung der christlichen Religion unter den Gothen gethan. Er übersetzte die heilige Schrift ins Gothische, sich eifrig bemühend, für die neuen Ideen den entsprechenden Ausdruck zu finden¹⁾. Er war es auch, der die gothischen Christen zum Arianismus leitete, ein höchst folgenreicher, zum Theil unheilvoller Schritt. Die Niederlassung der Gothen in Möffen unter dem arianischen Kaiser Valens befestigte sie im Arianismus. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts hatte das Christenthum unter den Westgothen (diese nämlich sind unter den bisher allgemein genannten Gothen zu verstehen) vollständig gesezt und auf ihren Eroberungszügen bekehrten die Westgothen auch ihre Stammverwandten, die Ostgothen in Pannonien, ebenso die Burgundionen, Sueven und Vandalen. Von diesen sämtlich arianischen Stämmen verfolgte nur einer die Athanasianer in den eroberten Provinzen, nämlich die Vandalen unter Genserich nach der Eroberung von Nordafrika.

Die christliche Lehre von der Duldsamkeit und der Großmuth, die — freilich vergeblich — Streiche mit Streichen zu vergelten verbietet, widersprach der streitbaren Sinnesweise der Germanen höchlich. Sie mußten daher erst erfahren, daß wenigstens die Kirche es mit dieser Lehre keineswegs so buchstäblich nahm, mußten erst durch der christlichen Westgothen glänzende Siege überzeugt werden, daß der Christengott ein starker Gott und daß Gel-

1) Die Bruchstücke dieser gothischen Bibelübersetzung, aufbewahrt in dem Codex argenteus zu Upsala, in dem Codex Carolinus zu Wolfenbüttel und in einem Codex der Ambrosiana zu Mailand, sind uns Deutschen, auch ganz abgesehen von ihrem Inhalt, heilig. Denn, wie bekannt, bilden sie das älteste Denkmal unserer Sprache, sind die Urquelle deutscher Sprachwissenschaft. Ausgabe von Gabeleng und Löbe, Altenburg und Leipzig 1836. Ausg. von Masmann, Stuttg. 1856.

Denkmal auch Bekennern des Kreuzes zu erringen möglich sei. Aus demselben Grunde hatten die Franken, obwohl ihrer viele als Soldner der römischen Cäsaren sich bekehrt hatten oder von den christlichen Bewohnern erobelter Landstriche bekehrt worden waren, ihrer großen Mehrheit nach am Heidenthum festgehalten, bis angeblich das erfolgreiche Gebet ihres Heldenkönigs Chlodwig in der Schlacht bei Tolbiacum (Zülpich) sie ebenfalls von der Obmacht des Christengottes überzeugte (496). Den König taufte der Erzbischof Remigius von Rheims²⁾. Dem Beispiel des siegreichen Fürsten und seines Volkes folgte ein großer Theil der durch jene Schlacht unterworfenen Alemannen; ihr südlicher Theil jedoch, der zwischen dem Rhein und den Alpen wohnte, ward erst durch irische Missionäre, Fridolin (†. 514), Gallus und Columban (seit 614), für das Christenthum gewonnen. Bald nach ihrer Bekehrung zum Christenthum überhaupt wurden die Longobarden durch den Einfluß ihrer Königin Theodelinde, der Verehrerin Gregors des Großen, zum Athanasianismus hinübergezogen (600).

8.

Unter dem Schutze der fränkischen Könige, als bevollmächtigter Apostel Gregors des Großen, verbreitete Winfried oder Bonifacius das Christenthum zwischen Rhein, Donau, Saale und Unstrut. Als Burgen des neuen Glaubens errichtete er Klöster, von denen aus Gesittung und die friedliche Beschäftigung des Ackerbaues unter den Neubekehrten verbreitet wurden. Ebenso trefflich erwiesen sich die Klöster in der Nähe der Grenzen als Vorburgen gegen das Heidenthum. Ueberall organisirte Bonifacius Landeskirchen und unterwarf dieselben dem apostolischen Stuhl, als dessen Stellvertreter er selbst von Mainz aus, mit der Würde eines Erzbischofs bekleidet, die deutsche Kirche regierte. Der „Apostel der Deutschen“ ward 755 von den heidnischen Friesen bei seinem zweiten Bekehrungsversuche erschlagen¹⁾. Erst nach ihrer Unterwerfung durch die Franken bekehrten sich die Friesen.

2) Die Franken nahmen das athanasianische Bekenntniß an. Ihre Siege und Eroberungen trugen das Meiste zur allmäligen Unterdrückung des Arianismus bei.

1) Bunsen, zu dessen unbedingten Verehrern ich übrigens nicht gehöre, hat, wie mir scheint, in seinem „Zeichen der Zeit“ (I, 75 fg.) die beste, weit parteilosste Würdigung der Wirksamkeit des Bonifacius gegeben.

Bis dahin waren alle heidnischen Völker, die sich bekehrt hatten, durch ganz friedliche Mittel für das Christenthum gewonnen worden. Mit Karl dem Großen beginnen die gewaltsamen Bekehrungen, welche von der gesunkenen geistigen Kraft der Kirche das sprechendste Zeugniß geben²⁾. Bevor wir zur Erzählung derselben vorgehen, vergegenwärtigen wir uns rasch die hohe Bedeutung der Völkerwanderung für die Ausbreitung des Christenthums. Daß diese ungeheure Umwälzung, die Völkerwanderung, gerade dann eintrat, als das Christenthum den Sieg im römischen Weltreich errungen hatte, öffnete dieser erobernden Religion ein Feld der Wirksamkeit, welches ihr sonst ganz oder größtentheils verschlossen geblieben wäre. Die Besiegten mußten selbst ihre Besieger dem Christenthum unterwerfen: so wollten es die Weltgeschichte. Hinwieder sollte das verdorbene Wesen der Römer und Griechen an der unverdorbenen Jugendfrische der Germanen ein Mischungselement empfangen, welches sich kräftig genug erwies, das schon entartete Christenthum vor gänzlichem Versinken zu bewahren und, durch die neue Religion beseelt, eine neue Welt an der Stelle der zusammenstürzenden zu gestalten. Das Christenthum, welches die schlummernden Keime des deutschen Geistes zu den herrlichsten Entwicklungen weckte, hat die germanischen Stämme zu Herrschern Europas, ja des ganzen Erdballs, erhoben. Es hat die Abneigungen der Nationalitäten gemildert und alle Völker, welche die große Wanderung mit ihm in Berührung brachte, mit Ausnahme der Hunnen, mit den Bewohnern des römischen Weltreiches zu einer Familie zu verbinden versucht.

9.

Der Erste, welcher mit dem Schwerte zum Glauben an den Gekreuzigten bekehrte, war Karl der Große, der mächtige Frankenkaiser. Ihm, der durch päpstliche Weihe das abendländische Kaiserthum in seiner Person hat erneuen und auf den fränkischen Herrscherstamm übertragen lassen, schien es doppelte Pflicht, sich nicht nur als Schirmherrn, sondern auch als Mehrer und Förderer der Kirche zu bewähren. Der Beschimpfung des himmlischen Königes durch „Gözendienst“, so weit sein Arm reichte, ein Ende zu machen, paßte gar wohl zu seinen auf Errichtung eines germanisch-römischen Kaiser-

2) Es soll damit nicht gesagt sein, von da an seien alle Bekehrungen gewaltsam vor sich gegangen; aber wir werden von nun an deren genug antreffen.

thums gerichteten Eroberungsplanen. Zudem begriff er die nivellirende Macht des Christenthums sehr gut: kein stärkeres Mittel gab es, den starren Nationalgeist der Sachsen zu beugen. Schon vor seiner Kaiserkrönung hatte er daher die Sachsen mit Gewalt zu bekehren gesucht, aber erst drei Jahre nachher (803) war ihre Unterwerfung und äußerliche Bekehrung vollendet. Wie gewaltthätig er bei seinem Bekehrungswerke verfuhr, ist in jedem nicht gar zu einseitig päffischen Schulbuch des Breiteren zu lesen¹⁾. Wenn man aber diese schlächtermäßigen Bekehrungen betrachtet, so kann man daraus lernen, wie tief das Christenthum binnen acht Jahrhunderten von seiner idealen Höhe herabgesunken.

In Scandinavien wehrte theils die kriegerische Wildheit der Bewohner, theils die höhere Ausbildung des germanischen Religionsystems das Christenthum am längsten unter allen germanischen Stämmen ab. Jütland, Dänemark, Schweden und Norwegen empfingen die ersten Keime des neuen Glaubens durch die unermüdlige und unerschrockene Thätigkeit des Ansgarius, eines Mönches aus dem Kloster Corvey. In Dänemark gelangte das Christenthum zur Herrschaft unter Knut dem Großen (1015—1030), welcher die dänische und britische Krone auf seinem Haupt vereinigt hatte. Hauptsächlich von England aus ward das Missionswerk auch in Norwegen und Schweden mit Eifer fortgesetzt. In beiden flegte das Christenthum um die Mitte des 12. Jahrhunderts. In Island, der Heimat der Edda, erhob sich das Kreuz im 11. Jahrhundert durch norwegische Christen, gleichzeitig in dem seit 972 bevölkerten Grönland. Die Bekehrung Böhmens war mittlerweile (Ende des 9. Jahrh.) von der griechischen Kirche aus begonnen worden. Die römisch-germanische Kirche vollendete aber erst seit dem politischen Anschluß Böhmens an Deutschland (10. Jahrh.) die Ausrottung des dortigen Heidenthums und gewann dadurch Böhmen für sich; späterhin ebenso das von Böhmen aus bekehrte Polen. In beiden Ländern hatte das Beispiel der Fürsten dem Christenthum Bahn gebrochen. Dasselbe war der Fall in Rußland. Da Mohammedaner, Juden, griechische und römische Christen den Großfürsten Wladimir (st. 1015) mit Bekehrungsversuchen bedrängten, sandte er zehn seiner verständigsten Untertanen in

1) Neben Karl dem Großen hat sich unter den Völkern germanischen Stammes durch grausamen Bekehrungseifer besonders der König Olaf Tryggvason von Norwegen den Namen eines Heiligen erworben.

verschiedene Länder, um alle die concurrirenden Religionen genau zu prüfen. Der griechische Cultus bestach das Urtheil dieser Abgesandten am meisten; daher der Großfürst mit den Bojaren des Reiches beschloß, man wolle sich der griechischen Kirche zuwenden. Er zwang durch die Eroberung Chersons den Kaiser Basilius II., ihm seine Schwester Anna zu vermählen. Nach Gewährung dieses Wunsches nahm er sammt seinem Volk die Taufe im Dniepr.

Seit 863 hatten griechische Missionäre auch die Bekehrung der Slaven in Mähren begonnen; zu Ende des 9. Jahrhunderts war der eine derselben, Methodius, bereits Oberbischof von Mähren. Nach seinem Tode wußte Rom auch diese Provinz der griechischen Kirche abzugewinnen. Die Pommeren, Wilzen und Obotriten, unter denen sich der Cultus des slavischen Heidenthums am höchsten ausgebildet hatte, widerstanden ebenso hartnäckig den Waffen, wie den Missionären Polens und Deutschlands. Endlich von Boleslav III. unterjocht, ließen sich die Pommeren taufen (1128). Die übrigen Stämme der Wenden besiegte und zwang zur Bekehrung der Sachsenherzog Heinrich der Löwe, 1142—1162. — Im 9. Jahrhundert erlosch der schwache Rest griechischen Heidenthums, welcher sich unter den Aänoten im Peloponnes erhalten hatte. Die seit 865 bestehende bulgarische Kirche wurde ein Zankapfel zwischen Rom und Konstantinopel. Im 11. Jahrhundert siegte durch Stephan, den ersten christlichen Fürsten der Magyaren, das Christenthum auch in Ungarn, dem altrömischen Pannonien. Die Finnen unterwarf und nöthigte zur Bekehrung im 12. Jahrhundert Erich der Heilige, König von Schweden. Theils durch Schutz gegen ihre Feinde, theils durch den Ritterorden der Schwertbrüder, den Bischof Albrecht von Riga 1202 gestiftet, am wenigsten durch das Evangelium, wurden bis 1211 auch die Bewohner von Livland und Esthland, letztere zugleich mit Hilfe der Dänen, bekehrt. Die Preußen angehend, waren seit dem 10. Jahrhundert an ihrem Mißtrauen alle Bekehrungsversuche gescheitert. Sie hatten Gelegenheit genug gehabt, zu bemerken, um was für höchst weltlicher Zweck willen polnische und deutsche Fürsten sich so eifrig um ihr Seelenheil bekümmerten. Zuletzt, als sie wieder ein Muthad unter den Christen ihres Landes angerichtet hatten und in Polen eingebrochen waren, ließ sich der zu Hilfe gerufene deutsche Ritterorden 1226 Preußen schenken und führte bis 1283 gegen dies unglückliche Volk einen Vernichtungskrieg. Durch Anlegung fester Städte und Burgen und Herbeiziehung zahlreicher

deutscher Colonisten ward endlich die Christianisirung Preußens erzwungen. — Dem litthauischen Großfürsten Jagello genügte die Hand der polnischen Thronerbin, das Christenthum anzunehmen, seinem Volke weißwollenes Gewand als Pathengeschenk und das Beispiel seines Fürsten, dasselbe zu thun (1386). Daß bei allen diesen Völkern selbst wichtige heidnische Bräuche Jahrhunderte nach ihrer Bekehrung sich erhielten, darüber wird sich Niemand wundern, der bedenkt, daß die Bekehrung zum Christenthum seit Karl dem Großen selten mehr etwas Anderes war, als eine Pelzwäsche unter dem Herfagen gewisser Formeln 2).

10.

Während das Christenthum, das Schwert als umgekehrtes Kreuz in der Hand, seinen Siegeszug durch Europa vollendete, erhob sich gegen seine asiatischen und afrikanischen Länder, sogar nach Spaniens Eroberung das mächtige Frankenreich bedrohend, das halbmondförmige Schwert des Islam. Das Resultat des großen Kampfes zwischen Christenthum und Mohammedanerthum, auf welchen wir im 6. Buch zurückkommen werden, war einstweilen die Herrschaft des Islam über die Gänusshalbinsel, Kleinasien, Syrien, Arabien, Aegypten und die ganze Nordküste Afrikas, jedoch so, daß in Asien etliche christliche Sekten, im europäischen Theil des Reiches, besonders in Morea, die griechische Kirche sich unter der ursprünglichen Bevölkerung erhielten.

2) D. h. damit begnügten sich in der Regel die Bekehrer, welche wohl wußten, warum sie ihren Proselyten das Joch des neuen Glaubens so leicht und sanft als möglich zu machen sich bemühten. Allein es wäre doch rein unbegreiflich, wie gerade die Germanen — denn diese haben wir hier vornehmlich im Auge — die eigentlichen welt-historischen Träger des Christenthums hätten werden können, wenn den äußerlichen Bekehrungsgründen und Bekehrungsmitteln nicht höchst bedeutende innerliche zu Hülfe gekommen wären. Ich finde diese, abgesehen von der germanischen „Innerlichkeit“ überhaupt, insbesondere in den Ähnlichkeiten zwischen altgermanisch-heidnischen und christlichen Dogmen. Den „starken und eifrigen Gott“, den jüdisch-christlichen Jehova, konnten die Germanen, welche den Zorn der Götter durch „Mauklot“ (vgl. Thl. II, S. 341) zu söhnen gewohnt waren, unschwer sich gefallen lassen. Der christliche Teufel entsprach ganz gut ihrem Volk, wie ihre Genien und Helden den christlichen Heiligen entsprachen. Die Wunder Odhins und Thors machten ihnen auch die Christi glaubhaft, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele war ihnen von Hause aus geläufig und das Dogma vom jüngsten Gericht konnte ihnen ganz gut als eine Version ihres eigenen von der Götterdämmerung erscheinen.

Zum Ersatz für jene Einbußen schloß aber die Entdeckung Amerikas und die Findung des Seeweges nach Ostindien dem Christenthum neue Gebiete bekehrerischer Thätigkeit auf. Freilich merkten die Eingebornen Amerikas bald, daß die neue, mit Gewalt ihnen aufgedrungene Religion ihre Sklaverei zu verewigen bestimmt wäre. So gelang es denn dem Fanatismus der Spanier nur, die Azteken und Inkas zu vernichten, nicht aber, sie zu bekehren. Nachdem die bekehrungseifrigen Dominikaner dies eingesehen hatten, errangen sie, den edlen Las Casas an der Spitze, die Lossprechung der Indianer von der Sklaverei, freilich mehr nur in der Theorie als in der Praxis. Das Unglück ihrer Brüder erregte bei den übrigen Stämmen der Indianer so großes Mißtrauen gegen die christliche Religion, daß ihnen auch auf dem Weg der reinsten Milde wenig mehr beizukommen war. Nur den Jesuiten in Paraguay, welche List und Milde mit weiser Berechnung der indianischen Gemüthsart verbanden, gelang es, daselbst eine blühende Colonie unter den Indianern zu gründen. Da wurden die christlichen Indianer zu fleißigen Arbeitern und guten Kindern, welche die Väter Jesuiten wirklich lieb hatten. Die rohe Faust der Staatsgewalt, welche später die Jesuiten ihres rothen Kindergartens in Paraguay beraubte, hat wieder Alles verdorben.

Wie das Christenthum in China, Ostindien, Afrika, kurz unter den Völkern beinahe aller Farben und Zonen im Laufe der geographischen Entdeckungen mehr oder weniger Eingang gefunden, kann hier nicht näher dargestellt werden. Wir verweisen hierüber auf die Geschichte der Missionen und begnügen uns, einiges besonders Wichtige hervorzuheben. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte der Jesuit Xaver das Christenthum in Japan gepflanzt. Daß er auch dort, mitten im Heidenthum, Rosenkränze, Eßlibat, Mönche und eine Art Papst vorfand, schien ihm anfänglich eine Nachäffung des Christenthums durch den Teufel¹⁾. Bald aber erkannte er, wie günstig dieser Umstand der Verbreitung des römischen Christenthums unter den Japanesen wäre. Nach seinem Tode erhob sich, da die Jesuiten nur den auferstandenen, wohlweislich nicht den gekreuzigten Christus predigten, die japanische Kirche zu hoher Ausdehnung und Macht. Aber zu früh zeigten die Patres ihre Herrschergelüste, zu sorglos ihre fleischlichen Schwachheiten, so daß sich von 1587 an eine fast ununterbrochene Christenverfolgung erhob, die

1) Ein Puritaner hätte daraus geschlossen, die römische Kirche habe den Teufel nachgeahmt, vielleicht historisch richtiger, wenngleich ebenfalls unhöflich genug.

mit Ausrottung des Christenthums und der Sperrung Japans gegen das ganze Ausland endigte.

Die katholische Mission hat in neuerer und neuester Zeit nach allen Himmelsgegenden hin eine sehr umfassende Thätigkeit entwickelt. Ob ihrer Anstrengung die Erfolge entsprechen, ist noch nicht zu entscheiden. Die protestantische Mission wetteifert mit ihr, ist aber weitaus in den meisten Fällen nur der Pionier englischer und holländischer Handelsinteressen. In Wahrheit, der Welthandel ist der eigentliche Missionär unserer Tage und insofern er allmählig auch die entferntesten und rohesten Völker des Erdballs in den Bereich materieller Cultur hereinzieht, muß er mit oder wider Willen, auch der Träger geistiger Bildung werden. Das Christenthum, so wie es nun einmal geworden, hat tiefste Schattenseiten, aber seine Lichtseite, seine civilisirende Macht, sollte darob nicht übersehen werden.

11.

Der äußeren Ausbreitung der christlichen Kirche entsprach ihr Ausbau im Innern. Mit ihrer Vergrößerung ward ihre Organisation immer complicirter und zugleich weltlicher. Die Geschichte der Kirchenverfassung stellt uns die allmähliche Entwicklung der Kirchenherrschaft (Hierarchie) einerseits, die immer größere Ausartung der Kirchen zu weltlichen Anstalten andererseits vor Augen. Die Darstellung der letztern wird daher den passenden Uebergang zur Geschichte der Kirchentrennungen bilden.

In der Gemeinde zu Jerusalem, welche theils zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse, theils zur Unterstützung der Armen, der Wittwen und Waisen unter ihren Gliedern eine aus freiwilligen Beiträgen gebildete Kasse führte, besorgten zuerst die Apostel die Leitung aller das Gemeinwesen betreffenden Angelegenheiten. Die Eifersucht der hellenistischen Glieder gegen die rein jüdischen, betreffend die tägliche Armenbesorgung, veranlaßte die Apostel, von der Gemeinde sieben Armenpfleger (Diaconen) wählen zu lassen. Später mag eine ähnliche Veranlassung die Wahl von Gemeindeältesten (Presbytern) nach dem Vorbilde der jüdischen Synagogenverfassung hervorgerufen haben. Dieselbe wird zwar in der Apostelgeschichte nicht erzählt, aber (Kap. 11, V. 30) bereits vorausgesetzt. Die wachsende Zahl der Gemeindeglieder erforderte gebieterisch solche Arbeitstheilung in den Dienst des Wortes, dem die Apostel, die äußere Leitung der Gemeinde, der die Presbyter, und die Armenpflege, welcher die Diaconen vorstanden. Die

Erbauung der Gemeinde blieb deffenungeachtet noch wie vor ein Recht Aller, die sich dazu getrieben fühlten, und mit dem Hirtenamte der Presbyter war die Ausübung eines besondern Lehramtes noch nicht verbunden. Als eigentliche Gemeindevorsteher, deren Versammlung an der Stelle des Synedrums über die wichtigsten Angelegenheiten entschied, galten (nach Apgsch. 15, 6) nur die Apostel und Presbyter; die Diakonen waren bloße Kirchendiener, wie schon ihr Name anzeigt.

Die heidenchristlichen Gemeinden empfingen wesentlich dieselbe Verfassung; doch kam unter ihnen zuerst die Bezeichnung der Ältesten als Aufseher (ἐπίσκοποι, Bischöfe) auf, ein unter den Griechen und Römern zur Bezeichnung politischer Aemter sehr gebräuchlicher Name. Zu sämtlichen Gemeindeämtern wurden die Gewählten durch Handauflegung und Gebet eingeweiht, um ihnen dadurch die zu segensreichem Wirken nothwendigen Geistesgaben (Charismen) zu verschaffen. Dies war die priesterliche Ordination in ihrem Reine. Noch während der apostolischen Zeit wurden auch Frauen dem Dienst der Gemeinde gewidmet und zwar als Diakonissen, welche die Armen ihres Geschlechts zu besorgen hatten.

Noch während der apostolischen Zeit wurde mit der wachsenden Zahl der Gemeindeglieder die Lehrgabe seltener, so daß die Gemeinden bei der Wahl von Presbytern wesentlich auf Lehrbefähigung Rücksicht zu nehmen anfangen. Im 2. Jahrhundert war die kirchliche Rede und mit ihr die Verwaltung der Sacramente bereits Vorrecht der Kirchenvorsteher geworden; deswegen erschienen diese als vom heil. Geist besonders Begabte, demnächst als von Gott besonders Bevorzugte oder Erwählte und wurden daher mit dem Gesamtnamen Klerus bezeichnet im Gegensatz zum übrigen Christenvolke, den Laien (von λαός scil. Θεοῦ, Volk Gottes¹). Durch solche Erneuerung des alttestamentlichen Priesterthums erhielt erst die feierliche Handauflegung ihre Bedeutung als Ordination, d. h. Aufnahme in den geistlichen Stand.

Eine Behörde, wenn sie zu tüchtiger Geschäftsführung befähigt sein soll, bedarf immer eines Vorsitzenden, der ihre Verhandlungen leitet.

1) Klerus, vom griechischen κληρος, bezeichnet eigentlich das Loos, unter Hinweisung darauf, daß Gott durch das Loos die Erwählung des Matthias zum Apostel kundgegeben. Apostelgesch. 1, 26. „Wem Gott Verstand giebt, dem giebt er das Amt.“ Später ward daraus: „Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.“

Geistiges Uebergewicht und Organisationsstalent machen sich aber zuletzt in allen Behörden geltend. Daher kam es, daß unter den Presbytern, welche Anfangs wahrscheinlich abwechselnd den Vorsitz führten, nach und nach die Sitte aufkam, dem ausgezeichnetsten Mitglied den beständigen Vorsitz zu übertragen. Dieses, da seine Aufsicht am meisten in Anspruch genommen wurde, ward schlechthin der Aufseher, Bischof genannt, ein neues Amt, welchem das Interesse der kirchlichen Einheit im Kampfe gegen das Heidenthum immer mehr Obliegenheiten und Rechte übertrug. Anfänglich wurden die Bischöfe von den Presbytern, später von den andern Bischöfen durch Handauflegung geweiht, zuvor aber von ihrer Gemeinde gewählt. Ihnen allein stand die Firmelung, die Ordination, die Einweihung der Heiligthümer, die Verwaltung der kirchlichen Einkünfte zu.

Das Verbot des Paulus, Privatstreitigkeiten vor heidnische Richter zu bringen, hatte den Presbytern richterliche Gewalt über die Gemeindeglieder verschafft. Diese ging nun ebenfalls auf die Bischöfe über, dauerte aber, was die Laien anbelangt, natürlich nur bis zur staatlichen Anerkennung des Christenthums. In Angelegenheiten von hoher Bedeutung hatten die Bischöfe Rath und Einwilligung der Presbyter einzuholen. Als Nachfolger der Apostel und Stellvertreter Christi war jeder Bischof in seiner Gemeinde Gott allein verantwortlich, von keinem auswärtigen Bischof abhängig. Daß jedoch das Ansehen der Bischöfe um so höher stand, je größer ihre Gemeinden waren, liegt in der Natur der Sache.

Bis zum Ende des 3. Jahrhunderts behielt die Gemeinde dem Klerus gegenüber das Recht der Excommunication und Wiederaufnahme, der Bischofswahl, der Bestätigung vom Bischof getroffener Presbyterwahlen und der Begutachtung in wichtigern Dingen. Da die Leitung der Gemeinden, verbunden mit dem Lehramt, immer schwieriger ward, so wurde auch den Diakonen Antheil an den kirchlichen Functionen gegeben und wurden sie in Folge dessen ebenfalls durch Ordination des Bischofs in den Klerus aufgenommen. Die Weiterentwicklung des Cultus erforderte sodann auch die Aufstellung niederer Kirchenämter, der Ostiarien, Lectoren, Exorcisten und Acoluthen²⁾. Auch die Unterdiakonen in größern Städten gehörten diesem niedern Klerus an. Ein Aufsteigen durch diese Stufenleiter der Hierarchie, welches praktisch geübte Kirchenvorsteher bildete, fand häufig statt. Aus

2) Thürhüter, Vorleser, Teufelsbeschwörer und Aufwärter.

der freien und vertraulichen Berathung einzelner Bischöfe über die im 2. Jahrhundert allmählig stärker hervortretenden Lehr- und Kirchenzuchtstreitigkeiten, zugleich im Hinblick auf die Apostelversammlung zu Jerusalem, und weil das Ansehen der dortigen Mutterkirche mit der Zerstörung der heiligen Stadt erloschen war, entstanden zu Anfang des 3. Jahrhunderts die Provinzialsynoden, an welchen die Bischöfe der jeweiligen Hauptstadt den Vorsitz führten. In den öffentlich gehaltenen Sitzungen dieser Synoden stimmten die Bischöfe, bisweilen unter Zuzug von Presbytern und Confessoren, über Angelegenheiten der Kirchenlehre und Kirchenregierung nach freiem Ermessen ab. Dadurch wurde die Einheit des Glaubens, des Cultus und der Verfassung gefördert, aber zugleich den Bischöfen der Provinzialhauptstädte (Metropolitanen) ein überwiegendes Ansehen gegeben, welches ihnen später zur Herrschaft über die Bischöfe der betreffenden römischen Provinz verhalf. Im 3. Jahrhundert hatten die Metropolitane von Antiochien, Alexandrien und Rom bereits überwiegenden Einfluß auf die ganze christliche Kirche, ja der römische Bischof erfreute sich des größten Ansehens, weil die Sage ihn zum Nachfolger des Apostels Petrus erhob und die Weltstadt auch in den Gemüthern der Christenheit Gefühle der Ehrfurcht wach erhalten hatte.

12.

Konstantin I. war es abermals, von dessen übel angewandtem Eifer die weitere Ausbildung und Verschlechterung der christlichen Hierarchie ausging. Die Bereicherung der Kirche und ihrer höhern Diener durch ihn legte den Grund zu jener Geldgier, welche von nun an dem Geiste des Christenthums ebenso mächtig als störend entgegentritt. Hat auch die Wissenschaft jene konstantinische Schenkung an den römischen Bischof Sylvester I., in welcher ganz Italien und andere Provinzen des Abendlandes enthalten gewesen sein sollen, als eine der kacksten Fälschungen, welche sich Rom jemals erlaubte, nachgewiesen, so steht doch fest, daß Konstantin eine jährliche Steuer zu kirchlichen Zwecken anordnete und allen seinen Unterthanen gesetzlich erlaubte, ihr ganzes Vermögen der Kirche zu vermachen. Ferner, daß er in jeder Stadt des Reiches regelmäßige Getreidelieferung für die christlichen Armenfonds anwies, die Bischöfe selbst mit reichlichen Geldspenden unterstützte und, zumal den römischen Bischof, mit großem Grundbesitz ausstattete. Bisher waren für die Armen, für den Unterhalt des Gottesdien-

Reis und der Geistlichen immer nur freiwillige Steuern der Gläubigen geflossen. Man hatte dieselben von jeher als Gott dargebrachte Opfer betrachtet und Jeder hatte eine Ehre darein gesetzt, den Andern an Freigebigkeit zu überbieten. Daraus entwickelte sich sodann der Glaube an eine Verdienstlichkeit solcher Opfergaben vor Gott, welche mit dem Werthe derselben in Verhältniß stehe, und so glaubte denn Konstantin die Fehlgriffe seiner Regierung, seine Tyrannei, seine gewissenlose Politik und seine Laster durch desto höhere Freigebigkeit gegen die Kirche und ihre Diener abbüßen zu können. Derselbe Wahn trieb eine Vielzahl der sterbenden Begüterten zu den reichsten Vermächtnissen, der lebenden zu Schenkungen an die Kirche. Je weiter im Verlaufe der Zeiten das Heidenthum zurückgedrängt wurde, desto mehr bereicherte sich die Kirche mit den Ländereien, Einkünften und Schätzen der verödeten oder zerstörten heidnischen Tempel. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts wurde aber durch gesetzliche Bestimmung das Einkommen jedes Bisthums in vier Theile zerlegt, deren erster dem Bischof, der zweite der niederen Geistlichkeit, der dritte den Armen, der vierte dem öffentlichen Gottesdienst zu gute kam. Die Befreiung des Kirchengutes von der Staatssteuer (Immunität) erstrebte schon die Synode von Ariminum; doch der Kaiser Konstantius ging auf das ungereimte Ansuchen nicht ein.

Die christliche Hierarchie, welche in den Tagen der Verfolgung der Kirche Einheit und Kraft zum Widerstande gegen die Staatsgewalt verliehen, bildete, sobald Konstantin das Christenthum unter den Schutz des Gesetzes gestellt hatte, einen nun anerkannten Staat im Staate. Ihre Verfassung trat unverändert ein in die Reichsverfassung, ja Konstantin erhöhte das Ansehen der Bischöfe durch die ihnen erwiesene übertriebene Ehrfurcht und beging außerdem den großen Fehler, die fortan unnöthig gewordene Gerichtsbarkeit der Bischöfe selbst in weltlichen Angelegenheiten anzuerkennen. War es zwar von Konstantins Zeiten an den Laien auch erlaubt, vor den weltlichen Richter zu treten, so durften doch die Bischöfe nur von Ihresgleichen, die Kleriker nur von ihren Bischöfen gerichtet werden und der weltliche Richter war gehalten, die Urtheile dieser geistlichen Richter zu vollziehen¹⁾. Oft diente die geistliche Gerichtsbarkeit dazu, der Verfolgung Andersdenkender Nachdruck zu geben.

1) Man wollte dadurch die Vergehungen der Geistlichen vertuschen, um Scandal zu vermeiden. Konstantin kannte diese Absicht wohl und ging darauf ein mit der
Scherr, Gesch. d. Religion. III.

Die rasche Ausbreitung des Christenthums seit Konstantin trug wesentlich zur Entstehung solcher Bisthümer bei, welche ganze Provinzen umfaßten. Das Recht der Bischofswahl blieb dem Volke, in Verbindung mit dem niederen Klerus, noch geraume Zeit; nur verhinderte dies nicht, daß von den Candidaten der Bischofswürde hie und da die verwerflichsten Mittel, wie z. B. Bestechung und Intrigue gegen ihre Mitbewerber, mit Erfolg angewendet wurden. Je mehr das Kirchenwesen in der Hierarchie Form und Gestalt gewann, desto lebhafter fühlte man das Bedürfnis, die kirchlichen Rechtsgewohnheiten und Gesetze niederzuschreiben. So entstanden zunächst die apostolischen Constitutionen, deren erste 6 Bücher das Kirchenrecht des 3. Jahrhunderts enthalten. Im 4. Jahrhundert wurden sie nach den geänderten Rechtsverhältnissen eingerichtet und wurde ihnen das 7. und 8. Buch beigefügt. Gesetzliche Geltung erhielten aber die Constitutionen niemals, wohl aber zu Anfang des 6. Jahrhunderts die 50 ersten Artikel der apostolischen Canones, welche aus den Constitutionen und den Synodalbeschlüssen des 4. Jahrhunderts zusammengesetzt worden. Unter Justinian wurden dann die kirchlichen Gesetze, soweit sie zu Staatsgesetzen erhoben waren, unter die „Institutionen, Pandekten und 168 Novellen“ des großen Corpus juris aufgenommen.

13.

Dem Kirchenrecht der germanischen Völker drückte das eigenthümlich germanische Lehnswesen (Feudalismus) sein besonderes Siegel auf. Sowohl berechnende Politik als werkheilige Frömmigkeit bewog die germanischen Fürsten, den Bischöfen Land und Leute zu verleihen und die Bischöfe weigerten sich nicht, die alte, durch das Christenthum im römischen Reiche wenigstens theoretisch abgethane Schmach der Sklaverei durch den Besitz von Leibeigenen zu erneuen. Seit die Klöster als Burgen der Kirche jenseits der Alpen so hohe Bedeutung gewonnen, empfingen auch ihre Äbte Land und Leute zu Lehen. Dadurch wurden sie sammt den Bischöfen Vasallen ihres Lehnherrn. Zu den Einkünften dieser Güter gesellte sich nach und nach der Zehnten, der endlich unter Karl dem Großen zum Staatsgesetz erhoben wurde, nachdem seine göttliche Einsetzung mit dem unermüdlichsten Eifer aus dem Alten Testament nachgewiesen worden war. Die öffentlichen Erklärung, „er würde, sollte er selbst einen Bischof am Ehebruch ertappen, seinen kaiserlichen Mantel über den Sünder breiten!“

Wahl der Bischöfe ging vom Könige oder auf dessen Vorschlag von Klerus und Laien aus. In Civilsachen anerkannten Bischöfe das königliche Gericht, in peinlichen Prozessen wurden sie von Ihdreugleichen gerichtet. In ihrem Gebiet übten sie eigene Gerichtsbarkeit und waren steuerfrei, jedoch von der Heeresfolge nur persönlich, nicht in Bezug auf ein zu stellendes Contingent, ausgenommen¹⁾. Unter den fränkischen Königen übten die Grafen die peinliche Gerichtsbarkeit auch über die Unterthanen der Bischöfe. Als Kronvasallen hatten die Bischöfe Sitz und Stimme auf den Reichstagen, weil daselbst geistliche und weltliche Angelegenheiten verhandelt wurden.

Diese Verhältnisse knüpften zwar die Kirche enger an den Staat, verliehen ihr aber dafür um so höhere weltliche Macht. Als späterhin der Stand der Gemeinfreien immer mehr vom Adel unterdrückt wurde, übergaben Tausende ihr Gut den Bischöfen und Klöstern und empfingen es hinwieder von ihnen zu Lehen, weil in jenen Zeiten barbarischer Gewaltsamkeit der Schwächere noch am meisten Schutz von der Kirche erwarten konnte, von der Kirche, die, so verderbt sie auch bereits sein mochte, damals doch die einzige Macht war, welche wenigstens einigermaßen die Sache der Humanität vertrat. Die Erhebung der päpstlichen Macht konnte aber das Vasallenverhältniß der Bischöfe und Aebte nicht ungetrübt lassen. „Kein Knecht kann zwei Herren dienen“, steht geschrieben. Daher mußte es, als erst die Tiara in Rom festsaß, zwischen Papst und Kaiser zu Auseinandersetzungen über das Verhältniß zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt kommen. Dies führt uns auf die Entstehung des Papstthums.

14.

Auf der Synode zu Nicäa waren die allmählig erworbenen Metropolitanzrechte der Bischöfe zu Rom, Antiochien und Alexandrien förmlich anerkannt worden, so nämlich, daß man dem römischen Bischof als dem Nachfolger des Petrus das oberste Ansehen unter den Dreien zugestand. Bischof Damasus (366—384) erhielt vom Kaiser zuerst das Recht, Streitigkeiten außerhalb seiner Diöcese schlichten und Appellationen gegen den Ausspruch

1) Wie Jedermann weiß, machten aber im Mittelalter viele Bischöfe und Aebte von ihrer persönlichen Befreiung vom Kriegsdienst keinen Gebrauch. Im Gegentheil, diese Priester der „Religion der Liebe und Duldung“ gehörten oft zu den tapfersten Haudagen, zu den erbarmungslosesten Sengern und Brennern. Ueberhaupt läßt sich auf Christi Lehre eine schärfere Satire nicht denken, als das Mittelalter war.

anderer Metropoliten annehmen zu dürfen. Nachdem jedoch Konstantin das reizend gelegene Byzanz zur eigentlichen Hauptstadt seines Reiches erhob und ihm seinen Namen verliehen, erhob das Concil von Konstantinopel den Bischof der neuen Residenz ebenfalls zum Metropolit mit dem Range des zweiten im Reiche und demselben Vorrecht, welches der römische Bischof besaß. Von da an stritten sich die Bischöfe von Rom und Konstantinopel um die Oberherrschaft, die von Alexandrien und Antiochien traten ihnen gegenüber zurück und stritten sich selbender um das höhere Ansehen. Um nun den Grundsatz der Gleichheit unter den Metropolit nicht aufzuheben, wurden die von Rom, Konstantinopel, Alexandrien und Antiochien zu Erzbischöfen erhoben, eine Würde, welche im 5. Jahrhundert den früher allen Bischöfen zukommenden Namen des Patriarchats erhielt. Die Gewaltthätigkeit des Dioscurus von Alexandrien gab dem Concil zu Chalcedon Veranlassung, ihn abzusetzen und dadurch dem Uebergewicht Alexandriens über Antiochien ein Ende zu machen. Die Eroberungen der Araber endlich benahmen beiden Patriarchen die Möglichkeit, ihr Ansehen fürderhin gegen die von Rom und Konstantinopel geltend zu machen.

Ohne sich auf die Spitzfindigkeit der byzantinischen Theologie, welche die Glaubenshändel jener Zeit hervorrief, tiefer einzulassen, nahmen die römischen Bischöfe mit schlauer Politik vorwiegend Partei gegen diejenigen von Konstantinopel, vertheidigten daher das athanasianische Bekenntniß gegen das arianische und erndteten die größten Vortheile vom Siege des Athanasianismus. Mühten sie sich auch, nur vom Kaiser selbst gerichtet werden zu dürfen; so schien ihnen doch ein weit größerer Ruhm, sich in geistlichen Dingen selbst vom Kaiser unabhängig zu behaupten. Das bewiesen sie den arianischen Kaisern gegenüber, und erhöhten dadurch ihr Ansehen in den Augen der rechtgläubigen Welt. Ueberall sandten sie ihre Vicarien hin, Appellationen an den römischen Stuhl zu bewirken und gute Gelegenheiten zur Einmischung in fremde Händel auszuspähen. Kräftig unterstützten sie ihre Freunde, welche ihren Beistand durch Zugeständnisse erkaufte hatten.

Den Ausspruch Christi, welcher Simon als den Fels der Kirche bezeichnet hatte, auf die angeblichen Nachfolger¹⁾ des Simon Petrus beziehend, trat Leo der Große am gewaltigsten mit den monarchischen Ansprüchen des

1) Ob Petrus überhaupt jemals in Rom gewesen, ist noch streitig; daß er daselbst die Bischofswürde bekleidet habe, dafür hat man keinen einzigen historischen Beweis und alle Wahrscheinlichkeit spricht dagegen. Die Sage von Petri Bischofthum

römischen Stuhls auf die gesammte christliche Kirche hervor. Er unterwarf sich die von den arianischen Vandalen bedrängte afrikanische Kirche, machte sein schiedsrichterliches Ansehen über die Kirche Galliens geltend, bewog Valentinian III. zu dem Gesetz, welches die höchste richterliche und gesetzgebende Gewalt in der Kirche dem römischen Stuhl übertrug, aber einstweilen nur in den noch nicht verlorenen Provinzen des Abendlandes Geltung erlangen konnte. Leo war es, der die Synode zu Chalcedon durch seine Vicarien (Legaten) regierte; nur vermochte er daselbst nicht zu hindern, daß dem Patriarchen von Konstantinopel die nämliche Gewalt über die morgenländische Kirche ertheilt ward, die er selbst durch Valentinian über die abendländische erlangt hatte²⁾.

15.

Das abendländische Kaiserthum neigte sich immer mehr seinem Untergang entgegen. Eine Provinz nach der andern ging an die erobernden Germanen verloren. Fest stand die Macht der Kaiser nur noch im Osten; Rom und Italien blieben nicht selten hilflos sich selbst überlassen. Die römischen Bischöfe nun, an Grundbesitz, obrigkeitlicher Gewalt und moralischem Einfluß die Größten Italiens, waren es, auf welche sich in Zeiten der Hilflosigkeit Aller Blicke richteten, und nicht vergebens. Besonders als die Longobarden Italien überschwemmten, schafften sie Geld, Truppen und Proviant zur Vertheidigung gegen diese grausamen Dränger, kauften Gefangene los und linderten nach besten Kräften das allgemeine Elend. Dadurch erhob sich ihr Ansehen über dasjenige des fernem und ohnmächtigen Kaisers. Zur Entschädigung für die gebrachten Opfer erhielt Gregor der Große vom Kaiser die weltliche Gerichtsbarkeit über seine Grundbesitze, nebst dem Recht, die weltlichen Obrigkeiten in den Landstrichen, wo St. Peters Patrimonien lagen, zu wählen¹⁾. Als sodann (726) zwischen

ist offenbar erst zu der Zeit entstanden, als einzelne Bischöfe sich über ihre gleichstehenden Brüder zu erheben anfangen, also frühestens im 2. Jahrhundert.

2) Leo's Grifteshoheit und Beredtsamkeit soll bekanntlich auch den Hunnen Attila, die „Godegifel“, zum Rückzug aus dem zitternden Italien vermocht haben. Der Zusammenhang des Ereignisses ist freilich nicht ganz klar, indessen hat es das Ansehen des römischen Stuhles unzweifelhaft bedeutend erhöht.

1) St. Peters Patrimonium (Erbe St. Peters) heißt der dem römischen Bischof zugehörige Grundbesitz. Durch diesen Namen soll das göttliche Recht auf besagtes Grundeigenthum bezeichnet werden.

Papst²⁾ Gregor II. und dem Kaiser der Bilderstreit entbrannte, nahm Rom und Italien, selbst mit den Waffen, für Gregor Partei. Der Statthalter des Kaisers wurde aus Rom vertrieben und der Papst als das weltliche Oberhaupt Roms und des dazu gehörigen, bisher von dem Statthalter regierten Gebietes anerkannt. Es war aber natürlich nicht bloß der Eifer für die Bilder, was die Italiener zu solchen Schritten bewog. Sie wollten sich vornämlich von dem Druck des kaiserlichen Steuerwesens befreien. Der Streit Gregors II. mit Leo dem Saurier bezeichnet den Anfang der Epoche, da die Päpste sich den germanischen Fürsten zuwandten. Gregor, obwohl er die Eroberungspläne des Longobardenkönigs Liutprand vereitelt hatte, war der erste Papst, welcher sich von einem germanischen Fürsten, von Liutprand selbst, Grundelgenthum schenken ließ, und zwar solches, das dieser Fürst dem Kaiser weggenommen. Gregor III., wegen feindseliger Politik von Liutprand in die Enge getrieben, rief den fränkischen Hausmaier Karl Martell zu Hilfe, welcher jedoch nur vermittelnd dazwischen trat. Gregors Nachfolger, Papst Zacharias, schloß Frieden mit den Longobarden und verpflichtete zugleich den Hausmaier Pipin durch Entbindung von seinem Unterthaneneide gegen das merovingische Königs Haus dem römischen Stuhle. Pipin, um die Gewissensstrupel seiner Franken zu beschwichtigen, ließ sich von Papst Stephan II. die königliche Salbung ertheilen und befreite ihn dafür von der drohenden Macht des Longobardenkönigs Aistulph³⁾. Vergeblich forderte der oströmische Kaiser Konstantin V. seine den Longobarden entzogenen Provinzen zurück; der Papst erhielt von Pipin das römische Ducat nebst dem Exarchat von Ravenna und die Pentapolis. Dafür verließ Stephan, um ja nicht als Vasall des Frankenkönigs zu erscheinen, diesen und seinen Söhnen den Titel eines römischen Patricius. Damit war die Lostrennung des Papstes von der Oberhoheit des Kaisers von Ostrom vollendet.

16.

Mächtig förderte die Weiterentwicklung des Papstthums jener Tag, da Papst Leo III. Karl den Großen zum römischen Kaiser krönte (Weihnacht

2) Papst (πάππας, d. i. Vater) hieß der römische Bischof schon seit dem 6. Jahrhundert.

3) Zwei Mal zog Pipin deswegen über die Alpen. Das zweite Mal zögerte er so lange, daß der heil. Petrus selbst vom Himmel her ihm einen Brief schicken mußte, bevor er sich zur Rettung des Papstes aufmachte.

799). Nach der Theilung des fränkischen Reiches gerieth zwar das neue Kaiserthum eine Zeit lang in Verfall; aber seit seiner Wiederherstellung durch die Ottonen galt es für Pflicht jedes deutschen Königs, die römische Kaiserkrone zu erwerben. Mit den Ottonen begannen die verhängnißvollen Römerzüge. Bis auf Heinrich IV. nahm kein deutscher König die Kaiserkrone als eine Gabe des Papstes an¹⁾. Der Kampf dieses unglücklichen Fürsten gegen Gregor VII. änderte die Verhältnisse. — Bevor wir diesen Kampf betrachten, haben wir noch einige Veränderungen in der Stellung der Bischöfe und Synoden anzuführen, und auf die „Decretalen“ des Pseudoisidorus einen Blick zu werfen.

Der Verfall der königlichen Gewalt nach dem Erlöschen des Karolingerstammes hatte zur Folge, daß die Bischöfe vom König unabhängiger wurden, von ihm nur noch die Belehnung durch Ueberreichung von Ring und Stab (Invefitur) empfangen und zum Heerbann ihr Contingent stellen mußten. Als die natürlichen Bundesgenossen des Königs (beziehungsweise des Kaisers) gegen die hohe Aristokratie errangen sie auch die peinliche Gerichtsbarkeit in ihrem Gebiet, welche früher die Grafen geübt hatten. — Die ökumenischen Synoden, unter Konstantin als oberste Behörde der ganzen Kirche entstanden, hatten eigentlich mit der 680—81 zu Konstantinopel gehaltenen ein Ende genommen. Im Widerspruch gegen die factisch eingetretene Trennung wurde die darauf folgende zu Nicäa noch als siebente ökumenische, von der griechischen Kirche sodann die zweite trullantische, von der römischen Kirche die zu Sardica als achte ökumenische geltend gemacht. Später hielt die römische Kirche ihre besondern Synoden, namentlich die von den Königen und Kaisern berufenen, welche über Päpste richteten; dann die sogenannten Lateran-Synoden²⁾, welche das päpstliche Ansehen selbst über die Concilien erhoben und die Infallibilität der letzteren auf die Päpste übertrugen. — Im 9. Jahrhundert wurde zuerst von den Decretalen Pseudoisidors Gebrauch gemacht. Im Vertrauen auf den damaligen Mangel an aller Geschichtskennntniß hatte ein für das Papstthum Begeisterter es unternommen, einer nach Bischof Isidor von Hispalis genannten Sammlung kirchenrechtlicher Artikel eine Anzahl erdichteter kirchenrechtlicher Bestimmungen, welche

1) Die Demüthigung, den Untergebenen des Papstes vorzustellen, hat auch von Karls des Großen Nachkommen nur Kaiser Ludwig II., Sohn Lothars I., sich gefallen lassen.

2) Vom Lateran-Palast in Rom, der früheren Residenz der Päpste.

von 91—384 entstanden sein sollten, beizufügen. Der fromme Betrüger, welcher sich dadurch vermuthlich ganz im Stillen den Himmel zu verdienen meinte, hat in seiner Blumpheit Rechtszustände, die im 9. Jahrhundert erst im Werden begriffen waren, nämlich die Vereinigung der höchsten gesetzgebenden, beaufsichtigenden und richterlichen Gewalt über die Kirche in der päpstlichen Würde, als in den ersten vier christlichen Jahrhunderten entstanden hingestellt. Rom machte von dieser Fälschung den umfassendsten Gebrauch und ließ sie erst fallen, als dieselbe der protestantischen Kritik gegenüber gänzlich unhaltbar geworden war.

17.

Das von Karl dem Großen herrührende, durch Otto den Großen erneute Gesetz, daß jede Papstwahl nur mit Genehmigung des Kaisers gültig sei, war durch Heinrich III. abermals bekräftigt und dadurch die Unterordnung des Papstes unter den Kaiser neuerdings festgesetzt worden. Aber bald nach dem Tode dieses kraftvollen Kaisers ließ Papst Nikolaus II., um die päpstliche Würde dem Einfluß der römischen Adelparteien zu entziehen und sie wo möglich auch vom kaiserlichen Ansehen unabhängiger zu machen, durch eine Synode zu Rom ein eigenes Collegium errichten, welchem fortan die Wahl des Papstes allein zukommen sollte, das Collegium der *Cardinale*, damals zusammengesetzt aus den angesehensten Geistlichen Roms und den sieben suburbikarischen Bischöfen. — So standen die Sachen, als Hildebrand, der schon mehr als einen seiner Vorgänger nach seinem Willen geleitet hatte, unter dem Namen Gregor VII. den apostolischen Stuhl bestieg (1073).

Der Kampf des jungen Heinrich IV. gegen die aufrührerischen Sachsen einerseits und die in Deutschland eingeriffene Simonie¹⁾ andererseits gaben dem genialen, vom höchsten Gefühle seiner Stellung erfüllten Gregor, welcher sich zuvor von dem Könige hatte bestätigen lassen, die gewünschte Veranlassung zum Streit mit der obersten bürgerlichen Gewalt um die Oberherrschaft in der Christenheit. Der Plan Gregors, — übrigens keineswegs gleich bei Anfang des Streites in seinem ganzen Umfang hervortretend, schwerlich sogar in diesem Umfang vorbedacht, sondern vielmehr erst im Ber-

1) Die Simonie, d. i. der Kauf und Verkauf geistlicher Pfründen und Würden, zum Theil eine natürliche Folge des Lehnswesens, hat ihren Namen bekanntlich von Simon dem Zauberer, der apostolische Gewalt um Geld erwerben wollte (Apostelgeschichte 8, 18—24).

laufe des Kampfes sich entwickelnd — der Plan Gregors ging dahin, die höchste geistliche und weltliche Gewalt im Papste zu vereinigen, und zur Behauptung derselben alle Geistlichen von weltlicher Herrschaft und bürgerlichen Verhältnissen ganz unabhängig zu machen. Dies zu erreichen, verbot er die Investitur mit Ring und Stab durch die Hand weltlicher Fürsten, forderte den Lehns- und Huldigungseid von den Erzbischöfen, maßte sich das Recht an, durch die Gewalt des Bannes selbst den Kaiser seiner Würde zu berauben, und veranlaßte das Kirchengesetz allgemeiner Ehelosigkeit (Cölibat) der Geistlichen²⁾. Dasselbe, von dem Papst auf drei Vorwände ba-

2) Gregors Plan wurde und wird natürlich sehr verschieden beurtheilt. Man kann der Genialität und Energie des Papstes alle Gerechtigkeit widerfahren lassen und dennoch, namentlich wenn man nicht aufhören will, ein Deutscher zu sein, sein Werk entschieden verdammen. Er trat auf für die „Freiheit der Kirche“, wie er sagte, und hat doch auf die furchtbarste Knechtschaft der Menschheit hingearbeitet. Er trat auf für die „Einheit der Kirche“ und doch führten seine Reformen geradewegs zur Spaltung der Christenheit. Er trat auf für die „Reinheit der Kirche“ und doch ist sein Cölibatgesetz, dessen Durchsetzung er wesentlich einem urtheilslosen Böbel verdankte, welcher die Geistlichen mit brutaler Gewalt zwang, sich von ihren Frauen zu trennen — die Quelle namenloser Laster und Gräucl geworden. So rächte sich die Vergewaltigung des Geistes und der Natur. Das Ideal des Papstthums mag ein solches sein, aber —

Wäre der Geist nicht frei, dann wär' es ein großer Gedanke,

Daß ein Gedankenmonarch über die Geister regiert. Platen.

Eine erschöpfende, auf genaueste Vergleichung der Quellen gestützte historische Würdigung des großen Streites zwischen weltlicher und geistlicher Macht am Ausgang des 11. Jahrhunderts, des Kampfes zwischen Deutschland und Rom hat uns neuerlich Hartwig Floto gegeben (Kaiser Heinrich der Vierte und sein Zeitalter“, 1886). Floto ist gerecht. Er sagt (II, 274): — „Immerhin ist anzunehmen, daß der letzte Grund seiner (Gregors) Pläne ein guter war und daß er aufrichtig für das Wohl der Christenheit zu wirken glaubte. Das ist aber auch fast Alles, was man ihm zum Lobe nachsagen kann. Denn es ist sicher, daß er sich täuschte, wenn er seine Reformen für heilsam hielt, und es ist sicher, daß er schlechte Mittel anwandte, um sie durchzuführen. Gregor war ohne Zweifel ein großer Mann: er benutzte den günstigen Moment, um Sachen anzubahnen, die noch heute bestehen. Wir sehen noch heutiges Tages die Monumente, die er errichtet hat: das Cölibat, Deutschlands Zersplitterung und die Spaltung der Kirche. Allein es war nicht die zwingende Kraft seiner Ideen, sondern die Jugend Heinrichs und die Untreue der deutschen Fürsten, was ihm oder vielmehr seinen Nachfolgern den Sieg verschaffte. Die Interessen des Papstthums und die Interessen der deutschen Fürsten gingen himmelweit auseinander, aber in dem einen Punkte trafen sie zusammen: in der Erniedrigung des Kaiserthums. Darum haben die Päpste mit deutschen Fürsten Bündnisse geschlossen wider die deutschen Kaiser und auf diese Weise endlich den Sieg davon getragen.“

stet³⁾, konnte allerdings erst lange nachher zu vollständiger Durchführung gebracht werden⁴⁾. Indessen gedührt Gregor unzweifelhaft der traurige Ruhm, das Band zwischen Priesterlichem und Menschlichem zerschnitten zu haben. Auch der päpstliche Anspruch auf unbedingte Oberherrlichkeit über den Klerus fand Anerkennung, denn bald nach Gregor suchten alle Bischöfe die Bestät-

3) Erstens, der Apostel Paulus (1. Kor. 5, 11) habe geboten, „so Jemand ist ein Hurter oder ein Geiziger oder ein Abgöttischer oder ein Lasterer oder ein Trunkenbold oder ein Räuber, mit demselbigen sollet ihr Nichts zu schaffen haben.“ Gregor nahm also die Ehe für absolut identisch mit Hurerei. — Zweitens, das gesammte katholische Volk bestehe aus Christen, die in der Ehe, oder aus solchen, die jungfräulich leben. Ein Laie, der im Concubinat lebte, müßte excommunicirt werden; um wie viel mehr nicht die Priester? — Wiederum nimmt hier Gregor Ehe und Concubinat für dasselbe. Daß ein so bedeutender Geist zu solcher Sophisterei griff, ist wahrhaft kläglich. Vor Gregor lebten die Priester in der Ehe, nach ihm lebten sie im Concubinat. Das der historische Unterschied. — Drittens, die Päpste Leo I. und Gregor I. haben den Priestern vom Subdiaconus aufwärts die Ehe untersagt. — Dies beweist nur, daß es schon vor Gregor VII. Gregore gegeben. Der wahre Grund des Eölibatsgesetzes war natürlich ein ganz anderer: die Priesterehe wurde verboten, um die Kirche gänzlich dem Einfluß der weltlichen Macht zu entziehen, die Priester zu entmenschen und dadurch zu unbedingt willfährigen Werkzeugen der vom Papst geübten Theokratie zu machen. Wer, wie ich mir dessen bewußt bin, über dem Unterschied zwischen Katholicismus und Protestantismus völlig parteilos steht, wird zu einer andern Ansicht über das Eölibat unmöglich gelangen können. Aber es charakterisirt den Johannes von Müller, der ja, während er in seiner Geschichte der schweiz Eidgenossenschaft taiteilschen Republikanismus erkünstelte, vor jeder Macht froch, — daß er die sublime Entdeckung machte, das Eölibat sei für das Mittelalter nicht nur nothwendig, sondern auch heilsam gewesen, denn „ohne dasselbe wäre das Priesterthum zu einer Kaste geworden.“ Freilich, wenn man die schamlosen Schmeicheleien kennt, womit Müller einen Jerome von Westphalen überschüttete, wird Einem auch jene Behauptung nicht sehr auffallen.

4) Es gereicht den deutschen Bischöfen jener Zeit zu großer Ehre, daß weitaus die meisten derselben von dem Verbot der Priesterehe durch Gregor gar keine Notiz nahmen. Wo die Creaturen des Papstes es thaten und das naturwidrige Gesetz durchsetzen wollten, hatten sie von Domherren und Pfarrern einen Widerstand zu befahren, der manchmal lebensgefährlich für sie war. So der charakterlose Erzbischof Stegfried von Mainz auf einer dortigen Synode im Herbst 1075. Es gelang, das Eölibat in Deutschland allmählig durchzuführen, als die Agenten des Papstes beutelüsterne Raubritter und den süßen Pöbel aufstifteten, mit den schändlichsten Brutalitäten gegen die verheirateten Pfarrer vorzugehen. Uebrigens konnte noch hundert Jahre nach Erlassung des Eölibatsgesetzes ein Bischof von Erfurt an Papst Alexander III. berichten, daß in seinem Sprengel fast sämmtliche Pfarren in der Ehe lebten.

gung ihrer Würde in Rom. Der Streit über die Investitur wurde durch das zwischen Kaiser Heinrich V. und Papst Calixtus II. vereinbarte Wormser Concordat 1122 beigelegt, welchem zufolge die Wahlen der Bischöfe und Aebte im deutschen Reiche in des Kaisers oder seiner Abgeordneten Gegenwart, ohne Simonie und Gewaltthat, durch Klerus und Volk vor sich gehen sollten. Der Kaiser sollte die Gewählten vermittelst des Scepters mit den Reichslehen belehnen, der Papst aber sie vermittelst Ringes und Stabes investiren.

Was Gregor VII. gewollt, Innocenz III. vollbrachte es. Unter ihm gelangte das Papstthum auf den Gipfel seiner Machthöhe. Die Fürsten des Abendlandes beugten sich ihm und, dem „heiligen römischen Reich deutscher Nation“ das Joch seines Willens auslegend, setzte er das Gesetz durch, daß jedem vom Papst ausgesprochenen Bannfluch des Reiches Acht beigelegt werden müsse. Während des Lebens von Innocenz galt in Theorie und Praxis der Grundsatz, daß der Papst Richter und Herr sei über alle Kaiser, Könige und Völker der Erde. Der stolze Traum, welchen die Theokratie je geträumt, schien in Erfüllung gegangen zu sein. Für eine Weile war der Gedanke des Papstthums, die Staatsgewalt vollständig zu zersplittern und auf dem allgemeinen Nivelllement einen Hohepriesterthron zu erheben, zur That geworden.

18.

So lange der Kirchen noch nicht viele waren, wurden Gottesdienst und Seelsorge von den Klostermönchen einerseits, von den Bischöfen und ihren Canonici¹⁾ (später Domherren) andererseits verwaltet. Mönche und Canoniker waren die einzigen niederen Cleriker der Karolingerzeit. Aus den Domherren bildeten sich die bischöflichen Kapitel. Den Archidiaconen übergaben die Bischöfe allmählig die Ausübung der Gerichtsbarkeit in ihrem Ramen. Der Verfall des canontischen Lebens im 10. Jahrhundert theilte die Domkapitel in geistliche und weltliche Glieder. Letzteren ward nach Wiederherstellung des canontischen Lebens mindestens der Dienst eines Subdiaconen übertragen. — Nachdem die Zahl der Kirchen durch fromme Stiftungen sich vermehrt hatte, wurde das Recht der Bischöfe, die Pfründen ihres Spre-

1) Sie hatten ihren Namen von dem canontischen Leben, zu welchem sie seit der Karolingerzeit verpflichtet waren.

gels zu besetzen, vielfach beschränkt durch das Patronatsrecht, welches die Nachkommen der Stifter in Anspruch nahmen. — Mit dem zunehmenden Verfall des kirchlichen Lebens ließen die bischöflichen Domherren ihre Verordnungen immer häufiger durch Vicare versehen. Die Bischöfe übergaben die ihrigen gern den sogenannten Chor- oder Weihbischöfen. Den Archidiaconen setzten sie ein richterliches Collegium meist weltlicher Offizialen zur Seite. Predigt und Seelsorge wurden den Penitentiarien, auch Pfarrer genannt, übergeben. Zu Pfarrern waren schon früher die Canonici auf den Patronatspfünden geworden.

Längst hatte sich das Collegium der Cardinäle zum geistlichen Rathe des Papstes, sowohl in Verwaltung seiner weltlichen Hoheitsrechte, wie in kirchlichen Dingen erhoben. Aber erst das Concil zu Konstanz sprach die Anerkennung dieses Collegiums als einer kirchlichen Behörde aus. Diesen Beschluß ließ sich Rom gefallen; die gleichzeitige Bestimmung hingegen, daß alle Nationen des Abendlandes im Cardinalcollegium vertreten sein sollen, blieb so gut wie unerfüllt. — Seit der Trennung von der abendländischen Kirche behauptete der Patriarch von Konstantinopel sich als das Haupt der morgenländisch-griechischen, jedoch stets unter Oberhoheit des Kaisers. Seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken stand der Patriarch von Konstantinopel unter der Hoheit des Sultans, ihm zur Seite die aus den Metropolitane gebildete beständige Synode. Dieser Hierarchie blieb bürgerliche Gerichtsbarkeit über die Christen.

19.

Daß die päpstliche Unfehlbarkeit sich über diejenige der allgemeinen Concilien erhoben habe, davon legten seit der zweiten Hälfte des Mittelalters die „Bullen“ und Breven, durch welche der Nachfolger Petri aus eigener Machtvollkommenheit neue Kirchengesetze erließ oder bestehende aufhob, das deutlichste Zeugniß ab. Was vor Gregor VII. ohne Widerrede gegolten, daß ein allgemeines Concilium über dem Papst stehe, mußte zu Konstanz und Basel wieder ausdrücklich in Anspruch genommen und neuerdings als Kirchengesetz ausgesprochen werden. Bald darauf kam die Reformation. Obwohl nach dieser großen Kirchenspaltung die römisch-katholische Kirche auf ihrem mit Mühe behaupteten Gebiete sich wesentlich gleich blieb, sah sich doch das Papstthum gezwungen, eine ganz andere Stellung gegen die katholischen Fürsten anzunehmen. Von Bann und Interdict konnte wenig

mehr die Rede sein. Der Geist der Reformation drang unmerklich immer tiefer in die gebildeten Klassen der Katholiken ein und der Erfolg war, daß die Päpste ihre und des übrigen Klerus rechtliche Stellung nach und nach jedem einzelnen katholischen Staate gegenüber durch Concordate festsetzen mußten. Dabei ging die geistliche Gerichtsbarkeit über die Laien, mit Ausnahme des Kirchenstaates, allgemein, über die Kleriker selbst fast überall verloren. Gegenwärtig wird auch im katholischen Geistlichen der Staatsbürger soweit anerkannt, daß er in Civil- und Criminalprozessen dem weltlichen Richter Rede zu stehen hat. Nur in reinkirchlichen Dingen gilt noch das Kirchenregiment, erlassen die Päpste noch ihre Breven und üben das Recht der Excommunication¹⁾.

Was das protestantische Kirchenwesen angeht, so bildete es sich unter Mitwirkung der betreffenden Landesherren und Obrigkeiten sehr verschiedenartig aus. Als allgemein anerkannter oberster Grundsatz galt zwar das allgemeine Priesterthum der Christen (nach 1. Petr. 2, 9) mit Aufhebung des Unterschiedes zwischen Klerus und Laien, doch ebenso allgemein ward der geistliche Lehrstand, gegründet auf die Predigt des göttlichen Wortes in der Schrift, aufrecht erhalten. Den Kern der protestantischen Geistlichkeit bildeten von nun an überall die Prediger oder Pfarrer, denen in größern Stadtgemeinden meist Helfer (Diaconen im neuern Sinn) zur Predigt, zum Jugendunterricht und zur Seelsorge beigegeben wurden. In Deutschland und mehr noch in der Schweiz ward die Pfarrwahl größtentheils den Gemeinden übergeben; wo Bischöfe gewaltet, kam die Besetzung der geistlichen Pfründen an die Consistorien. Die Patronatsrechte wurden auch fürderhin anerkannt. Je nach der staatlichen Form, welche die Reformation vorgefunden, bestimmte sich die Kirchenverfassung in den verschiedenen Ländern. Im lutherischen Deutschland ging die Macht der Hierarchie auf den Landesherrn über, in dessen Namen die Consistorien, Superintendenten an der Spitze, das Kirchenregiment übten. Die Synoden wurden beibehalten, aber nur aus Geistlichen und Mitgliedern weltlicher Behörden ohne Zuziehung von Gemeindeältesten zusammengesetzt. In Schweden und der englischen Hochkirche behielten die Bischöfe die kirchliche Oberaufsicht. In der deutschen Schweiz bildete sich eine republikanisch-aristokratische Verfassung,

1) Der Begriff „reinkirchliche Dinge“ ist freilich in einigen neueren Concordaten, z. B. dem österreichischen, wieder ein außerordentlich dehnbarer geworden.

indem hier die oberste kirchliche Behörde, die regelmäßig sich versammelnde Synode, aus den Pfarrern des Kantons und etlichen Abgeordneten des großen oder kleinen Rathes zusammengesetzt wurde. In Genf gestaltete sich die Kirchenverfassung demokratisch, durch Calvins Einfluß. Er errichtete ein geistliches Gericht, bestehend aus den von der Gemeinde gewählten Aeltesten und den Pfarrern, zur Aufrechterhaltung der Kirchenzucht. In Frankreich und Schottland wurde diese noch kollegialische Presbyterialverfassung, welche am meisten an die urchristliche erinnert, zur synodalen fortgebildet. Nach vielfachen Umgestaltungen hat die genferische Kirchenverfassung ihren demokratischen Charakter darin behauptet, daß seit 1847 ein von allen reformirten Bürgern gewähltes, aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestehendes Consistorium die oberste kirchliche Behörde bildet.

Das Kirchengut wurde bei Gelegenheit der Reformation größtentheils von den Landesherren eingezogen und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Manipulation die meisten Fürsten für das „gereinigte Wort Gottes“ günstiger stimmte als alles Andere. Auch die republikanischen Obrigkeiten haben allmählig baare Besoldung der Geistlichkeit aus der durch Einziehung der Pfründgüter bereicherten Staatskasse eingeführt. Daß den Bischöfen und Pfarrern der englischen Hochkirche die Einkünfte der alten Kirchengüter ungeschmälert blieben, hat schon die schreiendsten Uebelstände zur Folge gehabt, zumal den, daß die geistlichen Berrichtungen meist um den kümmerlichsten Lohn Vicaren übergeben werden, während der reiche Pfründbesitzer sich dem Müßiggang überläßt.

In Rußland schuf Peter der Große 1721 als oberste kirchliche Behörde des Reiches die „heilige Synode“ aus von ihm selbst hiezu gewählten Prälaten. Unter der Synode stehen die Erzbischöfe und Bischöfe, die Synode selbst unter dem Czaren, — also vollständiger Cäsaropapismus. In der Fülle ihrer Machtvollkommenheit zog Katharina II. sämmtliches Kirchengut ein und setzte eine bestimmte Besoldung für die geistlichen Stellen aus der Staatskasse fest. Der Klerus verdient den Namen einer Kaste, weil in Rußland der geistliche Stand erblich ist. Daher die geistige Unfähigkeit so vieler Popen. Die niedere Geistlichkeit der russischen Kirche besteht aus den Liturgen und den Priestern. Zu den Liturgen gehören die Sänger, Vorleser und Diakonen, zu den Priestern die Popen und die Protopopen oder Erzpriester. Die Archimandriten, Aufseher der Aebte, stehen an Rang gleich

unter den Bischöfen. Nur aus den Klostergeistlichen werden die Bischöfe, Metropolitane und Patriarchen genommen; die Priester und Diakone bringen es höchstens zum Erzpriester.

20.

Die im Vorstehenden skizzirte Entwicklung der Hierarchie aus den bescheidensten Anfängen kann nicht völlig verstanden werden, ohne Berücksichtigung der zugleich mit der Hierarchie und größtentheils in deren Interesse sich entwickelnden Kirchengucht. Diese war die schärfste Waffe, mit welcher Bischöfe und Päpste ihre Ansprüche durchsetzten. Außerdem eines der ergiebigsten Mittel zur Bereicherung der Kirche und ihrer Diener und endlich eine Hauptursache der zunehmenden Kirchengersplitterung.

Die Kirchengucht seit den Tagen des Theodosius hat wohl die zahlreichsten und furchtbarsten Gräueltaten hervorgerufen, welche die Erde jemals getragen hat. Sie nahm ihre Anfänge in der Bestrafung des Ananias und der Sapphira durch Petrus¹⁾ und in der Ausschließung eines Blutschänders aus der korinthischen Gemeinde auf Betrieb des Paulus²⁾. Der Hauptgrundsatz, von welchem die Ausschließung aus der Gemeinde (Excommunication) ausging, war der Ausspruch des Paulus: „Gott wird die, so draußen sind, richten.“ Der uranfängliche Zweck der Kirchengucht, welche Anfangs wesentlich in der Excommunication bei größeren, in Ermahnung durch die Gemeindevorsteher bei geringeren Vergehungen bestand, war, die Kirche als „Gemeinschaft der Heiligen“, als den „geistigen Leib Christi“ rein zu erhalten. Unter den größeren Vergehungen verstand das apostolische Zeitalter jegliche Art von Götzendienst, Unzucht, Trunksucht, Unredlichkeit und Gewaltthätigkeit. Im 2. Jahrhundert wollten die Montanisten von einer Wiederaufnahme der Excommunicirten Nichts mehr wissen, uneingedenk der Milde, mit welcher einst Paulus den reuigen Blutschänder zur Wiederaufnahme empfahlen. Da nun die Kirche auf das Recht der Vergnädigung nicht verzichten wollte, sah sie sich genöthigt, die starren Montanisten selbst auszuschließen, aus gleichen Gründen späterhin die Novatianer und Donatisten. Zugleich verleitete das Ueberhandnehmen des Gnosticismus, welcher die Willkür einer dichterischen Phantasie an die Stelle der schlichten apostolischen Tradition zu setzen und Heidnisches in das Christen-

1) Apostelgesch. 5, 1—11.

2) 1. Korinth. 5, 1—13. — 2. Kor. 2, 1—11.

thum einzumischen drohte, die Kirchenzucht auch auf das Gebiet des Glaubens auszudehnen und die Gnostiker ebenfalls von der Kirche auszuschließen. Dadurch ward bereits nicht nur Reinheit des Lebens, sondern auch Reinheit und Einheit des Glaubens zum Zwecke der Kirchenzucht erhoben.

In den Zeiten der Verfolgung besaß die Kirche bereits ein ausgebildetes, strenges Bußsystem für die Abtrünnigen jeder Art. Oft erstreckte sich die auferlegte Buße auf das ganze Leben des Ausgestoßenen. Strenges Fasten, öffentliche Demüthigung in jeder Gemeindeversammlung, Ausschließung vom Abendmahl u. A. m. gehörten zu diesen Bußen. Was hier die Kirche um ihrer Selbsterhaltung willen that, wurde oft durch die Autorität der Bekenner und Märtyrer gemildert. Sobald Provinzialsynoden entstanden waren, nahmen sie das Recht der Excommunication gegen ganze kirchliche Parteien in Anspruch. „Weil außerhalb der Kirche kein Heil“, hielt es die Synode zu Nicäa und hielten es nach ihr alle folgenden ökumenischen Synoden für gleichbedeutend, von der Kirche auszuschließen oder den Fluch über die Irrgläubigen auszusprechen³⁾. Die Excommunication erhielt natürlich durch die allgemeinen Concilien der ganzen Kirche die umfassendste Bedeutung und konnte selbst dadurch nicht geschwächt werden, daß hier und da andere ökumenische Concilien denselben Fluch über die Mehrzahl der Theilnehmer an einem vorhergehenden Concil aussprachen.

Seit Konstantin wurde die Entbindung von Kirchenbußen (*Dispensation*) immer häufiger und wurden die Bußen selbst, besonders was sittliche Vergehungen betraf, bedeutend gemildert. Bereits hatten die Bischöfe die Verhängung der Kirchenbußen nebst dem Bann an sich gezogen, und zum Theil erlaubte der Zustand ihrer eignen Sittlichkeit keine zu große Strenge mehr gegen die armen Sünder. Unter Leo dem Großen wurde, als nothwendig zur Verzeihung der Sünden (*Absolution*), das geheime Bekenntniß, die Beichte, eingeführt, freilich nur für die abendländische Kirche.

Die Kirche sollte ihrem Haupt nur so lange ähnlich bleiben, als sie, gleich ihm, in Niedrigkeit und Verfolgung lebte. Je mehr sie erstarbte, desto mehr verlor sie den Geist ihres Stifters. Haß und Unduldsamkeit traten

3) „*Ἀνάθημα ἔστω*, Anathema über ihn oder sie!“ so lautete der Fluch, dessen eigentlicher Sinn ist: „Sie seien dem Gerichte Gottes übergeben!“ weil sie, nicht mehr zur Gemeinschaft der Heiligen gehörend, die Verzeihung der Sünden und das ewige Leben eingebüßt haben.

an dieses Geistes Stelle. Hatte die Kirche sich früherhin mit Ausschließung der Ketzer begnügt, so fing sie unter Theodosius an, dieselben zu verfolgen. Unter seinem Mitregenten Maximus floß (385) zum ersten Mal Menschenblut, um des Glaubens willen von Nichtchristen vergossen. Priscillianus, Bischof von Avila in Spanien, ward nebst etlichen seiner Genossen, vornehmlich auf Betrieb des lasterhaften Bischofs Ithacius, um irrtümlicher Glaubensmeinungen willen vom kaiserlichen Präfecten in Trier gefoltert und hingerichtet. Selbst Ambrosius von Mailand und Martin von Tours, die beiden Bischöfe, welche den Priscillian und seine Genossen verdammt hatten, erklärten laut ihren Abscheu gegen diese fluchwürdige, in ihren Folgen so inhaltsschwere That⁴⁾.

21.

In der deutschen Kirche konnte die Kirchenzucht erst im 8. Jahrhundert eingeführt werden und zwar, weil daselbst von Alters her jedes Verbrechen mit Geld („Wehrgeld“) hatte gesühnt werden können, nur durch die kaiserliche Einführung der bischöflichen Sendgerichte. Auf schwere Verbrechen setzte die Kirchenzucht Geißelung, Fasten, Eheverbot, Gefängniß und Bann, verbunden mit der Todesstrafe. Wer freiwillig seine Vergehungen beichtete, kam mit einer verhältnißmäßigen Geldstrafe davon, welche Anfangs zu Gunsten der Armen eingezogen wurde. Jedem Bischof blieb in seinem Sprengel das Recht, zu bannen, nämlich aus der Gemeinschaft der Christen. Den umfassendsten Gebrauch vom Bannstrahl machten jedoch die Päpste. Seit Gregor VII. zitterten Kaiser und Könige vor dieser geistlichen Waffe, auch wenn sie sich im besten Rechte befanden. Der Glaube der Völker war des Bannes Macht, der Fürsten Ohnmacht. Das 11. Jahrhundert sah auch das Interdict entstehen, jenen päpstlichen Machtspruch, kraft dessen alle kirchlichen Verrichtungen in dem bezeichneten Landstrich aufgehoben wurden.

4) Zur Lichtseite der damaligen Kirchenzucht gehört, daß selbst der Kaiser Theodosius sich derselben unterwarf. Er hatte die aufrührerischen Bewohner von Thessalonice größtentheils ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedermetzeln lassen. Dafür verweigerte ihm der muthige Ambrosius den Zutritt zum Abendmahl, bis der Autokrat vor allem Volke im Dom zu Mailand für seine Grausamkeit knieend Buße gethan hatte. Ueberhaupt muß anerkannt werden, daß die Mittel der Kirchenzucht das ganze Mittelalter hindurch oft die einzigen waren, die viehische Brutalität der Machthaber wenigstens einigermaßen zu bändigen.

Zuerst nur gegen Landfriedensbruch gerichtet, ward dieser Böllerbann besonders in der Hand des dritten Innocenz zum unfehlbaren Mittel, durch das erschreckte Volk den hartnäckigen Fürsten zu bezwingen. Die Ohrenbeichte erhob Innocenz III. zum allgemeinen Kirchengesetz, zur unerläßlichen Bedingung der Seligkeit. Aber dadurch ward nicht ausgeschlossen, daß man Verzeihung der Sünden, Ablaß, nicht auch fürderhin, wie schon seit den ersten Kreuzzügen, auf andere Weise erlangen konnte. Da die Sendgerichte allmählig wieder zum altgermanischen Brauch der Geldbußen für Alles und Jedes zurückgekehrt waren und von den dadurch vermehrten Summen auch die Kirche außer den Armen ihr Scherflein zu nehmen begonnen hatte, so ertheilten Bischöfe und Päpste Ablaß auch ohne Beichte und Gericht, um weniger mühsam zu Gelde zu kommen. Anfangs hatten freilich die Bischöfe nur einzelnen Heiligthümern das Recht verliehen, ihren Besuchern Ablaß zu ertheilen, und auch die Päpste hatten Anfangs den Ablaß nur zu dem Zwecke verkauft, um Geld für die Kreuzzüge zu erhalten. In solchen Dingen machen sich jedoch die Consequenzen rasch und von selbst. Warum sollten die Päpste den reichen Ertrag des Ablaßhandels nicht für sich selbst behalten, wie sie im 14., 15. und 16. Jahrhundert wirklich thaten? Wollten sie und ihre Nepoten, Courtisanen und Künstler nicht auch leben und zwar möglichst gut leben? In Folge dessen verkauften kurz vor der Reformation die Ablaßkrämer ihre Waare unter Ausdrücken, welche Reue und Buße für überflüssig zur Vergebung erklärten, und doch hat die Kirche in ihren rechtmäßigen Organen diese Bedingungen der Sündenvergebung niemals aufgegeben. Der Ablaßkram ist seit der Reformation verschwunden, der Ablaß selber nicht.

22.

Schon Justinian hatte durch Verfolgung der Sektirer, die er durch tyrannische Gesetze zum Aufstand reizte, um ihnen mit besserem Rechtsgrund beikommen zu können, mehrere Provinzen entvölkert. Auf das Gutachten des Abtes Theophanes, daß es mit dem Geiste des Evangeliums übereinstimme, Ketzer zu verbrennen, hatte sodann die orientalische Kirche viele Manichäer dem Feuertode überliefert. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts erlitt eine ähnliche Sekte das gleiche Schicksal in Orleans und einigen anderen Städten Frankreichs. Das Concil zu Verona hatte auf Veranlassung von Papst Lukas II. bereits weltlichen und geistlichen Gewalten die Auf-

spürung, Verfolgung und Bestrafung der Ketzer auferlegt im Jahr 1184. Da gaben die unglücklichen Albigenser Innocenz IV. die erwünschte Gelegenheit, unter Gewährung des Ablasses für alle Theilnehmer den Kreuzzug gegen die Ketzer zu predigen. Im fürchterlichsten Gemetzel erscholl die Stimme des Legaten Peter von Castelnau: „Schonet Keinen; der Herr kennt die Seinen!“ und die kindliche Unschuld blutete für Ketzereien, von denen sie keine Ahnung hatte¹⁾.

Den Thaten der päpstlichen Kreuzfahrer in der Provence folgte dann auf dem vierten Lateranconcil (1215) die Einsetzung der Inquisition durch Innocenz. Diesem Glaubenstribunal ward die Vollmacht ertheilt, nöthigenfalls unabhängig von den Bischöfen der Ketzerei überall nachzuspüren, durch Zeugnisse und Folterqual jeder Art jeden des Irrglaubens irgendwie Angeeschuldigten oder auch nur überhaupt Verdächtigen zu überweisen und ihn hierauf — dadurch suchte die Kirche ihr „ecclesia non sinit sanguinem zu retten — dem strafenden Arm der weltlichen Gerechtigkeit zu überliefern. Bald darauf stiftete der heilige Dominicus gegen die Ketzer den nach ihm benannten Mönchsorden und organisirte aus den eifrigsten Mitgliedern desselben die „Miliz Christi“, welche, als „Familiaren“ der Inquisition thätig, den traurigen Ruhm sich erwarb, im Raffinement der Entmenschung es am weitesten gebracht zu haben. Nur die nordischen Herenrichter könnten diesen Ruhm der südlichen Ketzeraußerer beeinträchtigen.

Diesseits der Alpen wollte nämlich die eigentliche Inquisition im ganzen Umfang ihrer schrecklichen Thätigkeit nicht so recht gedeihen. Was

1) Lenau hat in seinen „Albigensern“ das berühmte Bild vom Glaubenslöwen gezeichnet: —

Inbrünstig küßt ihm — (dem Gekreuzigten) — Innocenz die Wunden,
Ein zahmer Leu, der seinen Herrn beleckt;
Doch hat die scharfe Zunge Blut geschmeckt
Und seine Wuth ist losgebunden.
Der Leu brüllt auf und hat mit seinen Krallen
Wuthblind den eignen Meister angefallen,
Er hat sein Bild schon halb zerrissen
Und meint es immer noch zu küssen.
Vom Blute seines Herrn berauscht,
Durchtobt die Welt der grimme Leu;
Wohin das Ohr des Wandrers lauscht,
Hört er der Opfer Wehgeschrei.

Deutschland insbesondere angeht, so hatte sich hier der vom Papst zum obersten Kegerrichter bestellte Marburger Mönch Konrad durch seinen rasenden Fanatismus bald bei Geistlichen und Laien so verhaßt gemacht, daß es allgemeine Billigung erfuhr, als ihn 1233 einige Ritter todtzuschlugen. Dafür aber gelangten, seit 1484 Innocenz VIII. seine Bulle gegen Zauberei erlassen, bei den Deutschen und den andern nordischen Völkern die Hexenprozesse zu solcher Blüthe, daß selbst die von der spanischen Inquisition veranstalteten kaum damit zu concurriren vermochten. Und wie denn die Deutschen von jeher in allen Dingen gründlich waren, stellten die beiden für Oberdeutschland erwählten Hexenrichter, Heinrich Institor und Jakob Sprenger ein Handbuch der Hexenrichterei zusammen, den „Hexenhammer (malleus maleficorum)“, welcher, „mit dem Geifer eines vor Fanatismus, Habsucht, Wollust und Grausamkeit wahnsinnig gewordenen Mönchs geschrieben“²⁾, bei den Hexenrichtern bald canonisches Ansehen erlangte. So hatte Deutschland doch seine Inquisition; denn Zauberei galt zugleich für Ketzerei und umgekehrt, nur daß an den Zauberern nicht bloß die beleidigte Majestät der Kirche, sondern auch die beleidigte Majestät Gottes zu rächen war. Woher aber die Wuth gegen alle Ketzerei seit dem 11. Jahrhundert? Die Keger waren nicht mehr unschädliche Theosophen, oder Leute von schwärmerischen Ansichten in bloßen Glaubenslehren, sondern sie griffen das Ansehen der Hierarchie an und damit ihren Geldgewinn, ihre Herrschsucht, ihre Lüste. Weniger gefährlich sei es, meinte man, Etwas wider Gott als wider den Papst zu lehren.

Die Macht der Inquisition erreichte ihre Vollendung durch Gregor IX., welcher durch seine Bulle vom Jahr 1231 alle Keger excommunicirte und sie dem weltlichen Gericht zu übergeben befahl. Nicht genug, daß Ludwig der Heilige die weltlichen Behörden Frankreichs der Inquisition dienstbar machte, dasselbe that auch Ferdinand der Katholische von Spanien, Letzterer vornämlich in der Absicht, die Keger unter den gewaltsam bekehrten Juden und Mauren auszurotten. Wo einmal und so lange die Inquisition herrschte, war die Gewissensfreiheit verloren, erstarb jede geistige Regung, umlauerte allgemeine Spionage das öffentliche und Familienleben, gingen Treu und Glauben unter, wurden die heiligsten Bande der Blutsverwandtschaft zer-

2) Köppen in seiner trefflichen Abhandlung über Hexen und Hexenprozesse in Wigand's „Vierteljahrschrift“ f. 1844, Bd. 2.

rissen. So wirkte die Inquisition im Allgemeinen. Spanien insbesondere hat sie entvölkert und zu Grunde gerichtet. Man kann von dieser Institution kaum sprechen, ohne daß sich Einem jeder Blutstropfen in den Adern empört. Dennoch begnügen wir uns, mit Zahlen nachzuweisen, wie sie in Spanien geraßt hat. Von 1481 bis 1808, wo sie durch Napoleon aufgehoben wurde, sind durch die spanische Inquisition 34,658 Menschen lebendig, 18,049 in effigie verbrannt, 288,214 zu Galeeren oder Kerker, also im Ganzen 340,921 als Ketzer oder Zauberer oder Hexen verurtheilt worden. Nach Napoleons Sturz führte Ferdinand VII. die Inquisition wieder ein. Die Revolution von 1820 machte ihr ein Ende für immer (?). In Rom selbst ist gegenwärtig die Inquisition kaum noch mehr als ein geheimes Polizeigericht³⁾.

23.

In der Geschichte der Kirchentrennungen finden wir je nach dem Zeitalter, welchem dergleichen Spaltungen angehören, sehr verschiedene Ursachen derselben. In den Jahrhunderten der Verfolgung entstanden wirkliche Sekten nur aus dem Grunde, weil einzelne Parteien eine strengere Läuterung der Kirche verlangten, als die Kirche gewähren konnte. Unter Konstantin bildete sich aus demselben Beweggrunde die Donatistensekte, welche theils den geistigen Waffen Augustins, theils den Legionen der Kaiser nach langem Kampfe unterlag. Die Donatisten hatten, durch harte Gesetze Konstantins erbittert, zuerst die Waffen erhoben. — Freiwillig trennte sich von der Kirche und stiftete eine eigene Sekte unter den Gothen der, wegen seiner Strenge gegen fehlbare Geistliche ungerecht verfolgte Audius von

3) Um diesen Abschnitt zu kürzen, sagen wir nur noch, daß seit der Reformation in den protestantischen (wie auch in den katholischen) Ländern die Kirchenzucht allmählig laxer geworden ist. An einzelnen Fanatikern und fanatischen Thaten, die sich da und dort bis zu inquisitorischer Grausamkeit steigerten, hat es indessen auch im Protestantismus keineswegs gefehlt. Die durch Calvin veranlaßte Verurtheilung und Hinrichtung des Miguel Serveto in Genf (1553) war z. B. ein Ausfluß der protestantischen Kirchenzucht, welcher mit höchster Ehre in den Annalen der „Santa Casa“ zu Madrid paradien könnte. Die Sophismen, womit der finstere Calvin sich selber und womit Andere ihn zu entschuldigen suchten, sind geradezu läppisch. Es steht fest, auch der Protestantismus hat Scheiterhaufen geschürt. Unter den blutigen Verfolgungen, welche von der griechischen Kirchenzucht ausgingen, ist etwa das cäsaropapistische Wüthen anzuführen, womit zur Zeit Peters des Großen in Rußland gegen die Maske Initen (Altgläubigen) verfahren wurde.

Mesopotamien. Seine asketische Sekte verschwand nach der allgemeinen Annahme des Arianismus von Seite der Gothen. Die wegen ihrer Arbeitschen und Verachtung kirchlicher Ordnung von selbst aus der Kirche geschiedenen **Massalianer**, ebenfalls dem 4. Jahrhundert angehörig, hielten sich bis ins 7. Jahrhundert. Die **Priscillianisten** wurden wegen gnostischer Ansichten über die Person Christi, wegen Verwerfung der Ehe und aller thierischen Nahrung von der Kirche ausgeschlossen, behaupteten sich jedoch, durch das Blut ihrer Märtyrer in ihrem Glauben bekräftigt, bis ins 6. Jahrh.

Die weit verbreiteten **Manichäer**, deren Sekte von dem durch die Sassaniden vertriebenen Magier **Mani** zu Anfang des 3. Jahrhunderts gestiftet worden, wurden von der Kirche niemals anerkannt. Der Grundgedanke ihres Lehrsystems, welches Parsismus, Mithrasreligion, Buddhismus und Christenthum mit einander vermengte; war, die Entstehung der Welt sei ein Abfall von der Gottheit, die Entwicklung der Welt eine allmälige Rückkehr zu Gott, durch Befreiung des Lichtes von der Finsterniß, eine Befreiung, welche zwar Christus begonnen habe, welche jedoch zu vollenden, Mani gesendet worden sei. Diese Weltanschauung fesselte viele Gemüther so stark, daß der Manichäismus trotz der blutigsten Verfolgungen seine Ausläufer bis tief ins Mittelalter hinein getrieben hat.

Das zunehmende Verderbniß der Kirche rief die Sekte der **Paulicianer** ins Leben, welche so genannt wurde, weil ihr Stifter, Konstantinus mit dem Beinamen **Sylvanus**, durch die Lectüre des neuen Testaments begeistert worden war, nach dem Muster des Apostels Paulus wieder acht apostolische Gemeinden zu gründen, denen er denn auch den Namen paulinischer Gemeinden gab, um 660. Die Paulicianer stützten sich ganz auf das neue Testament, verwarfen das alte und sämtliche neuen Dogmen und Cultusformen der Kirche, auch das Mönchswesen. Nach mannigfachem Wechsel ihrer Schicksale wurden sie vom Kaiser **Alexius Comnenus** unterworfen, und ihrer Viele zur Kirche zurückgeführt. Doch sind die Paulicianer des Hämusgebirges auch gegenwärtig noch nicht verschwunden. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts war unter den Paulicianern selbst die dualistische Sekte der **Bogomilen** entstanden. Ihre Ansicht dreht sich um den Gegensatz zwischen **Satanael** (Satan) und **Pogos** (Christus), Beide Söhne des alleinigen guten Gottes. Dem Satanael ward die Urheberschaft des ganzen ihnen so verhaßten Kirchenwesens zugeschrieben.

Sekten anderer Art entstanden aus den Kämpfen, welche die Entwick-

lung des kirchlichen Lehrbegriffs erregte. Wir haben die meisten derselben im Kapitel von der Lehrentwicklung genannt. Unter ihnen sind die Arianer die wichtigste, eigentlich keine Sekte, sondern geradezu eine Gegenkirche. Sie verschwanden nach vielen blutigen Kämpfen und Verfolgungen, in Betracht deren die Athanasianer weder ihnen, noch sie ihren Gegnern viel vorzuwerfen haben, erst im 7. Jahrhundert, nachdem die Longobarden, die letzten Arianer, sich dem Athanasianischen Bekenntniß zugewandt.

Der ganze Römerbrief des Apostels Paulus legt Zeugniß dafür ab, daß auch bei bedeutenden Verschiedenheiten in den Glaubensansichten kirchliche Gemeinschaft und kirchlicher Friede unter wahrhaft christlich Gesinnten möglich, ja Pflicht ist. Statt dessen hatte die Kirche, äußerliche Glaubensansichten mit dem inneren Glauben, der da selig mache, verwechselnd, angefangen, durch Mehrheiten die Minderheit zu verdammen. Sind derartige Beschlüsse wirklich durch Eingebung des heiligen Geistes gefaßt worden, so ist es sehr verwunderlich, daß der Streit so oft sich erneuerte und daß zuletzt zwei ungefähr gleich starke Parteien einander gegenseitig aus der Kirchengemeinschaft sich ausstießen, wie dies bei dem großen Schisma zwischen der morgenländischen und der abendländischen Kirche geschehen ist. Politische, klimatische und nationale Motive haben hierbei sicherlich mehr gethan als Abweichungen in Glaubensmeinungen. Der Streit hob damit an, daß Papst Nikolaus I., von dem abgesetzten Patriarchen Ignatius aufgehetzt, die Wahl des byzantinischen Patriarchen Photius für ungültig erklärte und denselben bannte. Photius seinerseits sprach 868 ebenfalls den Bann aus gegen den Papst und klagte in einem Kreisschreiben die römische Kirche der willkürlichen Veränderung des Symbolums, der Fasten am Samstag u. s. w. an. Dafür wurde, als ein Regierungswechsel ihn gestürzt, seine Absetzung auf der Synode von Konstantinopel 869 durch die päpstlichen Legaten bestätigt. Im 11. Jahrhundert erneute der Patriarch Michael Cerularius den Kampf, indem er den von Photius gegen Rom geschleuderten Anklagen Vorwürfe über das Eölibat der Priester und den Gebrauch ungesäuerten Brotes beim Abendmahl beifügte. Der Papst gab die Vorwürfe zurück, und das Wortgefecht endete den 16. Juli 1054 damit, daß die päpstlichen Legaten den Bannfluch gegen den Patriarchen auf den Hochaltar der Sophienkirche legten. Cerularius, an der Spitze einer Synode, bannte hierauf den Papst ebenfalls. Von da an vermochten weder die Bedrängnisse der griechischen Kaiser noch die Verhandlungen der Synoden zu

indem hier die oberste kirchliche Behörde, die regelmäßig sich versammelnde Synode, aus den Pfarrern des Kantons und etlichen Abgeordneten des großen oder kleinen Rathes zusammengesetzt wurde. In Genf gestaltete sich die Kirchenverfassung demokratisch, durch Calvins Einfluß. Er errichtete ein geistliches Gericht, bestehend aus den von der Gemeinde gewählten Aeltesten und den Pfarrern, zur Aufrechterhaltung der Kirchenzucht. In Frankreich und Schottland wurde diese noch kollegialische Presbyterialverfassung, welche am meisten an die urchristliche erinnert, zur synodalen fortgebildet. Nach vielfachen Umgestaltungen hat die genferische Kirchenverfassung ihren demokratischen Charakter darin behauptet, daß seit 1847 ein von allen reformirten Bürgern gewähltes, aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestehendes Consistorium die oberste kirchliche Behörde bildet.

Das Kirchengut wurde bei Gelegenheit der Reformation größtentheils von den Landesherren eingezogen und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Manipulation die meisten Fürsten für das „gereinigte Wort Gottes“ günstiger stimmte als alles Andere. Auch die republikanischen Obrigkeiten haben allmählig baare Besoldung der Geistlichkeit aus der durch Einziehung der Pfründgüter bereicherten Staatskasse eingeführt. Daß den Bischöfen und Pfarrern der englischen Hochkirche die Einkünfte der alten Kirchengüter ungeschmälert blieben, hat schon die schreiendsten Uebelstände zur Folge gehabt, zumal den, daß die geistlichen Verrichtungen meist um den kümmerlichsten Lohn Vicaren übergeben werden, während der reiche Pfründbesitzer sich dem Müßiggang überläßt.

In Rußland schuf Peter der Große 1721 als oberste kirchliche Behörde des Reiches die „heilige Synode“ aus von ihm selbst hierzu gewählten Prälaten. Unter der Synode stehen die Erzbischöfe und Bischöfe, die Synode selbst unter dem Czaren, — also vollständiger Cäsaropapismus. In der Fülle ihrer Machtvollkommenheit zog Katharina II. sämtliches Kirchengut ein und setzte eine bestimmte Besoldung für die geistlichen Stellen aus der Staatskasse fest. Der Klerus verdient den Namen einer Kaste, weil in Rußland der geistliche Stand erblich ist. Daher die geistige Unfähigkeit so vieler Popen. Die niedere Geistlichkeit der russischen Kirche besteht aus den Liturgen und den Priestern. Zu den Liturgen gehören die Sänger, Vorleser und Diakonen, zu den Priestern die Popen und die Protopopen oder Erzpriester. Die Archimandriten, Aufseher der Aebte, stehen an Rang gleich

unter den Bischöfen. Nur aus den Klostergeistlichen werden die Bischöfe, Metropoliten und Patriarchen genommen; die Priester und Diakone bringen es höchstens zum Erzpriester.

20.

Die im Vorstehenden skizzirte Entwicklung der Hierarchie aus den bescheidensten Anfängen kann nicht völlig verstanden werden, ohne Berücksichtigung der zugleich mit der Hierarchie und größtentheils in deren Interesse sich entwickelnden Kirchenzucht. Diese war die schärfste Waffe, mit welcher Bischöfe und Päpste ihre Ansprüche durchsetzten. Außerdem eines der ergiebigsten Mittel zur Bereicherung der Kirche und ihrer Diener und endlich eine Hauptursache der zunehmenden Kirchenzersplitterung.

Die Kirchenzucht seit den Tagen des Theodosius hat wohl die zahlreichsten und furchtbarsten Gräueltaten hervorgerufen, welche die Erde jemals getragen hat. Sie nahm ihre Anfänge in der Bestrafung des Ananias und der Sapphira durch Petrus¹⁾ und in der Ausschließung eines Blutschänders aus der korinthischen Gemeinde auf Betrieb des Paulus²⁾. Der Hauptgrundsatz, von welchem die Ausschließung aus der Gemeinde (Excommunication) ausging, war der Ausspruch des Paulus: „Gott wird die, so draußen sind, richten.“ Der uranfängliche Zweck der Kirchenzucht, welche Anfangs wesentlich in der Excommunication bei größeren, in Ermahnung durch die Gemeindevorsteher bei geringeren Vergehungen bestand, war, die Kirche als „Gemeinschaft der Heiligen“, als den „geistigen Leib Christi“ rein zu erhalten. Unter den größeren Vergehungen verstand das apostolische Zeitalter jegliche Art von Götzendienst, Unzucht, Trunksucht, Unredlichkeit und Gewaltthätigkeit. Im 2. Jahrhundert wollten die Montanisten von einer Wiederaufnahme der Excommunicirten Nichts mehr wissen, uneingedenk der Milde, mit welcher einst Paulus den reuigen Blutschänder zur Wiederaufnahme empfahlen. Da nun die Kirche auf das Recht der Begnadigung nicht verzichten wollte, sah sie sich genöthigt, die starren Montanisten selbst auszuschließen, aus gleichen Gründen späterhin die Novatianer und Donatisten. Zugleich verleitete das Ueberhandnehmen des Gnosticismus, welcher die Willkür einer dichterischen Phantasie an die Stelle der schlichten apostolischen Tradition zu setzen und Heidnisches in das Christen-

1) Apostelgesch. 5, 1—11.

2) 1. Korinth. 5, 1—13. — 2. Kor. 2, 1—11.

thum einzumischen drohte, die Kirchenzucht auch auf das Gebiet des Glaubens auszudehnen und die Gnostiker ebenfalls von der Kirche auszuschließen. Dadurch ward bereits nicht nur Reinheit des Lebens, sondern auch Reinheit und Einheit des Glaubens zum Zwecke der Kirchenzucht erhoben.

In den Zeiten der Verfolgung besaß die Kirche bereits ein ausgebildetes, strenges Bußsystem für die Abtrünnigen jeder Art. Oft erstreckte sich die auferlegte Buße auf das ganze Leben des Ausgestoßenen. Strenges Fasten, öffentliche Demüthigung in jeder Gemeindeversammlung, Ausschließung vom Abendmahl u. A. m. gehörten zu diesen Bußen. Was hier die Kirche um ihrer Selbsterhaltung willen that, wurde oft durch die Autorität der Bekenner und Märtyrer gemildert. Sobald Provinzialsynoden entstanden waren, nahmen sie das Recht der Excommunication gegen ganze kirchliche Parteien in Anspruch. „Weil außerhalb der Kirche kein Heil“, hielt es die Synode zu Nicäa und hielten es nach ihr alle folgenden ökumenischen Synoden für gleichbedeutend, von der Kirche auszuschließen oder den Fluch über die Irrgläubigen auszusprechen³⁾. Die Excommunication erhielt natürlich durch die allgemeinen Concilien der ganzen Kirche die umfassendste Bedeutung und konnte selbst dadurch nicht geschwächt werden, daß hier und da andere ökumenische Concilien denselben Fluch über die Mehrzahl der Theilnehmer an einem vorhergehenden Concil aussprachen.

Seit Konstantin wurde die Entbindung von Kirchenbußen (*Dispensation*) immer häufiger und wurden die Bußen selbst, besonders was sittliche Vergehungen betraf, bedeutend gemildert. Bereits hatten die Bischöfe die Verhängung der Kirchenbußen nebst dem Bann an sich gezogen, und zum Theil erlaubte der Zustand ihrer eignen Sittlichkeit keine zu große Strenge mehr gegen die armen Sünder. Unter Leo dem Großen wurde, als nothwendig zur Verzeihung der Sünden (*Absolution*), das geheime Bekenntniß, die Beichte, eingeführt, freilich nur für die abendländische Kirche.

Die Kirche sollte ihrem Haupt nur so lange ähnlich bleiben, als sie, gleich ihm, in Niedrigkeit und Verfolgung lebte. Je mehr sie erstarke, desto mehr verlor sie den Geist ihres Stifters. Haß und Unduldsamkeit traten

3) „*Ἀνάθημα ἔστω*, Anathema über ihn oder sie!“ so lautete der Fluch, dessen eigentlicher Sinn ist: „Sie seien dem Gerichte Gottes übergeben!“ weil sie, nicht mehr zur Gemeinschaft der Heiligen gehörend, die Verzeihung der Sünden und das ewige Leben eingebüßt haben.

an dieses Geistes Stelle. Hatte die Kirche sich früherhin mit Ausschließung der Ketzer begnügt, so fing sie unter Theodosius an, dieselben zu verfolgen. Unter seinem Mitregenten Maximus floß (385) zum ersten Mal Menschenblut, um des Glaubens willen von Nichtchristen vergossen. Priscillianus, Bischof von Avila in Spanien, ward nebst etlichen seiner Genossen, vornehmlich auf Betrieb des lasterhaften Bischofs Ithacius, um irrtümlicher Glaubensmeinungen willen vom kaiserlichen Präfecten in Trier gefoltert und hingerichtet. Selbst Ambrosius von Mailand und Martin von Tours, die beiden Bischöfe, welche den Priscillian und seine Genossen verdammt hatten, erklärten laut ihren Abscheu gegen diese fluchwürdige, in ihren Folgen so inhaltsschwere That⁴⁾.

21.

In der deutschen Kirche konnte die Kirchenzucht erst im 8. Jahrhundert eingeführt werden und zwar, weil daselbst von Alters her jedes Verbrechen mit Geld („Wehrgeld“) hatte gesühnt werden können, nur durch die kaiserliche Einführung der bischöflichen Sendgerichte. Auf schwere Verbrechen setzte die Kirchenzucht Geißelung, Fasten, Eheverbot, Gefängniß und Bann, verbunden mit der Todesstrafe. Wer freiwillig seine Vergehungen beichtete, kam mit einer verhältnißmäßigen Geldstrafe davon, welche Anfangs zu Gunsten der Armen eingezogen wurde. Jedem Bischof blieb in seinem Sprengel das Recht, zu bannen, nämlich aus der Gemeinschaft der Christen. Den umfassendsten Gebrauch vom Bannstrahl machten jedoch die Päpste. Seit Gregor VII. zitterten Kaiser und Könige vor dieser geistlichen Waffe, auch wenn sie sich im besten Rechte befanden. Der Glaube der Völker war des Bannes Macht, der Fürsten Ohnmacht. Das 11. Jahrhundert sah auch das Interdict entstehen, jenen päpstlichen Machtspruch, kraft dessen alle kirchlichen Einrichtungen in dem bezeichneten Landstrich aufgehoben wurden.

4) Zur Lichtseite der damaligen Kirchenzucht gehört, daß selbst der Kaiser Theodosius sich derselben unterwarf. Er hatte die aufrührerischen Bewohner von Thessalonice größtentheils ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedermegeln lassen. Dafür verweigerte ihm der muthige Ambrosius den Zutritt zum Abendmahl, bis der Autokrat vor allem Volke im Dom zu Mailand für seine Grausamkeit knieend Buße gethan hatte. Ueberhaupt muß anerkannt werden, daß die Mittel der Kirchenzucht das ganze Mittelalter hindurch oft die einzigen waren, die die viehische Brutalität der Machthaber wenigstens einigermaßen zu bändigen.

Zuerst nur gegen Landfriedensbruch gerichtet, ward dieser Böllerbann besonders in der Hand des dritten Innocenz zum unfehlbaren Mittel, durch das erschreckte Volk den hartnäckigen Fürsten zu bezwingen. Die Ohrenbeichte erhob Innocenz III. zum allgemeinen Kirchengesetz, zur unerläßlichen Bedingung der Seligkeit. Aber dadurch ward nicht ausgeschlossen, daß man Verzeihung der Sünden, Ablaß, nicht auch fürderhin, wie schon seit den ersten Kreuzzügen, auf andere Weise erlangen konnte. Da die Sendgerichte allmählig wieder zum altgermanischen Brauch der Geldbußen für Alles und Jedes zurückgekehrt waren und von den dadurch vermehrten Summen auch die Kirche außer den Armen ihr Scherstein zu nehmen begonnen hatte, so ertheilten Bischöfe und Päpste Ablaß auch ohne Beichte und Gericht, um weniger mühsam zu Gelde zu kommen. Anfangs hatten freilich die Bischöfe nur einzelnen Heiligthümern das Recht verliehen, ihren Besuchern Ablaß zu ertheilen, und auch die Päpste hatten Anfangs den Ablaß nur zu dem Zwecke verkauft, um Geld für die Kreuzzüge zu erhalten. In solchen Dingen machen sich jedoch die Consequenzen rasch und von selbst. Warum sollten die Päpste den reichen Ertrag des Ablaßhandels nicht für sich selbst behalten, wie sie im 14., 15. und 16. Jahrhundert wirklich thaten? Wollten sie und ihre Nepoten, Courtisanen und Künstler nicht auch leben und zwar möglichst gut leben? In Folge dessen verkauften kurz vor der Reformation die Ablaßkrämer ihre Waare unter Ausdrücken, welche Reue und Buße für überflüssig zur Vergebung erklärten, und doch hat die Kirche in ihren rechtmäßigen Organen diese Bedingungen der Sündenvergebung niemals aufgegeben. Der Ablaßkram ist seit der Reformation verschwunden, der Ablaß selber nicht.

22.

Schon Justinian hatte durch Verfolgung der Sektirer, die er durch tyrannische Gesetze zum Aufstand reizte, um ihnen mit besserem Rechtsgrund beikommen zu können, mehrere Provinzen entvölkert. Auf das Gutachten des Abtes Theophanes, daß es mit dem Geiste des Evangeliums übereinstimme, Ketzer zu verbrennen, hatte sodann die orientalische Kirche viele Manichäer dem Feuertode überliefert. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts erlitt eine ähnliche Sekte das gleiche Schicksal in Orleans und einigen anderen Städten Frankreichs. Das Concil zu Verona hatte auf Veranlassung von Papst Lukas II. bereits weltlichen und geistlichen Gewalten die Auf-

spürung, Verfolgung und Bestrafung der Ketzer auferlegt im Jahr 1184. Da gaben die unglücklichen Albigenser Innocenz IV. die erwünschte Gelegenheit, unter Gewährung des Ablasses für alle Theilnehmer den Kreuzzug gegen die Ketzer zu predigen. Im fürchterlichsten Gemetzel erscholl die Stimme des Legaten Peter von Castelnau: „Schonet Keinen; der Herr kennt die Seinen!“ und die kindliche Unschuld blutete für Ketzereien, von denen sie keine Ahnung hatte¹⁾.

Den Thaten der päpstlichen Kreuzfahrer in der Provence folgte dann auf dem vierten Lateranconcil (1215) die Einsetzung der Inquisition durch Innocenz. Diesem Glaubenstribunal ward die Vollmacht ertheilt, nöthigenfalls unabhängig von den Bischöfen der Ketzerei überall nachzuspüren, durch Zeugnisse und Folterqual jeder Art jeden des Irrglaubens irgendwie Angeschuldigten oder auch nur überhaupt Verdächtigen zu überweisen und ihn hierauf — dadurch suchte die Kirche ihr „ecclesia non sinit sanguinem zu retten — dem strafenden Arm der weltlichen Gerechtigkeit zu überliefern. Bald darauf stiftete der heilige Dominicus gegen die Ketzer den nach ihm benannten Mönchsorden und organisirte aus den eifrigsten Mitgliedern desselben die „Miliz Christi“, welche, als „Familaren“ der Inquisition thätig, den traurigen Ruhm sich erwarb, im Raffinement der Entmenschung es am weitesten gebracht zu haben. Nur die nordischen Hexenrichter könnten diesen Ruhm der südlichen Ketzeraußerer beeinträchtigen.

Diesseits der Alpen wollte nämlich die eigentliche Inquisition im ganzen Umfang ihrer schrecklichen Thätigkeit nicht so recht gedeihen. Was

1) Lenau hat in seinen „Albigensern“ das berühmte Bild vom Glaubenslöwen gezeichnet: —

Inbrünstig küßt ihm — (dem Gekreuzigten) — Innocenz die Wunden,
 Ein zahmer Leu, der seinen Herrn beleckt;
 Doch hat die scharfe Zunge Blut geschmeckt
 Und seine Wuth ist losgebunden.
 Der Leu brüllt auf und hat mit seinen Krallen
 Wuthblind den eignen Meister angefallen,
 Er hat sein Bild schon halb zerrissen
 Und meint es immer noch zu küssen.
 Vom Blute seines Herrn berauscht,
 Durchtobt die Welt der grimme Leu;
 Wohin das Ohr des Wandrers lauscht,
 Hört er der Opfer Wehgeschrei.

fenstve wieder zur Offensve vorzugehen. Die „Miltz Christi“, jetzt nicht mehr aus plumpen Dominikanern, sondern aus feinen Jesuiten bestehend ¹⁾, hielt nicht nur den Siegeslauf des Protestantismus durch Europa auf, sondern griff diesen auch in seiner eigentlichen Heimat, in Deutschland, mit Erfolg an. Die katholische Kirche hat im Grunde alle Ursache, den Reformatoren dankbar zu sein, denn die Reformation ist für sie ein Mittel der Neubelebung und Wiederkräftigung geworden.

Dies gesagt, überblicken wir zum Schluß des Kapitels die im Vorstehenden noch nicht berührten Anläufe und Erfolge der Reformation und dann noch die Sektenbildung, wie sie von der Reformationszeit bis auf unsere Tage herab zu Tage getreten ist.

England hatte der ebenso eitle als gewaltthätige und grausame König Heinrich VIII. seit 1532 vom römischen Stuhl losgerissen. Nirgends war die Reformation so ganz und gar äußerlich, so ganz und gar das Werk persönlicher Willkür wie hier. Unter der Regierung von Heinrichs Tochter Elisabeth wurde dann das Reformwerk mit etwas mehr Ernst angefaßt und durchgeführt. Die von einer Synode zu London 1562 angenommenen 39 Glaubensartikel, welche zwischen Katholicismus, Lutherthum und Calvinismus die Mitte halten, sind 1571 durch eine Parlamentsacte bestätigt worden als Grundlage der reformirten Kirche Englands ²⁾. In Schottland hatte vor Allen Johann Knox den Calvinismus befördert durch seine feurige Beredtsamkeit. Gegen die Regentschaft für die unmündige Maria Stuart sich empörend, rief die reformirte Partei die Königin Elisabeth um Beistand an und brachte dadurch 1561 einen Parlamentsbeschluß zu Stande, kraft dessen die Reformation in Schottland nach Calvins Lehre eingeführt wurde. Der Adel that hiebei auch das Seine und erhielt zum Lohn dafür den größten Theil des kirchlichen Grundbesitzes. — Die protestantischen Niederländer, d. h. die sieben zur Utrechter Union vereinigten nördlichen Provinzen der

1) Auf den Jesuitismus kommen wir im folgenden Kapitel zurück.

2) Diese „reformirte“ Kirche wurde aber sogleich nach ihrem Siege zur Verfolgerin gegen die sogenannten Puritaner, welche in strenger Befolgung der Lehre Calvins die halbkatholisch-bischöfliche Verfassung der anglikanischen Kirche verwarfen und eine presbyterianische Kirchenverfassung wollten. Die schroffste Fraction der Presbyterianer waren bekanntlich die Brownisten oder Independents, welche der große Oliver Cromwell unter der Regierung Karls I. zu einem welthistorischen Siege führte.

Niederlande erfochten gegen die Inquisitoren und Generale ihres Despoten Philipp II. von Spanien mit der Sicherung des evangelischen Glaubensbekenntnisses zugleich ihre politische Unabhängigkeit (1609). Hier entsprang also, wie in England, aus der religiösen Reform die staatliche Revolution. — Mit Ausnahme des russischen Reiches, blieb kein Land Europa's von der Reformation unberührt. In Frankreich, Polen, Ungarn und Siebenbürgen behaupteten sich die Reformirten als eine mächtige Partei. Gänzlich ausgerottet wurden sie in Italien und Spanien, lange Zeit schwer bedrängt in Oestreich, Baiern und den deutschen Erzbisthümern.

27.

Unter den Sekten, welche die geistige Bewegung der Reformationszeit ins Dasein rief, haben wir der Socinianer und Arminianer bereits früher gedacht. Die Wiedertäufer, deren erster Sturm und Drang durch das Schicksal Thomas Münzers und Johann Bockolds von Leyden abgefühlt worden, gaben die communistisch-demokratische Seite ihrer Meinung auf und sammelten sich unter Leitung des Menno Simon seit 1536 zu stillen Gemeinden, welche unter ihren Angehörigen strenge Kirchenzucht hielten und nach dem Buchstaben der Schrift Eid, Krieg, gerichtliche Klage, Ehescheidung, die nicht durch Ehebruch begründet sei, verboten. Nach ihrem Reformator wurden sie in der Folge Mennoniten genannt. — Die reformirte Kirche war überall zu sehr Staatskirche geworden und wirkte dadurch erkälkend auf tiefere Gemüther. Hohles Wortgezänk war größtentheils an die Stelle der erbaulichen Predigt getreten, die Kirchenzucht schien Manchen allzu sehr vernachlässigt, hinwieder galt Glaubens- und Gewissensfreiheit auch in reformirten Ländern noch zu wenig, geistlicher Ehrgeiz Einzelner konnte in der Kirche nicht genug Nahrung finden; zudem bot die Erforschung der Bibel so viele Anknüpfungspunkte für die religiöse Phantasie und endlich hatte die Reformation keinen sehr bemerkbaren Einfluß auf die Läuterung des sittlichen Lebens geübt. Dies sind die Ursachen, aus welchen nach dem Stocken der reformatorischen Bewegung eine solche Masse von Sekten entstand.

Der Schuster Georg Fox gründete 1649 in England die „Gesellschaft der Freunde“, welchen die Welt den Spottnamen der Quaker (Bitterer) gegeben hat. Sie stellen die unmittelbare Eingebung (Inspiration) des heil. Geistes, welche sie Jedem der Ibrigen beimessen, an Autorität der heil.

Schrift gleich, verwerfen Kriegsdienst, Eid und Zehnten und alle bürgerliche Rangordnung und zeichnen sich auch äußerlich aus durch ihre gleichförmig schlichte Tracht. Der dabei erlittenen Verfolgung müde, zog ein Theil von ihnen unter William Penn nach Amerika und gründete daselbst 1681 die Stadt Philadelphia.

Im Jahr 1722 stiftete Ludwig Graf von Zinzendorf die „Brüdergemeinde“ am Hutberge, welche er jedoch als Glied der augsburgischen Confessionsverwandtschaft und zugleich der bischöflich-englischen Kirche anerkennen ließ, weshalb die Herrnhuter nicht als wirkliche Sekte zu betrachten sind. Die Brüdergemeinde schließt Angehörige aller nichtkatholischen Confessionen in sich. Das geistige Band der Einheit ist die innige Erfassung des erlösenden Kreuzes Christi in Glauben und dankbarer Liebe; das äußere Band eine bischöflich-presbyteriale Verfassung, welche aber die Verpflichtungen der Glieder gegen die Landeskirche nicht aufhebt. Zinzendorf selbst ließ sich von einem mährischen Bischof, Sablonsky, zum ersten Bischof seiner Gemeinde weihen. Für sich und seine Nachfolger nahm er das Recht des Bindens und Lösendes in Anspruch, die mildeste Form des Bannes, nach dem Evangelium. Zinzendorfs Plan scheint gewesen zu sein, im Geiste der Apostel den Hader der reformirten Confessionen allmählig zu tilgen und die Grundlage einer wahrhaft unierten Kirche zu legen. Daß die Liebesglut seiner Gemeinde für Christus sich in allzustännlichen Bildern ausdrückte und ihre Andachtsbücher heute noch von Blut und Schweiß und Thränen überquellen, ist größtentheils dem Einfluß der Hallenser Pietisten auf Zinzendorf zuzuschreiben. Duldsamkeit gegen Angehörige aller Confessionen hat von jeher die Brüdergemeinde, wohin sie kam, ausgezeichnet.

Der von John Wesley 1729 gegründete *Methodistenverein*, so genannt wegen der ängstlich strengen Lebensart seiner Glieder, wurde erst durch die Unduldsamkeit der anglikanischen Geistlichkeit von der Kirche losgerissen. Die Methodisten konnten sich mit den Herrnhutern in England nicht vereinigen, weil sie einen schmerzlich gewaltsamen Durchbruch der Gnade für nothwendig zur Seligkeit hielten. Sie gründeten daher ein eigenes Kirchenwesen mit strenger Kirchenzucht. In England und Amerika hat der Methodismus weite Verbreitung erlangt, vornämlich durch die populäre Beredsamkeit seiner Prediger.

Emanuel Swedenborg, ein geistreicher Naturforscher, gründete 1743 die „Kirche des neuen Jerusalem“, aufgefördert, wie er meinte, durch eine

Offenbarung des Herrn. Gespräche mit den Geistern der Vorwelt und der Gestirne boten ihm den Stoff zur Aufstellung seiner neuen Lehre, die mit Zurückziehung des erlösenden Todes Christi hauptsächlich die Menschwerdung Gottes hervorhob und die Schrift allegorisch auslegte. Die Geistererscheinungen Swedenborgs sind von der neuern Wissenschaft einem somnambulen Zustande einzelner Gehirnthelle im Zustande des Wachens zugeschrieben worden und jedenfalls ist es für die Realität dieser Erscheinungen ein mißlicher Umstand, daß Swedenborgs Geister so ganz in seinem Sinne redeten. In England, Nordamerika, Schweden und Württemberg zählt der Swedenborgianismus Bekenner.

Zu den Erscheinungen religiöser Phantastik auf dem Gebiet der Sektensbildung gehören auch die von Bichtel gestifteten Engelbrüder, welche gleich den Engeln ohne Sorge und Arbeit leben wollten; dann die Schafers in Nordamerika, welche in communistischer Gemeinschaft leben, den geschlechtlichen Umgang verwerfen und zum Gottesdienst — tanzen; ferner die Brüggler und Antonianer in der Schweiz, welche, weil die Gläubigen nach ihrem Dafürhalten nicht sündigen können, die Unzucht als einen gottesdienstlichen Act betrachten, und andere dergleichen Thoren mehr. Ein Absenker des Methodismus gründete im Waadtland unter dem Einflusse der sehr zweideutigen Frau von Krüdener 1818 die separatistischen Gemeinden der (spottweise so genannten) Momiens. Ihre lebensfeindliche Kopfhängerei und zudringliche Proselytenmacherei regte das Volk gegen sie auf. — Die Sekten der Darbysten und Irvingianer, beide nach ihren Stiftern genannt, sind Producte des an physischem und religiösem Nebel reichen Englands. Jene verwerfen alles äußere Kirchenwesen sammt dem geistlichen Lehrstand; diese rühmen sich, die Gabe des „Zungenredens“ in ihrer Gemeinde empfangen zu haben, und haben den alten Kohl vom baldigen Mahen des Weltgerichts wieder aufgewärmt. Nordamerika, das Sektensparadies, hat endlich auch die Monstrosität des Mormonismus hervorgebracht. Vermittelt durch das unerhört läppische Märchen von den wiederaufgefundenen Schriftplatten des fabelhaften Buches Mormon hat John Smith 1830 die Sekte der Mormonen gestiftet und diese „Heiligen der letzten Tage“ leben jetzt im Lande Utah am großen Salzsee in einer Art jüdisch-christlich-Jan-Bodolt'scher Gütergemeinschaft und Vielweiberei.

Zu großen Erwartungen ließ sich die religiös-reformistische Bewegung an, welche in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts in Deutschland

zum Ausbruch kam. Es zeigte sich aber bald, daß diese religiösen Strebungen eigentlich nur verhaltene Politik waren, wie denn ja wir Deutschen stets geneigt sind, für die versagte politische Thätigkeit Ersatz zu suchen in einer den Glauben betreffenden. Zudem hingen die deutschkatholischen, lichtfreundlichen und freigemeindlichen Bewegungen jener Zeit mehr oder weniger eng mit den wissenschaftlichen Kämpfen zusammen, welche von 1830 an in Deutschland gegen alle kirchliche Autorität geführt wurden. Ronze und Czersti auf der einen, Rupp, Uhlich und Wislicenus auf der andern Seite wandten nur unbewußter oder bewußter, zurückhaltender oder offener die Resultate Hegel'scher Philosophie auf die kirchlichen Zustände an. Den äußeren Anstoß zum Deutschkatholicismus, mit welchem die Freien Gemeinden auf protestantischem Gebiet parallel gingen, gab, wie bekannt, das Aushängen des „Rockes Christi“ zu Trier. Wer jetzt unbefangen auf die kurze deutschkatholische und lichtfreundliche Herrlichkeit zurückblickt, wird sagen müssen, der ganze Lärm sei nur eine Demonstration des Liberalismus gewesen. Man sagte in der Form von deutschkatholischen und freigemeindlichen Concilienbeschlüssen, was man in politischen Zeitungsartikeln und Reden nicht sagen durfte. Der große Revolutionsversuch von 1848 hat dann das Interesse an jenen religiös-reformistischen Anläufen vollständig fortgesetzt. Es hätte demnach der Gewaltmaßregeln der Regierungen gegen Deutschkatholiken und Freigemeindler kaum bedurft. Die allgemeine Impotenz unserer Zeit zu religiösen Schöpfungen hatte sich in der Sache, gegen welche soviel gehässige Maßregelung aufgeboten wurde, unzweifelhaft genug geoffenbart.

Neuntes Kapitel.

Das sittliche und soziale Leben der Völker im Christenthum.

1.

Der Spruch: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ womit Christus den Unterschied zwischen ächter und falscher Frömmigkeit kenn-

zeichnete, läßt sich zwanglos auf das Christenthum selbst anwenden. Wo dasselbe in seinem Kern und Geist erfaßt worden, hat es Segen gestiftet; wo es hingegen nur äußerlich bekannt wurde, da haben unter christlichem Deckmantel Heuchelei, Niederträchtigkeit, Bosheit und Grausamkeit namenlos Schändliches vollbracht. So, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse nun einmal waren, konnten die guten Früchte des Christenthums weit mehr nur im Privatleben gedeihen, als in der Oeffentlichkeit, und darum wird auch die Schilderung, welche wir von den Wirkungen der christlichen Religion auf das sittliche und soziale Leben der Völker im vorliegenden Kapitel zu geben versuchen, die Schattenseiten unverhältnißmäßig hervorzuheben scheinen. Die Geschichte hat sich aber natürlich nicht ausdrücklich zu verwahren, daß sie nicht darauf ausgehe, Aergerniß zu geben, und überdies kann sie hier noch den Christen das tröstliche Wort sagen, die zu berührenden Aergernisse seien nur Resultate der allmäligen Verfälschung der christlichen Idee gewesen. Indessen auch an Lichtseiten fehlt es nicht und ein unbefangener Sinn wird solche finden in dem Einfluß des Christenthums auf das eheliche Leben, auf die Beredlung der Volkssttte, auf die Jugendbildung, auf die Förderung der Mildbthätigkeit, des humanen Vorschritts in Anerkennung der Menschenwürde und jener idealen Gefühlswaise, welche um des Bleibenden willen das Vergängliche aufzuopfern bereit ist. Hiezu in schroffem Gegensatze stehen freilich die Erscheinungen des Aberglaubens und Fanatismus, die Judenschlächtereien, die Folterkammern und Scheiterhaufen der Inquisition, die Hexenprozesse, der Jesuitismus, die Religionskriege, das Muckerwesen. Gute und schlimme Regungen mischen sich in den Erscheinungen der christlichen Askese, des Ordenswesens, der Möncherei und Nonnerei und selbst in jenen Ausbrüchen der Volksfatire, welche den ausgearteten Cultus durch muthwillige Nachäffung seiner Acte verhöhnte. Die sozialen Einflüsse des Christenthums machen sich bemerkbar im Ausbau der Hierarchie, welcher schon früheren Ortes betrachtet wurde, ferner in den Kreuzzügen, in den Bauernkriegen, in der Heiligung der Monarchie durch die katholische und die protestantische Kirche, in dem Auftauchen sozialistischer und communistischer Weltbeglückungssysteme.

Nachdem wir so die Umriffe des zu durchmessenden Kreises angegeben, verschreiten wir dazu, die einzelnen Erscheinungen desselben in die geschichtliche Beleuchtung zu rücken, merken aber zuvor an, daß dies und das, welches, streng genommen, hieher gezogen werden könnte oder sollte, in einem der

nach folgenden Kapitel berührt werden wird oder auch in einem der vorhergehenden schon berührt worden ist.

2.

Christus hatte in mehreren seiner Aussprüche die Monogamie geheiligt, Paulus zwar die Unterordnung des Weibes unter den Mann ¹⁾ entschieden gelehrt und dem Weibe in der Versammlung Stillschweigen auferlegt, aber dennoch einerseits auch den Ehemännern ihre Pflichten gegen die Frauen eingeschärft, andererseits die beiden Geschlechter moralisch einander gleichgestellt ²⁾. Endlich hatten Christus und seine Apostel kaum eine Sünde so schwer verpönt, wie die Unzucht und den Ehebruch insbesondere ³⁾. Damit griff das Christenthum das Grundübel an, welches das eheliche Leben der alten Welt zerrüttet hatte, und wo es sich der Herzen bemächtigte, stellte es die Reinheit der Ehe, die Würde und den moralischen Einfluß des Weibes als Gattin und Mutter her. Aber schweren Stand hatte es damit selbst unter seinen Bekennern, einen immer schwerern Stand, je mehr die Religion Jesu selbst in Dogmatik und prunkendes Kirchenweien ausartete. Dafür zeugt eine Reihe von Aussprüchen berühmter Kirchenväter, welche in Predigt und Schrift auf die Veredelung des weiblichen Geschlechts und des ehelichen Lebens hingewirkt haben. Von hoher Bedeutung und trefflich geeignet, den schroffen Gegensatz zur Stellung des Weibes in der altheidnischen Welt anschaulich zu machen, ist die Schilderung des Verhältnisses zwischen christlichen Ehegatten, welche uns Tertullian entwirft: „Welche Eintracht herrscht zwischen zwei christlichen Gatten, die durch dieselbe Hoffnung, durch dasselbe Gelübde, durch dieselbe Regel des Lebens und des Gehorjams verbunden sind! Sie bilden in Wahrheit einen einzigen Leib, den ein und dieselbe Seele belebt. Gemeinschaftlich beten sie, gemeinschaftlich geben sie sich den Uebungen der Buße und der Religion hin. Das Bild ihres Lebens ist eine gegenseitige Unterweisung, eine gegenseitige Ermuthigung und Unterstützung.“

1) Ephes. 5, 22—24. 1. Timoth. 2, 8—15.

2) Ephes. 5, 25—33. 6, 1—3. Kol. 3, 18. 19. 1. Kor. 7, 2—5 und 10—16.

3) Gal. 5, 19. Matth. 5, 27—32. Chr. Baur in Tübingen behauptet zwar, die Briefe an die Epheser, Kolosser und den Timotheus seien keine acht paulinischen; aber diese Behauptung steht noch nicht unangefochten und die Kirche hat sie wenigstens schon frühe als acht anerkannt, daher sich nach denselben gerichtet, und das ist uns hier die Hauptsache.

In der Kirche und am Tische des Herrn saß ihr sie gemeinschaftlich. Alles ist unter ihnen gemeinschaftlich, die Sorgen und Verfolgungen, die Freuden und Vergnügungen. Nichts haben sie vor einander geheim; gleiches Vertrauen verbindet sie Beide und gegenseitige Dienstfertigkeit.“ — Es sprechen auch deutliche Zeichen dafür, daß die Fastencur des Christenthums weit mehr auf die Frauen als auf die Männer sittenbessernd gewirkt habe. Unter Kaiser Valens scheinen mehr die Männer, als die Frauen, sich den Lüsten ihrer heidnischen Vorfahren wieder überlassen zu haben, als sie den hungern- den Gothen das Brot um ihre Jungfrauen und Jünglinge verkauften, an der blühenden Jugend dieses Volkes ihre Begierden zu fühlen. Auch als die Germanen über das Reich hereinbrachen, wählte so manche Frau und Jungfrau den freiwilligen Tod, um ihre Keuschheit zu wahren; die aber der rohen Gewalt nicht hatten entgehen können, suchten unter Thränen ihren Trost bei der Kirche, deren Lehrer die Opfer der Gewaltthat von der Schuld des Ehebruchs und der Unzucht frei sprachen⁴⁾.

Bei den germanischen Stämmen stand, wie wir wissen, das Weib in hohen Ehren, ehe sie das Christenthum annahmen. Doch sonderbar, gerade ihre Vermischung, selbst die bloße Berührung mit den christlichen Bewohnern des römischen Reiches scheint ihrer Keuschheit und ehelichen Treue großen Eintrag gethan zu haben. Die Sittengeschichte des Mittelalters liefert uns eine Menge Beispiele von leichtfertigen Ehescheidungen, von Verlobungen schon in der Wiege aus politischen Rücksichten, von schamloosestem Ehebruch und ins Große getriebener Unzucht. Von den Tagen der Troubadours an bis zur Reformation scheint das Christenthum den geringsten Einfluß auf die Reinheit der Sitten überhaupt und auf die Heiligung der Ehe im Besonderen geübt zu haben. Hatte auch die Kirche die Ehe zwischen Verwandten bis zum siebenten Grad hinaus und die Ehescheidung gänzlich verboten, sie selbst doch sorgte auf der andern Seite wieder durch den Ablass und durch Ungültigerklärung fürstlicher Ehen unter dem Vorwand allzu naher Verwandtschaft dafür, daß man ihre Strenge in solchen Dingen nicht allzu sehr fürchte. Selbst die solidere Bürgerlichkeit wußte

4) Selbst der strenge Augustin beklagte dabei nur, „es habe vielleicht beim Erdulden solcher Gewaltthat eine gewisse fleischliche Lust trotz alles Sträubens der Seele nicht ausbleiben können.“ Ihm gerade wäre es wohl angestanden, diese Bemerkung zu unterdrücken.

den rasenden Ausbrüchen der Wollust einzig den Damm entgegenzusetzen, daß sie durch Errichtung reicher Bordelle („Frauenhäuser“) wenigstens Ordnung in die Ausschweifung zu bringen suchte. Schade, daß im Mittelalter die häusliche Tugend nicht kräftiger aus ihrer Verborgenheit hervortrat. Die Autoren jener Zeit gedenken ihrer kaum vor all dem Wust öffentlicher Sittenlosigkeit, welcher ihrem Auge überall entgegentrat. Bei Alledem trug der Mariencultus dazu bei, in Hohen und Niedrigen ein mehr oder weniger lebhaftes Bewußtsein von der Würde reiner Weiblichkeit zu bewahren, und war auch die Frau in rechtlicher Beziehung wenig mehr als die Magd ihres Ehemannes, so ward sie doch durch die gesellige Sitte der ritterlich-romantischen Gesellschaft zu einer höheren und freieren Stellung erhoben. Wenigstens auf so lange, bis die Courtoise der Blüthezeit dieser Gesellschaft im 14. und 15. Jahrhundert in wüster Roheit und Zuchtlosigkeit unterging⁵⁾.

Die Reformation, indem sie das Volk wieder mit den Urfunden des Christenthums bekannt machte, trug Vieles dazu bei, Zucht und Ehrbarkeit in geschlechtlichen Verhältnissen wieder mehr zur Geltung zu bringen. Besonders republikanische Obrigkeiten erließen eine Reihe strenger Sittenmandate. Wir erwähnen nur des Zürcher Mandats von 1532, welches das Tanzen mit nacktem Leibe, das Umwerfen der Jungfrauen beim Tanze u. dgl. verbietet. In deutschen Städten fing man an, Mitglieder des Rathes als Aufseher bei den Tänzen hinzustellen, damit wenigstens die größten Ungebürlichkeiten unterblieben. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die Reformation, wo sie durch den freien Bürgerstimm getragen wurde, die Reinheit des ehelichen Lebens, die öffentliche Zucht und Sitte allmählig wieder hergestellt hat. Wurden doch in solchen Städten, welche vor der Reformation Bordelle gehalten hatten, nach der Reformation unverbesserliche Lustdirnen ersäuft, — freilich ebenfalls wieder eine Uebertreibung! In monarchischen Staaten, besonders Deutschlands, hat die krasse Unsitlichkeit vieler Fürsten den reinigenden Einfluß der Reformation lange Zeit gehemmt. Aber auch da fehlte es

5) Man muß die Sittenprediger jener Periode lesen, um zu erfahren, wie es mit Sitte und Ehrbarkeit in der „guten, alten, frommen Zeit“ eigentlich bestellt war. Und schon früher, schon von Anfang an lauerte in der Blüthe der mittelalterlichen Romantik der Wurm der Sittenlosigkeit. Vgl. in meiner „Geschichte deutscher Cultur und Sitte“ die beiden Kapitel „Die ritterlich-romantische Gesellschaft“ und „Die ritterlich-romantische Literatur“, S. 96—146.

nicht immer an kühnen Predigern, welche fürstliche Ehebrecher Aug' in Auge zu strafen wagten. Nachdem die Reformation in starrer Orthodoxie verknöchert war, trat der Spener'sche Pietismus vielfach als Beförderer eingezogenen und reinen Familienlebens auf. An den kleinen Höfen Deutschlands verdrängte er hier und da als eine neue Mode die geschlechtliche Frivolität, entartete aber dafür in der Hofluft bald zu pedantischer Frömmerei ⁶⁾.

Wohin wir gegenwärtig unsere Blicke wenden, überall in christlichen Staaten ist die rechtliche Stellung des Weibes durch besondere Gesetze bestimmt und zwar so, daß es dem Manne nirgends, mit Ausnahme Englands ⁷⁾ und Rußlands, rechtlos oder als bloße Magd gegenübersteht. Dazu hat allerdings der Humanismus der Aufklärungsperiode viel beigetragen; aber eben dieser Humanismus war seinem gesunden Kerne nach wiederum nur das Christenthum in einer freieren Form. Uebrigens hatten die Reformatoren schon dadurch, daß sie die Ehescheidung sowie die Wiederverheiratung des unschuldigen Theiles bewilligten, ebenso durch Uebertragung der Ehesachen an die weltlichen Gerichte, gesetzliche Bestimmungen über die rechtliche Stellung der Frauen veranlaßt ⁸⁾. Das Weib ist in unsern christlichen Staaten dem Manne insoweit gleich gestellt, daß es alle Gaben seines Geistes und Gemüthes geltend machen, sich ungehemmt in seinem Wirkungskreise bewegen, sogar einen beherrschenden Einfluß auf den Mann gewinnen kann. Daß die Gesetze ihm das Ueberschreiten seines Wirkungskreises theils schwer, theils unmöglich machen, dient zu seinem Heil. Die emanzipations-süchtigen Frauen der Gegenwart werden von den tiefer blickenden Geistern ihres eignen Geschlechts mit Recht bedauert. Die Freiheit, welche sie zumal im freien Amerika noch erstreben zu müssen meinen, ist keine andere als die Freiheit des Unsinns.

6) F. W. Barthold hat in Raumers „Hist. Taschenbuch“ (Jahrg. 1852 und 1853) ein höchst anschauliches Lebensbild der frommen Fürsten- und Grafenhöfe im protestantischen Deutschland gezeichnet.

7) Die Ehegesetze dieses Landes sind eine Schmach, von welcher es unbegreiflich ist, daß ein civilisirtes Volk sie dulden kann. Rechtlich ist das englische Eheweib geradezu die Sklavin des Mannes. Man sehe die Schriften der berühmten Mrs. Norton, der Enkelin des großen Sheridan, über dieses Thema.

8) Die katholische Kirche hatte zwar factische Ehescheidungen nicht hindern, aber, weil sie jede dieser Ehen als kirchlich fortbestehend ansah, die Wiederverheiratung nicht gestatten können.

3.

„Wer unter euch der Größte sein will, der sei Aller Diener; und wer unter euch der Vornehmste sein will, der sei Aller Knecht!“ hatte Christus seinen Jüngern zugerufen. Dadurch, sowie durch seine Lehre von der Nächstenliebe und von der ewigen Bestimmung aller Menschen; durch die Demuth endlich, mit welcher er den Sklavendienst verrichtete, seinen Jüngern die Füße zu waschen, hat Christus die Sklaverei, dies zweite Grundübel der alten Welt, im Prinzip zerstört. Der dem Paulus zugeschriebene Brief an Philemon brachte den Gegensatz des christlichen Geistes zur Sklaverei bereits in praktische Anwendung. Da wird, der ganzen antiken Weltanschauung zum Trotz, ein entlaufener Sklave seines Herrn Bruder genannt und demselben zur Freilassung empfohlen: Unter den Kirchenvätern war Cyprian einer der Ersten, welche für des Sklaven Menschenwürde in die Schranken traten. Er schreibt an Demetrian: „Du verlangst von deinem Sklaven, daß er dir ergeben jeden Augenblick zu Diensten stehe. Ist dieser Sklave weniger Mensch als du? Er tritt in die Welt ein unter denselben Bedingungen, wie du; er gleicht dir in Geburt und Tod; er hat wie du eine vernünftige Seele, er ist zu derselben Hoffnung berufen und für das gegenwärtige Leben, wie für die Zukunft, denselben Gesetzen unterworfen.“ In Wahrheit, wenn die Kirche in einer einzigen Beziehung dem Geiste ihres Stifters treu geblieben, so war es in Bezug auf die Milderung und Verwerfung der Sklaverei. Bis zur Zertrümmerung des römischen Reiches durch die Barbaren ward sie nicht müde, auf Milderung des Looses, wo möglich auf Freilassung der Sklaven hinzuwirken. So verkaufte Ambrosius, als ihm sonst Nichts mehr geblieben, die kostbaren Kirchengefäße, um von den Barbaren Gefangene loszukaufen, und behalf sich mit hölzernen Abendmahlskelchen. Ganz aufheben jedoch ließ sich die Sklaverei durch keinen Machtpruch, ohne daß zugleich die ganze alte Welt selbst wäre aus ihren Angeln gehoben worden.

Nachdem die Germanen sich der Weltherrschaft bemächtigt hatten, trat an die Stelle der antiken Sklaverei die Leibeigenschaft nach den Grundsätzen des altgermanischen Herkommens, nebst der an das Lehnswesen geknüpften Hörigkeit. Auch da konnte die Kirche nicht durch Machtprüche abhelfen. Dafür erhob sie wenigstens die Freilassung von Haus- oder persönlichen Leibeigenen in der öffentlichen Meinung zu einem der verdienstlichsten Werke und vollzog dieselbe unter kirchlichen Ceremonien. Dadurch war die Leib-

eigenschaft an und für sich gerichtet, weil als etwas Gott Mißfälliges hingestellt. Es ist unrichtig, was ein Historiker dem andern nachschreibt, die Leibeigenschaft sei schon im 15. Jahrhundert aufgehoben worden. Verlangten doch die Bauern zur Reformationszeit, bevor sie die Waffen ergriffen, in ihrem Manifest unter Andern auch „gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft“, eine Forderung, welche sie nebst den übrigen auf die heilige Schrift gründeten. Die Haus- und persönliche Leibeigenschaft war es allein, die im 15. Jahrhundert durch kirchliche Gesetze aufgehoben wurde. Erst die menschlich-freie Zeit, während welcher das Christenthum wesentlich als Geist der Humanität waltete, begann, wie bekannt, die völlige Vernichtung der an Grundbesitz geknüpften Leibeigenschaft. Während aber so in Europa die Sklaverei allmählig der christlichen Idee von der Gleichheit und Bruderschaft der Menschen wich, ohne schon völlig vertilgt zu sein ¹⁾, wucherte sie in Amerika zur üppigsten Giftblüthe auf. Die spanischen Conquistadoren machten die Indianer zu Sklaven, um an dieser Barbarei zu Grunde zu gehen, und etwas später kam der Gräuel des Negerhandels auf. Noch sind weder die Bemühungen einzelner Religionsgesellschaften, wie der Quäker, noch die Anstrengungen einzelner großherziger Männer, wie die des unsterblichen Wilberforce, noch erleuchtete Staatsbeschlüsse, wie die des französischen Convents und des britischen Parlaments, noch die Bestrebungen der nordamerikanischen Abolitionisten vermögend gewesen, der Abscheulichkeit des Negerhandels und der Negerklaverei in Ländern, die sich christlich nennen, ein Ende zu machen.

4.

Auf die Jugendbildung hat das Christenthum sehr heilsam theils durch den Religionsunterricht, theils dadurch eingewirkt, daß es die Volksschule ins Leben rief. Das Heiden- und Judenthum hatten die Jugend des Volks vernachlässigt; nur höhere Schulen für das reifere Jugendalter gab es im römischen Reiche, als das Christenthum den Kampfplatz betrat. „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret es ihnen nicht; denn ihrer ist das Reich der Himmel!“ Dieses große Wort Christi, wenn auch oft vergessen, hat der kindlichen Jugend ihre Wichtigkeit in den Augen der christlichen Welt gegeben, indem es die hohe Bestimmung des Kindes, seine

1) Rußland, Polen, Donaufürstenthümer.

Ansprüche auf geistige Ausbildung zum ersten Mal aussprach. Mit diesem Wort im Herzen haben die edelsten Freunde der Menschheit sich dem schönen Werke der Jugendbildung gewidmet.

Zuerst freilich begnügte sich die Kirche, die Eltern und Paten bei der Taufe ihrer Kinder zu einer christlichen Erziehung derselben zu verpflichten. Das elterliche Haus, die Familie mußte vor Allem durch den Geist des Christenthums umgebildet werden. Der höheren Schulen freilich, wo Jünglinge für den geistlichen Stand herangebildet wurden, entstanden schon im 2. Jahrhundert etliche, die Katechetenschulen nämlich, deren berühmteste sich zu Alexandrien und Antiochien befanden. Im 5. Jahrhundert traten an deren Stelle die Kathedral- und Episkopalschulen, welche nebst der Theologie auch die sieben freien Künste lehrten. Bald darauf wurden in den Städten die sogenannten Parochialschulen errichtet, in denen Knaben und Jünglinge die Anfangsgründe weltlicher Wissenschaft lernten. Doch die eigentliche Volksschule begann erst, als Karl der Große und Alfred der Große den Pfarrern jeder Gemeinde die Unterweisung der ihnen anvertrauten Jugend im Lesen, Schreiben, Latein und Kirchengesang zur Pflicht machten. Daneben ließ Karl an seiner Hofschule fähigern Knaben höheren und niedrigeren Standes durch seinen Freund Alkuin Unterricht in den sieben freien Künsten ertheilen. Besondere Volksschulen stiftete damals auch Bischof Theodulf von Orleans in seinem Sprengel. Aber alle diese edlen Schöpfungen welkten nach dem Tode der Stifter bald dahin. Die Pfarrer sanken ebenfalls in den alten Schlendrian zurück und begnügten sich, ihrer Jugend bis zur Firmelung das apostolische Glaubensbekenntniß einzubläuen. Im 13. Jahrhundert nahmen sich die Bettelmönche der verwaorlosten Jugend an, errichteten in ihren Klöstern Volksschulen, übernahmen selbst in Städten den Jugendunterricht, veranlaßten aber durch ihre öftere Weigerung, die Jugend schreiben zu lehren¹⁾, manche Stadtbehörde, eine eigene Stadtschule zu errichten. Auch die Canonici, welche im 9. Jahrhundert die Stiftsschulen, eine Art niederer Gelehrtenschulen, übernommen, waren allmählig faul geworden. An ihrer und der Pfarrer Stelle wurde herumziehenden Mönchen oder Studenten der ganze Jugendunterricht übergeben. Aus diesen Leuten, die niemals lebenslänglich angestellt, sondern nur für einige Zeit gedungen

1) Damit keine allzustarke Concurrrenz im einträglichen Bücherabschreiben aufkäme.

wurden, bildete sich der Stand der Schullehrer, welcher bei allen seinen Verrichtungen den Pfarrern untergeben war, gleichsam als eine Klasse niederer Kleriker. Es muß bei diesen Verhältnissen besonders mit dem Religionsunterricht übel bestellt gewesen sein; denn die Reformatoren hielten für nothwendig, den Unterricht der Jugend in der Religion wieder den Pfarrern zu übergeben, und die Apologie der Augsburger Confession wirft den Katholiken, bei welchen die alten Schulverhältnisse noch beibehalten wurden, vor: „Bei unsern Gegnern gibt es gar keine Katechese für die Knaben. Bei uns werden die Pfarrer und Kirchendiener gezwungen, die Jugend öffentlich zu unterrichten und abzufragen, und diese Einrichtung trägt die besten Früchte“.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche erst die Einführung von Lehrbüchern möglich machte, sowie die theilweise Trennung des Religionsunterrichts von den übrigen Fächern durch die Reformation, rief in den protestantischen Ländern die Gründung regelmäßiger Dorfschulen hervor. Freilich gab es im 16. Jahrhundert noch der Schulen genug, wo der Lehrer nichts Anderes als den Katechismus behandelte. Unter den Katholiken haben nach der Reformation besonders die Jesuiten sich des Jugendunterrichtes bemächtigt. Allein dieser Schullehrer, wesentlich im Dienste der Ordenszwecke stehend, erstreckte sich mehr auf die Kinder der Wohlhabenden und der untersten Volksklassen und legte einen großen Werth auf todten Mechanismus in der Jugendbildung. Auf protestantischem Gebiet nahm sich der Spener-Francke'sche Pietismus besonders eifrig des Schulwesens an, brachte aber bei der Jugend nicht viel Besseres zuwege, als einen frömmelnden Anstrich. Erst im 18. Jahrhundert nahm das Schulwesen einen aner kennenswerthen Aufschwung durch Bajedow, den Philanthropen und Nationalisten, welcher die Realfächer zur Grundlage des Unterrichts zu erheben suchte, und den genialen, gemüthlichen Schweizer Pestalozzi, welcher, zwar durch Rousseau mit angeregt, doch nach eigenen Ideen mit einem Herzen voll Liebe die Bildung des ganzen Menschen, nach Verstand und Gemüth, anstrebte und durch seine Methode des Anschauungsunterrichtes das Elementar- und Realschulwesen reformirte. Der Geist des ächten Christenthums war es, welcher in dieses edlen Mannes völliger Hingebung an das Volksschulwesen zu Tage trat und am gewaltigsten zur Förderung desselben nicht nur in der Schweiz, sondern auch im übrigen Europa beigetragen hat.

5.

Nicht minder groß war der Einfluß des Christenthums auf die Förderung der Mildthätigkeit. Die gebildetsten Völker der altheidnischen Welt, Griechen und Römer, hatten ihre Armen vorwiegend aus Staatsflughcit öffentlich unterstützt. Am besten hatte noch das mosaische Gesetz für die Armen gesorgt. Aber von öffentlichen Anstalten für Arme und Kranke, von wohlthätigen Vereinen, von jener Liebe vollends, welche sich tröstend zu dem Verbrecher herniederneigt, ist in der ganzen vorchristlichen Welt keine Spur zu finden, wenn man nicht etwa das Prytaneion der Athener, in welchem nur hochverdiente Greise auf Staatskosten gespeist wurden, zu den wohlthätigen Anstalten rechnet. Ungeachtet aller Begünstigungen durch das mosaische Gesetz und ungeachtet des pharisäischen Geistes, welcher das Almoosen zu den verdienstlichen Werken rechnete, waren zur Zeit Jesu die Armen auch in Juda ganz auf den Bettel angewiesen, die Wahnsinnigen und Ausjägigen sich selbst überlassen. Anders kam es jetzt. Selbst arm, ein Bote und Vorbild der erhabensten Liebe, legte er seinen Gläubigen besonders die Armen und Kranken ans Herz, und nahm sich der Verbrecher mit rettendem Erbarmen an: — „Alles, was ihr einem dieser Geringsten gethan haben werdet, das habet ihr mir gethan!“ „Ich bin nicht gekommen, zu berufen Gerechte, sondern Sünder zur Buße.“ „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.“ Dieser Geist der Barmherzigkeit hat seine Kirche nie verlassen, sondern im Lauf der Zeiten nur verschiedene Gestalt angenommen, — mitunter freilich eine bedenkliche.

Schon Christus selbst hatte mit seinen Aposteln eine gemeinschaftliche Armenkasse geführt (Joh. 12, 4—8). Nach seinem Hingang setzte die Christengemeinde in Jerusalem dieselbe fort. Aus den freiwilligen, oft sehr bedeutenden Beiträgen der Begüterten ward täglich eine Almoosenpendung an die Armen, besonders Wittwen und Waisen bestritten, ein Geschäft, welches wegen seiner wachsenden Ausdehnung bald sieben Armenpflegern (Diaconen) übertragen wurde. Zur Zeit der großen Hungernoth sammelte Paulus in den Gemeinden von Makedonien und Achaja eine Liebeststeuer für die Gemeinde in Jerusalem. Im 2. und 3. Jahrhundert ward die Armensteuer, meist aus Naturalien bestehend, während des Gottesdienstes, unmittelbar vor der Eucharistie, als Gott wohlgefälliges Dankopfer dargebracht 1).

1) Aus dieser Armensteuer sind später die Kirchensteuern entstanden, welche bis zur Reformation meist in einen Opferstock geworfen wurden, seit der Reformation

Aber auch außerhalb des Gottesdienstes erwiesen die Christen ihre thätige Bruderliebe gegen Arme, Kranke und Gefangene auf die thätigste Weise. Die Satire Lukians, welche an dem Beispiel des Peregrinus Proteus darstellt, wie leicht die Mildthätigkeit der damaligen Christen durch Schwindler, die „in Christenthum machten“, mißbraucht werden konnte, ist gerade das glänzendste Zeugniß für den Geist, der damals die Kirche besetzte.

Als die christliche Kirche durch Konstantin zur Staatskirche geworden, trat sie als Vermittlerin zwischen die Geber und Empfänger hinein, stiftete zahlreiche Armenanstalten und Spitäler, erwirkte im Namen der Armuth die reichsten Gaben und Vermächtnisse und stellte diese geflissentlich als verdienstliche Werke dar. Dadurch ward die freie Wechselwirkung zwischen Begüterten und Dürftigen gestört. Der Wohlthäter dachte bei seinen Gaben bald mehr an sich selbst, nämlich an sein Seelenheil, als an den Armen: Die Liebe wich einem gläubigen Egoismus. Eben deswegen ragen Gestalten der aufopferndsten Bruderliebe, wie Ambrosius, Paulinus²⁾, Gregor von Nazianz, Johannes Chrysostomus³⁾ u. A. m. so hoch über ihr Zeitalter hervor und kämpfen so gewaltig gegen den einreißenden Mangel an wahrer Nächstenliebe. Voll Entrüstung ruft Ambrosius den Reichen seines Zeitalters in der Schrift über Naboth zu: „Ihr schmücket die Wände und entblößt die Menschen. Ein nackter Mensch schreit vor deiner Thür und du vergißt ihn. Ein nackter Mensch schreit und du, du grübelst nach, mit welchem Marmor du deinen Vorhof schmücken wollest. Ein Armer bittet um Brot und erhält keins; ein Mensch bittet um Brot und dein Pferd zerbeißt das Gold mit seinen Zähnen. Welches Gericht bereitest du dir, o Reicher! Das Volk hat Hunger und du verschließt deine Speicher. In deiner Macht steht es, Viele vom Tode zu erretten, und du willst nicht. Eine einzige Gemme deines Ringes könnte das Leben einer ganzen Schaar erhalten“. Eben so polizeiwidrig redet Paulinus in seiner Schrift über den Armenfasten: — „Die Armen erwarten euch an den Pforten der Kirche; sie heften ihre Augen auf euch, beobachten euere Ankunft und verfolgen einen jeden eurer Schritte. Ihre durch Hunger geschwächte Stimme richtet an euch flehentliche Bitten; sie rufen eure Theilnahme zu irgend einer Erleichterung

aber in einigen Ländern durch Aufheben des Klingelbeutels zu Gunsten der Armen eingesammelt werden.

2) Um 390 in Barcelona.

3) Erzbischof von Konstantinopel, starb 407 im Exil.

ihres Elendes an. Hütet euch, ihre Klagen in Murren zu verwandeln, hütet euch, daß nicht Scufzer gegen euch aufsteigen zum Vater der Waisen, zum Beschützer der Wittwen, zu dem Gott, welcher in der Person der Armen leidet“. Hören wir endlich noch einen Vater der griechischen Kirche! Es schadet Nichts, sondern belehrt nur, daß La Mennais und andere „Schwärmer“ der neuesten Zeit gar keine neue Sprache geführt haben. Gregor von Nazianz ergeht sich in folgenden Fragen und Schilderungen: — „Wir sollten die Armen den Unbilden der Witterung ausgesetzt lassen, während wir in bequemen und prächtigen Häusern wohnen, welche mit Edelsteinen aller Farben geziert sind, überall von Gold und Silber erglänzen und den Blick auf die ausgejuchtesten Gemälde hinziehen! Die Armen sterben vor Kälte in ihren zerrissenen Gewändern und unter den Lumpen, die sie kaum bedecken, und wir, wir schleppen hinter uns lange fliegende Kleider, gewebt aus Linnen und Seide! Die Armen leiden Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln, und ich, ich schwimme in allen Leckereien! Sie liegen hingestreckt vor unsern Pforten, abgemattet und schmachend vor Mangel, kaum im Stande, deutliche Worte zu sprechen, manchmal nicht im Stande, die Hände auszustrecken und sich zu den Füßen der Reichen hinzuwerfen oder sie mit ihrem Jammer zu rühren; und wir, wir schlafen in weichen Betten, welche sorgfältig gegen die Strahlen des Tages geschützt sind!“

Nachdem im 5. Jahrhundert die blutige Verfolgung der Ketzer begonnen, fing die Kirche an, die Werke der Barmherzigkeit wesentlich auf die Rechtgläubigen zu beschränken, und immer mehr machte sich der Grundsatz geltend, gegen Solche, die von der Kirche verstoßen worden, sei man aller Christenpflicht entbunden. Abgesehen davon, nahmen auch die Klöster, zunächst hervorgegangen aus selbstgewählter Armuth, an der Besorgung der Armen und Kranken theil. Wohl kamen Zeiten, wo auch die Priester und Mönche, durch den Reichthum ihrer Pfründen verdorben, die Pflege der Armuth versäumten; doch selbst in den finstersten Zeiten des Mittelalters finden sich ehrenhafte Ausnahmen. Päpste, wie Gregor der Große, und sogar ein so unduldsamer und gewaltthätigster Mensch, wie Innocenz III., werden von unverdächtigen Zeugen als Väter der Armen, der Wittwen und Waisen gepriesen. Zudem konnte alle Werkheiligkeit nicht hindern, daß auch Laien sich mit wahrer Nächstenliebe der leidenden Menschheit annahmen. So die Landgräfin Elisabeth von Thüringen, welche im Spenden, wie in der Krankenpflege, gleich Unvergessliches leistete. Im Hinblick auf die be-

dauerliche Abweichung der bisherigen Mönchsorden von ihren Pflichten gegen die Armuth stiftete Franz von Assisi, gerührt durch das Evangelium vom reichen Jüngling, seinen Bettelorden, die Franziskaner im Jahre 1209. Selbst nur vom Bettel lebend, theilte dieser Orden, so lange er noch unverdorben blieb, das Erbettelte mit den Armen. In Folge der Reformation ward das Armenwesen in den protestantischen Ländern der Kirche entrissen und zur Staatssache gemacht. Einen Theil der eingezogenen Kirchengüter bestimmte man zu Armenfonds der betreffenden Ortschaften, besondere Vermächtnisse für die Armen bildeten andernorts das Almosengut. Diese Armen Güter, sowie die Spitäler und Armenhäuser, wurden fortan, bisweilen mit Zuzug der Ortsgeistlichen, von weltlichen Behörden verwaltet unter Oberaufsicht der Regierung. Wo die Spendgüter den Bedürfnissen der Ortsarmen nicht genügten, half die Privatwohlthätigkeit aus. So stand es mit dem Armenwesen in den protestantischen Ländern, bis die erneute Zunahme der Bevölkerung nach dem dreißigjährigen Kriege, der wachsende Steuerdruck, die Zollschranken, der steigende Luxus, endlich die Fabriken das drohende Geipenst des Pauperismus heraufbeschworen. Da erst raffte sich der Protestantismus wieder zu umfassenderer Sorge für das Armenwesen auf.

Mittlerweile hatte Vincentius von Paula, geb. 1576 in der Gascogne, den Geist werththätiger Liebe innerhalb der katholischen Kirche zu neuem Leben angefaßt. Er stiftete den Priesterorden der Mission, dessen Glieder verpflichtet waren, durch Seelsorge und Mildthätigkeit die Kranken zu trösten, die Armen aus der Noth zu ziehen, die Verbrecher aus ihrer leiblichen und geistigen Versunkenheit zu erheben. Im Verein mit der Frau von Le Gras, stiftete er auch, angeregt durch den von Franz von Sales 1610 errichteten Orden der Bisttanten, den berühmten Verein der „barmherzigen Schwestern“ (Filles de la charité). Ihm ist auch die Errichtung des ersten Findelhauses zu verdanken. Eine treffliche Anregung hätte Francke, der Erbauer des Waisenhauses in Halle (1694), der protestantischen Kirche in der Richtung freier Wohlthätigkeit gegeben, wäre nur der Gegensatz der Orthodoxie zu seinem an sich achtungswerthen Pietismus nicht zu schroff gewesen. Aber die freie Liebe ward durch diesen Gegensatz in den Augen Vieler zur Parteisache des Pietismus und ward es immer mehr, einen je auffallenderen Anstrich sich die Pietisten gaben. Dies war der Grund, warum Francke's Beispiel nicht so allgemeine Nachahmung hervorrief, wie man es hätte wünschen sollen. Die Pietisten, sich selbst überlassen, wirkten nun in ihrer

Weiße als freie Vereine fort, die Staatsregierungen blieben bei ihrer büreaukratisch-gesellschaftlichen Armenpflege, bis in unserem Jahrhundert die Armenfrage die brennendste aller Zeitfragen geworden ist. Denn mit der überhandnehmenden Herrschaft des Industrialismus wächst auch in ungeheurer Progression das Proletariat, und wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß manche der gegen das proletarische Elend und die proletarische Versumpfung neuestens ergriffene Mittel, wie z. B. die „Innere Mission“, ganz gut gemeint sein mögen, so ist doch klar, daß sie zu der Größe des Übels in einem kläglichen Mißverhältnis stehen. Aber nicht der christlichen Idee fällt das zu Last, sondern vielmehr jenem totalen Abfall von ihr, welcher die selbstsüchtige Geldmacherei als Seele der Gesellschaft proclamirt hat.

Nur eine ganz unhistorische Anschauung kann übersehen, daß das Christenthum durch alle die Jahrhunderte seines Bestehens herab in seinen besten Trägern jenes himmlische Erbarmen des Menschen für den Menschen, welches der Rabbi von Nazareth lehrte, gepredigt hat. Und nicht allein gepredigt, nein, auch bethätigt. In der Geschichte der christlichen Mildthätigkeit und Opfersfreudigkeit gibt es eine ununterbrochene Reihe von Männern und Frauen, von Christen und Christinnen, welchen die Gloriole der Heiligkeit um die Schläfe zu legen kein fühlender Mensch, ob er sich zum christlichen Dogma bekenne oder nicht, auch nur einen Augenblick sich besinnen wird. Freilich sind das nicht immer und nur solche Heilige, welche die Kirche canonisirte. Allein was man auch von Kirche und Kirchengeschichte halte und mag man selbst so weit gehen, die letztere mit Göthe in ihrer Totalität für weiter Nichts als für eine „Mischung von Irrthum und von Gewalt“ anzusehen, — kein Wissender und Unbefangener kann leugnen, daß nicht nur die Schiller'sche Tugend des kategorischen Imperativs, sondern auch die spezifisch-christliche kein „leerer Schall“ ist.

- Die christliche Tugend quoll und quillt aus dem Spiritualismus und Idealismus der christlichen Idee, welcher dem Materialismus und Realismus der antik-heidnischen Idee des entschiedensten entgegensteht. Dieser christliche Idealismus hat in seinen Ausschreitungen Lhörichtestes und Unseligstes zu Stande gebracht: düstere Weltentzagung und aberwitzige Selbstpeinigung, wahnsinnige Bußkrämpfe, rasende Thaten des Fanatismus, eine unheilvolle Vergötterung des Pfaffenthums. Aber auf der andern Seite, wie hat er im Größten und Kleinsten das alttheilige Wort bewährt: „Est Deus in

nobis!“ Er hat die entnerzte und verrottete Welt des römischen Reiches in das Verjüngungsbad seiner strengen Moral gezwungen; er frohlockte auf den in Qualen zuckenden Lippen der Blutzengen der ersten Kirche, wie auf den Lippen der zahllosen Märtyrer der Geistesfreiheit, welche die Inquisition bluten und brennen ließ; er begeisterte die Völker zu jener Völkerwanderung in umgekehrter Richtung, zu den Kreuzzügen, welche, indem sie Abendland und Morgenland mit einander in Berührung brachten und die occidentlichen Völker aus der Dumpfheit mittelalterlicher Absonderung herausrissen, einen unermesslich guten Einfluß auf den culturgeschichtlichen Prozeß geübt haben. Und weiter war es dieser Idealismus, der die poetische Welt eines Wolfram von Eschenbach, eines Dante und Milton schuf; er war es, der einem Rafael, einem Correggio, Murillo und Dürer den Pinsel führte, der die Domriffe eines Erwin von Steinbach und eines Heinrich Gunere entwarf, der den Mystikern des Mittelalters, einem Tauler, Suso und Thomas von Kempfen die Herzenslaute einer wunderbaren Beredsamkeit eingab. Der christliche Idealismus war es ferner, welcher in den Reden, Schriften und Handlungen der Reformatoren aufstand gegen den üppigen und habgierigen Materialismus einer Kirche, deren Haupt sich nicht schonte, von den Lustdirnen Roms als Abgabe den sogenannten „Milchzins“ zu erheben; und als dann die Herzen im Luthertum immer mehr verödeten und eine verknöcherte Dogmatik die Kanzeln mit dem Wortgepink leerer Unterscheidungslehren erfüllte, da war er es wieder, welcher den frommen Spener zur Stiftung seiner „Collegia pietatis“ anregte, die freilich später schändlich entarteteten. Und bis auf unsere Tage herab ist der christliche Idealismus wach und thätig geblieben und mitten in dem wilden Getöse des Geldcultus wirkt er seine stillen Wunder, mitten in dem grimmigsten Wüthen der Revolution erhebt er die leuchtende Friedenspalme. Am 23. Februar 1848 tobte der Kampf in den Straßen von Paris. An einer Straßenecke wurde nach mörderischem Gefecht ein Wachtthaus von den Insurgenten erstürmt. Einige der Sieger, vom Kampfe erhitzt, wollten zur Niederschlagung der gefangenen Soldaten schreiten. Doch legt sich ihr Mordzorn bald. Nur Einer will sich nicht zufrieden geben. „Man hat meinen Bruder gemordet“, ruft er wüthend aus, — „ich muß wieder Einen morden!“ Da entwarffnet ein Proletarier den Machedurstigen durch die Frage: „Aber wen wolltest du denn morden, der nicht auch dein Bruder wäre?“ — Ich würde in der ganzen modernen Geschichte keinen zweiten Zug, der an einfacher Größe diesem

gleichförmig. Erinnern wir uns dieses Lichtstrahls christlichen Idealismus in dem Dunkel, welches wir jetzt zu durchschreiten haben.

6.

Die Machtgröße des Aberglaubens im Christenthum hat ihren wesentlichen Grund in der innerlich durchaus unvollständigen Ueberwindung des Heidenthums durch das Christenthum. Auf diesem Mangel basirt die Vermischung jüdisch-christlicher Vorstellungen mit den Vorstellungen der verschiedenen Heidenthümer. Ausgehend vom historisch gegebenen Wunder- und Teufelsglauben, nahm das Christenthum, je mehr Völker es eroberte, desto mehr aus den ursprünglichen Religionen derselben in sich auf. Näher angesehen, zweigen sich im christlichen Aberglauben verschiedene Stoffgebiete aus. Als das erste erscheint das, insbesondere von Ennemoser schriftstellerisch cultivirte¹⁾, Gebiet des thierischen Magnetismus, der Sympathie und des Somnambulismus, welches überall der altheidnischen Zauberei und Wahrsagerei zu Grunde lag. Ein zweites Gebiet ist der Glaube an die Macht der Heiligen über die körperliche Natur, ein drittes die poetische Personification des Bösen, ein viertes die der Menschenseele angeborne, in Gespensterseherei u. dgl. m. ausgeartete Unsterblichkeitsahnung, ein fünftes der Glaube an den Einfluß der Gestirne auf die irdischen Wesen, besonders die Menschen. — Diese Stoffgebiete schieden sich im Bewußtsein der christlichen Völker in zwei einander entgegengesetzte, und zwar, was die Ausübung des Aberglaubens betrifft, in das Gebiet kirchlicher Wunderwirkung, und in das verbotene Gebiet der Magie, deren Unterscheidung in weiße und schwarze von der Kirche nie ausdrücklich anerkannt worden ist. Im Mittelalter und noch lange nach der Reformation haben stupide Pfaffen und ungebildetes Volk Alles, was sie nicht verstanden, in den Kessel der Magie geworfen. So ward bekanntlich Albertus Magnus um seines Wintergartens willen für einen der größten Zauberer gehalten und die Erfindung der Buchdruckerkunst für eine Eingebung des Teufels erklärt. Als die Hexenprozesse in ihrer feuerrothen Blüthe standen, war es gefährlich, mehr zu wissen, als andere Menschenkinder. Die Entschuldigung mit „weißer Magie“ war nicht immer ein Schutzmittel harmloser Alchymisten.

1) „Geschichte der Magie.“ „Der Magnetismus im Verhältniß zur Natur und Religion.“

Nur ein Gebiet des Aberglaubens wußte sich im Mittelalter zwischen dem kirchlichen Wunder und der Magie in der Schwebe zu erhalten, nämlich die Astrologie. Chaldäischen Ursprungs, und gegründet auf die Betrachtung der Gestirne als beseelte Wesen, kam sie von den Arabern Spaniens und Siciliens zu den Christen, wo der Stern der morgenländischen Magier über Bethlehem bald die kirchlichen Zweifel gegen sie beschwichtigte. Wurden auch von den Christen die Gestirne nicht mehr für beseelte Wesen angesehen, so betrachtete man doch ihren Lauf als Offenbarungen Gottes über das Schicksal der Menschen, schrieb ihnen verschiedene Temperamente und Wirkungsarten zu und stellte das Horoskop, die Nativität, je nach den Annahmen ihrer Eigenschaften. Mars z. B. ward gewöhnlich als unheildrohender, Jupiter als glückbringender Stern betrachtet. Auch die Himmelsräume theilte man ein in verschiedene Häuser, z. B. des Lebens, des Reichthums u. s. w., welche dem bei der Geburt eines Menschen in ihnen erscheinenden Gestirne wieder eine besondere Bedeutung gaben. Der astrologische Aberglaube unterstützte mächtig den Glauben an unbedingte Vorherbestimmung der Schicksale. Viele Fürsten, selbst Päpste, hatten ihre Astrologen. Zur Reformationszeit ward die Astrologie besonders von Melancthon eifrig betrieben. Wallenstein nährte mit ihr seine verderblichen Hoffungssträume und, wer sollte es glauben? selbst Kepler, der Vater der neuern Astronomie, verwarf die Astrologie nicht ganz, suchte sie vielmehr auf neue Prinzipien zu gründen, unter anderm auf den Einfluß, welchen die Lichtstrahlen der Sterne, besonders der Planeten, auf die Bewohner der Erde ausüben sollten. Darum spukt denn die Astrologie auch heute noch.

Schon in den neutestamentlichen Schriften sehen wir die Wunderkraft der Kirche im Kampf gegen die Zaubereien und Weissagungen des Heidenthums. Die Apostelgeschichte z. B. erzählt, wie Paulus aus einer Sklavin den Wahrsagergeist austrieb und dafür von den Herren derselben verklagt wurde. Die Zauberei überhaupt, wurde sie von jüdischen oder heidnischen Goeten geübt, galt schon den Aposteln für ein Werk des Teufels. Die Kirche nach Konstantin, je träger sie ward im Kampf gegen das Böse selbst, richtete ihre Waffen um so eifriger gegen den Teufel und seine Dämonen. Je mehr der Geist lügenhafter Phantasterei und frommen Betruges Volk und Klerus unterwarf, desto reichlicher sprudelte der Born der heiligen Legende. Die Heiligen spielten mit den Naturkräften, wie mit gehorsamen Kindern. Ihre sterblichen Ueberreste, deren Rechttheit zu bezeugen ein

Eraun genügte, wirkten größere Wunder, als sie von Christus selbst erzählt werden. Augustinus sogar legt in seiner Schrift vom „Welche Gottes“ Zeugniß ab für unzählige Wunder, welche die Reliquien des heil. Stephanus, auch in seinem eignen Sprengel, gewirkt haben sollen. Außer den Reliquien ward auch das Kreuzschlagen und das Besprengen mit Weihwasser Schutzmittel gegen dämonische Einflüsse. Im Jahre 373 tritt die Ausübung heidnischer Zauberei im römischen Reiche zuerst wieder grell hervor. So ungerecht in vielfacher Hinsicht das Verfahren Valentinian's I. dagegen war, es fanden sich wirklich eine Menge Zauberbücher vor (auch der junge Chrysostomus besaß ein solches) und die häufige Anwendung von Liebestränken, fernhin tödtenden Holz- und Wachsbildern, Grifterbeschwörung, Wettermachen u. dgl. m. ward bei vielen Angeschuldigten constatirt²⁾. Schon damals ward dem weiblichen Geschlecht eine wichtige Rolle in diesen Dingen zugetheilt. Die Hexen sind nicht erst im Mittelalter erfunden worden³⁾. Der Exorcismus, die Dämonenaustreibung, blieb seit Konstantin die einzige Art der Krankenheilung, welche die Geistlichen, als Werkzeuge des heil. Geistes, übten. Dafür ward er mit der Taufe verbunden, um den seine Götzen abschneidenden Heiden dem Einfluß derselben zu entziehen; wie denn bekanntlich die Götter der Heiden nicht für leere Einbildungen, sondern für böse Geister angesehen wurden. Als die Kindertaufe allgemein geworden, ward der Exorcismus gleichwohl nicht abgeschafft. Ihn unterstützte bald die Lehre, daß jeder Mensch von Geburt an unter des Teufels Gewalt stehe. Davon überzeugt, setzte Luther für die Taufhandlung die Formel fest: „Fahre aus, du unreiner Geist, und gib Raum dem heiligen Geist!“ Der Exorcismus galt den Lutheranern als eines der Hauptmerkmale kirchlicher Rechtgläubigkeit den Reformirten gegenüber. Der katholische Klerus übt ihn heutzutage noch. Daher könnte von diesen Praktiken des Exorcismus und Bannens, wie aus dem Mittelalter, — wo einmal ein Bischof von Kaufmanne zum Besten des Bedeckens der Salven die Bluteigel und ein andermal ein Bischof von Thur die gefährlichen Maikäfer samnte, — so auch aus neuer und neuester Zeit Ergötzlichstes berichtet wer-

2) D. h. die Angeschuldigten bekannten sich zu dem Wahn, daß sie die ihnen schuldgegebenen zauberischen Praktiken wirklich üben könnten.

3) Das Wort „Hexe“ kommt vom althochdeutschen hazus, hazusa, hazasa, mittelh. (aber selten) hegzse. Noch bis ins 16. und 17. Jahrhundert wird dieser Bezeichnung das Wort „Unholde“ (mascul. Unholdaere) vorgezogen.

den, wenn dazu Raum wäre. Auch dessen enthalten wir uns, jenes Gebiet des pfäfflichen Betrugs und der gläubigen Dummheit zu betreten, wo, in alter und neuer Zeit, Exorcistre und Heiligenbilder weinen, bluten und die Augen verdrücken, das Blut des heiligen Januarus flüssig wird, Engel das Haus der Maria nach Loreto tragen, — kurz, wo die Märchenfabrikation hysterischer Mönchs- und Nonnenphantasie oder hierarchischer Pfäffigkeit in vollem Gang ist. Vergleichen gehört doch mehr in eine Geschichte der menschlichen Narrheit als in eine Geschichte der Religion.

Wenn auf dem berührten Felde die Wundersucht mehr eine spezifisch christliche Färbung trägt, so ist dagegen in dem Glauben an die Gottesurtheile, welcher in dem mittelalterlichen Prozeßverfahren eine so bedeutende Rolle spielt, Altheidnisches nur etwas verchristlicht. Das germanische Heidenthum hatte den Göttern, als höchsten Schützern des Rechtes, in zweifelhaften Rechtsfällen ein unmittelbares Eingreifen zu Gunsten des Schuldlosen und zu Ungunsten des Schuldigen zugeschrieben. Demzufolge war die Berufung auf ein Gottesurtheil (Ordal⁴) unter die altgermanischen Rechtsbräuche aufgenommen worden. Wenn ein Ankläger dem Reinigungseid des Angeklagten und seiner Eideshelfer nicht traute, so konnte er einen gerichtlichen Zweikampf mit dem Gegner fordern, als ein Gottesurtheil. Oder ein Angeklagter, wenn er keine Eideshelfer finden konnte, durfte es versuchen, durch Zweikampf mit dem Ankläger sich zu reinigen, oder dadurch, daß er sich einer andern Art von Gottesurtheil unterwarf. Die gewöhnlichsten Arten waren die Feuerprobe und die Wasserprobe, denen besonders auch angeklagte Frauen unterworfen wurden, wenn sie Keinen fanden, der ihre Schuldlosigkeit im Zweikampf mit dem Ankläger vertreten wollte. Die religiöse Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Ordalien hatte sich so tief dem Bewußtsein der germanischen Völker eingeprägt, daß die Kirche es mit diesem heidnischen Brauch machte wie mit noch vielen anderen. Sie adoptirte denselben, gab ihm ihre Weihe und bereicherte ihn namhaft. So kannte das Mittelalter Proben mit kaltem und siedendem Wasser, das Wegschreiten über heiße Kohlen oder glühend gemachte Pfugscharen, das Anfassen und Tragen glühenden Eisens als Ordalien, ferner die Kreuzprobe, die Abend-

4) Ordal, wovon das lat. ordalium, ist die angelsächsische Form des Wortes. Die althochdeutsche lautet urteili. Vgl. Grimm „Deutsche Rechtsalterthümer“, 2. A. S. 908—937, wo der Gegenstand erschöpfend abgehandelt ist.

mahlprobe, die Probe des geweihten Biffens, endlich das Wahrrecht⁵⁾. Daß mit allen diesen Berufungen auf die Gerechtigkeit Gottes viel Mißbrauch und Schwindel getrieben wurde, unterliegt gar keinem Zweifel, und daß die Ordalien schon im 13. Jahrhundert der Spott der Vernünftigen waren, bezeugt uns einer der hellsten Denker des Mittelalters⁶⁾. An die Stelle der

5) Ergreifend ist die Uebung des Wahrrechts im 17. Abenteuer der Nibelungennoth geschildert: —

Die Nacht war vergangen, man sagt', es wolle tagen;
 Da ließ die edle Frau zu dem Münster tragen
 Siegfried den Herren, ihren lieben Mann.
 Mit ihr gingen weinend, was sie der Freunde gewann.
 Da sie zum Münster kamen, wie manche Glocke klang!
 Da hörte man allenthalben manches Pfaffen Sang.
 Da kam der König Gunther herzu mit seinem Bann
 Und auch der grimme Hagen: sie hätten's klüger nicht gethan.
 Sie hielten sich am Leugnen. Kriemhilde da begann:
 „Wer daran unschuldig, leicht ist es dargethan;
 Er darf nur zu der Bahre hier vor dem Volke geh'n,
 Da mag man gleich zur Stelle sich der Wahrheit versch'n.“
 Das ist ein großes Wunder, wie es noch oft geschieht;
 Wenn man den Mordbeseckten bei dem Todten steht,
 So bluten ihm die Wunden, wie es auch jetzt geschah;
 Daher man nun der Unthat sich zu Hagen verschah.
 Die Wunden flossen wieder so stark als je vorher.
 Die erst so mächtig klagten, sie weinten nun noch mehr.
 Da sprach König Gunther: „Nun hört die Wahrheit an:
 Ihn erschlugen Schächer, Hagen hat es nicht gethan.“
 „Mir sind diese Schächer“, sprach sie, „wohl bekannt;
 Nun laß es Gott noch rächen von seiner Freunde Hand!
 Gunther und Hagen, ihr habt es wohl gethan.“
 Da wollten wieder streiten die Degen in Siegfrieds Bann.

6) Gottfried von Straßburg, der Dichter des Tristan. B. 15648 fg. erzählt er, wie die des Ehebruchs mit Tristan angeschuldigte Isolde sich dem Gottesurtheil des Tragens eines glühenden Eisens unterwirft. Vermittelt eines ebenso sinnreichen als komischen Einfalls macht das schöne und geistvolle Weib die ganze Ceremonie zu einer lustigen Posse, deren Ausgang Gottfried mit der ihm eigenen köstlichen Ironie darstellt: —

. . . . Amen, sprach die schöne Isot.
 In Gottesnamen sie griff es an
 Und trug es, daß sie's nicht verbrann.

Gottesurtheile trat dann allmählig, oft noch mit jenen verbunden, eine scheußliche Folterkunst, welche bei uns in Deutschland namentlich dann raffiniert ausgebildet wurde, als im 16. Jahrhundert der inquisitorische Prozeß den Anklageprozeß verdrängte.

7.

Wir wenden uns zu dem Zauber- und Hexenwesen der mittelalterlichen und späteren Zeit, sagen aber sogleich, daß wir das ungeheure Material, welches aus dem orientalischen, aus dem griechisch-römischen, keltischen, flavischen und germanischen Heidenthum im christlichen Volksglauben sich angesammelt, nicht in seinem ganzen Umfange hier betrachten können. Wir haben es nur mit den vorragendsten Spitzen des Zauber- und Hexenglaubens in der christlichen Welt zu thun¹⁾.

In diesem Drama, welches komisch wäre, wenn ihm nicht die furchtbarsten Gräuel anhafteten, spielt der Teufel eine Hauptrolle. Ganz folgerichtig, da ja das christliche Dogma die Natur als einen Abfall von Gott faßte, entlehnte der christliche Teufel von dem großen Naturgott der Alten, vom Pan, die Gestalt. In dieser trat er in der Anschauung der Kirche an

Da war wohl offen erkläret
Und all' der Welt bewähret,
Daß der viel tugendhafte Christ
Hanthierlich (wintschaffen) wie ein Aermel ist.
Er fügt sich bei und schmiegt sich an,
So man es mit ihm fügen kann,
Also gefüge und also wohl,
Als er mit allem Rechte soll.
Er ist allen Herzen gleich bereit
Zum Trug wie zur Wahrhaftigkeit.
Ist es Ernst oder ist es Spiel,
Er ist je so wie man ihn will.

1) Den auf dem Zaubergebiet weniger oder gar nicht Heimischen verweise ich auf den schon früheren Ortes berührten „Hexenhammer“ (malleus maleficarum) von Sprenger und Consorten, das reichste Arsenal mittelalterlicher Barbarei. Ferner auf Anhorn's Magiologia, Haubers Bibliotheca magica, Forst's Zauberbibliothek, Grimms Deutsche Mythologie (Absch. „Teufel“ und „Zauber“, 3. A. 936—1058), Soldans Gesch. d. Hexenprozesse, Köppens Abhandlung über Hexen und Hexenprozesse in Wigand's Vierteljahrsschr. f. 1844, II., 1—74 und auf das Kapitel „Zauberwesen und Hexenprozeß“ in meiner „Gesch. deutscher Cultur u. Sitten“ S. 352 fg.

die Stelle der noch lange heimlich verehrten heidnischen Götter, stiftete sich ein eigenes Reich, dessen Unterthanen Zauberer und Hexen waren, ebenso einen eigenen Cult und benahm sich überhaupt als „Afte Gottes“. Ihm zu Ehren wurden die „Hexensabbathe“ gefeiert und in Deutschland galt als sein Hauptfest die Walpurgisnacht auf dem Blocksberge²⁾. Man fand keine Ausübung der Magie mehr möglich ohne einen Bund mit dem Teufel, kraft dessen der Bethörte ihm seine Seele verschrieb mit dem eignen Blute, wogegen ihm der Teufel in die Geheimnisse der Zauberei einweihete, ihm zügellosen Genuß natürlicher und widernatürlicher Wollust verschaffte, ihm Reichthümer, Kriegsglück u. a. m. zuwandte. Da im altgermanischen Heidenthum besonders die Weiber im Rufe des Besizes höherer Geheimnisse und Kräfte gestanden hatten, da man nicht vergaß, wie durch das Weib die Sünde in die Welt gekommen, da ferner dem schwächern Geschlecht die Reizung zu hinterlistigen Hülfsmitteln vorzugsweise zugeschrieben wurde, Schönheit und Häßlichkeit der Weiber auf Viele zu allen Zeiten einen dämonischen Einfluß ausübten und endlich die phantastischer angelegte Natur des Weibes selbst oft verdächtige psychologische Erscheinungen hervorrief: so stand besonders das weibliche Geschlecht im Verdachte der Zauberei und des Bündnisses mit dem Teufel. Manchmal glaubten die Angeschuldigten, durch den Gebrauch narkotischer Salben, besonders aus Bilsenkraut, in frankhafte Träume versetzt, selbst an ihre Luftfahrten auf dem Besenstiel, an ihre Buhlschaft mit dem Teufel und den Hexenmeistern, an ihre Kraft, Krankheiten und verheerende Gewitter zu verursachen. — Was sie aber selbst nicht glaubten, lehrte sie die Folter glauben oder wenigstens bekennen³⁾. Wie der Teufel ein Gegenreich zum Reiche Gottes gegründet, im Gegensatz zum menschgewordenen Gottessohn mit einer menschlichen Jungfrau den Teufelsohn Merlin gezeugt hatte und den Helden der Kirche gegenüber Faust und Don Juan zu Helden seines Hölleereiches erhob, so war er, darauf deutete unverkennbar seine Bocksgestalt, auch der Widerpart der reinen christlichen Liebe und Demuth ein neuer Baal, Herr der ausschweifendsten Unzucht. Daher

2) Hier klingt so recht Germanisch-Heidnisches durch, denn die erste Mainacht war die Zeit eines germanischen Opferfestes und der alten Raubersammlung des Volkes.

3) „Du sollst so dünn geölt werden, daß die Sonne durch dich scheint“ — lautete die Händersformel bei der Fölkterung einer Hexe. In meinem vormal. eiltren Buch habe ich S. 418 die protokollarische Darstellung der Fölkterung einer schwangern Frau, die als Hexe verurtheilt wurde im J. 1681, eingerückt.

seine vorwiegende Neigung, das weibliche Geschlecht in seinen Dienst zu ziehen. Die Hexenrichter aber waren mit dieser Seite der Sache so vertraut, daß sie mit Hilfe des Hölzer physikalische Spezialitäten herauszubringen wußten, welche man sonst kaum durch mikroskopische Untersuchung hätte ermitteln können⁴⁾. Außerdem steht fest, daß der Hexenprozeß für alle damit Beschäftigten, vom Denuncianten, Ankläger und Richter — oft eine und dieselbe Person — bis zum Henker, ein höchst einträgliches Geschäft war; denn die Gabe der Fingerabdrücke fiel dem Fiscus, d. h. größtenteils den fungierenden Geistlichen, Juristen, Spionen und Henkern. Das Volk hatte wirklich nicht Unrecht, wenn es in seinen Sagen diesen Teufel, der die Geistlichen und Hexenrichter, seine erbittertsten Feinde, so sehr bereicherte, oft als einen gar „dummen Teufel“ abfahren ließ.

Daß der Eintritt in des Teufels Band und Reich mit einer Abschwörung Gottes, Christi, der Kirche, kurz des ganzen Christentums verbunden gedacht wurde, ist sehr begreiflich. Weniger begreiflich ist die Aussage des heiligen Officiums von Logroño in Spanien, der Teufel drückte dem Neuaufgenommenen die Figur einer ganz kleinen Kröte in den linken Augenhorn ein. Man wird sich weder darüber, noch über irgend eine andere Tollheit, Widernatürlichkeit und Scheußlichkeit im Zauber- und Hexenwesen wundern, wenn man die totale Verteufelung der Natur und des Menschen, wie diese Worte von Christentum sie zuwege gebracht, im Auge behält. Auch über die Inszenierung der Hexensabbathe durch eine tollgewordene Phantasie verwundert man sich dann nicht. Der Hexensabbath ist Mittel- und Glanzpunkt der Hexenreligion. Die Hexen und Zauberer kommen zu demselben, nachdem sie sich mit der aus dem Fett ungetaufter Kinder, Wolfswurzel, Mönchskappen u. dgl. m. bereiteten Hexensalbe eingerieben, auf Böcken, Ofengabeln, Besenstielen durch die Luft geritten. Jedes Land hat seine Versammlungsorte, Deutschland die meisten und unter diesen wieder als Lieblingsstätte den Brocken. Die Versammlung hebt gewöhnlich um 9 Uhr Abends an und endigt um Mitternacht. Sie beginnt damit, daß Alles vor

4) Alles nach Anweisung des Hexenhammers. Der alte ehrliche Zauberer sagt deshalb, der Autor dieses Buches habe „mehr wie ein Henker als wie ein Geistlicher geschrieben und wie ein Aert, der etliche bordels ausgeschured hat.“ Köppen bemerkt treffend, der Hexenhammer, welcher canonisches Ansehen erlangte, sei „mit dem Geiste eines vor Fornication, Habsucht, Wollust und Gonorrhoe wahnstänig gewordenen Mönchs geschrieben.“

dem Teufel niederfällt, ihn unter Verläugnung Gottes Herr und Meister nennt, ihm die linke Hand, den linken Fuß, die linke Seite, die Genitalien und den Hintern küßt⁵⁾. Bei besonders feierlichen Anlässen beichten sodann die Zauberer und Hexen dem Teufel ihre Sünden, welche darin bestehen, daß sie Kirchen besucht, die Ceremonien des christlichen Gottesdienstes mitgemacht und zu wenig Böses gethan haben. Der Teufel legt ihnen Bußen auf und ertheilt die Absolution. Dann celebrirt er höchstselbst die Teufelsmesse und stellt seinen Anhängern ein Paradies in Aussicht, welches das Christliche weit hinter sich lasse. Zum Danke küßt man ihm abermals den Hintern, wobei er zur Anerkennung der Schuldigung Gestand von sich gehen läßt. Zum Schluß der Messe theilt er das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus⁶⁾; aber die höllische Hostie ist schwarz und zähe wie eine alte Schuhsohle und der Trank aus dem höllischen Kelch bitter und ekelhaft. Hierauf beginnt der Tanz, wobei Alle das Gesicht nach der Außenseite des Kreises kehren, und das Schmausen an den von dem höllischen Wirth bereiteten Tischen. Aber die Speisen und Getränke schmecken schlecht und widerwärtig. Während des Schmausens und Tanzens vermischt sich der Teufel mit allen Anwesenden fleischlich, indem er den Männern als Succubus, den Weibern als Incubus beiwohnt⁷⁾ und befehlt, sein Beispiel nachzuahmen, worauf er die Versammlung mit der Ermahnung entläßt, möglichst viel Böses zu thun. Die Namen Gottes oder Christi oder der Jungfrau Maria auszusprechen, ist beim Hexensabbath streng verpönt; auch das Wort Salz darf nicht gebraucht werden. Zum Schluß der ganzen Feier brennt sich der

5) Satan erscheint beim Hexensabbath gewöhnlich in finsterner Haltung. Halb Mensch, halb Bock, sitzt er auf einem schwarzen Thron. Er hat eine Krone von kleinen Hörnern auf und außerdem noch ein großes Horn auf der Stirne, von welchem ein starker Lichtschein ausgeht. Seine großen runden Guleaugen leuchten in schrecklichem Glanze. Seine Finger laufen in Krallen aus, seine Füße gleichen Gänsefüßen, am Kinn hat er einen Ziegenbart und am Hintern einen langen Schwanz.

6) Natürlich; denn dies galt damals für legerisch.

7) Die älteste urkundliche Erwähnung einer Duhlschaft zwischen Teufel und Hexe ist, scheint es, die, welche in einem zu Toulouse 1278 verhandelten Hexenprozeß vorkommt. Vgl. Soldan, a. a. O. 147. Wie sehr mußte doch das Bewußtsein einer Zeit vertheufelt und verthiert sein, welche glauben konnte, Mädchen gäben ihre Jungfräulichkeit, Frauen ihre eheliche Treue preis, um dafür die Beiwohnung eines scheußlichen Bockes einzutauschen.

große Bod zu Asche, welche unter alle Hexen ausgeheilt wird, als ein Mittel, schädliche Werke zu thun.

Die Folgen des Zauber- und Hexenglaubens waren entsetzlich. Eine Bulle des zuchtlosen Papstes Innocenz VIII. gab 1484 das Signal zur großen Hexenhetze und Deutschland hat den traurigen Ruhm, daß es das schreckliche Glaubensgeschäft am gründlichsten und methodischsten getrieben. Im Jahre 1489 erschien der Hexenhammer und mit diesem „Liber sanctissimus“ in der Hand gingen Theologen und Juristen an die Arbeit. Die „Malefizgerichte“ wurden etablirt, und da Alles, aber auch gar Alles, selbst das Widersprechendste, Schönheit und Häßlichkeit, Sittsamkeit und Lüderlichkeit, Klugheit und Einfalt, fromme Inbrunst und Gleichgültigkeit, Reichthum und Armuth, Stärke und Schwäche, Glück und Unglück, in den Verdacht der Hexerei bringen konnte, so begannen bald in deutschen Landen massenhafte Hexenbrände⁸⁾. So auch im übrigen Europa⁹⁾. Und die Reformation war weit entfernt, dem Gräuel zu steuern. Im Gegentheil. Ist doch Luther selbst bekanntlich ein leidenschaftlicher Teufelsgläubiger gewesen¹⁰⁾ und die protestantischen Theologen und Juristen gaben sich alle Mühe, ihre katholischen Kollegen in hexenbrennerischer Verfolgung des Teufels noch zu übertreffen. Es ist buchstäblich wahr, daß namentlich am Ausgang des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Deutschland und Europa von Scheiterhaufen rauchte, auf welchen unglückliche Frauen, Mädchen, Kinder sogar ein qualvolles Ende fanden, nachdem man ihnen durch scheußliche Martern das Bekenntniß von Unmöglichem ausgepreßt hatte.

Vergebens hatten sich von Anfang an denkende Männer gegen den grausamen Unstnn erklärt¹¹⁾. Ihre Stimmen verhallten in dem Lärm einer

8) „Einäschungen der Unholden“, war der offizielle Ausdruck für diese Justizmorde.

9) Natürlich trugen Spanier und Portugiesen mit der Inquisition auch den Hexenprozeß in ihre überseeischen Colonien. In den puritanischen Colonien von Nordamerika sah besonders das Jahr 1692 zahlreiche Hexenbrände.

10) So zwar, daß er nicht nur auf der Wartburg dem Teufel das Dintensaß nachwarf, sondern die Gretinen („Kilkröpfe“, „Wechselbälge“) für Früchte der Duhlschaft des Teufels mit Hexen erklärte.

11) In einem 1489 erschienenen „Schön gesprech von den Unholden“ behauptet der Verfasser, Ulrich Molitor, das ganze Hexenwesen sei auf „eitel Fantastigkeit und Gynbildung“ zurückzuführen.

allgemeinen Tollwuth. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte der niederländische Priester Cornelius Loos ausgesprochen, der Hexenprozeß sei nur eine Art neuer Alchemie, vermittels welcher man aus Menschenblut Gold und Silber mache, — hatte aber diesen Ausspruch theuer bezahlen müssen. Im Jahre 1681 verrichtete Friedrich von Spee, ein Mitglied desselben Jesuitenordens, welcher so viele Hunderte, ja Tausende von Hexen verbrannte, eine That edelster Tapferkeit, indem er sein Buch *Cautio criminalis* gegen den Hexenprozeß veröffentlichte¹²⁾. Aber sein Auftreten wirkte so wenig, daß der von ihm bekämpfte Gräuel seine größte Ausdehnung erst jetzt gewann. Der niederländische Arzt Balthasar Becker („*Petovenda Wärcld*“ 1691) und der deutsche Gelehrte Thomastus, welcher von 1701—12 verschiedene Traktate gegen Zauber glauben und Hexenprozeß erscheinen ließ, nahmen Spee's Opposition wieder auf und führten sie weiter. Erst mußte aber das ganze „Jahrhundert der Aufklärung“ zu Ende gehen, bevor der Hexenprozeß beseitigt wurde. Den letzten Hexenbrand im großen Styl, wobei 97 Personen gemordet wurden, veranstaltete der Erzbischof von Salzburg 1678. Als letzte Hexe im deutschen Reich wurde 1749 zu Würzburg die sechzigjährige Nonne Maria Renata Gänges verbrannt. Die letzte Hexen Hinrichtung auf deutschem, und zwar protestantischem Boden hatte 1783 zu Glarus statt.

Doch gerade das Jahrhundert der Aufklärung, welches dem Maleszgericht ein Ende machte, hatte, wie Jedermann weiß, in Sachen des Aberglaubens ebenfalls seine schwachen Seiten, ja schwächste. Theils die von der Freimaurerei sich auszweigende Geheimbündelei, theils die Uebertreibungen des Mesmerismus, theils die alten Probleme der Alchemie unterhielten den Glauben an die Herstellung des Steines der Weisen und des verjüngenden Lebenselixirs, an Goldkocherei, Wahrsagerei und Geisterbeschwörung. Zumal in den höheren, weil blafften oder in dem „Sturm und Drang“ einer gährenden Zeit unsicher nach „Höherem“ tastenden Ständen¹³⁾. Der gläu-

12) Der edle Mann warf darin den Hexenrichtern die Worte ins Gesicht: „Friedlich schwöre ich, daß unter den Vielen, welche ich wegen angeblicher Hexerei zum Scheitersaufen begleitete (als Beichtvater), nicht Eine war, von welcher man, Alles genau erwogen, hätte sagen können, sie sei schuldig gewesen, und das Nämliche theilten mir zwei andere Theologen aus ihrer Praxis mit. Aber behandelt Kirchenobern, behandelt Richter, behandelt mich so, wie jene Ungläublichen, unterwerft uns denselben Martern, und ich werde in uns Allen Jauchzen entdecken“!

13) Wissen wir doch, daß selbst ein Göthe noch in reifen Jünglingsjahren eifrig

•bige Bahn organisierte sich in den Thaumologen von der „stricten Obier-
 konz“, die sich für eine Fortsetzung des fabelhaften Rosenkreuzer-Bundes aus-
 gaben, in Wahrheit aber die Organe des Jesuitismus waren. In dieser
 Sphäre, wo sich mystische Sentimentalität, krankhafte Wundersucht, Industrie-
 ritterlichkeit und hierarchische Schlaubeit wunderbar mischten, blühten die
 großen Wundermänner und Schwindler, ein Saint-Germain, Cagliostro
 und Casanova, welcher letztere seine Freundin, die Marquise d'Urfe, für die
 ihr abgeschwindelte Million schwanger zu machen versprach von — Mond.
 Die Aufklärung suchte den Obscurantismus vergeblich mit seinen eigenen
 Waffen zu schlagen, indem sie dem entasteten Freimaurerorden den 1776
 von Weisshaupt und Bwack gestifteten Geheimbund der „Illuminaten“ ent-
 gegenetzte. Im Uebrigen hat das 19. Jahrhundert dem 18. in Sachen des
 Aberglaubens nicht eben gar viel vorzuwerfen. Im Volke ist der Zauber-
 und Hexenglauben noch immer lebendig, und was die „Gebildeten“ angeht
 — nun, wir haben ja glücklich das „odisch-magnetische“ Zeitalter erlebt,
 wo der Abergwitz des Aischrynkens, des Geisterklopfens und der Psychogra-
 phenmantik epidemisch grifferte. Nur die Formen des Aflans sind andere
 und, glücklicher Weise, mildere geworden.

8.

Die Lehre von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben, ver-
 bunden mit jener buchstäblichen Auffassung des Glaubens, welche versteht,
 daß Liebe das untrügliche Merkmal des rechtfertigenden Glaubens sein soll,
 — diese Lehre ist die Quelle des christlichen Fanatismus geworden. Wer
 anders glaubt, als wir, den verflucht die Kirche, den verdammt Gott selbst.
 Den aber Gott richtet, wie sollten ihn die Menschen nicht strafen? Welche
 Pflichten sollten sie noch gegen ihn zu erfüllen haben? Auf diesen Erwägun-
 gen, kommen sie nun zum Bewußtsein oder schlummern sie in den dunkeln
 Tiefen des Gemüthes, beruht aller Fanatismus. Es versteht sich dabei von
 selbst, daß Herrsch- und Habsucht der Geistlichen und Weltlichen bei den
 Ausbrüchen der Unbuddsamkeit meist eine sehr wichtige Rolle gespielt haben.
 Selten war die Schlechtigkeit um religiöse Begründung verlegen.

Als mit dem Erlöschen des Heidenthums die Verfolgungssucht der Chri-

mit Studien zur Findung des „Steins der Weisen“ und der „jungfräulichen Erde“
 sich beschäftigte.

sten keinen andern Gegenstand mehr hatte, kamen die Juden an die Reihe. Diese Unglücklichen, nirgends unter christlicher Herrschaft zum Grundbesitz berechtigt, waren genöthigt, sich auf den Handel zu verlegen. Dieser verschaffte ihnen Geld, welches sie, entgegen der kirchlichen Anschauung, auf Zins anlegten, wodurch sie aber in den Ruf des Wuchers gerietben. Der Haß ihrer Schuldner, das Gelüft derselben, von lästigen Gläubigern befreit zu werden, die Habsucht und Willkür der Fürsten schärften den Fanatismus gegen die Judenschaft in allen Ländern Europas. Meist aber war der Anlaß zur Verfolgung Aufreizung von priesterlicher Seite, leidenschaftlich-religiöse Aufgeregtheit der Massen, öffentliches Unglück, Anschuldigung auf Mißbrauch von Hostien und anderen christlichen Heiligthümern oder auf Mord von Christenkindern zu geheimen religiösen Zwecken.

Schon im 6. Jahrhundert hatte der Pöbel von Rom und Ravenna die Juden mißhandelt, geplündert und ihre Synagogen verbrannt. Aber Theodorich wußte bald Ordnung zu schaffen, so daß diese Judenverfolgung eine vereinzelte blieb. — Spanien hat die traurige Ehre, die Reihe der großen Judenverfolgungen zu eröffnen. Seit Hadrian befanden sich daselbst zahlreiche Judenthümer. Um 612 zwang Sisebut, König der Westgothen, 90,000 Juden zur Annahme der Taufe. Die Widerstrebenden wurden gemartert und ihr Vermögen eingezogen. Der Alerus äußerte sich zwar gegen das Aufzwingen der Taufe, verpflichtete aber die einmal gewaltsam Getauften, bei der Kirche zu bleiben. Als daher häufige Rückfälle ins Judenthum erfolgten, verbannte ein Nachfolger Sisebuts alle Juden aus seinem Gebiete und eine Kirchenversammlung zu Toledo verpflichtete jeden König des Reichs zu dem Eide, dies Edict aufrecht zu erhalten. Es versteht sich, daß die hart bedrückten Juden den Mauren die um 711 erfolgte Eroberung Spaniens aus besten Kräften erleichterten. Wirklich befanden sie sich unter mohammedanischer Herrschaft weit besser, als unter christlichen Fürsten. — In Deutschland gab zuerst die ungeheure Aufregung der Kreuzzugszeit zu Judenschlächtereien im ausgedehntesten und grausamsten Maße Veranlassung. Die einmal gegen die Räuber des heiligen Grabes entflammte Wuth richtete sich auch gegen die Nachkommen derer, die den Herrn gekreuzigt. Alle Feinde des Christenthums schonungslos zu vertilgen, schien ja überhaupt verdienstlich. Das ihnen geraubte Gut mochte als irdischer Lohn solchen Verdienstes gelten. Als das kreuzfahrende Gesindel unter Peter von Amiens, Walthar und Gottschalk 1096 nach Trier kam, stürzte es sich auf

die unglücklichen Juden. Der kleinere Theil der Gemeinde, welcher sich in die Burg des Bischofs Egilbert hatte retten können, mußte den Schutz desselben durch Annahme des Christenthums erkaufen. Gleichweise hauste der Böbel in Reg, Köln, Mainz, Worms und Speier. Die Kreuzfahrer unter dem Grafen Emmicho bezeichneten ihren Weg am Main und längs der Donau bis in das Innere von Ungarn mit dem Blute der Juden. Am Rhein sollen damals 5000, in Mitteldeutschland 12,000 Juden dem Schwerte der Kreuzfahrer erlegen sein. Während des zweiten Kreuzzuges 1146 ging es nicht besser. Der Mönch Rudolf, welcher den Kreuzzug in den Rheingegenden predigte, rief die Waffen der Kreuzfahrer auch gegen die Juden auf. Die Kreuzfahrer aller Nationen benahmen sich nicht edler. Bei der Erstürmung Jerusalems ward keines Juden geschont, das Feuer verzehrte ihre Synagoge sammt den zahlreich darin Versammelten.

Es würde uns zu weit führen, alle Judenmordereien aufzuführen. Sie kamen in allen Ländern der Christenheit vor und währten, auf Antrieb der Inquisition, am längsten in Spanien. Aber auch in Deutschland nahmen sie mit den Kreuzzügen keineswegs ein Ende. Das ganze 13. und 14. Jahrhundert hindurch und noch bis ins 15. hinein genügten die albernsten Anschuldigungen, Ströme von jüdischem Blut vergießen zu machen. Im Jahre 1298 z. B. mordete in der Gegend von Würzburg und Nürnberg der Böbel unter Anführung des Edlen von Rintfleisch an 100000 Juden, „darum daß sie die große Bosheit getrieben mit unseres Herren Leichnam.“ Die schreckliche, unter dem Namen des „großen Sterbent“ oder des „Schwarzen Todes“ von 1347—1350 wüthende Pest wurde den Juden als „Brunnenvergiftern“ schuld gegeben und flachelte die christliche Mordlust zu furchtbarer Raserei¹⁾. Die Menge wüthete sinnlos, wie es ihre Art ist, aber die eigent-

1) Ein treffliches Bild der Judenmordereien hat Th. Meyer-Merian nach zeitgenössischen Chroniken in der Festschrift „Basel im 14. Jahrhundert“, S. 181—190 gezeichnet. Beim Betrachten desselben, und wenn man es mit den zahlreichen in Wort und Bild uns überlieferten, anderen unmenschlichen Blatereien und Peinigungen zusammenhält, welchen die Juden das ganze Mittelalter hindurch und bis in die neueste Zeit herein unterworfen wurden, muß man in der Erhaltung des jüdischen Volkes eines der größten Wunder der Weltgeschichte erkennen. Die Juden haben von den Christen Ungeheures erduldet, und wenn sie sich dafür in ihrer Weise zu rächen suchten, wer kann es ihnen verdenken? Ihr Jahve war ja kein Gott der Gnade, sondern der Rache und konnten sie etwa von den Christen Duldung und Erbarmen lernen? Vgl. Depping:

lichen Urheber der Judenschächtereien wußten wohl, warum sie jene begu-
 reichten. Der Chronist Kosmas von Prag hat das Rechte getroffen, wann er
 schon im Betreff der Judenmorde zur ersten Kreuzungzeit ausruft: „Wie
 viel Geld haben die Juden damals verloren!“ Das war's. Die Reichthä-
 mer, welche sich in den schmutzigen Judengassen (Ghetto's) angesammelt,
 waren zu lothend.

9.

Unter den Christen selbst hat der Fanatismus als bitterste Frucht die
 Religionskriege hervorgerufen, die mit dem Aufstand der Circum-
 cellionen in Afrika gegen die kaiserliche Macht im 4. Jahrhundert begannen
 und in den Streitigkeiten zwischen Arianern und Athanasianern sich fort-
 setzten. Zur Zeit der Kreuzzüge kamen dann die Kämpfe zwischen Griechen
 und Lateinern, etwas später die Vertilgungskriege gegen die Abigenfer.
 Wie das große Schisma in der abendländischen Christenheit, die Reforma-
 tion, von den Hussitenkämpfen an, eine ganze Reihe von Religionskriegen in
 Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich und in den Niederlanden hervor-
 rief, wie und in welchem Grade diesen Kämpfen politische und soziale Ele-
 mente sich beimischten, — wie namentlich Deutschland durch das unerhörte
 Mißgeschick, genannt der dreißigjährige Krieg, politische Macht, Wohlstand,
 Bevölkerung und Bildung zumal einbüßte, — dies Alles kann hier eben
 nur berührt werden. Ebenso, wie in England das Prinzip der Reforma-
 tion im Puritanismus seine politisch-demokratischen Consequenzen zog und
 siegreich geltend machte, — im Puritanismus, welcher, eine der größten
 sittlichen und sozialen Erscheinungen in der germanisch-christlichen Welt,
 zwar nach kurzer Herrschaft im Mutterlande der monarchisch-kirchlichen
 Reaction erlag, dafür aber jenseits des atlantischen Ozeans zur nordameri-
 kanischen Republik, als zu einer neuen Welt, das Fundament gelegt hat.

Dagegen ist gerade hier, bei Berührung der Religionskriege, wie mir
 scheint, die rechte Stelle, von der Gesellschaft Jesu zu reden, und wenn
 auch keineswegs eine Geschichte, so doch eine Charakteristik derselben einzu-
 flechten.

Der Jesuitismus ist die Regeneration des Katholicismus. Aus Spa-

„Die Juden im Mittelalter“; Schmidt: „Jüdische Werkthätigkeiten“; Müller: „Zu
 den Judenpöbelbildern“ (Zeitschr. f. d. Culturgesch. 1886, S. 702 ff.).

nen, der alten Heimat des Fanatismus, ging er hervor. Gestiftet 1540 durch Inigo de Loyola, wurde die Gesellschaft Jesu in überraschend kurzer Zeit ein Institut, welches der päpstliche Stuhl mit ungeheurer Wirkung dem protestantischen Geist entgegensetzte. Die Beschlüsse des tridentiner Concils von 1562, welche die Entwicklung des Katholicismus zum Abschluß brachten, lassen die Thätigkeit des Jesuitenordens, welcher zuvor schon an katholischen Höfen Deutschlands Eingang gefunden, deutlich spüren. Sie boten der Kezerei den Kampf auf Leben und Tod. Der Jesuitenorden führte ihn. Die Jesuiten entwarfen die große katholische Combination, welche Europa umfaßte und, gestützt auf die spanische Macht, durch das Scheitern der Anschläge Philipp's II. auf England, wie durch die Throngelangung des Bearners (Heinrich's IV.) in Frankreich zwar gehemmt, aber nicht aufgegeben wurde. Der Jesuitismus wollte die ganze Erde zu einer Art Gottesstaat im Sinn des Katholicismus, zu einer Domaine des Papstes machen, der natürlich eine Marionette in den Händen des Ordens sein sollte und war. Jedem freien Gedanken nicht nur, nein, dem Gedanken überhaupt auf den Kopf zu treten, an die Stelle des Denkens ein unklares Fühlen zu setzen, mit unerhörter Systematik und Consequenz die Verdummung und Verknechtung der Massen durchzuführen, geschiedte Köpfe, die Reichen und Mächtigen, die einflußreichen Leute jeder Art durch blendende Vorthelle an sich zu fesseln, die vornehme Gesellschaft zu gewinnen vermittelst einer Moral, welche durch ihre Clauseln und Vorbehalte zu einem Compendium des Lasters und Frevels wurde¹⁾, die Armen durch Beachtung ihrer materiellen

1) Diese Moral ist allbekannt, so daß wir nur ein paar charakteristische Proben anführen. Der jesuitische Casuist Escobar lehrt: „Man darf denjenigen tödten, welcher uns beohrseigt hat, obwohl er flieht, vorausgesetzt, daß man es nicht aus Haß oder Rachsucht thue und dadurch etwa übertriebene und staatsgefährliche Mordthaten veranlasse“. Der Jesuit Lamy verkündigt: „Es ist einem Priester oder Mönche erlaubt, einen Verläumder zu tödten, der skandalöse Beschuldigungen über seine Gemeinschaft zu veröffentlichen droht“. Der Jesuit Filutius bestimmt: „Einer heimlichen Hute ist man Gewissens halber noch weit eher Lohn schuldig, als einer öffentlichen; denn die heimliche Hingebung des Weibes ist weit mehr werth als diejenige der öffentlichen Dirne. Dasselbe gilt von dem einer Jungfrau, Braut oder Nonne versprochenen Hurenlohn“. Wiederum spricht Escobar: „Einer Hausfrau ist erlaubt, zu spielen und zu diesem Zweck von dem Geld ihres Ehemannes zu nehmen“. Auch tröstet derselbe: „Eine unlautere Absicht, wie z. B. die Weiber mit wollüstiger Gier betrachten, verbunden mit dem Bestreben, die Messe gebührend zu hören, hindert nicht, daß die Messe vor Gott rechtfertige“!

Bedürfnisse zum Dank zu verpflichten, hier der Sinnlichkeit, dort der Habsucht, hier der Gemeinheit, dort dem Ehrgeiz zu schmeicheln, Alles zu verwirren, um endlich Alles zu beherrschen, die Civilisation untergeben zu lassen in einer bloßen Vegetation und die Menschheit in eine Schafherde umzuwandeln: — darauf ging die Gesellschaft Jesu aus. Ihre Organisation war großartig und bewunderungswürdig. Hier war in diametralem Gegensatz zu der auf Befreiung des Individuums gerichteten Reformationsidee das völlige Hingeben der Individualität an ein Ganzes vollständig durchgeführt. Das Herz des Jesuiten schlug in der Brust seines Ordens. Nie hat ein General gehorsamere, unerschrockenere, heldenmüthigere Soldaten gehabt, als der Jesuitengeneral, und nie auch wurde ein Heer mit meisterhafterer Strategie geführt, als die Compagnie Jesu. In ewiger Proteusverwandlung und doch stets dieselbe führte sie den nimmer rastenden Krieg gegen die Freiheit. Alles wurde auf diesen Zweck bezogen und Alles mußte ihm dienen. Der Jesuit war Gelehrter, Staatsmann, Krieger, Künstler, Erzieher, Kaufmann; aber stets blieb er Jesuit. Er verband sich heute mit Königen gegen das Volk, um morgen schon Dolch oder Giftphiole gegen die Kronenträger in Anwendung zu bringen, weil bei veränderter Constellation der Vortheil seines Ordens dies erheischte. Er predigte den Völkern die Empörung und schlug zugleich schon die Schaffote für die Rebellen auf. Er scharrte mit geiziger Hand Haufen von Gold zusammen, um sie mit freigebiger wieder zu verschleudern. Er durchschiffte Meere und durchwanderte Wüsten, um unter tausend Gefahren in Indien, China und Japan das Christenthum zu predigen und sich mit von Begeisterung leuchtender Stirne zum Märtyrertod zu drängen. Er führte in Südamerika das Beil und den Spaten des Pflanzers und gründete in den Urwildnissen einen Staat, während er in Europa Staaten untergrub und über den Haufen warf. Er zog Armeen als fanatischer Kreuzprediger voran und leitete zugleich ihre Bewegungen mit dem Feldmehßzeug des Ingenieurs. Er schweigete das Gewissen des fürstlichen Herrn, welcher die eigene Tochter zur Blutschande verführt, wie das der vornehmen Dame, welche mit ihrem Lakaien Ehebruch trieb und ihre Stieffinder vergiftet hatte. Für Alles mußte er Trost und Rath, für Alles Mittel und Wege. Er führte mit der einen Hand Dirnen an das Lager seiner prinzlichen Jüglinge, während er mit der andern die Drähte der Maschinerie in Bewegung setzte, welche den Augen der Entnernten die Schreckbilder der Hölle vorgaukelte. Er entwarf mit gleicher Geschicklichkeit

Staatsverfassungen, Feldzugspläne und riesige Handelscombinationen.. Er war eben so gewandt im Reichstuhl, Lehrzimmer und Rathssaal, wie auf der Kanzel und auf dem Disputirkatheder. Er durchwachte die Nächte hinter Actenfasciceln, bewegte sich mit anmuthiger Sicherheit auf dem glatten Parquet der Paläste und athmete mit ruhiger Fassung die Pestluft der Lazareth ein. Aus dem goldenen Kabinet des Fürsten, den er zur Ausrottung der Ketzerei gestachelt, ging er in die schmutztriefende Hütte der Armut, um einen Aussätzigen zu pflegen. Von einem Hexenbrande kommend, ließ er in einem frivolen Höflingskreise schimmernde Leuchtkugeln skeptischen Witzes steigen. Er war Zelot, Freigeist, Kuppler, Fälscher, Sittenprediger, Wohlthäter, Mörder, Engel oder Teufel, wie die Umstände es verlangten. Er war überall zu Hause, denn er hatte kein Vaterland, keine Familie, keine Freunde; ihm mußte das Alles der Orden sein, für welchen er mit bewunderungswürdiger Selbstverläugnung und Thatkraft lebte und starb. Nie, fürwahr, hat der Menscheng Geist ein ihm gefährlicheres Institut geschaffen, als den Jesuitismus, und nie hat ein Kind mit so rücksichtsloser Entschlossenheit seinem Vater nach dem Leben gestrebt, wie dieses ²⁾.

10.

„Wer zu mir kommen will, der verläugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach“! Dieser Ruf Jesu Christi, nebst dem Ausspruch des Paulus: „Die Christi sind, haben ihr Fleisch sammt seinen Begierden und Lüsten gekreuzigt“, — hat die Askese ins Leben gerufen, d. h. die Uebung in der Abtödtung des Fleisches. In dies große Gebiet des kirchlichen Lebens gehört das Fasten, die Selbstpeinigung und Selbsterntdrigung, das Eölibat (Ehelosigkeit), die Möncherei und das Eremitenwesen.

2) Ich habe mir erlaubt, diese Charakteristik des Jesuitenordens aus meiner Gesch. deutscher Cultur und Sitte (S. 277 fg.) hier zu wiederholen, weil sie mir gerecht scheint. Wenn ich das Wesen des Jesuitismus darin sehe, daß er ein Krieg auf Leben und Tod nicht allein gegen diese oder jene Form des Denkens sei, sondern gegen das Denken, gegen die Bethätigung der menschlichen Vernunft überhaupt, so bin ich neuerdings in dieser Ansicht nur noch bestärkt worden durch das Verfahren der frommen Väter gegen den armen Günther in Wien. Dieser Mann hatte sich sein Leben lang eine beispiellose Mühe gegeben, das katholische Dogma, an welchem er mit ganzer Seele hing, speculativ zu rechtfertigen. Aber zu diesem Zwecke mußte er denken. Das war sein Verbrechen und deshalb ließen ihn die Jesuiten durch die römische Curie verdammen.

Das Fasten, im Orient allgemein gebräuchlich, von Jesus selbst als ein Hülfsmittel zur Erhebung des Geistes über Versuchung und Traurigkeit bezeichnet, aber keineswegs als regelmäßige Übung verordnet¹⁾, ist von den Juden auf die Christen übergegangen. Demzuwider wurden schon früher bestimmte Fasttage festgesetzt und die katholische Kirche hat eine Anzahl derselben gegenwärtig noch beibehalten; auch die lutherische kündigte noch hier und da öffentliche Fasttage an. Im Allgemeinen unterscheidet sich das christliche Fasten, namentlich der Europäer, vom altjüdischen dadurch, daß es sich hauptsächlich auf Enthaltung von Fleischspeisen bezieht, wobei jedoch den Fischen kein Fleisch zugeschrieben wird, obwohl sie bekanntlich nicht aus lauter Gräten bestehen. Das vierzig tägige Fasten vor Ostern hat die Völker durch Erneuerung der altrömischen Saturnalien einigermassen mit sich zu versöhnen gewußt. Die Nummerei der deutschen Fastnachtszeit und des italienischen Carnival ist aber nicht immer von der Kirche ungerügt geblieben; denn ernste Stimmen klagten darüber: — „Da die Christen an diesen Tagen vorsätzlich raseten, um vor den Fasten den alten Adam noch einmal austoben zu lassen, so händten sie Larven vor, tauschten in ihren Kleidungen die Geschlechter, gaben sich ungescheut dem Bacchus und der Venus hin und hielten allen Muthwillen für erlaubt.“

Die Selbstpeinigungen zur Erödung des Fleisches wurden in der Kirche erst recht Mode, als sonst Niemand mehr die Christen peinigte, außer sie selbst. Konnte die Gewaltthat der Heiden keine Heiligen mehr machen, so machten die Christen durch Grausamkeit gegen das eigene Fleisch sich selbst zu Heiligen. Die heftige Neigung der Orientalen und Afrikaner zur Wollust war übrigens eine eben so wichtige Veranlassung zu solcher Askese. Darum ist sie auch von ihnen ausgegangen. Das gesteht der heil. Hieronymus in einer Epistel an Eustachius ehrlich ein. Ihn selbst, der zwar von Geburt kein Orientale war, aber in Rom die Ausschweifungen kennen gelernt hatte, peinigte während seines Aufenthalts in der Einöde die Sinnlichkeit dermaßen, daß er sich halb todt fastete, sich mit einem groben Sack bekleidete, seinen Augen den Schlaf verwehrte und oft laut ausschreitend seine Brust mit Säusten und Steinen schlug²⁾. Das merkwürdigste Beispiel eines Selbst-

¹⁾ Matth. 6, 16—18; 9, 14—17.

²⁾ Luther, in seinen Tischreden (Frankf. A. v. J. 1576, Fol. 322b), spricht in seiner verben und drastischen Manier davon, daß „auch die heilige Väter in der Kirchen

quälens ist Simeon Stylites, der Säulenheilige, ein Syrier von Geburt, welcher 30 Jahre lang auf einer 60 Fuß hohen Säule aller Unbill der Witterung trogte. Er verschied auf seiner Säule (im J. 451), nachdem er während der ganzen Zeit Schaaren von Wallfahrern Buße gepredigt, den Horden der Araber Recht gesprochen und selbst dem Kaiser seine Rathschläge ertheilt hatte. Eine besonders gebräuchliche Art, sich zu kasten, war die Geißelung entweder mit eigener oder von fremder Hand. Im Mittelalter wurde sie aufs Eifrigste angewendet. Höchst eigenthümlich muß die Freude Konrads von Marburg, des Beichtvaters der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, gewesen sein, daß es ihm gelang, durch Geißelungen das Irdische in seinem Beichtkind zu ertöden. Auch die Enthaltung vom Genuß des Weines gehört zur Askese und galt schon im 2. und 3. Jahrh. die und da für verdienstlich. Im Mittelalter ward die Selbstquälerei immer erfinderischer. Man wallfahrtete mit Erbsen in den Schuhen, trug Eisenringe oder Ketten um den Leib und einzelne Glieder und brachte sich die 7 Wunden des Erlösers bei. Ins Groteske fallen die Selbsterniedrigungen, welche sich im 13. Jahrhundert Jakobus de Benedictis that. Bei der Hochzeitsfeier seiner Nichte erschien er, die Eitelkeiten der Welt zu verhöhnen, mit geheertem und gefedertem Leibe. Ein ander Mal erschien er splinternackt, einen Sattel auf dem Rücken und einen Zaum im Munde, auf allen Vieren kriechend, vor allem Volke auf öffentlichem Markte, so daß männiglich sich entsetzte. Als Damiani und die Bettelorden mit beredter Zunge die Geißelung als eines der verdienstlichsten Werke empfahlen, erhoben sich von Perugia aus und steckten mit ihrem Wahnsinn auch das übrige Italien an lange Bünde Büßender, die, entblößt bis zum Gürtel, sich öffentlich bis aufs Blut

haben fleischliche Lüste gehabt, darum man den Gelibatan meiden und einsam leben stehen sol.“ Er sagt unter Anderem: „Sanct Augustinus, schon ein alter Mann, klagt über die nächtigen Pollution. S. Hieronymus schlug seine Brust mit einem Steine, so heftig war er angefochten, gleichwol wolt es nicht helfen, kondte dem ubel nicht steuweren und kondte die Jungfrau so er zu Rom am Tanz gesehen hatte, nicht auß dem Herzen schlagen. Franciscus der Barsüßer Mönch machte Schneeballen, herzet und küffet sie, daß jm die böse Lust vergehen sollt. Sanct Benedictus legte sich unter die Dörner. Denn wenn jm die böse Lust ankame, so zog er sich nackt auß und legte sich in die Dörner und zerkracht den Urß gar wol. Bernhardus casteyste sich und machte sein Leib so müde und matt, daß jm der Athem so ubel stand und roch, daß niemands umb jm bleiben kondte“.

geißelten³⁾. Doch der „schwarze Tod“ mußte erst seine Stupe schwingen, bevor das nüchternere Deutschland (1349) von jener geistigen Pest angesteckt wurde. Von da an kam es in Uebung, bei großen Landplagen durch Geißlerzüge die zürnende Gottheit zu versöhnen. Es bildeten sich sogar förmliche Geißlervereine und das tolle Wesen nahm überhand, bis das Concil von Constanz abmahnte und an einzelnen Orten, wie z. B. in Thüringen, das geistliche Gericht einschritt. Nur allgemach und nicht ohne Widerstand nahm die Geißelepidemie ein Ende, um fortan im stillen Kämmerlein ihre Macht auszuüben. Das würdige Seitenstück zu den Flagellanten bildeten zur selben Zeit die Tänzer, in denen sich der sinnliche Bußkrampf kaum minder grausam äußerte. Wie jenen die Arm- und Rückenmuskeln, so zuckten diesen die Beinmuskeln convulsivisch vor Höllenfurcht und Bußfertigkeit, daher ihr Tanz ebenfalls ansteckend war. Die Exorcisten fanden an dieser Tanzwuth ein schönes Object der Wirksamkeit und glaubten die tänzerische Besessenheit vornämlich durch Anrufung von Sanct Veit heilen zu können. Von daher stammt die Benennung Veitstanz.

Großes Unheil hat der Ausspruch des Apostels Paulus angerichtet: „Wer seine Tochter zur Ehe gibt, thut wohl, wer sie aber nicht zur Ehe gibt, der thut besser“. In den ersten Jahrhunderten schon las man dergleichen

3) Der Beginn des Flagellantismus im Großen, der Anfang der Geißelfahrten, ist, wenn auch die ganze Erscheinung mit Wahrscheinlichkeit auf den heil. Antonius von Padua (st. 1231) zurückgeführt werden kann, wohl unzweifelhaft in das Jahr 1360 zu setzen. Damals, wo Italien in Folge der Kämpfe zwischen Kaiser und Papst zur Wüste geworden war, wo die furchtbare Zerrüttung aller sozialen und moralischen Verhältnisse eine schwärmerische religiöse Aufregung begünstigte, wo endlich die weltlich-päpstliche Partei nach den Siegen Manfreds und der Ghibellinen einem neuen Impuls mit Begierde nachkam, — damals ging von der weltlichen Stadt Perugia der Ruf zur Buße und zu einer allgemeinen Geißelfahrt aus. Vgl. Meyer-Merian a. a. O., wo S. 191 fg. dieser Gelehrte eine sehr fleißige und anschauliche Schilderung des flagellantischen Treibens gegeben hat, und Förstemann: „Die christlichen Geißlergesellschaften“. Zeitgenössische Quellen sind: Die Limburger Chronik, die Elsäßische Chronik von Clofener und Königshoven, die Oberrheinische Chronik, Wurstisens Baslerchronik, das Chronikon des Albert von Straßburg. Die Limburger Chronik beschreibt die „Geißeler“ in ihrem Bericht über das Jahr 1349 ausführlich. Deutschland muß ordentlich neu aufgeathmet haben, als es von den Schrecken des schwarzen Todes, der Judenschlachten und Geißlerzüge erlöst war. Die Limburger Chronik sagt: „Darnach (1350) da das Sterben, die Geißelfahrt und Judenschlacht ein Ende hatte, hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein.“

Stellen nicht immer im Zusammenhang. Bereits im 2. Jahrhundert galt das Gelübde ewiger Keuschheit für verdienstlich, die Ehe der Geistlichen, besonders das Eingehen der zweiten Ehe, ward scheel angesehen, Jungfrauen gelobten sich als Bräute dem Herrn und wagten es, nicht immer ungestraft, durch vertrautes Zusammenleben mit Geistlichen auf schwesterlichem Fuße der Macht des geschlechtlichen Triebes Troß zu bieten. Zu Anfang des 4. Jahrhunderts tauchten schon hie und da Gesetze auf, welche dem Klerus die Verhehlung nach der Ordination verbieten wollten, ein deutliches Zeichen, wie das Volk auf äußerliche Auszeichnung des Klerikers Werth zu legen anfing, und zugleich, wie mächtig jener finstere Geist war, welcher den Naturtrieb als etwas an sich Sündliches verdammt. Zu Nicäa verhinderte der Widerstand des strengen Confessors Paphnutius, der geschlechtlich in völliger Enthaltjamkeit gelebt, allgemeine Cölibatgesetze. Aber die trullanische Synode verpflichtete die Bischöfe, sich von ihren Gattinnen zu trennen. Seit 385 bestimmten einzelne Provinzialsynoden des Abendlandes, nur die Subdiaconen dürfen ihre Frauen behalten. Das Ansehen der in Ehelosigkeit lebenden Mönche stimmte zuletzt die öffentliche Meinung für allgemeine Ehelosigkeit der Geistlichen⁴⁾. Wie endlich Gregor VII. die Ehelosigkeit der Geistlichen zum allgemeinen Kirchengesetz erhob, haben wir gesehen. Furchtbares Sittenverderbniß unter der Geistlichkeit, gesteigert bis zur unnatürlichsten Verirrung, war die Folge. Im Mittelalter, dem geschlechtlich-naiven, erregte das Concubinats der Geistlichen weniger Aergerniß. Nach der Reformation, als die Kirchenzucht der katholischen Kirche und die öffentliche Meinung hierin strenger wurden, mußte der Kindermord öffentliches Scandal verhüten. In neuerer Zeit gehören Prozesse, wie der des Pfarrers Nienbauer, zu den furchtbarsten Anklägern des Cölibats. Luther und Zwingli

4) „Aber darnach, da die Zeit des zorns, wütens vnd blindheit kam, nam die Lügen vberhand vnd trieb die Wahrheit auß, also, daß sie auch das arme, vnschuldige Weiber Böcklin gar verachteten für grosser heiligkeit vnd heuchelen. Doch löset dieser einiger Spruch Christi alle ire Argumente vnd Gründe auß, verwirfft vnd macht sie zuschanden. Nemlich, Gott schuff ein Männlin vnd Frewlin. Wiewol die lieben Väter (Kirchenväter) vngesicht vnd vngereimt gnug vom Ehestande schreiben. Warlich grosse Narren sindt gewesen, die mit vielen Gesetzen die Ehe, so doch Gottes ordnung vnd gestift ist, nicht haben wollen freylaffen vnd gestatten. Es ist fürwar ein wunderlich vnd vnselig Mandat vnd verbot, die Ehe nicht zuzulassen, so doch der heilige Mann Paphnutius das Eheliche Beylager eine Keuschheit heist“. Luthers Tischreden, Fol. 329.

haben durch Wort und Beispiel die Ehe wieder geheiligt und den Gefälligen wieder zum ganzen Menschen gemacht.

11.

Zum Gebiet der christlichen Askese gehört als ein Haupttheil das Einsiedler- und Mönchswesen, dessen Geschichte so reich ist an Beweisen Alles überwindender Willenskraft, wie an abschreckendsten Erscheinungen der Grausamkeit und des religiösen Wahnsinns. Sie zeigt uns eben so häufig, daß der Sterbliche nicht immer ungestraft die Schranken seiner körperlichen Natur vergißt, als sie uns darauf hinweist, wie viel unabhängiger der Menschengeist von seiner irdischen Hülle ist, als der gemeine Materialismus unseres Zeitalters glauben machen will. Freilich wurde diese Geisteskraft der Askese zumeist an den Unsinn verschwendet; allein wer Welt und Menschen kennt, wird sich darüber nicht allzusehr ärgern. Es war eines der wahrsten Worte, die je gesprochen wurden, als Schiller sagte: „Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen“.

Schon im 3. Jahrhundert, als die Verfolgungen des Decius und Diocletian strengeren Kirchenlehrern für Strafgerichte Gottes über die allmählig entartende Kirche galten, trat eine moralische Scheidung unter den Christen ein in Solche, die sich nur zur Befolgung der eigentlichen Sittengesetze verpflichtet hielten, und Solche, denen völlige Weltentsagung für das allein wahre Christenthum galt, die jedes weltliche Vergnügen für eine Verlockung des Teufels hielten und die Erde als ein von Gott verordnetes Jammerthal betrachteten. Je mehr die Christenheit in die gegebenen Weltverhältnisse hineingezogen wurde, desto stärker empfanden diese einseitigen Eiferer den Trieb, die Welt zu fliehen; denn sie bedachten nicht, daß das Christenthum in die Welt eingehen müsse, um dieselbe zu überwinden. Zu den berühmtesten Eremiten des 3. Jahrhunderts gehört Paulus von Theben, welcher seit der Verfolgung unter Decius in einer Höhle der Wüste, nur von einer Palme genährt, sein Leben zugebracht hatte, bis ihn 340 Antonius sterbend fand. Dieser, gebürtig aus der Thebais in Aegypten, durch die Erzählung des Evangeliums vom reichen Jüngling, wie späterhin Franz von Assisi, heftig erschüttert, hatte Haus und Familie verlassen, um in der Wüste ganz der „himmlischen Philosophie“ zu leben. Zum Berge Kolzim am rothen Meere, wo er sich aufhielt, zog der Ruf seiner

Wirkungen¹⁾, seiner Wunderkraft und strengen Lebensweise bald Tausende von Nachahmern hin. Da selbst Konstantin dem Wundermann Aegyptens tiefe Verehrung bezeugte und dadurch das Leben in der Entsagung in den Augen des Volkes zur Heiligenwürde erhob, so vereinigten sich mit der Wundersucht auch der Ehrgeiz, die Wüste mit Eremiten zu bevölkern. Auch das weibliche Geschlecht folgte dem allgemeinen Zuge und bald sah sich Pachomius, ein Schüler des Antonius, veranlaßt, um 340 auf der Nilinsel Tabenna Klöster für die beiderseitigen Geschlechter zu gründen. Dazu mochte ihn unter Anderem auch das Vorbild der alten Therapeutengemeinden bewegen. Die Lebensregeln, welche er seinen Klöstern gab, wurden von der Ueberschwänglichkeit, welche das Mönchsleben mit demjenigen der Engel verglich, als die englische Disziplin bezeichnet. Die volkreiche Stadt Oxyrhynchus widmete sich, getrieben durch das Beispiel der nahen Klöster, zum größten Theile dem Mönchsleben. Zehntausend Frauen und zwanzigtausend Männer gaben sich den mönchischen Lebensregeln hin. Ungefähr um die nämliche Zeit stiftete Hilarion in der Wüste Gaza Klöster nach eigener Regel. Von dort aus verbreiteten sie sich schnell und zahlreich über ganz Palästina. An der Küste des schwarzen Meeres gründete Basilius, Erzbischof von Caesarea, um 360 eine Menge von Klöstern, wiederum nach besonderer Regel. Dasselbe that um 370 der Bischof Martin von Tours in Gallien. Um 341 führte Athanasius, des Antonius Freund und Verehrer, das Mönchswesen auch in Rom ein und in kurzer Zeit erhoben sich zahlreiche Klöster auf den Trümmern der heidnischen Tempel, selbst inmitten des Forums. Gegen Ende des 4. Jahrhunderts war kaum mehr ein Land der Christenheit zu finden, wo nicht bereits Klöster existirt hätten.

So verschieden die Ordensregeln waren, alle liefen hinaus auf blinden Gehorsam gegen die Befehle des Klostersvorstehers (des Archimandriten oder Abtes), Abtödtung der sinnlichen Triebe, völlige Armuth und gänzliche Weltentsagung. Furchtbare Strafgesetze wußten den Gehorsam aufrecht zu erhalten. Kerker, Geißelung bis aufs Blut, übertriebene Fasten waren

1) Die Einsamkeit, verbunden mit Aufsechtungen der Wollust und harter Askese, spiegelte seiner ächt ägyptischen Phantasie allerlei teuflische Erscheinungen vor. Ueberhaupt hat die Askese bei vielen Eremiten und Mönchen oft solche Vor Spiegelungen der Phantasie hervorgerufen. Es erschienen ihnen gute und böse Geister, sie vernahmen überirdische Stimmen, Himmel und Hölle öffneten sich vor ihrem innern Auge. Diese Phantasmen sind zu einem unerschöpflichen Born der Heiligenlegende geworden.

auf geringe Vergehungen gesetzt. Die Geduldsübungen, welche den ägyptischen Mönchen auferlegt wurden, bestanden meist in fruchtloser Anstrengung ihrer körperlichen Kräfte. Im Uebrigen erhielten sich die Mönche dieser ersten Zeit durch die Arbeit ihrer Hände, durch Land- und Gartenbau, wo dies anging, oder in der afrikanischen Wüste durch Flechten von Matten und anderem Geräthe aus Palmensfasern. Anfangs wurde gegen Diejenigen, welche wieder in die Welt zurückkehren wollten, keine Gewalt geübt. Als aber der Fanatismus für das „englische Leben“ erst erstarbt war, ließ man nach vollendetem Noviziat (Probezeit) den Eintretenden unverbrüchliche Treue schwören und Staat und Kirche vereinigten sich, den eidbrüchigen Flüchtling der Strafe seines Vorgesetzten auszuliefern. Nur Wahnsinn oder Tod konnten fortan den Unglücklichen befreien, welchen Mißhandlungen, Nachwachen, Fasten, Unterdrückung aller natürlichen Triebe mit sich selbst entzweit hatten²⁾. In der Kleidung richteten sich die Mönche gewöhnlich nach der Natur und Lebensweise ihres Landes. Vorgeschriebene Ordenskleider kamen erst später auf. Aber schon damals rasirten sich die Mönche das Haupthaar, den Sklaven ähnlich zu scheinen. Im 5. Jahrhundert ahmte dies der römische Klerus insoweit nach, daß er sich eine Platte auf dem Scheitel schor (Tonsur des Petrus). Die britische Kirche blieb bei der ohnehin landesüblichen Abschneerung des Vorderhauptes (Tonsur à la Paulus). Um alle Augenlust zu meiden, bedeckten die Mönche ihr Haupt mit einer Kapuze. Die ältesten Klöster Aegyptens bestanden aus schlechten, in regelmäßige Straßen eingetheilten Hütten, einer Kirche, einem Krankenhaus, einigen Geschäftszimmern, einem Garten und Brunnen, Alles durch eine gemeinschaftliche Mauer gegen die Außenwelt abgesperrt. Die Mönche der strengeren Orden schliefen auf dem nackten Erdboden oder auf Matten oder einem rohen Tuch. Nachts wurden sie zu bestimmter Zeit durch ein Horn- oder Trompetensignal zum gemeinsamen Gottesdienst geweckt. Daß ein solches Leben bei gewöhnlichen Naturen alles wärmere Gefühl ertödtet mußte und den letzten Rest des Gemüthslebens in leidenschaftlichen Glaubenseifer zusammendrängte, versteht sich von selbst. Dies und der unbedingte Gehorsam, sowie der Mangel an Geistesbildung, eignete die Mönche zu einem gefährlichen

2) Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Heer in der Hand gewaltthätiger Bischöfe, welches in Glaubenssachen oft mit Faust und Knüttel entschied. Die kaiserlichen Truppen sollen einen Kampf mit ihnen weit mehr, als mit den wildesten Barbaren gescheut haben.

Durch die Stiftung der Klöster war aber das Einsiedlerwesen keineswegs aufgehoben worden. Es gab vielmehr Asketen, denen selbst das Klosterleben nicht streng genug war, theils weil sie sich selbst noch stärker quälten und erniedrigen wollten, als die Ordensregeln gestatteten, theils weil sie die völlige Einsamkeit, somit die gänzliche Unterdrückung des Geselligkeitstriebes, in den Klöstern vermiften. Deswegen verschmähten die Einen das Klosterleben von vorneherein, Andere verließen die Klöster, um als Anachoreten zu leben. Die Klostermönche hießen im Gegensatz zu diesen Cönobiten (gesellig Lebende). Die Anachoreten übertrieben die Selbstpeinigung und Selbsterniedrigung bis zum Aeußersten. Im buchstäblichen Sinne nahmen sie das Kreuz Christi auf sich, trugen schwere Ketten, Beinschienen, Arm- und Halsbänder von Eisen. Männliche und weibliche Einsiedler entsagten selbst den Kleidern, so daß ihre Leiber sich nach und nach mit Haaren bedeckten. Dazu gehörte noch, daß Etliche in Mesopotamien den Nebukadnezar nachahmten, und St. Ephräm hat eine begeisterte Lobrede auf diese grasenden Heiligen verfaßt.

Schon im 4. Jahrhundert begannen die Klöster sich zu bereichern durch die großartigen Geschenke Derer, welche das „engelgleiche Leben“ bewunderten, durch die Opferfreudigkeit der Novizen, welche beim Eintritt meist alle ihre Habe auf das Kloster übertrugen, und durch zahlreiche Vermächtnisse. Viele betrachteten zwar ihre Geschenke als Wohlthaten zu Gunsten der Armen und allerdings verwendeten die Mönche und Nonnen, so lange sie noch nicht selbstfüchtig und üppig geworden, den größten Theil der milden Gaben zum angegebenen Zwecke. Doch nicht lange widerstanden sie dem dämonischen Einfluß des Reichthums. Die Arbeit ruhte, die Klöster wurden reich und die Noth der Zeit nicht minder, als der Hang zu sorglosem Müßiggange lockte Laufende in die „heiligen Mauern“. Man wähne nicht, daß dieser Uebelstand verborgen geblieben sei. Schon zur Zeit des Chrysostomus suchten die Vernünftigen dem Zubrang zum Mönchsleben zu steuern.

Bei allen Schattenseiten jedoch, welche das Mönchsweien von Anfang an darbietet, darf nicht vergessen werden, daß es der Wissenschaft bedeutende Dienste geleistet hat. Es gab doch auch Anachoreten, welche ihre Einsamkeit

durch das Studium kirchlicher und weltlicher Wissenschaft zu erweitern wußten. Sie haben viele griechisch-römische Classiker durch ihre Abschriften der Nachwelt erhalten. Die Mönche von Aegypten, von Gallien und Italien beschäftigten sich, so viele ihrer dazu Geschick und Neigung hatten, mit Bücherabschreiben. Besonders lenkte Cassiodor die Mönche seines Klosters Vivarese auf gelehrte Studien hin, denen er einen hinlänglich weiten Spielraum gestattete. Am meisten hat sich um Wissenschaft, Schulwesen und Urbarmachung öder Landstriche der Benedictinerorden verdient gemacht. Er trägt den Namen seines Stifters, des Benedict von Nursia, welcher ihn 529 im Kloster Monte Cassino nach milden aber mit unverbrüchlichen Gelübden verbundenen Regeln gründete. Durch diese Stiftung nach neuer Regel trat Benedict als Reformator des in Leppigkeit und Unstittlichkeit versunkenen Klosterlebens auf. Zeugnisse solchen Verfalls sind die Verbote des 6. und 7. allgemeinen Concils, es dürfe keine Frau eine Nacht in einem Mannskloster und kein Mann eine Nacht in einem Frauenkloster zubringen, auch dürften keine aus beiden Geschlechtern gemischte Klöster errichtet werden.

Das abendländische Mönchswesen hat in vielen Beziehungen einen ganz andern Charakter angenommen, als das morgenländische und afrikanische. Die Selbstpeinigung ward, besonders was die Fasten betrifft, bei Weitem nicht in dem Maße wie im Orient und in Afrika übertrieben. Im Allgemeinen neigten sich die europäischen Mönche mehr zu geistiger Beschäftigung hin. Seit dem 10. Jahrhundert galten die Klöster nicht mehr als Laiengemeinden; ihre Bewohner traten in den geistlichen Stand und sungen seit dem 11. Jahrhundert an, zur Verrichtung weltlicher Geschäfte Laienbrüder aufzunehmen. Die Entstehung von Congregationen, deren Stellung zu den kirchlichen Obern sehr verschieden war, die Bervielfältigung der Ordensregeln, das Bestreben, den Geist jedes Ordens durch dessen Gewand anschaulich zu machen, veranlaßten die Entstehung besonderer Ordenstrachten. Durch Entziehung von bischöflicher Aufsicht wurden die meisten Orden unmittelbare Diener des Papstes, und die Mönche vornämlich waren das siegreiche Heer, welches dem Eölibatsgesetz Gregors VII., oft mit Gewalt, Geltung verschaffte. Ihr wohldisziplinirter Fanatismus war überhaupt die fürchtbarste Waffe der Päpste gegen Irrlehrer und Sekten. Zum Kreuzzug gegen die Mohammedaner, wie gegen die Keyer wußten sie die Völker mit gleicher Kraft zu begeistern. Ihre großen Besitzungen, Anfangs durch Bebauung weiter Wildnisse erworben, später durch Geschenke und Erbchaften vermehrt,

verschafften ihnen auch große weltliche Gewalt; denn kraft des Lehnrechtes erwarben sie sich durch dieselben zahlreiche Vasallen, wie denn z. B. im 11. Jahrhundert der Abt von Borsch 1200 Ritter zum Kriegsdienst stellte. Außerdem erklärten sich viele freie Bauern, um den Plackereien der adeligen Leuteschinder zu entgehen, zu Untertanen der Klöster. Aber mit Reichtum und Macht wuchs auch die Ueppigkeit und Unsitlichkeit der Klöster. Von den reichen Bewohnern Elugaus berichtet der heil. Bernhard, sie hätten sich allzeit die feinsten Stoffe für ihre Gewänder ausgesucht, in Bezug auf die Weine meisterliche Kennerchaft an den Tag gelegt und auch die Kochkunst nicht verachtet. Dies waren noch harmlose Mängel. In den Zeiten ihres tiefsten Verfalls, im 14. und 15. Jahrhundert, hatte die Möncherei und Nonnerlei bekanntlich noch ganz andere aufzuweisen und hat sie mit naivster Schamlosigkeit auch wirklich aufgewiesen. Die Schwänke- und Sotensliteratur des 14. und 15., die grobianische des 16. Jahrhunderts gibt ausreichendes Zeugniß, wohin es damals mit den drei klösterlichen Gelübden, Gehorsam, Armuth und Keuschheit, gekommen war.

In das Volksleben, in die kirchlichen und sozialen Verhältnisse des späteren Mittelalters haben besonders die zu Anfang des 13. Jahrhunderts gegründeten zwei großen Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner lebhaft eingegriffen. Jene, gestiftet durch den fanatischen Spanier Dominikus Guzman und zunächst gegen die Albigenser bestimmt, hatten den Kampf gegen die Ketzerei, diese, von dem „seraphischen Vater“, dem angeblichen Wunderthäter und wirklichen Schwärmer und Kyniker Franz von Assisi gestiftet, hatten Busspredigt und Armenpflege zum vorwiegenden Ordenszweck. Beide Orden standen vermittelt ihrer Ordensgenerale unter alleinigem Gehorsam des Papstes, welcher durch die Heere von Bettelmönchen über die Herzen der Völker gebot. Beide bemächtigten sich der Gemüther durch fleißige Benutzung des Vorrechts, überall Beichte zu hören, geriethen aber dadurch nicht selten in ärgerliche Streitigkeiten mit der übrigen Geistlichkeit. Aus beiden Orden sind berühmte Universitätslehrer hervorgegangen. Zwei große Parteien unter den Scholastikern tragen ihre Namen von Bettelmönchen, die Thomisten von dem Dominikaner Thomas von Aquino und die Scottisten von dem Franziskaner Duns Scotus. Länger als die Dominikaner blieben die Franziskaner dem Gelübde freiwilliger Armuth getreu, und auch dann, als die Franziskanerklöster sich reich gebettelt hatten, war der Geist des Stifters noch so mächtig, daß sich die

Partei der Spiritualen, welche an jenem Gelübde festhielt, vom Orden aus-
 schied und es, nach mannigfachen, oft blutigen Verfolgungen, gegen Päpste
 und Inquisitoren durchsetzte, als Brüder der strengen Observanz unter eigen-
 en Vorstehern anerkannt zu werden. Während dieses Kampfes hatten die
 Spiritualen eine dem Papst entschieden feindselige Stellung angenommen
 und den Kaiser Ludwig den Baier gegen jenen mächtig unterstützt. Sie
 waren die einzigen Mönche gewesen, welche dem päpstlichen Interdict gegen
 die kaiserlich gesinnten Städte und Länder zum Trotz die kirchlichen Functio-
 nen daselbst ausübten.

In Hinsicht des Cultus wurden etliche Orden von spezieller Bestim-
 mung gestiftet, wie z. B. der Servitenorden zur Feier der göttlichen Jung-
 frau und ihres Schmerzes, im Jahr 1233. Gegen die Zeit der Reforma-
 tion hin war das Mönchswesen in allgemeinem Verfall begriffen. Die
 Mirakel ihrer Ordensheiligen fanden wenig Glauben mehr. Die Unwissen-
 heit, Aboheit und Sittenlosigkeit der Mönche waren Gegenstände allgemeinen
 Spottes und Aergernisses. In den Nonnenklöstern wurden die Wände gar
 zu laut von Kindern beschrien. Wenig half es, daß die Päpste fast alle
 Ordensstifter heilig oder wenigstens selig gesprochen hatten; die über-
 schüssigen Verdienste derselben schienen durch die Sünden ihrer Ordens-
 glieder vollständig aufgebraucht zu sein. Man kam allmählig zu der Er-
 kenntniß, daß das Mönchsleben kein besonderes Verdienst vor Gott begründe,
 wie die Kirche lehrte; und wer noch Ablass begehrte, nahm ihn lieber aus
 dem allgemeinen Schatz aller Heiligen, als von demjenigen eines einzelnen
 Ordens, z. B. von demjenigen der Franziskaner, deren Portiuncula-Ablass
 ihnen besonders große Reichthümer verschafft hatte. Es konnte auch nicht
 viel zur Befestigung mönchischen Ansehens beitragen, daß Knaben bisweilen
 die Würde von Aebten bekleideten, und noch weniger, daß die gesammte
 Möncherei sich zum Dämpfer des neu erwachten Lichtes hergab. Gleichwohl
 ist in Deutschland von einem Mönche die Reformation ausgegangen, wie
 denn die Besseren dieses Geschlechts fast immer in offenen oder geheimen
 Zwiespalt mit der Kirche gerathen sind³⁾. Die geistige Schwingung des

3) In offenen Gegensatz zu der Kirche war besonders der 1260 von Gherardo
 Segarelli gegründete Apostelorden getreten, welcher die Armuth des apostolischen Lebens
 wiederherzustellen unternahm und das Kommen des Reiches Gottes verkündigte. Unter
 dem Mailänder Dolcino artete der Orden (eine Art Bettelorden) aus, doch zählen wir
 zu seinen Ausartungen nicht, daß er das Schwert gegen die Inquisition ergriff.

Reformationszeitalters hat übrigens, wie auf den Katholicismus überhaupt, so auch auf die Möncherei und Nonneret wenigstens einigermaßen reformistisch eingewirkt. Dann haben das 18. und 19. Jahrhundert tüchtig unter den Klöstern aufgeräumt, aber in unseren Tagen vermehren sich diese Anstalten wieder in sehr bedeutendem Maße. So ebbt und flutet die Meinung der Menschen über das, was sie für religiös und verdienstlich halten.

In weit geringerem Grade als in der abendländischen Möncherei findet sich Bewegung, Entwicklung und Veränderung im Mönchswesen der griechischen Kirche, obwohl es in dieser eine so hervorragende Rolle spielte, daß die meisten Bischöfe aus den Mönchen genommen wurden. Der griechischen Kirche eigenthümlich ist aber der Mönchsverein der Heschasten, spottweise Nabelbeschauer genannt, welchen der Abt Barlaam 1340 auf dem Berge Athos entdeckte. Ohne die Vermittlung Christi meinten diese Schwärmer durch stille Beschaulichkeit, vornämlich, wie Barlaam sagte, durch Fixirung ihres Blickes auf den Nabel, in einen Zustand versetzt zu werden, wo sie mit leiblichem Auge das unerschaffene Gotteslicht schauen könnten. Drei Synoden zu Konstantinopel sanctionirten 1341—50 nach den feinsten Erörterungen und größten Prügeleien zwischen Heschasten und Antiheschasten das Streben der stillen Mönche; nur sollten sie bedenken, daß jenes anschauliche Gotteslicht dem eigentlichen Wesen Gottes untergeordnet sei. Das ganze Curiosum erinnert sehr auffallend an die brahmanische Joga⁴⁾.

12.

Vom Mönchswesen sind einzelne Gesellschaften und Orden ausgegangen, welche einen besonderen Zweig des christlichen Associationslebens bildeten. Man liebt es, unser Jahrhundert als das Zeitalter der Association zu bezeichnen, aber noch in weit höherem Grade verdient das Mittelalter diese Bezeichnung. Wir können jedoch aus der bunten Fülle des christlich-mittelalterlichen Vereinswesens nur einige der bedeutendsten Erscheinungen herausgreifen. Wer jene Fülle kennt, weiß, daß namentlich auch die im Urchristenthum liegende Idee des Communismus wiederholt und vielfach nach Verwirklichung rang. Falls die Communisten unserer Tage die Kirchengeschichte genauer kennen, würden sie sich weniger mit Originalität brüsten. „Alles schon dagewesen.“

4) Vgl. Thl. I, S. 128, bes. Anm. 6.

Eine der merkwürdigsten, jedoch keineswegs mönchlichen Associationen des Mittelalters waren die Bauvereine oder Bauhütten. In den altrömischen Bauvereinen Britanniens hatte das Christenthum besonders schnelle Aufnahme und mächtigen Schutz gefunden. Diejenigen Bauvereine, welche zur Zeit Gregors des Großen das alt-britische Kirchenthum gegen das römische bewahrten, hielten auch fest an den altrömischen Formen ihrer Association, soweit sich dieselben mit dem Christenthum vertrugen. Von einem solchen Bauverein, demjenigen in York, der 926 eine eigene Verfassung aufstellte, verbreiteten sich die Bauvereine über England und den europäischen Continent. Ihr Zweck war wesentlich die Förderung der kirchlichen Baukunst. Und so Großes zu schaffen, wie die Nachwelt ihnen in der That zu verdanken hat, bedurften sie strenger gesellschaftlicher Ordnungen. Der Meister der Hütte führte die Sittenpolizei über die Genossen und saß dem von ihnen frei erwählten Schöffengerichte vor. Lüderliche Mitglieder wurden ohne Gnade ausgeschlossen, Verletzung des Baugesheimnisses, welches aus Furcht vor Entweihung streng bewahrt werden mußte, nicht minder die Profanation der geheimen Erkennungszeichen (Wortzeichen, Gruß und Handschek) ward streng geahndet. Sämmtliche Bauhütten Deutschlands waren untereinander verbunden. Als Großmeister derselben ward der Meister der Straßburger Haupthütte anerkannt. Als die Franzosen zu Ende des 17. Jahrhunderts Straßburg wegnahmen, ging der deutsche Bauhüttenbund einer raschen Auflösung entgegen. Im 17. Jahrhundert waren in England unter denselben Vereinsformen und Symbolen Vereine von nicht bauenden oder „angenommenen Maurern“ entstanden, welche sich die Beförderung der Humanität, die Erbauung der Menschheit selber zu einem wahren Tempel Gottes als Zweck vorsehten. Vollständig ward dieser Zweck ausgesprochen durch Errichtung der Großloge, der ersten eigentlichen Freimaurerloge, in London 1717, von welcher sich die Freimaurerei in Kurzem über das übrige Europa, besonders das protestantische verbreitet hat. Welchen Schwankungen die Freimaurerei in der Folge unterworfen war, haben wir erwähnt. Von jesuitisch-mystischen Zuthaten reinigte sich die deutsche Maurerei 1782 auf dem großen Convent in Wilhelmsbad bei Gannau und nahm das System des Eklekticismus an, d. h. sie erhob zum Grundsatz die praktische Humanität und Religiosität mit Beiseitesetzung aller confessionellen Unterschiede. Im Uebrigen haben Maurer, wie Friedrich der Große, die Freimaurerei ein „großes Nichts“ oder eine „erhabene Kin-

derer" genannt. Gegenwärtig ist sie kaum noch mehr als eine Abart der geheimen Polizei in den Händen der Bureaucratie.

Nach den Kriegerstand suchte das Christenthum, so viel es in seiner mittelalterlichen Form konnte, zu durchdringen. In den Kreuzzügen erwuchs, wesentlich veranlaßt durch Entstehung der geistlichen Ritterorden, allmählig die Vorstellung von dem christlichen Ritterthum als einem idealen Orden, dessen Mitglieder zur Vertheidigung der Kirche, der Wittwen und Waisen, wie zur Vermeidung ungerechter Fehde verpflichtet seien. Diese Vorstellung besiegelte die Kirche durch die religiösen Ceremonien, durch welche sie den Eintritt des Edelknechts, welcher als Novize des Ritterthums erschien, in den Ritterstand verherrlichte. Durch Gebet, nächtliche Wachen an heiliger Stätte, Beichte und Communion mußte er sich vorbereiten auf den Mitterschlag, den er nach abgelegtem Rittergelübde¹⁾ im Kreise von Rittern und Damen empfing. Das Ritterschwert reichte ihm, während er im weißen Gewande des Täuflings vor dem Altar kniete, die Hand des Priesters. Der ritterliche Frauendienst fand seine religiöse Begründung oder Rechtfertigung in dem durch die Kreuzzüge aufs Höchste gesteigerten Mariencultus. Die Kreuzzüge gaben auch den Anstoß zur Gründung der geistlichen Ritterorden der Templer und der Johanniter oder Hospitaliter (später Rhodiser und Malteser genannt). Halb Priester, halb Ritter, waren die Mitglieder zum Kampfe gegen die Ungläubigen verpflichtet. Die Templer nahmen ein frühes und tragisches, die Malteser ein spätes und schmähhches Ende. Auch die Orden der Deutsch-Herren und der Ritter von Calatrava (in ihrer ersten Gestalt) beruhten auf jenen mönchlich-ritterlichen Prinzipien. Erstere fochten, wie Templer und Johanniter gegen die Sarazenen, ihrerseits gegen die heidnischen Slaven in Preußen und Litthauen, Letztere gegen die Mauren in Spanien. Die weitere Geschichte dieser Orden gehört nicht hieher. In unseren Tagen gibt es bekanntlich der Orden und der Ritter unzählige und ist das Ordenswesen an einem Punkt angelangt, wo die Erhabenheit aufhört und die Lächerlichkeit beginnt.

13.

Bei all ihren milden und grausamen, erhabenen und aberwitzigen Eigenschaften besaß die christliche Kirche auch Humor. Sie ließ ihre heilig-

1) Welches neben den obengenannten Verpflichtungen auch die Treue gegen den Lehnsherrn enthielt.

sten Anstalten, deren Ausartung ihr wohl bewußt war, ungestrast zu gewissen Zeiten verböhnen und gab sogar ihre Diener zur geistlichen Possenreißerei her. Nur bisweilen machte sie zu diesen Ausschreitungen ein strenges und zorniges Gesicht und dann ergingen bischöfliche und päpstliche Verbote gegen den Unfug, die aber wenig halfen. Erst die Reformation hat der Mutter Kirche ihre humoristischen Anwandlungen vergeben gemacht. Aber doch hat sie sich erst in unseren Tagen auch noch des Lächelns entwöhnt, welches sie bis dahin wenigstens zur Carnevalszeit ihren Kindern im Süden und Norden gezeigt hatte.

Früher, vor der Reformation, war das, wie schon gesagt, anders. Die christlichen Feste gestalteten sich da sehr oft zu heidnisch ausgelassenen Saturnalien. Zu Weihnachten mischte in Frankreich das Volk unter die kirchlichen Gesänge allerlei Gassenhauer, oft unsauberste. In Deutschland hielt der Böbel in der Christnacht auf den Kirchhöfen unzüchtige Tänze. In vielen Gegenden war es Brauch, daß am zweiten Oftertage die Weiber ihre Männer prügeln, welchen Liebesdienst die Männer am dritten Tage erwiederten, um anzudeuten, daß man in der christlichen Ehe sich gegenseitig bessern solle, und zu verhindern, daß zu dieser Zeit Eines vom Andern die eheliche Pflicht fordere. Am Ofterfest selber erzählten die Geistlichen zur Entschädigung für die traurige Fastenzeit allerlei Schnurren und Schwänke von der Kanzel herab, und je heller die Gemeinde auflachte, desto besser. Dies Oftergelächter galt zudem als Freudenzeichen über die Auferstehung des Herrn. Alle diese und noch andere Weihnachts- und Ofterpossen in der cisalpinischen Kirche sind ganz offenbar ein Nachklang der germanisch- und keltisch-heidnischen Wintersonnenwende- und Frühlingsopferfeste und der damit verbunden gewesenen Neuperungen der Volkslust.

Frankreich, wo die Lust an den „Caricaturen des Heiligsten“ am lauteften und unbezähmbarsten gewesen zu sein scheint, war auch die Heimat des berühmten „Eiselfestes“ zu Ehren der Jungfrau Maria und zum Gedächtniß ihrer Flucht nach Aegypten. Auf einen abgerichteten Esel setzte man das schönste Mädchen der Stadt mit einem hübschen Knäblein im Arme. Geistlichkeit und Volk geleiteten in feierlicher Prozession diese heilige Familie in die Kirche und stellten sie neben den Hochaltar. Hierauf ward die Messe gelesen; beim Schlusse jedes Abschnittes derselben brachte die Versammlung ein lautes, einstimmiges „Hinham! Hinham!“ an und freute sich, wenn der Esel in die verwandten Töne einstimmte. Zum Schluß der Messe hatte

der Priester statt des Amen und Segens drei Mal und die Versammlung hatte ihm drei Mal nach. Die Feierlichkeit selbst endete mit dem Abfingen der berühmten Eselshymne, deren Strophen in lateinischer, der Refrain aber in französischer Sprache abgefaßt waren. Am Schluß der Hymne mußte der „Herr Esel“ (Sire Asnes) niederknien, wahrscheinlich, um sich für die widerfahrene hohe Ehre zu bedanken, wenn nicht gar um das Gebet zu parodiren. Dem Eselsfest kann man, wie es scheint, den christlichen Ursprung nicht absprechen, es sei denn, daß man die Veranlassung zu dergleichen Pöffen überhaupt in dem heidnischen Sinn suche, welcher der Kirche des Mittelalters noch stark in den Gliedern steckte. Auf das römische Heidenthum dagegen, nämlich auf die Saturnalien, welche das goldene Zeitalter der Gleichheit unter den Menschen feierten, führt Flögel mit Recht das „Narrenfest“ zurück¹⁾. Es wurde in den Tagen von der Weihnacht bis am Sonntag nach Epiphania gefeiert, meist jedoch, z. B. in Paris, am Neujahrstage. In Frankreich war es vornämlich beliebt; auch in Spanien aber ward es gefeiert, denn schon 633 erhob das Concilium zu Toledo sich dagegen. Im 10. Jahrhundert führte Theophylaktus, der Patriarch von Konstantinopel, dasselbe in der griechischen Kirche ein, woselbst es erst 200 Jahre nachher abgeschafft wurde. In Frankreich machte erst 1552 ein

1) In seiner „Geschichte des Groteskomißen.“ Er gibt folgende Schilderung nach den Quellen: — „Man erwählte in den Thurmkirchen einen Narrenbischof oder Narrenerzbischof, und zwar unter den lächerlichsten Ceremonien. Hierauf führte man ihn mit großem Pomp in die Kirche. Auf dem Zuge und in der Kirche selbst tanzten und gaukelten sie, die Gesichter beschmiert, oder mit Laryen angethan, und verkleidet in Weibsbilder, Thiere oder Pöffenreißer. In den Kirchen, welche unmittelbar unter dem Papst standen, erwählte man einen Narrenpapst, dem man den päpstlichen Schmuck mit eben so lächerlichen Ceremonien anlegte. Der Narrenbischof hielt alsdann einen feierlichen Gottesdienst und sprach den Segen. Die verummten Geistlichen betraten das Chor mit Tanzen und Springen und sangen Totenlieder. Die Diakonen und Subdiakonen aßen auf dem Altar vor der Nase des Priesters, welcher Messe las, Würste, spielten vor seinen Augen Karten und Würfel, thaten in's Rauchfaß statt des Weihrauchs Flecke von alten Schuhsohlen, damit ihm der häßliche Gestank in die Nase fahre. Nach der Messe lief, tanzte und sprang Jedermann nach seinem Gefallen in der Kirche herum und erlaubte sich die größten Ausschweifungen, ja Einige zogen sich sogar nackt aus. Hierauf setzten sie sich auf kothbeladene Karren, ließen sich durch die Stadt fahren und warfen den sie begleitenden Pöbel mit Koth. Ost ließen sie still halten und machten mit ihrem Körper die geilsten Gebärden, die sie mit den unverschämtesten Reden begleiteten.“

Parlamentsbeschluß dem Narrenfest ein Ende. Was Deutschland angeht, ist es auffallend, daß nur aus den rheinischen Städten ganz sichere Nachrichten von der Feier des Narrenfestes auf uns gekommen sind. Es kann dieser Umstand die Ansicht bekräftigen, daß das ganze Fest, weil nur in mehr romanisirten Gegenden heimisch, römisch-heidnischen Ursprunges gewesen sei.

14.

Auf die Bilder ernster Askese, wobei der Mensch oft in Grausamkeit gegen sich selbst verfällt, religiöser Gemeinschaft und des Umschlagens religiöser Bräuche in rohnärrische Lustbarkeiten mag nicht ganz unpassend das Bild des Muckerthums folgen, welches den christlichen Associationstrieb mit asketischer Grausamkeit und frecher Wollust in abschreckender Mischung verbindet und diese Mischung zum verbrecherischen Wahnwitz potenzirt. Das Wesen der Muckerei ist die Vermengung von Geist und Fleisch, Befriedigung des Geschlechtstriebes unter frommer Maske, in seiner Vollendung sogar Heiligung der Unzucht zum Gottesdienste, ganz der alte Baals- und Ascheradienst der Syrer und Phöniker¹⁾. Darauf deutet treffend der freilich erst 1835 in Königsberg aufgekommene Name „Mucker“, in der Jägersprache dortiger Gegend die technische Bezeichnung des männlichen Hasen, welcher sich bekanntlich durch seine Geilheit auszeichnet.

Schon 2. Timoth. 3, 1—9 schildert prophetisch die kommenden Irrlehrer als „grausam, die Wollust mehr liebend als Gott, Häuserichlicher, welche die Weiblein gefangen führen.“ 2. Petri 2, 10—22 werden die bereits aufgetretenen Irrlehrer beschrieben und von ihnen gesagt, „sie locken, indem sie aufgeblasene Worte der Eitelkeit reden, durch Fleischeslüste, durch Geilheit auch die, so den im Irrthum Wandelnden wirklich entronnen waren.“ In der That ist von einzelnen gnostischen Sekten bekannt, daß sie bereits die Unzucht in die Religionsübung eingeführt haben. Späterhin verbargen die Klostermauern die Christen dieser Sorte, und im Mittelalter treten dergleichen Erscheinungen wesentlich zu Tage an Gesellschaften, welche außerhalb der Klöster herumvagirten. Zu diesen gehören die durch Amalrich v. Bena und David von Dinanto zu Anfang des 13. Jahrhunderts gestifteten „Geschwister des freien Geistes,“ deren schlechtere Partei den Grundsatz verkündigte, keine irdische Lust könne den im Herzen wohnenden Got-

1) Vgl. Ehl. II, S. 67 fg.

tesgeist trüben, und auf Lösung der Ehe und Vernichtung alles Eigenthums hinsteuerte. Die „Apostelbrüder“ sodann unter Dolcino und seiner Frau Margaretha stellten unter andern religiösen Grundgesetzen auch das auf, „Mann und Weib mögen ohne Unterschied zusammenliegen.“

Das Gericht der Kirche, welches diese Schwärmer auszrottete, baute den Geist der Wollust wieder in die Klöster. Daher war es erst dem die Klöster auflösenden Protestantismus vorbehalten, das Muckertum wieder recht in Flor zu bringen. Der Halle'sche Pietismus, eine Entfesselung der religiösen Individualität von den Banden kirchlicher Orthodorie und zugleich eine Neubelebung des Mysticismus, trug in seiner Lehre vom gewaltsamen Durchbruch der Gnade die Keime ausschweifender Schwärmerie. Unwissende und zugleich hochmüthige Menschen, welche als Propheten auftraten, bildeten den Uebergang von dem älteren Pietismus zur modernen Muckerei. So der Sporergeselle Rosenbach und der Schustergeselle Daut mit seiner „Donnerposaune“ vom nahenden Weltgericht. Die Muckerei selbst trat ins Leben einerseits durch den Wandweber Elias Eller von Ronsdorf, welcher sich für den Herrn Christus, seine Frau für die Zionsmutter ausgab und die Ronsdorfer Sekte stiftete, anderseits durch Eva Buttler, welcher die sogenannte „buttler'sche Kotte“ ihr Entstehen verdankte. Diese „Inspirirten“ wiederholten die Grundsätze der Geschwister des freien Geistes, hielten um des ihnen innewohnenden Geistes willen Alles für erlaubt und überließen sich allen Ausschweifungen der Geschlechtslust. Ebenfalls zu Anfang des 18. Jahrhunderts traten die Gebrüder Kohler im Canton Bern als Propheten des nahenden Weltgerichtes auf. Die Gräuel der Ausschweifung, welche die von ihnen gestiftete „Brügglersekte“ besudelten und zu welchen sie das schamloseste Beispiel gaben, entschuldigten sie mit dem Schriftwort: „Den Meinen ist Alles rein.“ Den Wiedergeborenen, und als solche bezeichneten sie sich selbst und ihre Herde, den Wiedergeborenen, lehrten sie, gereiche Nichts mehr zur Sünde 2).

Das 19. Jahrhundert weist nicht weniger abschreckende Erscheinungen

2) Die Affenschande des Cultus dieser Sekte ist theoretisch dargelegt in dem berühmten „Gliederbüchlein“, welches noch jetzt da und dort in der Schweiz Unheil anrichtet. — Zu den Contrasten des Jahrhunderts der Aufklärung gehörte es auch, daß in dem friedrichsch aufgeklärten Berlin um 1780 ein gewisser Rosenfeld, seines Reichens ein Schäfer, sich ein förmliches Harem von 7 Mädchen hielt, die für ihn arbeiteten und mit welchen er als „Messias“ in „Gottes Namen“ Unzucht trieb.

der Nuderei auf. Abgesehen von dem für das Altlutherthum schwärmenden Pastor Martin Stephan, welcher aus Stocklutheranern eine besondere Sekte gebildet hatte, dieselbe zur Auswanderung nach Amerika bewog und sein Ansehen als Sektenbischof zur Schwändung vieler Auswanderinnen mißbrauchte, sehen wir den Cultus der Wollust förmlich organisiert in dem königsberger Conventikel, welchem die beiden Prediger Ebel und Diestel vorstanden, im Jahre 1835. Wie die Beiden in praktischer Anwendung der Theosophie des J. S. Schönherr den Geschlechtsgenuß durch den Geist zu heiligen suchten, dürfen wir Anstands halber nicht beschreiben. Wir bemerken nur, daß der Hauptzweck der von ihnen veranstalteten Versammlungen die Ausübung der Unzucht in verschiedenen Graden war, von denen der erste, die demüthige Hingabe des Körpers zu wollüstigen Manipulationen, als Act der Heiligung bezeichnet wurde. Die höchsten Grade sollten zur Erzeugung des Messias bestimmt sein. Ein Duzend Jahre vor dieser wüßten Komödie der Frömmerei im deutschen Norden hatte im deutschen Süden das Nudertum eine wüste Tragödie aufgeführt. Im Dorfe Wildensbuch an der Nordgränze des Cantons Zürich hatte Margaretha Peter, eines vermöglichen Bauers schöne und begabte Tochter, einen Frömmelkreis um sich versammelt, in welchem sie als Prophetin galt. Die Prophetin trieb allerlei Nudertisches, unter Anderem auch Ehebruch mit einem frommen Schuster, wobei die Gattin desselben eine edelste That heroischer Frauentreue vollbrachte, indem sie, ihren Mann vor Schmach zu bewahren, das Kind der Prophetin, welche ihr häusliches Glück zerstört hatte und an welche sie keineswegs glaubte, für ein von ihr selber geborenes ausgab. Im Jahr 1823 erfolgte dann die Wildensbucher Katastrophe. Mit der Wollust verband sich die mörderische Grausamkeit. In Margaretha hatte sich die fixe Idee ausgebildet, sie müsse zur Erlösung der Ibrigen den Satan überwinden und es könne dies nur durch ein Blutopfer geschehen. So ließ sie denn im Kreise ihrer Familie und anderer Gläubigen zuerst ihre Schwester Elisabeth und dann sich selbst kreuzigen. Die nach Auhbarwerdung der That aus der Nachbarschaft herbeigeeilten Pietisten frohlockten beim Anblick des bluttriefenden Hauses und der Leichen der „neuen Märtyrerinnen.“ Einer rief: „O könnte auch ich sterben wie diese Heiligen!“ Ein Anderer beklagte nur, daß das Opfer nicht am Charfreitag gebracht worden sei. Angesichts dieses Gräuels hat man, denken wir, doch wohl nicht so ganz Unrecht, von einem Molochismus im Christenthum zu sprechen. Die Gegenwart freilich

hat gelernt, die pietistischen Mysterien sorgsamer zu verbergen. Fällt aber hie und da ein Blitz der Oeffentlichkeit in dieses Dunkel, so zeigt er uns mitunter Gestalten wie die jenes Chefs einer pietistischen Sekte, welcher vor einigen Jahren zu Lauffen in Württemberg die eigene Tochter schändete und dann die Frucht dieser Blutschande erwürgte.

15.

Schon mehrmals haben wir die Kreuzzüge berühren müssen und es wird jetzt nicht zum letzten Mal sein, daß wir ihrer erwähnen. Eine Erzählung dieser ungeheuren Bewegung in der Christenheit wäre übrigens rein überflüssig. Wir deuten nur an, daß man wohlthut, die Kreuzzugszeit nicht in die Gränzen der Periode einzuschließen, welche mit der Kirchenversammlung von Clermont (1095) beginnt und mit dem Verlust von Ptolemais, als der letzten christlichen Besse in Palästina, endigt (1291). Die Kreuzzüge, d. h. der Kampf zwischen der christlichen und mohammedanischen Welt, dessen Idee die Seele des Mittelalters war, begannen, als der Islam, wie wir im sechsten Buch sehen werden, zuerst sein eroberndes Schwert gegen die christliche Welt erhob, und erst der Fall von Granada und die Seeschlacht von Lepanto machten ihnen ein Ende. Der Zweck, welchem die Kreuzzüge im engeren Sinne, d. h. die Kriegsfahrten nach dem gelobten Lande, 7 Millionen Christen geopfert hatten, wurde nicht erreicht; denn die mit so viel Mühsal, Tapferkeit und Menschenverlust eroberten heiligen Stätten gingen nach kurzem Besitze wieder verloren. Aber wie zumeist nicht die Absichten der Menschen, sondern die von ihnen kaum geahnten Folgen ihrer Handlungen die Geschichte machen, so hat die durch die Kreuzzüge vermittelte Verührung zwischen Morgenland und Abendland höchst bedeutende welthistorische Einflüsse geübt. Man kann geradezu ohne Uebertreibung sagen, die Rückwirkungen der byzantinischen, sarazenischen und maurischen Welt auf die abendländische haben den in Barbarei stockenden Entwicklungsprozeß der letzteren erst recht in Gang und Fluß gebracht. Diese Lichtseite der Erscheinung ist so mächtig, daß die Schattenseite, nämlich die außerordentliche Erhöhung des Ansehens des römischen Stuhls durch die Kreuzzüge, kein allzu starkes Bedenken erregen kann. Allerdings, einen Triumph ohne Gleichen hat das Papstthum in den Kreuzzügen gefeiert. Hier erschien die abendländische Christenheit zum ersten und letzten als eine Heerde und diese Heerde folgte begeistert dem Winke des römischen Hirten.

Auf die politische Verfassung der Staaten hat das Christenthum zu Zeiten einen unverkennbaren und unmittelbaren Einfluß geübt. In den Tagen der Verfolgungen predigten die Kirchenlehrer unbedingte Unterwerfung unter die heidnischen Obrigkeiten; nur durch Dulden sollte der Glaube gegen sie behauptet werden. Die Christen folgten wirklich diesen Ermahnungen und schlossen selbst die verfolgenden Kaiser in ihr Gebet ein. Als Konstantinus gegen seine Mitregenten kämpfte, behauptete die Kirche sein göttliches Recht auf den Thron und betrachtete ihn als einen von Gott gesetzten Fürsten, wie einst David und Salomo gewesen seien. Eine Zeit lang bekleideten zwar die christlichen Kaiser die aus dem römischen Heidenthum stammende oberste Priesterwürde des Pontifex Maximus bei, erschienen aber gerade aus diesem Grunde nicht als Häupter der Kirche, waren vielmehr in kirchlichen Dingen der Hierarchie untergeordnet. Als Theodosius den Versuch machte, diese Trennung der weltlichen und geistlichen Gewalt anzutasten, wies ihn Ambrosius aufs Entschiedenste zurück. Er gestattete ihm nicht, innerhalb des durch ein Gitter abgeschlossenen Heiligthumes seinen Sitz zu nehmen. Unterhalb des Gitters zu den Laien mußte sich der Gebieter des Erdkreises setzen. Der Besitznahme der Basilica Portia durch die Kaiserin Justina, die Vormünderin des minderjährigen Kaisers Gratian, widersetzte sich Ambrosius mit den Worten: „Der Tribut gehört dem Kaiser, Gott die Kirche; diese kann nicht dem Kaiser zustehen; die Autorität des Kaisers erstreckt sich nicht über den Tempel Gottes. Der Kaiser ist in der Kirche, nicht über der Kirche.“

Die Krönung Karls, des Frankenkönigs, zum Kaiser in der St. Peterkirche zu Rom durch die Hand des Papstes rief das heilige römische Reich ins Leben. Die Kaiserwürde zwar erhielt dadurch besondere Weihe in den Augen der Völker, aber jener verhängnißvolle Krönungsact wurde die Basis der Ansprüche der Päpste auf die Oberherrlichkeit über Kaiser und Reich, über die ganze Christenheit überhaupt. In der Stunde, wo Karl sich von dem Papst die Krone aufsetzen ließ, wurde die Drachensaat gesät, welche nachmals in den Kämpfen zwischen dem „geistlichen“ und dem „weltlichen“ Schwert so üppig aufgewuchert und für unser deutsches Vaterland zu einem unermesslichen Nationalunglück ausgeschlagen ist. Im Mittelalter wurden auch die Könige der übrigen christlichen Staaten bereits als die Gefaltnen

Gottes betrachtet, und besondere Titel, wie z. B. „apostolische Majestät“, dienten dazu, das Königthum zu heiligen. Die Reformation, weil sie sich zunächst an das Volk wandte und Luther selbst, kraft seiner Reformatorwürde, einen Gesalbten des Herrn, Heinrich VIII. von England, sehr despektirlich behandelte, schien Anfangs das göttliche Recht des Kaisers und der Könige hintanzusetzen. Doch erschrocken über die Auslegung des Evangeliums durch die unglücklichen, durch die feudalistische Brutalität der Fürsten, Edelleute und Pfaffen zur Verzweiflung getriebenen Bauern, begann Luther unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeiten zu predigen und lehrte, die christliche Freiheit habe mit der sozialen und politischen Nichts zu schaffen. Luther erhob die protestantischen Fürsten zu Häuptern der Kirche in ihren Landen und begründete ihre Selbstherrlichkeit durch die Lehre, dem Kaiser, als Feind des Evangeliums, sei man in Sachen, welche den Glauben betreffen, keinen Gehorsam schuldig. Die Lehre vom beschränkten Unterthanenverstand und von der Fürstenmacht „von Gottes Gnaden“ ist ebenfalls auf Luther zurückzuführen. Dagegen befehlte die von der Schweiz ausgegangene reformirte Kirche ein vorwiegend republikanischer Geist.

Innerhalb der katholischen Kirche brachten die Jesuiten die Lehre auf, die königliche Gewalt ruhe, unabhängig von der Kirche, auf dem Willen des Volkes; wenn jedoch das Seelenheil der Völker es fordere, könne der Papst die Könige absetzen, die Inquisition gegen sie einschreiten, der für das Heil der Kirche Begeisterte sie ermorden. Dergleichen Maximen wechselten aber mit der mehr oder weniger kirchlich-unterwürfigen Gesinnung der Könige. Im Allgemeinen hat bis auf heute die Kirche so viel als möglich in die weltlichen, der Staat so viel als möglich in die geistlichen Angelegenheiten eingegriffen. War man bisweilen des Kampfes müde, so schlossen geistliche und weltliche Gewalt Concordate und Compromisse mit einander. In welchem Verhältniß heutzutage das Christenthum zum Staat stehe und umgekehrt, davon schweigt die Geschichte — einstweilen.

17.

Wir schließen das Kapitel mit einer kurzen Hinweisung auf die communistischen und sozialistischen Systeme, sofern dieselben auf das Christenthum Bezug genommen haben. Somit ist es nicht an uns, das „Utopien“ des Thomas Morus, die „Sonnenstadt“ Campanellas, die „salentatische Republik“ Fenelons, die „Oceana“ Harringtons, diese harmlosen Nachahmungen

der platonischen Republik, einer ernsten Beachtung zu würdigen, so bezeichnend für die sozialen Zustände der Zeiten, in welchen diese Männer gelebt haben, das Mißbehagen an der Wirklichkeit ist, woraus die genannten Sozialsysteme hervorgegangen sind. Auch der Contrat social Rousseaus, die communistischen Systeme Mably's und Morelli's und der praktische Communismus Babeufs sind ganz aus freiem philosophischen Nachdenken, ohne Berücksichtigung des Christenthums, entstanden. Mit Berufung auf die heil. Schrift hingegen haben schon die Geschwister des freien Geistes den vollendeten Communismus gepredigt und die Wiedertäufer zur Zeit der Reformation denselben verfochten. Einzelne Vereine und Orden haben den Communismus geübt, ohne ihn für die ganze Staatsgesellschaft empfehlen zu wollen. So lange die ersten Christen noch eine Gemeinde waren, hielten sie ebenfalls, aber mit der Erlaubniß, daß der Einzelne nebenbei immer noch Privateigenthum besitzen dürfe, eine Art Gütergemeinschaft. Vom 17. bis zum 19. Jahrhundert ist der Communismus nie mehr vom christlichen Standpunkt aus als allgemeine Gesellschaftsordnung empfohlen worden. Auch der Gründer des modernen Sozialismus, der Graf von Saint-Simon, gestorben 1825, wagte es nicht, seine Theorie ausdrücklich auf das Christenthum zu gründen, sondern meinte zur Ausführung derselben eine neue Religion, die er in seiner Schrift „das neue Christenthum“ niederlegte, stiften zu müssen. Zwar wollte er, indem er die Religion der Bruderliebe verkündigte, keine neue Liebe, nur eine neue Aufgabe der Liebe predigen; aber er schließt jene Schrift mit dem Aufruf, es möchten sich die Menschen verbinden, das Reich Gottes auf Erden herbeizuführen, indem sie die Religion der Liebe zu einer Religion der Freude und des Genusses machten. Die St. Simon'sche Association, gegründet zu dem Zwecke, den Arbeiterstand in die ihm gebührende Stellung einzusetzen, in ihren Formen insbesondere durch Bazard weiter fortgebildet, ist eine nach dem Bilde der kirchlichen gestaltete Hierarchie, deren Haupt, alle weltliche und geistliche Macht in sich vereinigend, Jedem die seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung anweist. Jedes Erbe soll dem Staat zufallen und durch die Bankanstalten desselben je dem Fähigsten übergeben werden, um damit weiter zu wirtschaften. So wollten zwar St. Simon und die Seinigen Nichts vom historischen Christenthum wissen, aber sie entlehnten unbewußt seine Hauptgrundsätze und die Formen seiner Hierarchie. Fourier und die ganze Reihe der späteren Sozialisten verschmähten es dagegen nicht, bei günstiger Gelegen-

heit das Ansehen des Christenthums für ihre Sache streiten zu lassen. Unter den deutschen Communisten hat Weitling ganz offen das Christenthum für seine Zwecke auszubeuten gesucht.

Zehntes Kapitel.

Die Wissenschaft.

1.

Der culturgeschichtlichen Methode unserer Betrachtung der Religionsgeschichte getreu, gehen wir bei Einräumung eines Platzes für übersichtliche Darstellung der Wissenschaft im Christenthum mit möglichster Liberalität zu Werke. Ist doch außer der christlichen keine andere Religion von ihren Bekennern so wissenschaftlich aufgefaßt und verarbeitet worden und in keiner anderen hat das wissenschaftliche Leben so sehr auf das religiöse zurückgewirkt. Denn wenn auch bei den hindostanischen, altägyptischen und moslemischen Gelehrten theologische und philosophische Studien blühten, die Völker sind von denselben unberührt geblieben. Dagegen steht es unzweifelhaft fest, daß die denkende Erfassung und Verarbeitung der christlichen Ideen in Theologie und Philosophie auf die Völker selbst mächtige Einflüsse geübt hat und zu einem der gewaltigsten Motive der modernen Civilisation geworden ist.

Hiermit gehen wir sogleich an die Sache selbst, so zwar, daß uns zunächst die äußere Geschichte der vom Christenthum unmittelbar hervorgerufenen theologischen Fachwissenschaften beschäftigen wird, während später zur Sprache kommen soll, wie Theologie und Philosophie zum Ideengehalt der christlichen Religion sich verhalten haben.

2.

Unter allen Wissenschaften brachte das Christenthum, weil es von seinen Gegnern bereits im 2. Jahrhundert wissenschaftlich angefochten wurde, zuerst die Apologetik hervor. Rhetoren und Philosophen griffen es an,

Rhetoren und Philosophen vertheidigten es. Im Allgemeinen führten die Apologeten der griechischen Kirche den Kampf vorwiegend mit philosophischer Begründung, diejenigen der abendländischen, zumal der afrikanischen Kirche mehr mit dem Gewichte der Thatfachen, wodurch sie die politischen und moralischen Vorurtheile, die volksthümlichen Verdächtigungen und Anschuldigungen gegen die Christen zu widerlegen suchten. Unter denen, welche das Christenthum in öffentlichen Schriften angriffen, sind besonders zu nennen: der Rhetor Fronto, Lehrer des Marcus Aurelius, Apulejus, ein mystischer Philosoph und Priester des Mithras; gegen Ende des 2. Jahrhunderts, der schon öfter erwähnte Lufianos und vor Allen Gelsus, dessen „Wahrhaftige Rede“ (*Ἀληθῆς λόγος*), um 150 geschrieben, erst beinahe ein Jahrhundert später in den acht Büchern des Origenes gegen Gelsus eine entsprechende Beantwortung fand. Zu den hervorragenden Apologeten der abendländischen Kirche gehören Minutius Felix, ehemals Rhetor, dessen Dialog „Octavianus“ zu den besten Apologien des Christenthums gehört; ferner Tertullian, dessen „Apologeticus“ der betreffenden Wissenschaft ihren Namen zu geben würdig war, und Arnobius, dessen „sieben Bücher gegen die Heiden“ in weit höherem Grade die Schwäche des Heidenthums enthüllen als sie das Christenthum in vortheilhaftem Lichte darstellen. Größer ist die Zahl der griechischen Apologeten. Schon um 130 (nach Andern 126) übergaben Quadratus, Bischof von Athen, und Aristides, ein ehemaliger Philosoph, dem Kaiser Hadrian Apologien für die Christen. Die zwei Apologien, welche Justinus der Märtyrer den Antoninen überreichte, um sie von der Verfolgung der Christen abzubringen, zogen ihm erbitterte Feinde unter den heidnischen Philosophen zu, von denen besonders Einer, Crescentius, nicht ruhte, bis Justinus (um 165) den Märtyrertod erlitt. Mit weniger Geschick führte (um 170) sein Schüler Tatian den Vertheidigungskrieg in seiner „Ansprache an die Hellenen“. Die Widersprüche der philosophischen Systeme gegenüber der Einheit der göttlichen Offenbarung lächerlich zu machen, wählte sich Hermias zu seiner Aufgabe. Mit mehr Würde vertheidigte Athenagoras in seiner Schutzschrift die Christen vor Marcus Aurelius. Die Erhabenheit der christlichen Moral über die Sopheme des Heidenthums, die Logoslehre, nebst andern Grundlagen des Christenthums hat er mit philosophischem Geiste in dieser Schrift („Gesandtschaft betreffend die Christen“) ins Licht gestellt. Theophilus von Antiochien bemühte sich in seinem Werke „Ueber den Glauben der Christen“,

weniger die volksthümlichen Verläumdungen gegen die Christen zu widerlegen, als vielmehr die Grundlehren des Christenthums und deren Vorzüge gegenüber heidnischem Aberglauben und heidnischer Philosophie auseinander zu setzen. Auch das Zeitalter Konstantins brachte noch Apologeten hervor. Unter ihnen gehört Lactantius Firmianus, Verfasser der „theologischen Institutionen“, der lateinischen, Eusebius von Cäsarea, welcher mit drei Schriften als Apologet auftrat, der griechlichen Kirche an.

Nachdem das Christenthum den Sieg über das Heidenthum davon getragen, ruhte die Apologetik, bis Manus ab Insulis, ein Cisterciensermönch, im 12. Jahrhundert eine Vertheidigung des katholischen Glaubens gegen die Ketzer, Juden und Mohammedaner für nothwendig hielt. Im 13. Jahrhundert richtete Thomas von Aquino seine „Summe katholischer Glaubenswahrheit“ gegen Heiden, Juden und Mohammedaner. Apologien, nicht des katholischen Glaubens, sondern des Christenthums überhaupt, erschienen erst wieder gegenüber dem Deismus der englischen Freidenker, meist von englischen Geistlichen verfaßt, zu denen unter andern Richard Baxter, Edward Ghandler, Nathanael Lardner gehören. Von hervorragender Bedeutung ist, daß selbst Heroen der Naturwissenschaft und Mathematik, wie Newton, Galilei und Euler, sich des Christenthums mit großer Vorliebe angenommen haben. Die berühmteste Apologie des Christenthums, welche in neuerer Zeit erschien, sind wohl die zum ersten Mal 1799 veröffentlichten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ von Schleiermacher.

3.

Neben der Apologetik entwickelte sich im Schooß der Kirche die Wissenschaft der *Exegese* (Schriftauslegung) des alten und neuen Testaments. Schon im 2. Jahrhundert war nämlich eine Sammlung der neutestamentlichen Schriften dem N. T. zur Seite gestellt worden, aber noch zur Zeit des Eusebius von Cäsarea bestand dem Zeugniß seiner Kirchengeschichte zufolge ein Unterschied zwischen den anerkannten (*ὁμολογούμενα*) und zweifelhaften Schriften (*ᾠπολεγόμενα*). Erst die Provinzialsynoden von Hipporegius (393) und Karthago (397) setzten den neutestamentlichen Kanon fest und die allgemeine Kirche anerkannte die dort für Glaubensregel erklärten Schriften (Kanon) ohne förmlichen Beschluß eines ökumenischen Conciliums. Die christlichen Gelehrtenschulen von Alexandrien und Antiochien widmeten

sich mit besonderem Eifer der Schriftauslegung. In Alexandrien galt die allegorisch-philosophische Exegese, als deren berühmtester Vertreter Origenes erscheint; in Antiochien die historisch-sachliche Exegese, deren Zweckmäßigkeit besonders in den Ansichten des Theodoros von Mopsuestia zu Tage tritt. Dieser nämlich hielt viele sogenannte messianische Weissagungen für unbewußt ideelle Beziehungen auf den Messias und das Hohelied für das, was es ist, für ein Liebeslied. Zwischen diesen beiden Schulen vermittelnd haben Hieronymus von Stridon und Augustinus sich vielfach um die rechte Schriftauslegung bemüht. Augustinus war der Erste, welcher sich das Verhältniß der einander so oft widersprechenden vier Evangelien klar zu machen suchte. — Im Mittelalter, wo die heil. Schrift nach und nach fast ganz vergessen wurde, hatte die Exegese Ferien, um dann durch den Humanismus zu neuem, vielgestaltigem Leben erweckt zu werden. In den Streitschriften und Disputationen der Reformationszeit spielte sie eine wichtige Rolle. Luther zeigte eine große Virtuosität in der Schriftauslegung, aber nicht selten auch eine große Rechthaberei. Seine buchstäbliche Auffassung der auf Einsetzung des Abendmahls bezüglichen Aussprüche Christi drang gegen Zwingli's philosophischere Auslegungsweise wissenschaftlich nicht durch. Außer Calvin und Beza hat sich vornämlich der Niederländer Hugo Grotius (im 17. Jahrh.) um die Schriftauslegung verdient gemacht. Innerhalb der katholischen Kirche, welche zu Trident die Vulgata für den einzig gültigen Text der Schrift erklärt hatte und wo zudem der Papst sich die allein richtige Exegese vorbehielt, war eine wissenschaftliche Schriftauslegung unmöglich geworden, bis die Jansenisten sich derselben annahmen. Die Erläuterung des N. T. durch Paschasius Quesnel hat hierbei einen erbitterten Kampf der Curie mit den Freunden der Schrift hervorgerufen. Auch in der lutherischen Kirche hatte die Schriftauslegung der Orthodorie weichen müssen. Spener und Francke regten sie zuerst wieder an. Michaelis, ein Zögling des halle'schen Waisenhauses, gehört nebst Ernesti und Semler zu den Begründern der rein wissenschaftlichen Exegese. Diese mußte aber, bevor sie ihren ganz unbefangenen Standpunkt erreichen konnte, erst noch durch Supranaturalismus und Rationalismus hindurch, deren jeder ihr nach seiner Weise Gewalt anthat¹⁾. Die neueste Exegese verdient den Namen der historisch-kritischen Auslegung.

1) Die Wundererklärungen der Rationalisten, besonders des übrigens hochachtbaren Paulus, füllen einen schweren Anekdotenkasten.

Mit der Exegese eng verbunden ist die Einleitungswissenschaft, welche die Fragen über Entstehung und Aechtheit der heil. Schriften zu beantworten sucht. Aus der von Andreas Osiander, dem Verfasser der protestantischen Evangelienharmonie (1537), herkommenden Harmonistik, welche die vier Evangelien mit einander in Uebereinstimmung zu bringen suchte, entwickelte sich durch Storr und Eichhorn die Evangelienkritik. Die Hypothese des Letztern von einem den drei ersten Evangelien zu Grunde liegenden Urevangelium brach der neuen Wissenschaft die Bahn und zeugte dafür, wie tief der Glaube des Zeitalters an die unmittelbare Eingebung der Evangelien durch den heil. Geist erschüttert sei. Die eingeschlagene Bahn ward in der Folge auch von Schleiermacher, De Wette, Credner und Andern betreten, bis David Friedrich Strauß in seinem „Leben Jesu 2)“ die Unglaubwürdigkeit aller Evangelien darzuthun suchte und den mythischen Standpunkt geltend machte, vermöge dessen die evangelische Geschichte in sagenhafte Dichtung und der persönliche historische Christus in einen unpersönlichen, idealen sich verwandelte 3) — ein Resultat, welches aus der Uebertragung des Neuhegelianismus auf die Kritik der Evangelien hervorging. Dieser Richtung gehört auch Bruno Bauer an, welcher die verneinende Kritik mit äußerster Schärfe bis zu ihren äußersten Consequenzen führte 4). Dagegen hat die Tübinger Schule unter Christian Paur die „geschichtliche

2) Erschien zuerst 1835.

3) „Mit Beiseitstellung der Begriffe von Unsündlichkeit und schlechthiniger Vollkommenheit als unvollziehbarer, fassen wir Christus als jenen, in dessen Selbstbewußtsein die Einheit des Göttlichen und Menschlichen zuerst mit einer Energie aufgetreten ist, welche in dem ganzen Umfange seines Gemüthes und Lebens alle Hemmungen dieser Einheit bis zum verschwindenden Minimum zurückdrängte; der insofern einzig und unerreicht in der Weltgeschichte steht, ohne daß jedoch das von ihm zuerst errungene und ausgesprochene religiöse Bewußtsein der Läuterung und Weiterbildung durch die fortschreitende Entwicklung des menschlichen Geistes sich entziehen dürfte“. Dieser Satz von Strauß enthält die Quintessenz seiner Kritik des Christenthums. Wir kommen unten auf Strauß zurück.

4) Kritik der evangel. Geschichte der Synoptiker und des Johannes, 1841—42. Das Endergebniß der Bauer'schen Kritik geht bekanntlich über das der Strauß'schen weit hinaus. Bauer zufolge ist Markus, bei welchem die Empfängniß und Geburt Jesu noch als eine natürliche erscheint, der Urevangelist, welchen die andern abgeschrieben und in theologischen Absichten verändert haben. Die Erörterung dieser Absichten führt zu dem Facit, das Christenthum sei eine Schöpfung der theologischen Phantasie und Tendenz.

Kritik“ zu hohem Ansehen gebracht, und wenn etwa auch diese nicht ganz unbefangen sein sollte, so läge der Grund gewiß nur in der Einseitigkeit, mit welcher die Hegel'sche Weltanschauung die Geschichte behandelt, und die darin besteht, daß sie die Geschichte als eine logisch nothwendige Entfaltung der absoluten Idee mit Verkennung des Prinzips der Freiheit betrachtet. Es versteht sich von selbst, daß das evangelische Christenthum immer übel wegkommt, wenn es mit dem Maßstabe eines philosophischen Systems, sei es bewußt oder unbewußt, gemessen wird.

Durch Michaelis sind auch Exegese und Kritik des alten Testaments wissenschaftlich angeregt worden. Hier durfte sich die Wissenschaft schon freier bewegen und war auch dem störenden Einfluß philosophischer Systeme weniger ausgesetzt als bei der Bearbeitung des neuen Testaments. Freilich war es den „gläubigen Exegeten“ fatal genug, daß manche für messianisch geltende Stellen im Lichte unbefangener Forschung ihren prophetischen Werth einbüßten. Aber diese Einbußen wurden reichlich aufgewogen durch die positiven wissenschaftlichen Resultate, welche Gelehrte, wie Gesenius, Ewald, Hitzig, Meier u. a. m. auf dem Gebiete alttestamentlicher Bibelforschung gewannen.

4.

Die Wissenschaft der Kirchengeschichte ist für die allgemeine Religionsgeschichte insofern von Wichtigkeit, als sie die denkende Selbsterkenntniß der christlichen Kirche darstellt. Ihr Begründer war Eusebius von Cäsarea (315—340), dessen Kirchengeschichte bis 324 reicht. In der Entwicklung dieser Wissenschaft lassen sich ungefähr fünf Hauptperioden unterscheiden. Die erste, während welcher das Christenthum in Europa noch um die ausschließliche Herrschaft kämpfte, stellt uns die Kirchengeschichte noch nicht als eine allgemeine dar, weil die Nationen noch nicht zu einer Familie durch das Christenthum verbunden waren. Während der zweiten Periode zersplittert sich die Kirchengeschichte in Chronikschreiberei und Legendendichtung, bis die Kritik des Laurentius Balla über die angebliche Schenkung Konstantins einer wissenschaftlichen Behandlung Bahn brach. Die dritte Periode, wo die Gelehrten der getrennten Kirchen die Kirchengeschichte im Interesse ihrer Confessionen darstellten, begann mit den „Magdeburger Centurien“ des Flavius Illyricus und Genossen, welchen der gelehrte Jesuit Cäsar Baronius (1588) seine „kirchlichen Annalen“ gegenüber stellte. Die

protestantische, wie die katholische Kirche, beide hatten und haben begreiflich ein hohes Interesse, die Rechtmäßigkeit ihrer Existenz möglichst genau aus der Kirchengeschichte nachzuweisen. Die confessionelle Kirchenhistorie erstreckt sich daher neben der höher entwickelten bis auf die Gegenwart. In der vierten Periode that sich der Gegensatz zwischen der freisinnigen rein wissenschaftlichen und der pietistischen Richtung hervor. Im ersteren Sinne schrieben z. B. Rosheim und Semler, im letzteren Arnold. Beide Parteien aber standen im Gegensatz zur Kirche wegen der darin herrschenden Orthodoxie, wie denn alle Orthodoxie auf Verläugnung der Geschichte beruht. In der fünften Periode (neueste Zeit) ist zur unparteiisch sachlichen Behandlung der Kirchengeschichte mit Marheinecke's Versuch auch die philosophisch construierende hinzugetreten. Die antikirchliche Tendenz hat im Allgemeinen aufgehört. Durch freisinnigen Geist und historische Unparteilichkeit zeichnen sich die kirchenhistorischen Werke von Gieseler, Hase und Niedner aus.

Den Uebergang von der Kirchengeschichte zur Dogmatik bildet die Dogmengeschichte, welche die Entwicklung der christlichen Glaubenslehre darstellt. Auf die Entwicklung dieser Disziplin, sowie auf die der Dogmatik selbst, hier einzutreten, ist überflüssig, denn beide theologische Fachwissenschaften sind in ihrem Vorschreiten wesentlich von der Entwicklung des kirchlichen Lehrbegriffs abhängig oder aber sie richten sich nach der außerkirchlichen Gestaltung der religiösen Ideen. In ersterer Beziehung können wir auf früher Gesagtes zurück, in letzterer auf noch zu Sagendes vorwärts weisen. — Neben dem Inhalt des Glaubens, mußte auch die Sittenlehre des Christenthums zu einem Gegenstande besonderer wissenschaftlicher Bearbeitung werden; denn die moralischen und dogmatischen Lehren stehen mit einander in einem geistigen Zusammenhang, der sich als System darstellen läßt. Eine wissenschaftliche Darstellung des christlichen Moralsystems suchen wir aber bei den Kirchenvätern vergebens. Noch erschienen christlicher Glaube und christliche Sittlichkeit als ein untrennbares Ganzes. Nur Anfänge dieser Wissenschaft in sehr freier Form stellen uns der „Pädagogos“ des Clemens von Alexandrien und die Schrift des Ambrosius „über die Pflichten der Geistlichen“ dar. Erst im 12. Jahrhundert, als der Gegensatz zwischen Glauben und Sittlichkeit auch gar zu grell hervortrat, wurde die christliche Moral zur Wissenschaft und zwar durch Abälards Werk: „Ethik, oder: Erkenne dich selbst“! Die folgenden Scholastiker, mit Ausnahme des Thomas von Aquino, der in seiner Summa die Moral größtentheils nach

der Ethik des Aristoteles behandelte, erzeugten durch Einmischung des bürgerlichen und canonischen Rechtes in die Moral die Casuistik, d. h. ein System von Verhaltensregeln für jeden denkbaren Gewissensfall. Sie ist ein Spiegel des schwankenden Zustandes, in welchem sich die sittliche Ueberzeugung des Mittelalters befand. Ihre Repräsentanten sind Raymond von Pennaforte im 13., Bartholomäus de S. Concordia im 14., Angelus de Clavasto im 15. Jahrhundert. Eine ehrenvolle Ausnahme von diesem Treiben machten die Mystiker, von welchen besonders Hugo und Richard von St. Victor und Thomas von Kempen Erwähnung verdienen. Sie schrieben zwar keine Moralsysteme, hielten aber doch die rein christliche Moral: Demuth, Liebe, Nachahmung Christi, in ihren Schriften aufrecht. Die Humanisten, besonders Erasmus in seinem „Handbuch des christlichen Streikers“, hielten christliche und philosophische Moral für Eins und Dasselbe, nämlich für das oberste Vernunftgesetz. Die vorwiegenden Glaubensstreitigkeiten der Reformationszeit ließen kein besonderes Interesse für die wissenschaftliche Gestaltung der Moral aufkommen. Der Erste, welcher innerhalb der protestantischen Kirche eine christliche Ethik herausgab, war 1577 Lambert Daneau (Danäus). Die lutherische Orthodorie, welche die „Werke“ immer mehr hintanzusetzen begann, ließ aber die Moralwissenschaft brachliegen, bis einerseits der Pietismus, andererseits die Leibniz-Wolff'sche Philosophie, jener aus praktischen, diese aus theoretischen Motiven, das Interesse daran aufs Neue wachriefen. Beide Richtungen in Behandlung der christlichen Moral, sowohl die praktische als die spekulative, haben, jedoch ohne die christliche Moral von einer philosophischen Weltanschauung abhängig zu machen, De Wette und Schleiermacher, in neuester Zeit Nothe mit einander zu verbinden gesucht.

Wie auf protestantischem, so erregte die Moralwissenschaft während des 17. Jahrhunderts eine große Bewegung der Geister auch auf katholischem Gebiete. Die Jesuiten hatten die von den Scholastikern überlieferte Casuistik auf die Spitze getrieben. Ihr Prinzip war der Probabilismus, d. h. ein Gegenüberstellen kirchlicher Autoritäten in jeder Gewissensfrage ohne definitiven Entscheid, ein mehr oder minder Billigen gewisser Handlungen. Dieser vollständigen Auflösung der christlichen Moral traten die Jansenisten mit Geist und Eifer entgegen, besonders Pascal in seinen *Lettres Provinciales*. Wie wenig damals die katholische Hierarchie auf christliche Sittlichkeit hielt, beweist am besten das Verbot der genannten Schrift durch Papst Urban VIII.

auf Betreiben der Jesuiten, welche keine bessere Widerlegung derselben zuwegebringen konnten.

Auch die Wirksamkeit des geistlichen Standes selbst ist wissenschaftlich beleuchtet worden. Die praktische Theologie zerfällt aber je nach den Hauptseiten geistlicher Thätigkeit wieder in verschiedene Wissenschaften: Homiletik, Katechetik, Liturgik, Pastoralwissenschaft (Lehre von der Seelsorge). Die früheste und genaueste Bearbeitung ist der Homiletik (Lehre von der geistlichen Redekunst) zu Theil geworden. Keime derselben finden sich schon bei Chrysostomus („περὶ ἑρμωσύνης“). Augustin war der Erste, welcher eine wirkliche Homiletik ausarbeitete (De doctrina christiana). Diese Homiletik blieb im Gebrauch bis zur Reformation. Das Mittelalter hat keine geliefert, weil während desselben die kirchliche Redekunst gänzlich in Verfall gerathen war; die mystischen Volksprediger aber waren keine Theoretiker noch Redekünstler, sondern redeten von der Leber weg. Die Homiletik der Humanisten schloß sich an die classische Rhetorik an; die von Reuchlin (1502) gründete sich auf die Regeln Quintilians und Cicero's mit Beibehaltung des christlichen Standpunktes. Nach der Reformation artete die Homiletik der Lutheraner aus in die engherzigste Bedanterie. Sie nahm schon deßwegen einen beschränktern Charakter an, als die reformirte, weil unter den Lutheranern der alte Perikopenzwang (das Predigen nach für jeden Fest- und Sonntag vorgeschriebenen jährlich wiederkehrenden Texten) beibehalten wurde. Der Pietismus hat hier ebenfalls zum Besseren geführt, ließ jedoch seine Predigtweise bald in übertriebene Formlosigkeit ausarten. Das Gemüthlich-Frome der pietistischen Predigtweise mit dem Rhetorischen der orthodoxen zu verbinden, versuchte Mosheim in seiner „Anweisung, erbaulich zu predigen“. Die synthetische Predigtweise, welche wesentlich auf streng logischer Bergliederung eines vom Text abgeleiteten Thema's beruht, hat vornämlich Reinhart ausgebildet und theoretisch in seinen „Geständnissen“ begründet. Die analytische, freiere Predigtweise, welche mehr den Gedankeninhalt des Textes entwickelt, ist von Lavater, Herder, Schleiermacher, Dräseke u. A. geltend gemacht worden. Eine Vermittlung dieser beiden Richtungen sucht die neueste Zeit in ihren Vertretern, zumal in den homiletischen Werken von Palmer und Alexander Schweizer. Innerhalb der katholischen Kirche ist die geistliche Redekunst seit der Reformation wieder mehr in Aufnahme gekommen. Im 17. und 18. Jahrhundert hat besonders Frankreich große Kanzelredner (Bossuet, Flechier, Bourdaloue,

Maffillon, Bridaine) hervorgebracht, jedoch ohne daß die Homiletik als Wissenschaft durch bedeutende Werke theoretisch gefördert worden wäre. —

5.

Schon in der Geschichte der kirchlichen Lehrentwicklung haben wir darauf hingewiesen, daß dieselbe mit der wissenschaftlichen Entwicklung der religiösen Ideen ja nicht zu verwechseln sei. Jene beruht wesentlich auf Tradition, Schriftautorität, hierarchischem Interesse und volksthümlichem Aberglauben; diese hingegen wesentlich auf der philosophischen Bearbeitung der religiösen Vorstellungen, also auf der Freiheit des denkenden Individuums. Daß die Religionsphilosophie durch ihre Forschungen nach dem Wesen und den Eigenschaften der Gottheit, nach Entstehung der Welt, nach der Natur des Menschen u. A. m. auch zur Speculation über andere, nicht religiöse Gegenstände geführt wurde und sich also zur allgemeinen Philosophie erweiterte, liegt in der Natur des menschlichen Geistes. Das Verhältnis der christlichen Theosophie und Philosophie zur Kirchenlehre hat sich im Lauf der Zeiten sehr verschieden gestaltet. In den ersten Jahrhunderten suchte die Philosophie sich theils selbst zur Kirchenlehre zu erheben, theils nahm sie, von der Kirche zurückgestoßen, eine tiefere Auffassung des Christenthums für sich in Anspruch und ließ die Kirchenlehre als Volksreligion gewähren. In der langen Periode der Scholastik suchte die Philosophie die allgemein von ihr anerkannte Kirchenlehre denkend zu durchdringen und auf Vernunftschlüsse zu gründen. Mit dem Auftreten der Platoniker befreite sie sich vom Dienst der Kirchenlehre, blieb aber in ihren meisten Systemen abhängig theils von Plato, theils vom Christenthum überhaupt. Erst mit Cartesius trat die Philosophie ganz selbstständig auf. Aber durch die Wolfianer ward der alte Scholasticismus auf protestantischem Boden erneut, während die englischen Freidenker offen gegen die Kirchenlehre auftraten¹⁾. Die durch Kant gegründete Transcendentalphilosophie erhielt sich allezeit ganz unabhängig von der Kirchenlehre; doch strebte ihre idealistische Seite (Schelling, Schleiermacher, Hegel) das Christenthum (nicht die Kirchenlehre) auf die Form des reinen Begriffs zurückzuführen, während die rea-

1) Die Wolfianer suchten freilich nicht die Kirchenlehre, aber doch die wesentlichen Lehren des Christenthums durch Vernunft und Schrift zu begründen. Das ist eben gebundene, unfreie Philosophie — Scholasticismus.

istige Seite (Herbart) das religiöse Gebiet möglichst vermied. Der Materialismus der französischen Encyclopädisten hingegen erhob sich mit entschiedener Feindseligkeit gegen das Christenthum selbst. Sein Nachhall ist der gegenwärtige Materialismus der Physologen. Die übrigen philosophischen Richtungen der Gegenwart streben die ewigen Wahrheiten des Christenthums, ob sie nun deren viele oder wenige gelten lassen, mit dem wissenschaftlichen Zeitbewußtsein zu vermitteln. — Nach dieser Grundirung wollen wir näher auf die einzelnen Haupterscheinungen der christlichen Theosophie und Philosophie eingehen.

6.

Der **Gnosticismus**¹⁾ ist entstanden aus dem Eintreten des Christenthums in den alexandrinischen Neuplatonismus. Das Gemeinsame fast all' der zahlreichen Systeme, in welche er sich ausbreitete, war das Streben, das Christenthum als die absolute Religion denkend zu begreifen, den tiefsten Urgrund des Bösen zu erforschen²⁾, die Nothwendigkeit und das eigentliche Wesen der Erlösung nachzuweisen. Als die absolute Religion ließ sich das Christenthum in dreifacher Weise je nach seinem Verhältniß zu den vorchristlichen Religionen auffassen. Entweder ließ man das Christenthum, ganz unvorbereitet durch Judenthum und Heidenthum, diesen als falschen, den Namen „Religion“ nicht verdienenden Religionen gegenüberreten, was einzig der Gnostiker Marcion (um 150) in seinem vorwiegend ethischen Systeme that; oder man erkannte in den vorchristlichen Religionen einen noch unentwickelten Keim ewiger Wahrheit als Vorbereitung auf das die Wahrheit vollkommen offenbarende Christenthum, und dieser Ansicht huldigten die meisten Systeme, das des Basilides, Saturninus, Valentinus (um 140), das der Ophiten u. A. m. Endlich konnte man die absolute Religion als uranfängliche Offenbarung Gottes, die durch Christus nur zu allgemeinerer Geltung gekommen sei, betrachten. Dies thaten vom Standpunkt des Heidenthums aus die Anhänger des Karpokrates (um 140), indem sie heidnische Weltweise (Pythagoras, Platon, Epiphanes, den Sohn des Karpokrates) neben Christus als Träger der Uroffenbarung verehrten, das

1) Von γνῶσις, Erkenntniß, im Gegensatz zum Glauben, über dessen Inhalt man nicht nachforscht.

2) Hierin machen die Karpokratianer, welche den Unterschied zwischen Gut und Böse für bloße menschliche Einbildung erklärten, eine Ausnahme.

jüdische Gesetz hingegen für ein Werk der abgefallenen, weltchaffenden Engel ansahen.

Durch ihre Forschungen nach dem Ursprung des Bösen wurden die meisten Gnostiker zu einem mehr oder minder deutlichen Dualismus geführt. So setzt z. B. Valentinus als die zwei Grundursachen der Welt den tiefen Urgrund alles Seins ($\beta\upsilon\theta\acute{o}\varsigma$) und die wesenlose Materie ($\kappa\acute{\epsilon}\nu\omega\mu\alpha$), Marcion den „gütigen Gott“, als dessen erste Offenbarung der „gerechte Welterschöpfer“ erscheint, und den Teufel, Basilides „den unbekanntem Gott“ und das „Chaos, die Wurzel alles Übels“. Zur Erklärung über den Ursprung des Bösen diente zum Theil auch die vielfach gestaltete Emanationslehre der Gnostiker, aber noch weit mehr zur Speculation über die Erlösung und die Person des Erlösers. Nach Basilides vereinigte sich die erste der göttlichen Emanationen ($\nu\omicron\upsilon\varsigma$), die ewige Vernunft, mit dem Menschen Jesus bei der Taufe im Jordan, die Menschenseelen durch Befreiung von dem anhängenden Materiellen zu reinen Geistern zu erheben. Der Judengott, Vorsteher der sieben zuletzt emanirten Geister, hat mit ihnen die Welt erschaffen und ist betreffend das Erlösungswerk unbewußt ein Beförderer desselben geworden. Nach Valentinus gibt es zwei zur Wiederherstellung der Harmonie im Geisterreich besonders bestimmte Aeonen (emanirte Geister): Christus und den heil. Geist. Diese Zwei, dem ganzen emanirten Geisterreich emanirt, erzeugen und senden den „Retter“ Jesus, welcher sich mit dem vom Welterschöpfer (Judengott) gesandten Weislaß bei der Taufe vereinigt, um die Seelen der Menschen wieder von den Banden der Materie zu befreien, die Einen an die Gränze des Geisterreiches, die Andern, nämlich die rein geistlichen (pneumatischen) Christen in das Geisterreich selbst zurückzuführen. Marcion jedoch betrachtet den Erlöser nicht als Emanation, sondern als persönliche Offenbarung des bisher verborgenen „gütigen Gottes“ in Jesu, dem Geschöpf des „gerechten Welterschöpfers“, um die Macht des Teufels zu überwinden, durch Erweckung reiner Liebe zum „gütigen“ Gott die Menschen von der strafenden Gerechtigkeit des Welterschöpfers zu erlösen und zur vollkommenen Seligkeit zu führen.

Die Gnostiker suchten ihre Systeme nicht zur Kirchenlehre zu erheben, sondern sahen meist in stolzer Abgeschlossenheit auf den volkstümlichen Kirchenglauben herab. Gnostischen Ansichten huldigten auch Apologeten, wie Tatian und Arnobius. Der christliche Neuplatoniker Synesius, 410 zum Bischof von Ptolemais geweiht, anerkannte den bestehenden Kirchen-

glauben ungeachtet seiner dualistischen Philosopheme, deren Consequenz ihm den Glauben an die Auferstehung des Leibes und den Untergang der Welt nicht erlaubte. Dagegen suchte die rein christliche Gnosis der Alexandriner Clemens und Origenes bestimmend auf die Kirchenlehre einzuwirken. Sie konnten ohne das Wissen keinen rechten Glauben, ohne den Glauben kein rechtes Wissen anerkennen. Glauben und Wissen sollten nach Origenes durch allegorische Schriftauslegung allein vermittelt werden können. Durch die Philosophie dachten die Alexandriner den Glauben zur Vollendung zu erheben. Das System des Origenes, frei von Dualismus und Emanationslehre, gründet sich auf philosophische Auffassung der Dreieinigkeit. Eigenthümlich derselben ist die strenge Unterordnung des Logos unter Gott Vater, des heil. Geistes unter den Logos. Die Dreiheit erscheint dem Origenes als die nothwendige, ewige Form der Selbstoffenbarung des Einen Gottes. Bekanntlich war der Origenismus der Kirche zu philosophisch; sie eilte, ihn bestmöglichst auszuschneiden (origenistischer Streit). Mit philosophischem Geiste hat unter den Kirchenvätern nur noch Augustin sein, wie er meinte, kirchliches Glaubenssystem aufgestellt. Das Schicksal desselben in der Kirchenlehre ist früheren Ortes berührt worden.

7.

Den Inhalt der christlichen Offenbarung hatte Origenes als den alleinigen Gegenstand der Philosophie bezeichnet und der letztern somit ihre Gränze angewiesen. Den Uebergang zur *Scholastik*, welche die Schranke der Kirchenlehre als Gränze der Philosophie betrachtete, bildet im 9. Jahrhundert Johannes Scotus Erigena mit seinem Hauptwerk *De divisione naturae*. Aehnlich den Alexandrinern, erklärte er die wahre Philosophie für die wahre Religion und die wahre Religion für die wahre Philosophie. Sein System ist vorwiegend pantheistisch, da er die ideale und sinnliche Welt als ein bloßes Sichmodifiziren und Gestalten der Gottheit betrachtet und eine allmälige Rückkehr derselben in die göttliche Wesenheit annimmt. Die (platonische) Idealwelt bezeichnet er als erschaffen und doch selbst schaffend, als den Inbegriff aller unsichtbaren Ursachen der sichtbaren Dinge. - Um die in das Materielle versunkenen Menschen zu sich zurückzuführen, hat Gott sich noch einmal unmittelbar in die Materie versenkt und ist in Jesu erschienen. Darum wird keine Seele verdammt bleiben.

Mit Scotus Erigena begann diejenige Richtung der Philosophie,

welche die allgemeinen Begriffe oder Ideen (universalia) als außerhalb des menschlichen Denkens für sich bestehend (r e a l) annahm und daher als Realismus bezeichnet wurde. Unter den Realisten der ersten scholastischen Periode, welche mit dem Nominalisten Johannes Roscelinus (1090) endet, sind zu nennen Gerbert von Aurillac (starb als Papst Silvester II.), Berengar von Tours, Lanfranc und Anselmus, Erzbischöfe von Canterbury. In dieser ersten Periode, welche noch nicht zum eigentlichen, wesentlich aristotelischen Scholasticismus gehört, herrschte die platonische Richtung allein. Die durch Bekanntschaft mit den Arabern vermittelte aristotelische Philosophie rief den Nominalismus hervor, d. h. die Ansicht, daß die Universalien bloß im menschlichen Denken existiren und ihre Realität einzig im Individuellen haben. Roscelinus ging soweit, die Universalien als bloße Worte (nomina) zu bezeichnen, woher diese aristotelische Richtung ihren Namen erhielt. Das Ueberhandnehmen des Nominalismus, welches die Philosophie tiefer in das kalte Gebiet der Logik hineinzog, weckte den philosophischen Mysticismus, welcher sich vorwiegend mit Religionsphilosophie von praktischer Richtung beschäftigte und als seine Hauptaufgabe erkannte, den Weg zur innigsten Vereinigung der Seele mit Gott nachzuweisen. Neben den beiden Victorien ist von den Mystikern Bernhard v. Clairvaux zu nennen, welcher als des Menschen höchste Bestimmung die selige Anschauung mit Gott, wodurch die Seele in Gott überfließe, bezeichnete.

Ungeachtet erst in der 3. Periode der Scholastik (1250 — 1320) die aristotelische Philosophie vollständig bekannt wurde, gelangte doch der Realismus wieder zu ausschließlicher Herrschaft. Dagegen that sich innerhalb desselben ein neuer großer Gegensatz auf, hervorgerufen durch Thomas von Aquino und Duns Scotus. Die Verschiedenheit beider Systeme, aus welchen ein auch nach der Reformation fortdauernder Schulzank hervorging¹⁾, beruht wesentlich auf drei Punkten. Thomas erklärte, daß die Universalien, bevor sie sich mit der Materie verbinden, nur der Möglichkeit nach vorhanden seien, sobald sie sich aber mit der Materie zu Individuen verbunden haben, seien sie keine wahren Universalien mehr. Duns Scotus hingegen behauptete, die individuellen Dinge seien nur Spiegelbilder der an sich existirenden Universalien, welche die Kraft besitzen, durch Individualisirung der Materie in die Erscheinungswelt einzutreten. Ferner

1) Die Jesuiten erklärten sich gegen die Franciscaner für Thomas von Aquino.

erhob Thomas die Erkenntniß Gottes, als den höchsten Zweck des Menschen, zur Hauptaufgabe der Theologie. Duns Scotus hingegen, welchem die Seligkeit als höchster Zweck des Menschen galt, faßte die Theologie als ausschließlich praktische Wissenschaft. Dies kam daher, weil Thomas den Verstand, Duns Scotus den Willen für die höchste Geisteskraft des Menschen ansah.

In der letzten Hauptperiode der Scholastik (1320—1561) nahm der Nominalismus den Kampf mit dem durch Thomas von Aquino erschütterten Realismus von Neuem auf und gelangte endlich zum Siege, vornämlich durch Wilhelm von Ockham, Johannes Buridan²⁾ und Gabriel Biel. Die immer mehr in absurde Spitzfindigkeit, in die Dialektik des „höheren Blödsinns“³⁾ ausartende Scholastik verlor ihren Einfluß auf die christliche Theologie und rief eine zweite Reihe von Mystikern hervor, deren Vertreter das Ewige wesentlich durch Gefühl und Willen zu erfassen suchten. Johannes Gerson (geb. 1363) erklärte das unmittelbare Erkenntnißvermögen des Ueber sinnlichen für des menschlichen Geistes höchste Erkenntnißkraft und die mystische Theologie, da sie sich auf innere Erfahrung eines frommen Strebens gründe, für die wahre Philosophie. Raimund de Sabunde (um 1436) suchte das Verständniß der geoffenbarten Religion vermittelt frommer Naturbetrachtung.

8.

Während die Scholastik allmählig erlosch, machte die durch das erneute Studium des platonischen, aristotelischen und stoischen Systems, so wie durch das einst schon von Roger Bacon (geb. 1214) angeregte Studium der Naturwissenschaften geläuterte Wissenschaftlichkeit den Versuch, selbstständig, ohne Rücksicht auf die Kirchenlehre, zu philosophiren. Merkwürdiger Weise finden wir aber die philosophischen Systeme der Reformationszeit fast alle in Italien, wohl aus dem Grunde, weil die Ideenbewegung Deutschlands, Frank-

2) Autor der berühmten Fabel vom Esel, welcher aus eselhaften Scrupeln zwischen zwei Heubündeln verhungerte.

3) Welche alles Ernstes Fragen discutirte wie diese: „Kann Gott etwas Geschehenes völlig ungeschehen machen und demnach aus einer öffentlichen Dirne eine Jungfrau? Wie viele Engel haben Platz auf einer Nadelspitze? Warum hat Adam von einem Apfel und nicht von einer Birne gegessen? Wie hätte Christus die Erlösung vollbracht, falls er in Gestalt eines Kürbisses auf die Welt gekommen wäre?“

reichs und Englands damals hauptsächlich auf das praktisch und kirchlich Religiöse gerichtet war. Der deutsche Theosoph, Jakob Böhme, ist der erste wichtige Philosoph innerhalb des schon befestigten Protestantismus.

Mit Uebergehung der Philosopheme deutscher Platoniker dieser Zeit (Reuchlin, Agrippa von Nettesheim, Paracelsus) wenden wir uns sogleich zu den italischen Philosophen¹⁾. Girolamo Cardano (geb. 1501) erfaßte Gott als das eine ewige Sein, die Welt aber als die Entfaltung seines Lebens. Gott der Dreieinige, als welcher er Allmacht, Anschauung des Unendlichen und Liebe in sich vereinigt, ist das selbstbewußte Leben der Liebe. Des Menschen Geist ist ewig, weil er Gott, die Welt und das Unendliche in sich aufnehmen kann, sie immer mehr vollendet und nicht altert. Der Geist wird immer wieder geboren und nimmt neue Lebensformen an (Seelenwanderung). Als Naturforscher hat Cardano sich eine eigenthümliche Naturphilosophie gebildet, welche er aber mit seiner Lehre von Gott in keinen systematischen Zusammenhang brachte. Die drei überall sich offenbarenden Prinzipien: Materie, Form und Seele, die Sympathie, welche das Universum beherrscht, bringt er in keine anschauliche Beziehung zum göttlichen Walten. — Die Weltprinzipien des Bernardino Telesio (geb. 1508) sind: Gott, der die Menschenseelen schafft, die Materie und deren Bewegungen: Wärme und Kälte. Bei ihm herrscht die auf bloße Sinneswahrnehmung, statt auf Vernunftschlüsse gegründete Betrachtung der Dinge (Sensualismus) zu sehr vor, als daß er in Gott die rechte Einheit des Alls hätte erfassen können. Er ist so wenig Theolog, daß er selbst die Verwerfung derjenigen unter seinen Ansichten, welche der Kirchenlehre oder der heil. Schrift zuwider wären, für billig hält. Für die Geschichte der Philosophie scheint uns sein System wichtig als die erste Probe eines entschiedenen Sensualismus. — Die Weltanschauung des Giordano Bruno (gest. auf dem Scheiterhaufen der Inquisition zu Rom i. J. 1600) ist ein Naturphilosophie und Theologie phantastisch verschmelzender Pantheismus, welcher immer und überall im Weltganzen eine unendliche Harmonie sucht und findet. Das Sein Gottes ist, Bruno zufolge, das Sein schlechthin, aber es

1) Eine so einläßliche und treffliche Darlegung dieser italischen Philosophie, wie sonst meines Wissens in der deutschen Literatur sonst nirgends, findet sich in Moriz Carriere's bekanntem Buch: „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit“, S. 318—606. Ich muß mich natürlich unverhältnißmäßig viel kürzer fassen, verdanke ihm aber viel.

muß als That gedacht werden. Gott, die höchste Intelligenz, erschließt sich in der Welt, um sein eigenes Wesen anzuschauen; der göttliche Geist oder die absolute Einheit ist zugleich das, welches begreift und welches begriffen wird. Die Materie setzt Bruno nicht außer, sondern in Gott; denn Gott als der Allgegenwärtige ist nicht der Raumlose, sondern nur der durch keinen Raum Beschränkte, vielmehr der allen Raum Erfüllende, und Eins ist die Materie oder der Leib, Eins die Form oder die Seele, Ein ewiges unendliches Sein. Die göttliche Vorsehung ist Eins mit der Freiheit und Nothwendigkeit, nämlich als Selbstbestimmung. Als schöpferische Wesenheit nennen wir Gott den Vater, als die den Dingen eingeborene Kraft und Weisheit Sohn, endlich Geist als die Liebe, welche durch die Betrachtung der Schönheit erzeugt wird und das Endliche zum Unendlichen zurückführt. Die Liebe wirkt in dem Menschen die Wiedergeburt des Geistes und Gemüthes, kraft welcher die Gottheit in ihm Wohnung nimmt. Die Seele ist unsterblich. Je nach ihrem höheren oder niedrigeren Streben wird sie nach dem Tode in einen höheren oder niedrigeren Leib, in eine höhere oder niedrigere Welt wandern. — Casar Vanini (als „Athelst“ verbrannt zu Toulouse 1619) mag des frivolen Witzes wegen, den er gegen kirchliche Dogmen richtete, als ein Vorläufer Voltaire's angesehen werden. Sein Gottesbegriff reicht an den Bruno'schen nicht hinan. Auch Vorflänge des modernen Materialismus finden sich in seinen Schriften. So, wenn er sagt, die Seele sei in jedem Körperteile ganz und nichts Anderes als der selbstbewusste Nervengeist, dessen gute und schlimme Neigungen von den Samen und Säften abhängen, welche in unser Wesen eingehen. — Tomaso Campanella (geb. 1568) verrieth in seinem System noch die meiste Abhängigkeit vom Platonismus und streift nahe an Dualismus. Das Entstehen der endlichen Dinge aus Gott, dem unendlichen, ewigen Sein, welches dreieinig ist in Macht, Weisheit und Liebe, kann er nur dadurch erklären, daß er das Nichtsein mit seinen drei Prinzipien: Ohnmacht, Unwissenheit und Haß als Begrenzung des Seins aufstellt. Daher haben alle endlichen Dinge Theil eben so wohl am Sein, als am Nichtsein. In Gott existirt zuerst die Idealwelt, angefüllt mit Engeln, die man Tugenden nennt. Sie denken die Ideen. Auf der Idealwelt beruht die mathematische Welt, worin die Geister die geometrischen Körper bilden. Auf dieser endlich beruht die materielle Welt, bestehend aus der Materie, Wärme und Kälte. In allmäliger Reihenfolge bildet Gott dieselbe zu Himmel und Erde aus durch die Nothwendigkeit, das

Schickial und die Harmonie. Die von der Materie gefesselte Seele kehrt durch die göttliche Hülfe der Religion wieder zu Gott zurück. Seligkeit ist die Erkenntnis, daß wir in Gott sind und Gott in uns. Campanella hofft eine Wiederbringung aller Dinge, wo alle Seelen zum Vater zurückkehren und in ihm wechsellose, unvergängliche Seligkeit genießen werden.

In Deutschland hat zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein einfacher Handwerker, Jakob Böhme (geb. 1575), die christliche Idee mit philosophischem Genie durchdrungen und dadurch der nordischen Mystik den vollkommensten Ausdruck verliehen. Nach Böhme ist Gott die ewige Einheit, der ewig sich in sich selbst gebärende Wille. Als Wille schlechthin ist Gott der Vater, als Gemüth und Herz des Willens (das Wort) der Sohn, als Ausgang vom Willen und Gemüth die Kraft und der Geist. In solcher Dreieinigkeit ist er ewig seiner selbst bewußt. Wie Bruno bezeichnet auch Böhme Gottes Denken als Schaffen. Indem Gott das Wort ewig aus sich selbst gebiert und durch das Wort alle Dinge schafft, gebiert er alle Dinge in sich selbst. Darum nennt Böhme das Weltall den Leib Gottes, Inneres und Aeußeres in seiner Einheit den lebendigen Gott. Die Nothwendigkeit der göttlichen Selbstbestimmung bringt, wie alle andern Gegensätze, so auch den Gegensatz des Guten und Bösen hervor. Das Böse ist nothwendig zur Offenbarung des Guten. Sofern nun Gott das Böse nur zur Offenbarung des Guten will, ist es für ihn aufgehoben. Im Menschen erscheint das Böse als der von Gott sich scheidende, das Fürsichsein begehrende Wille. In der Liebe zu Gott und den Menschen einiget sich die Seele wieder mit dem göttlichen Willen und empfindet nun Gott selbst als Liebe, während sie ihn zuvor als Zorn empfunden hat. Als Christus geboren wurde, ward Gott als Mensch geboren; aber Christi Seele ist eine Creatur, wie die unsere, nicht vom Himmel herabgebracht. Christus, der mit Gott vollkommen geeinigte Mensch, muß in uns geboren werden; dann gehen wir ein in Gottes Willen und haben Verzeihung der Sünden²⁾. Die äußere Menschheit Christi mußte am Kreuze ersterben, damit durch diese völlige Hingabe das ewige Wort in der Menschheit allein herrschend werde.

2) Denselben Gedanken hat auch ein jüngerer Zeitgenosse Böhme's, der mystische Poet Johann Scheffler (Angelus Silesius), in seinem „Cherubinischen Wandersmann“ sehr prägnant ausgesprochen: —

Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren
Und nicht in dir; du bleibst doch ewiglich verloren.

Durch den Glauben an Christus erstirbt die Sphäre und kommt das ewige Wort zur Herrschaft auch in uns. Der Tod führt aus dem Reiche der Natur ins Reich der Himmel, wo Alles Harmonie, Ruhe und Freude ist. Die Höllequal der Bösen faßt Böhme ähnlich wie Bruno, nur ohne Seelenwanderung. Es wird jede Seele das, was ihrer herrschenden Begierde entspricht.

9.

Frankreich hat während dieser Periode statt aufbauender Philosophen Skeptiker hervorgebracht. Michael Montaigne (geb. 1533) suchte durch den Satz, daß die Vernunft nicht im Stande sei, die Wahrheit zu erkennen, die Offenbarung aber allein die Wahrheit enthalten könne, seine Zweifel an der christlichen Religion zu beschwichtigen oder wenigstens zu verhüllen, wogegen sein Schüler Pierre Charron den Skepticismus gegen die Religion wandte mit der Erklärung, daß keine Religion, auch die christliche nicht, dem angeborenen Tugendtrieb des Menschen ganz genüge. Aus dem französischen Skepticismus aber ging das System des Cartesius, welches selbst mit dem Zweifel beginnt, hervor. René Descartes (geb. 1596) ward der Befreier der Philosophie von der Theologie und den altclassischen Systemen. Aus allen Zweifeln bleibt, so lehrt uns Cartesius, nur die Eine Gewißheit übrig: „Ich denke, daher bin ich“ (cogito, ergo sum). In Folge dessen untersucht Cartesius das denkende Ich und findet darin eine Anzahl angeborener Begriffe und Wahrheiten. Zu den angeborenen Begriffen gehört besonders die Idee eines vollkommensten Wesens (Gottes), welche dem Menschen nur von diesem selbst mitgetheilt sein kann. Auf die Gottesidee gründet sich alle Gewißheit der Philosophie. Wahre Substanz, d. h. Grund seiner selbst, ist nur Gott. Substanzen im weitern Sinne, d. h. Dinge, die den Grund ihres Seins einzig in Gott haben, sind Geist und Materie. Das Attribut (d. h. wesentliche Eigenschaft) des Geistes ist das Denken; das Attribut der Materie die Ausdehnung. Gleich Anfangs hat Gott die Welt vollendet geschaffen und durch seinen fortwährenden unmittelbaren Beistand (concursum) wird sie erhalten. Der Mensch hat eine immaterielle Seele (denkende Substanz), welche von dem Körper ihrer Natur nach ganz verschieden ist und in der Zirbeldrüse ihren Sitz hat. Weil die Thiere nicht denken, so haben sie keine Seele und sind daher bloße Automaten. Indem Descartes vermittelst dieser Grundgedanken das Prin-

zu gänglicher Voraussetzungslosigkeit in der Philosophie und das Ausgehen der Speculation vom selbstbewußten Ich geltend machte, indem er endlich den alten Gegensatz von Geist und Materie als den Gegensatz der Begriffe von Denken und Sein ins Bewußtsein hineinstellte, hat er der modernen Philosophie ihre Eigenthümlichkeit gegenüber der antiken verliehen.

Was die Cartesianer Geulinx und Malebranche vergeblich anstrebten, den Dualismus zwischen Sein und Denken aufzuheben, gelang besser, wiewohl keineswegs ganz, dem großen Juden Baruch Spinoza (geb. 1632 in Amsterdam). Von Cartesius entlehnte er den Begriff der Substanz, vervollständigte ihn aber dahin, daß er alle näheren Bestimmungen, weil dieselben doch nur Negationen enthalten würden, von ihm ausschloß. Den Dualismus des Cartesius suchte Spinoza dadurch zu heben, daß er Denken und Ausdehnung (*cogitatio et extensio*) für die beiden einzigen Attribute erklärte, unter welchen der menschliche Verstand die Substanz anzuschauen vermöge, ohne daß doch diese Attribute der Substanz wirklich zukommen. Alle körperlichen Dinge sind nur Modificationen der Ausdehnung, alle geistigen Individuen nur Modificationen des Denkens. Gegenseitige Einwirkung des Körperlichen und des Geistigen auf einander schließt Spinoza strenge aus; sie ist bloß ein das menschliche Vorstellen täuschender Schein. Dagegen findet zwischen der Ordnung und dem Zusammenhang der körperlichen Dinge einerseits und der geistigen Dinge andererseits eine vollständige Uebereinstimmung statt, so daß z. B. jede Veränderung im Körper einer Veränderung in der Seele, und jeder Zustand der Seele einem Zustande des Körpers entspricht, weil ja Körper und Seele eigentlich in der Substanz dasselbe sind, nur unter verschiedenen Attributen angeschaut. Seiner Substanz, deren Begriff das allein-wahre Sein ist, spricht Spinoza, obwohl er sie Gott nennt, alles Selbstbewußtsein und allen Willen ab. Da der Mensch nur aus zwei Modificationen besteht, nur eines der zahllosen verschwindenden Momente der Substanz ist, so hat er keinen freien Willen, sondern ist von allen Seiten her determinirt (zum Wollen und Handeln gezwungen). Consequent hebt Spinoza auch den realen Unterschied zwischen Gut und Böse auf. Böse oder Sünde nennt der Mensch nur, was einem ihm feststehenden Begriffe von Vollkommenheit nicht entspricht; das Vollkommene aber ist die Substanz, ohne welche auch das Böse nicht geschieht. Erkenntniß und Liebe Gottes ist die höchste Tugend, zugleich die wahre Seligkeit. Mit dem Tode hört die Individualität, das Selbstbewußtsein

der Seele auf, da ja die Zerstörung des Leibes auch die Auflösung der Seele, als ihrer entsprechenden geistigen Modification, zur Folge haben muß. — Cartesius und Spinoza übten auf die philosophische Auffassung der Religion keinen unmittelbaren Einfluß. Dieser ist erst später, mit der Wiedererweckung Spinoza's durch Schelling, mit Macht hervorgetreten. Dagegen haben die gleichzeitigen englischen Freidenker auf die philosophische Behandlung des Christenthums um so bedeutender eingewirkt.

10.

Die Entdeckung Amerika's (1492) und des Seeweges nach Ostindien (1498) hatte den Gesichtskreis der christlichen Nationen erweitert und die Erde aus einer flachen Scheibe unwiederbringlich in eine Kugel umgewandelt. Copernicus sodann (gest. 1543) hatte es gewagt, die Erde um die Sonne kreisen zu lassen und damit der menschlichen Eitelkeit, welche das von ihr bewohnte Sandkorn als den Mittelpunkt des Weltalls betrachtete, einen gewaltigen Stoß versetzt. Kepler ergründete eben die Gesetze der Planetenbahnen, Galilei aber erfand das Mikroskop, richtete zuerst das Teleskop nach den Gestirnen und ward der Vater der Physik, als Bacon von Verulam (geb. 1561) das System der Wissenschaften reformirte, indem er die Philosophie auf die Erfahrung zurückführte, alle Weltanschauung auf erfahrungsgemäße Naturphilosophie gründete und den ganzen Wust abstracter Theorien und überlieferter Vorurtheile aus der Philosophie verbannte. Dadurch ward sowohl der kirchliche Autoritätsglaube tief erschüttert, als auch die Freiheit des Denkens wieder hergestellt. Es konnte daher nicht fehlen, daß sich das befreite Denken auch an die Kirchenlehre und an die geoffenbarte Religion selbst machte.

Die englischen Freidenker legten zuerst mit vollem Bewußtsein die Vernunft als obersten Maßstab an den Offenbarungsglauben ¹⁾. Der Erste unter ihnen ist Herbert v. Cherbury (geb. 1521). Ueber das Verhältniß des Glaubens zur Vernunft sprach er folgende Ansicht aus: „Beide haben ihr eigenes Gebiet, und der Glaube kann nur das Ansehen haben, welches ihm die Vernunft zuspricht. Er kann nur dann feststehen, wenn er der

1) Ausführliche Darlegungen des englischen Freidenkerthums geben, wie bekannt, Schlosser (Gesch. d. 18. Jahrhunderts, Bd. I.), L. Noack (die Freidenker in der Religion, Bd. I.), S. Hettner (Literaturgesch. d. 18. Jahrhunderts, Ab. I.).

Vernunft nicht zuwiderläuft und den Schutz der Priester verdient nur derjenige Theil seines Inhaltes, welcher aus den Grundlehren der rechten Vernunft zusammengesetzt ist.“ In Folge dieser Ansicht hat Herbert 5 Grundartikel der Vernunftreligion aufgestellt, von denen er behauptete, daß sie den Kern des Christenthums enthalten. Da wir hier unter den englischen Freidenkern nur Locke und Lindal einer nähern Betrachtung unterwerfen können, so wollen wir die Stellung der Uebrigen zum Christenthum in kurzen Sätzen bezeichnen. Thomas Hobbes war ein Päpftler im Sinne der anglikanischen Kirche. Er gestand nämlich einzig dem Staatsoberhaupte das Recht zu, Regel und Richtschnur für die Auslegung der heiligen Schrift aufzustellen. Nur soweit sollte die Autorität der Offenbarung gelten, als sie durch die Autorität des Souverains geheiligt werde. Mount wollte kein Wunder ohne Prüfung der Gewährsmänner glauben. Entschieden wurden die Wunder und Weissagungen der Schrift bestritten von Collins (welcher den Namen „Freidenker“ (Free-thinkers) aufgebracht hat), Woolston und Annet, während Toland die betreffenden Stellen für bloße Erziehungsmitel der Vernunft erklärte. Shaftesbury faßte als das Wesen des Christenthums die Sittlichkeit, von welcher alle Glückseligkeit abhängt. Chubb suchte als eigentliche Lehre Christi nachzuweisen, daß Nichts als die Uebereinstimmung der Seele und des Lebens mit der ewigen Regel des Rechts den Menschen Gott angenehm machen könne; daß wir uns, von dieser Regel abgewichen, einzig durch Buße und Besserung der göttlichen Gnade versichern können; daß endlich Gott die Welt mit Gerechtigkeit richten und Jedem nach seinen Werken vergelten werde.

John Locke (geb. 1632) bestritt die Behauptung des Cartesius, daß es angeborene Ideen gebe, und lehrte, daß die Seele ihren ganzen Inhalt den Eindrücken zu verdanken habe, welche die materiellen Dinge auf sie machen. Aus den einfachen Ideen, welche der Verstand theils durch die Sinne, theils durch Reflexion erhält, bilden sich die zusammengesetzten der Modi (z. B. des Raumes, der Zeit und des Denkens) der Substanzen und Verhältnisse. Aus den einfachen und zusammengesetzten Ideen bilden sich die Erkenntnisse. Zur Offenbarung stellt sich sein System also: „Eine Offenbarung kann keine neuen Vorstellungen geben und die Resultate der Vernunft nur bestätigen, aber nicht widerlegen; im Gegentheil hat die Vernunft allein zu entscheiden, ob etwas für Offenbarung Ausgegebenes wirklich Offenbarung sei oder nicht.“ — Nach den die Stützen des Autoritäts-

glaubens zerstörenden Arbeiten seiner Vorgänger begann Matthäus Lindal (geb. 1656) den Aufbau des ersten deistischen Systems. Man erklärt oft für Deismus die Ansicht, daß Gott seit der Schöpfung nicht mehr unmittelbar, sondern nur durch die ein für alle Mal gegebenen Naturgesetze und Naturkräfte in der Welt fortwirke, gleich einem Uhrmacher, der eine nur einmal des Aufziehens bedürftige Uhr zuwege gebracht und ihre aufgezugene Maschine dann sich selbst überläßt. Doch diese Ansicht läßt sich weder in Lindals, noch in Morgans und Bolingbroke's Werken nachweisen. Vollständig entwickelt haben wir sie erst in dem von R. Bogt aus dem Englischen übersetzten Buche „Natürliche Geschichte der Schöpfung“ gefunden. Vielleicht haben die Gegner Lindals Ansichten bis zum läppischen Epikuräismus entstellt nur in der Absicht, seine Behauptungen betreffend die Offenbarung Gottes, die Erhöhung des Gebets u. s. w. lächerlich zu machen. Betreffend die Offenbarung lehrt er: „Obwohl Gott sein Gesetz durch Christus äußerlich verkündigen ließ, so hat er es doch noch beständig allen Menschen, sowohl Christen als Nichtchristen, ins Herz gepflanzt.“ Hinsichtlich des Gebetes hebt Lindal hervor, der Mensch könne durch dasselbe die ewige Weisheit nicht bestimmen, wie sie bei ihrer Fürsorge für alle Geschöpfe handeln solle, noch Gott überreden, die ewigen Gesetze zu ändern, die er vor der Welterschöpfung festgestellt habe, um alle Dinge in ihrem geordneten Gang zu erhalten. Die Unveränderlichkeit des Naturgesetzes, welches Lindal zufolge Gott selbst niemals übertritt, war den Wundergläubigen natürlich ein Dorn im Auge; noch mehr, daß Lindal offen erklärte, er wolle zwar die Dreieinigkeit Gottes und die Gottmenschlichkeit Christi nicht läugnen, sei aber doch nicht gesonnen, Etwas zu glauben, was nicht die Prüfung der Vernunft aushalte.

11.

In Deutschland ist das Freidenkertum aus den freieren Elementen der Reformation hervorgegangen und hat ununterbrochen seine Vertreter gefunden bis auf den heutigen Tag. Wie kühne Behauptungen schon vor Luthers Zeit ausgesprochen wurden, zeigt das Beispiel des Hermann Ruysser, welcher in den Niederlanden die Ansicht verbreitete, weder Christus sei Gottes Sohn, noch die Bibel ein göttliches Buch, das ganze Christentum vielmehr Thorheit und Unsinn. Unter den Freidenkern der Reformationszeit ist besonders Sebastian Franck hervorzuheben, welcher die Vernunft

für das innere und eigentliche, die Bibel nur für das äußerliche Wort Gottes erklärte, in der Bibel Nichts für Gottes Wort anerkannte, als was dem inneren Gotteswort der Vernunft entspreche, und daher den Buchstaben der Schrift „des Teufels Stig, Stieg und Schwert.“ nannte, im Gegensatz zu Luther, der die Vernunft „des Teufels Sturz“ schalt.

Da die Leibniz-Wolffsche Philosophie auf das deutsche Freidenkertum in seiner Gestalt als Naturalismus keinen Einfluss geübt hat, so wollen wir die Geschichte desselben fortsetzen, bevor wir zu Leibniz übergehen. Die von Matthias Knutzen gestiftete Partei der Gewissener (um 1672) wollte das Gewissen als die alleinige Quelle der Religion anerkennen. Konrad Dippel (geb. 1673) forderte auf zu freier Schriftauslegung durch den heiligen Geist, der jedem Ausleger fort und fort sich mittheile. Die Erhebung der Vernunft über die Bibel sprach Edelmann (geb. 1698), der vielumtriebene Odysseus der deutschen Denkfreiheit im 18. Jahrhundert, am vollkommensten aus. „Zur Regel meines Glaubens und Lebens“, sprach er, „ist mir Nichts als die Vernunft gegeben.“ „Wo ihr nicht den lebendigen Gott anders kennen lernt, als ihn eure Hexenlatterne, die Bibel, fast durchgehend beschreibt, so werdet ihr ihn nimmermehr kennen lernen.“ Edelmanns Grundansicht stützt sich auf Beseelgung der johanneischen Logoslehre: „Der Logos, welcher von Anfang bei Gott war, ist nicht bloß in Jesu, sondern in allen Menschen Fleisch geworden“¹⁾.

Eine vollständig abgerundete, von der Theologie ganz unabhängige Weltanschauung tritt uns nach Spinoza's System sofort in dem Leibniz'schen entgegen. Gottfried Wilhelm Leibniz (geb. 1646) ging in seiner Monadenlehre zwar ebenfalls, wie Spinoza, vom Begriffe der Substanz aus, definierte jedoch denselben ganz anders. Die Substanz ist nach Leibniz thätige Kraft, welche nach allen Seiten hin abstoßend wirkt, daher reine Individualität, Monade. Er dachte sich eine unendliche Vielheit von Monaden, weil das Sein einer Individualität das Sein unendlich vieler anderer Individualitäten voraussetzt, und die Monade selbst als unendlich Kleines, als Punkt. Die Gottheit ist ebenfalls Monade, aber diejenige, deren schöpferischer Wille alle übrigen Monaden durch Ausstrahlung („Efulguration“)

1). Da haben wir also schon den „idealen Christus“ des David Friedrich Strauß. Nichts Neues unter der Sonne! Reichlichstes Material zur Kenntniß und Beurtheilung Dippels und seiner Nachfolger liefert die „Bibliothek der deutschen Aufklärer des 18. Jahrhunderts“ von Martin v. Geismar.

schafft. Je nachdem eine Monade der göttlichen Vollkommenheit in höherem oder geringerem Grade theilhaft ist, besitzt sie eine hellere oder trübere Vorstellung vom ganzen Universum, ist sie ein hellerer oder trüberer Spiegel desselben, obwohl sie gegen alle übrigen Monaden vollkommen abgeschlossen bleibt. Da alle Veränderungen in einer einzelnen Monade von Gott ausgehen, so muß sich das ganze Universum darnach richten, daher z. B. jeder Veränderung in der menschlichen Seelenmonade eine ähnliche Veränderung in den Monaden des Körpers entsprechen. Darin besteht die von Leibniz so genannte prästabilierte Harmonie. Der letzte Zweck der Welterschöpfung ist die Errichtung eines Gottesreiches. Diesen zu erreichen, stimmt die Harmonie des Naturreiches mit der Harmonie der moralischen Welt zusammen zu einer höchsten Harmonie, kraft welcher das Gute stets belohnt, das Böse stets bestraft wird. Da nun die ganze Weltharmonie im Dienste des Guten steht, so ist die vorhandene Welt die beste, die geschaffen werden konnte (Optimismus). Von den angeborenen Ideen lehrt Leibniz, sie seien nur der Anlage nach in der Seele enthalten. Die Seele ist als Substanz unsterblich. Das Böse läßt Gott nur zu, weil ohne dasselbe weder sittliche Freiheit noch Tugend existiren können. Es ist nichts Reales, sondern geht aus den obenerwähnten größern oder geringern Unvollkommenheiten der Monaden hervor und kann demnach die Weltharmonie nicht stören. — Christian Wolf (geb. 1679) hat viele Gedanken von Leibniz in sein System aufgenommen, die Monadologie jedoch bedeutend abgeändert. Er umfaßte alle Wissenschaften zu einem System der Philosophie, welches er in einzelne Disziplinen zergliederte. Die Haupttheile seines Wissenschaftensystems sind die theoretische und die praktische Philosophie. Zur erstern gehört die „natürliche Theologie“, als deren Stifter Wolf besonders großen Einfluß erlangt hat. Da er die Philosophie bestimmte als die „Wissenschaft des Möglichen“, d. h. Dessen, was keinen Widerspruch enthält, so suchte er die Theologie wesentlich auf diejenigen Lehren des Christenthums zu beschränken, welche einander nicht widersprechen. Die Wolfianer, unter denen Bilfinger, Baumeister, Baumgarten und Meier zu nennen sind, suchten die Philosophie ihres Meisters in den einzelnen Disziplinen auszubauen. Die Theologen von Wolf'scher Richtung behaupteten die Nothwendigkeit des philosophischen Beweises für die Lehren der christlichen Religion.

An die populär gewordene Wolf'sche Philosophie schließt sich die deutsche Aufklärung. Freiheit von jedem Autoritätswange in religiösen

und wissenschaftlichen Dingen war ihre Lozung, die Glückseligkeit des Individuums der Zweck ihrer Forschungen und Bestrebungen. Daher ward die Unsterblichkeitsfrage besonders lebhaft besprochen (Moses Mendelssohn), das Christenthum als Glückseligkeitslehre dargestellt (Steinbart), das Moral-
 lehren in der Philosophie (Garve, Engel) und auf der Kanzel Knde²⁾, über das historische Christenthum aber ein merkwürdiger Wirrwarr von Meinungen losgelassen. So stellte Meimarus (1694 — 1765), Verfasser der „Wolfenbüttler Fragmente“, das Unternehmen Jesu als einen verfehlten Empörungsversuch dar, welcher dann durch eine vorgebliche Auferstehung zu Ehren gekommen sei. Wünsch hielt Jesus für einen redlichen Schwärmer, der ein Opfer seiner Täuschung geworden, Venturini übte seine Phantasie in der „natürlichen Geschichte des großen Propheten von Nazareth“. Die Sittenlehre des Christenthums hat Mauvillon (1787) angegriffen. Der Philosoph Eberhart stellte Sokrates und Christus auf eine Linie. Bahrdt endlich wollte das Christenthum wieder bei den Philosophen „zu Ehren bringen“ dadurch, daß er in seinen Briefen über die Bibel Alles, was ins Gebiet des Wunderbaren streifte, beseitigte. — Ueber diese werfeltägigen Aufklärer erhob sich das aufklärerische Genie eines Leßing, wie sich der Thurm einer gothischen Kathedrale über an seinem Fuße klebenden Trödelbuden erhebt. Leßing war auf allen Gebieten seiner umfassenden wissenschaftlichen Thätigkeit derselbe kenntnißreiche, klare, maßvolle und humane Mann. Die Krone seiner theologischen Autorschaft bilden jene unvergleichlichen, die beste deutsche Prosa enthaltenden, durch die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente (1774) veranlaßten Streitschriften gegen den Hamburger Hauptpastor Göthe. Er machte darin geltend, daß das Christenthum älter sei, als das erst innerhalb der Kirche entstandene neue Testament, welches er als einen bloßen Bauriß des christlichen Glaubens bezeichnet. Er tadelte das einseitige Festhalten der Protestanten an dem geschriebenen Wort, wodurch der lebendige Geist der Kirche zu sehr in den Hintergrund gedrängt worden sei. Eine abgerundete theologische Ansicht hat Leßing übrigens bekanntlich nicht aufgestellt. Zu seinen Grundgedanken gehört, daß er die

2) Nikolai, der Typus der Aufklärung in der Blüthe ihres utilitarischen Prosaismus, zeichnet in seinem „Sebaldus Rothanker“ folgendes Ideal eines Predigers: „Er (dieser Prediger) war beständig beflissen, seinen Bauern zu predigen, daß sie früh aufstehen, ihr Vieh fleißig warten, ihren Acker und Garten aufs Beste bearbeiten sollten.“

Offenbarung nicht als eine seit bestimmter Zeit abgeschlossene, sondern als fortwährende, stufenweise Erziehung des Menschengeschlechts durch Gottes Geist betrachtete. Lessing ist für Deutschland und die Welt der eigentliche Vorläufer und Wegbahner einer tieferen und ideelleren Geistesrichtung gewesen.

12.

Von Locke's Sensualismus ging Condillacs (geb. 1715) System aus, welches wesentlich in dem Versuche bestand, die ganze geistige Thätigkeit des Menschen als eine stufenweise Entwicklung der sinnlichen Empfindung darzustellen. Er nannte den Menschen das vollkommenste Thier, jedoch ohne die Materialität der Seele zu behaupten oder das Dasein Gottes zu läugnen. Charles de Bonnet (geb. 1720) leitete durch die Behauptung, alle menschliche Seelenthätigkeit sei bloße Folge der Nervenbewegung, den Sensualismus zum Materialismus hinüber. Die moralischen Consequenzen des Materialismus zog Helvetius (geb. 1715), indem er auch den sittlichen Willen der sinnlichen Empfindung unterwarf und die Selbstliebe zum Prinzip aller Moral erhob. Den Materialismus vollendete La Mettrie (geb. 1709). Die Seele, behauptete er — die Seele ist der denkende Theil des Körpers, das Gehirn. Mit dem Tod ist die Poffe ausgespielt. Der Glaube an Gott hat keinen vernünftigen Grund; nur durch den Atheismus kann die Welt wieder glücklich werden. Die von Diderot und d'Alembert herausgegebene philosophische Encyclopädie wandte die Weltanschauung auf alle Verhältnisse des Lebens an, freilich mit jener Delicateffe, ohne welche man den Franzosen Nichts plausibel machen kann. Dem Allem fügte der durch Revision des Galas'schen Processes zuerst berühmt gewordene Voltaire (1694—1778) seinen beißenden Spott, seinen von Esprit funkelnden Witz über die dogmatischen Lehren des Christenthums, über die Persönlichkeiten und Wunder der Bibel bei, so daß jene Revolution, in deren Verlauf das Christenthum abgeschafft wurde, in der öffentlichen Meinung Frankreichs die kräftigsten Keime ansetzte¹⁾. Die Deutschen, bei deren höhern Ständen

1) Voltaire's Haß gegen das kirchliche Christenthum steigerte sich bekanntlich zu dem Wuthwort: „Ecrasez l'insame!“ Der Diderot'sche Vers:

Et des boyaux du dernier prêtre
Serrer le cou du dernier roi —

führte dieses Thema weiter aus, welches aus der Theorie in die Praxis zu übersetzen, die französische Revolution alles Ernstes versucht hat. Wie Jedermann weiß, war übr-

seit Ludwig XIV. französisches Wesen für guten Ton galt, nahmen den Voltairismus mit Vergnügen auf, und während Friedrich der Große in dieser Hinsicht ziemlich klein war, meinten die übrigen deutschen Nachahmer dadurch groß zu sein. Die Voltaire'sche Weise, über das Religiöse zu sprechen, hatte übrigens schon vor ihm der Engländer Bolingbroke angestimmt, nur hat Voltaire ernstlicher auf den Glauben an Gott und Unsterblichkeit gehalten, als jener Philosoph der Blasphemie, welcher die Kirche nur als Staatsinstitut, die christliche Religion nur als Zaum und Jügel des ungebildeten Pöbels gelten ließ.

Der aufrichtigste und genialste aller französischen Philosophen dieses Zeitalters ist Jean Jacques Rousseau (geb. 1712). Ungeachtet seiner großen Einseitigkeit in Würdigung der menschlichen Cultur und in den Grundsätzen der Erziehung, ist er nicht nur ein wahrer Apostel des angeborenen Menschenrechtes geworden, sondern sein Idealismus hat auch zugleich ein wohlthätiges Gegengewicht gegen den Alles blasphemenden Materialismus gebildet. Als ein Mann von Herz, dem die Religion und das Denken zugleich Sache des Herzens waren, hat er die ernstesten Angelegenheiten der Menschheit stets mit einer Würde besprochen, vor welcher Voltaire und die Materialisten beschämt stehen mußten. Gott, sittliche Freiheit und Unsterblichkeit der Seele hält er fest, betrachtet das Leiden und Sterben Christi mit tiefer Verehrung, und betreffend die unbegreiflichen Stellen des Evangeliums rath er jene Bescheidenheit an, welche hienieden auf völlige Gewißheit verzichtet, in der Hoffnung, jenseits zum Schauen zu gelangen. Freilich nimmt er bei Alledem den übrigen Religionen gegenüber eine ähnliche Stellung ein, wie Lessing in seinem Nathan: Alle Religionen sind dem Bildungsstande jedes Volkes angemessene Heilanstalten. Jeder soll nach seiner Religion leben. Damit übereinstimmend ließ auch der alte große Fritz „Jeden nach seiner Façon selig werden“.

13.

Die Vorläufer der Transcendentalphilosophie, an welche der Begründer der letzteren, Kant, unmittelbar anknüpfte, waren der Schotte Hume (geb. 1711), welcher das Ich, die Seele, für eine Einbildung erklärte, und der

gens der Spötter Voltaire auch zugleich Prophet. In seinem bekannten Briefe an Chauvelin (dat. vom 2. April 1764) hat er die Revolution des Bestimmtesten vorhergesagt. Ich komme im folgenden Kapitel auf Voltaire zurück.

Die Verkörper (geb. 1684), welcher bloß denkenden Wesen wirkliche Existenz zuschrieb, alle körperlichen Dinge dagegen für wesenslos, durch Gott gewirkte Vorstellungen hielt. Immanuel Kant (geb. 1724 zu Königsberg) legte sein philosophisches System nieder in einer Reihe von Werken, als deren wichtigste die „Kritik der reinen Vernunft“ und die „Kritik der praktischen Vernunft“ zu betrachten sind. Wie wir aus seinen „Vorlesungen“ sehen, ist Kant vornehmlich durch die Untersuchung Hume's über den Begriff von Ursache und Wirkung zu seiner „Kritik des Erkenntnisvermögens“, deren Resultat er den „transcendentalen Idealismus“ nennt, geführt worden. Der Grundgedanke seines Systems besteht darin, daß wir in uns einerseits Denkformen vorfinden, welche nicht aus der Erfahrung hervorgehen, dieselbe vielmehr übersteigen (daher die Bezeichnung „transcendental“), daß wir aber andererseits die reale Existenz einer Außenwelt anzunehmen durch die Erfahrung gezwungen werden, jedoch nicht im Stande sind, deren Bestandteile, die Dinge an sich, in ihrer Wesenheit zu erkennen. Zu den subjektiven Denkformen gehört unter andern auch das Verhältniß von Ursache und Wirkung. Da jede Erkenntnis aus Erfahrungsstoff und darauf angewandeter Denkform besteht, so gibt es keine aus bloßem Denken gewonnene Erkenntnis und so gehört insbesondere die Erkenntnis des Ueber sinnlichen ins Gebiet der Unmöglichkeit. Was von der reinen Vernunft ausgeschlossen werden muß, das Ueber sinnliche, findet aber seine Heimat im Gebiet der praktischen Vernunft, welcher nicht die Erkenntnis, sondern der Wille, die erfahrungsgemäß vorgefundene sittliche Freiheit, angehört. Die Untersuchung über die Abhängigkeit, welche der Wille anzunehmen soll, führt zunächst auf den „katholischen Imperativ“, d. h. die innere Nöthigung zum Guten, sodann auf das höchste Gut als Ziel des Willens. Das höchste Gut, bestehend in der mit höchster Glückseligkeit verbundenen höchsten Tugend, erfordert zu seiner Realisirung einerseits die Unsterblichkeit der Seele, andererseits das Dasein Gottes, als des Urhebers der natürlichsten und sittlichen Welt, als der obersten Intelligenz, welche unsern sittlichen Zustand kennt und uns darnach vergilt.

Was Kants übrige religiöse Grundsätze angeht, so hat er dieselben in einem besondern Werke: „Die Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft“ — zusammengefaßt. Hier gründet er die Religion durchweg auf die Moral, erklärt den historischen Gehalt der Schrift für gleichgültig, den moralischen für die Hauptsache und stellt als das Wesen aller religiösen Entwicklung den allmäligen Uebergang vom Kirchenglauben zum Vernunft-

glauben hin. — Unter den Anhängern des Kantischen Criticismus, welcher das System weiter ausbauten, haben sich Reinhold, Fries und Krug am meisten ausgezeichnet. Der Kantianismus bildete sich aber auch eine starke Partei unter den Theologen. Der Rationalismus der Wolf'schen Theologen mit dem der Kantianer vereinigt, trat nun erst recht in entschiedenem Gegensatz zum Supranaturalismus und so standen sich damals zwei große Theologenparteien gegenüber: die rationalistische, welche alles nicht Rationale ausschied, mit einseitig moralisirender, und die supranaturalistische, welche das historische Christenthum als übernatürliche Offenbarung festhielt, mit einseitig dogmatisirender Richtung. Den Rationalismus vertraten als Dogmatiker Wegscheider und Breischneider, Möhr mehr als Journalist. — Den auf Vernunft und Willen gerichteten Prinzipien Kants gegenüber suchte Jakobi (geb. 1743) auch das Gefühl wieder in seine Rechte einzusetzen. Er behauptete die Möglichkeit einer Erkenntniß des Ueberfönnlichen und suchte dieselbe zu erweisen durch Annahme der auf Nöthigung des Geföhls beruhenden „Vernunftanschauung“, welche freilich im Grunde als ein ganz Unbestimmbares erscheint.

14.

Der transcendente Idealismus Kants entwickelte sich zunächst einseitig zum subjectiven Idealismus des älteren Fichte (geb. 1762), welcher einfach darin besteht, daß Fichte nur das Ich als real annimmt, die ganze Außenwelt hingegen zum wesenlosen Product des vorstellenden Ich verflüchtigt. Das Cogito, ergo sum des Cartesius verwandelte er in den Satz: „Ich bin Ich und setze mich selbst“. Das unbestimmbare „Ding an sich“, welches Kant noch hatte stehen lassen, warf er weg und sagte das Ich als sich selbst und alle Bilder der Außendinge, letztere in Form des Nicht-Ich, unaufhörlich erzeugend, als das absolute Werden, welches zugleich menschliches Subject ist. Fichte hat dies unhaltbare System nachmals aufgegeben und in einen dem Schelling'schen ähnlichen objectiven Idealismus umgewandelt. Schellings Naturphilosophie war ihm aber hierin bereits zuvorgekommen. Hatte Fichte das Ich zum absoluten Werden gemacht, so sagte Schelling ietnerseits das absolute Werden als das Ich im unendlichen Sinne, d. h. als das Weltich, welches in der Natur als unbewußte Vernunft wirkt, bei den Organismen zum Bewußtsein übergeht und im Menschen zum Selbstbewußtsein gelangt. Schellings Philosophie ist zunächst Naturphilosophie. Die schiefe Richtung, welche er der Natur-

wissenschaft gegeben hat und welche auch das Genie seines Schülers Dier nicht zu rechtfertigen vermochte, spricht sich deutlich in den Sätzen aus: „Ueber die Natur philosophiren, heißt so viel als die Natur schaffen“. „Die Darstellung der Identität der Natur mit der Ideenwelt ist durch die Naturphilosophie zu leisten“. Diesen Grundsatz der Identität zwischen Sein und Denken, welchem die Schelling'sche Philosophie auch den Namen der Identitätsphilosophie verdankt, finden wir in Schellings System überall durchgeführt. In der Identität des Geistigen und Körperlichen besteht ihm das Absolute (Gott). Die Identität des Seins und Vorstellens, wo das Angesehene zugleich das Anschauende ist, macht das selbstbewusste Ich aus. Die Weiterentwicklung des Systems, wo das Absolute bereits als absolute Vernunft (Identität des Objectiven und Subjectiven) gefaßt wird, ist auf die Hinneigung Schellings zu Spinoza zurückzuführen. Zur Theosophie endlich gestaltete sich seine Weltanschauung durch das Studium der Mystiker, besonders Jakob Böhme's. Nun erscheint ihm das Böse als der menschliche Eigenwille, auf dessen Kampf mit dem göttlichen Universalwillen die Geschichte beruht; Christus als das menschengewordene Prinzip der Liebe, welches den Willen des Menschen mit dem Willen Gottes versöhnt, das Ziel aller menschheitlichen Entwicklung als die vollendete Herrschaft des Universalwillens, wo Gott Alles in Allen sein wird.

Der Umschwung, welcher durch Schelling in der Philosophie eintrat, hatte in der Theologie schon mit Herder (geb. 1744) begonnen, ein Entfremden der Geister in die Tiefe, ein Sichabwenden vom Skepticismus und oberflächlicher Verständigkeit zugleich. Herder hat durch seine rein menschliche, den Geist alter Zeiten durchdringende Auffassung die Bibel wieder zu höherem Ansehen gebracht, die Verwechslung theologischer Lehrmeinungen mit der Religion selbst zu beseitigen gesucht, die Religion zur Sache des Gemüths, des innersten Bewußtseins gemacht. Festhaltend an dem historischen Christus, hob er an ihm mit Vorliebe das Menschliche hervor und stellte das Göttliche des Gottessohnes gern in Gestalt des menschlich Edlen und Liebenswürdigen dar. — Ein theologisches System hat Herder jedoch so wenig entworfen als Lessing. Diese beiden großen Männer konnten sich an dem Ruhm genügen lassen, den Humanismus des 18. Jahrhunderts am edelsten wissenschaftlich zur Geltung gebracht zu haben. — Die Lessing-Herder'sche Richtung in der Theologie setzte mit großem Erfolg Schleiermacher (geb. 1768) fort. In freier Benutzung Schelling'scher Grundsätze

machte er den Gedanken der Immanenz Gottes (das Innewohnen des göttlichen Wesens in der Welt) theologisch wirksam und setzte die Religion in die Bestimmtheit des Gefühls, alle Begebenheiten als Handlungen Gottes vorzustellen und Gott als lebendige Einheit des Alls, sich selbst aber von ihm gänzlich abhängig zu fühlen. Was ihm an der Kirchenlehre nicht haltbar schien, gab er lässlich auf, hielt dagegen als Grundlage des Christentums den historischen Christus fest, wie er einst gelebt habe, jetzt noch persönlich fortlebe und geistig einwirke auf die Kirche. Christliche Religiosität ist ihm, mit Christus in Geistes- und Herzengemeinschaft zu treten und in ihm zu leben.

15.

Unter allen philosophischen Systemen hat wohl das Hegel'sche den tiefsten und umfassendsten Einfluß auf die Entwicklung der religiösen Ideen sich zu verschaffen gewußt. — Hegel (geb. 1770) begreift als das Absolute nicht mehr das Ich oder das Werden oder die Vernunft, sondern die Idee, welche in unmittelbarer Existenz der Lebensprozeß, in ihrer Differenz gedacht, das Wahre und Gute ist. Dieses ganze Leben des Universums besteht in der Selbstentwicklung der absoluten Idee. Indem die Idee sich ihrer selbst entäußert, ist sie die Natur. In der Natur entwickelt sie sich stufenweise bis zum Menschen empor, in welchem sie zum freien, vernünftigen Ich wird und ebenfalls stufenweise ihre Selbstbefreiung zum selbstbewußten, sittlichen Geiste vollbringt. Die Selbstentwicklung der Idee innerhalb der Natur hat die Naturphilosophie, die Selbstentwicklung der Idee im Menschen hat die Geistesphilosophie darzustellen. — In Recht und Staat erscheint die absolute Idee als der objective Geist. Im Staate ist die Gesamtheit der Zweck, der Einzelne das Mittel, der Staat daher, indem er die Handlungen der Einzelnen beaufsichtigt und leitet, der sittliche Geist. Insofern erscheint die Weltgeschichte (die Geschichte der Staaten in ihrer Wechselwirkung) als der Entwicklungsprozeß des sittlichen Geistes: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“. — Zum absoluten Geiste wird die Idee in Kunst und Religion, durch jene kommt sie zur Anschauung, durch diese zur Vorstellung. Der Bestimmung gemäß, daß das Wesen aller Religion in der Versöhnung des Endlichen mit dem Unendlichen, des Menschen mit Gott, besteht, unterscheidet Hegel drei Stufen der Religion: Die Naturreligion, in welcher Gott noch wesentlich als Naturmacht erscheint; die Religion der geistigen Individ-

Qualität, in welcher die Gottheit entweder als Eine oder als mehrere geistige Individualitäten erscheint (Juden einerseits, Römer und Griechen andererseits); die absolute Religion, das Christenthum, welche die Versöhnung zwischen Gott und Mensch vollzieht, indem sie das Göttliche und Menschliche in dem Gottmenschlichen Christus vereinigt und Gott offenbart als den sich selbst Entäußernden (Vater), als den aus seiner Allgemeinheit und Unendlichkeit in die Bestimmung der Endlichkeit Herausgetretenen (Sohn) und als den aus dieser Entäußerung zu sich Zurückkehrenden (heil. Geist). So ist denn die Dreieinigkeit nur die absolute Idee in Form des Vorstellens. Daher die Hegel'sche Grundansicht: Man setze an die Stelle der Vorstellung den reinen Begriff, so erkennt man das Christenthum und die absolute Philosophie als Ein und Dasselbe.

Unter Hegels zahlreichen Anhängern und Schülern haben, während Herbart leibnizische und kantische Prinzipien eigenthümlich weiter bildete, Daub und Rosenkranz besonders das Gebiet der Psychologie, Gans die Rechtsphilosophie, Henning die Logik, Gothe, Bisher und Ruge die Aesthetik, Michelet die Moral und Geschichte der Philosophie, Strauß, Feuerbach und Marheinecke die Religionsphilosophie bearbeitet. Die Schule hat sich aber in eine rechte und linke Seite getheilt. Die Hegelianer der Linken, auch Junghegelianer genannt, sind selbstständig über Hegel hinausgegangen. Besonders Strauß, Feuerbach und Ruge. Dieser vornehmlich als Herausgeber einer glänzenden Kritik, deren Organ die „Hallischen“, nachmals „Deutschen“ Jahrbücher waren und welche vom theologischen, philosophischen und literarischen Gebiet allmählig sehr einflußreich auf das politische und soziale hinübergrieff, bis alle bisherigen religiösen, philosophischen, literarischen, politischen und sozialen Standpunkte glücklich „überwunden“ waren, d. h. auf dem Papier. Aus seiner Religionsphilosophie zu schließen, hatte Hegel (das behaupten auch die Hegelianer der rechten Seite) an der historisch wirklichen Erscheinung Christi festgehalten. Strauß dagegen hat die Person Christi als eine nie dagewesene, sondern als eine nur mythisch entstandene dargestellt. Christus ist ihm die bloße Idee der Gottmenschlichkeit im Gewand des religiösen Mythos und, von diesem Gewand entkleidet, niemand Anderes als die mit dem Absoluten sich Eins wissende Menschheit. Es war der Evangelienkritik der Tübinger Schule (Chr. Baur, Schweigler, Zeller) vorbehalten, einen historisch wirklichen Jesus wieder an die Stelle dieses Idealen zu setzen.

Ludwig Feuerbach endlich hat sich gänzlich von aller bisherigen, auch von der Hegel'schen Philosophie losgesagt. Er wollte eine neue Philosophie, die „Philosophie des Menschen“, gründen, deren höchstes Prinzip die Einheit des Menschen mit dem Menschen sei. Die Philosophie tritt fortan in die Stelle der Religion; denn in dieser „verhält sich der Mensch zu Gott nur als zu dem Andern seiner selbst“, ein Standpunkt, der aufgegeben werden muß. „Einsamkeit ist Endlichkeit und Beschränktheit, Gemeinschaftlichkeit ist Freiheit und Unendlichkeit. Der Mensch für sich ist Mensch im gewöhnlichen Sinn; der Mensch mit dem Menschen — die Einheit von Ich und Du — ist Gott“ 1).

1) Feuerbach ist von den ehrenhaften seiner Gegner als ein durchaus ernst und redlicher Denker anerkannt worden. In der That kann Nichts verkehrter sein, als diesem Manne Frivolität vorzuwerfen. So, wie Feuerbach thut, spricht und schreibt nur eine innige, mannhafte, unter tiefen Schmerzen errungene Ueberzeugung. Was es eine ursprünglich weich, sanft und gläubig angelegte Natur, wie Feuerbach ist, kostet, um zu einem solchen Resultate zu gelangen, davon haben freilich weder die Frivolsten noch die Fanatiker eine Ahnung. Unter allen Umständen lohnt es sich der Mühe, daß man eine solche Erscheinung beachte. Feuerbach sagt: „Das Geheimniß der Lehre von Gott ist die Lehre vom Menschen“. Hiervon ausgehend hat er das Ergebnis seiner Gedankenarbeit in seinen „Vorlesungen über das Wesen der Religion“ (Sämmtl. Werke, Bd. 8, S. 21 ff.) in diesen Sätzen bündig zusammengefaßt: — „Die Theologie ist Anthropologie“, d. h. in dem Gegenstande der Religion, den wir griechisch Theos, deutsch Gott nennen, spricht sich nichts Andres aus als das Wesen des Menschen, oder: der Gott der Menschen ist nichts Andres als das vergötterte Wesen des Menschen, folglich die Religions- oder was eins ist, Gottesgeschichte — denn so verschieden die Religionen, so verschieden sind die Götter, und die Religionen so verschieden, als die Menschen verschieden sind — nichts Andres, als die Geschichte der Menschen. So gut, um sogleich diese Behauptung an einem Beispiel, das aber mehr als ein Beispiel ist, zu erläutern und veranschaulichen, der griechische, römische, überhaupt heidnische Gott, wie selbst unsre Theologen und Philosophen zugeben, nur ein Gegenstand der heidnischen Religion, ein Wesen ist, welches nur im Glauben und in der Vorstellung eines Heiden, aber nicht eines christlichen Volkes oder Menschen Existenz hat, folglich nur ein Ausdruck, ein Bild des heidnischen Geistes und Wesens ist; so gut ist auch der christliche Gott nur ein Gegenstand der christlichen Religion, folglich auch nur ein charakteristischer Ausdruck des christlichen Menschen-Geistes und Wesens. Der Unterschied zwischen dem heidnischen Gott und dem christlichen Gott oder Volke. Der Heide ist Patriot, der Christ Kosmopolit, folglich ist auch der Gott der Heiden ein patriotischer, der Gott der Christen dagegen ein kosmopolitischer Gott, d. h. der Heide hatte einen nationalen, beschränkten Gott, weil der Heide sich nicht über die Schranke seiner Nationalität erhob, die Nation ihm über den Menschen ging; der

Nachdem der idealistische Pantheismus der Hegel'schen Schule die persönliche Unsterblichkeit neuerdings in Frage gestellt, nachdem Karheinecke

Christ aber hat einen universellen, allgemeinen, die ganze Welt umfassenden Gott, weil er selbst sich über die Schranke der Nationalität erhebt, die Würde und das Wesen des Menschen nicht auf eine bestimmte Nation einschränkt. Der Unterschied zwischen dem Polytheismus und Monotheismus ist nur der Unterschied zwischen den Arten und der Gattung. Der Arten sind viele, aber die Gattung ist nur Eine, denn sie ist es ja, worin die verschiedenen Arten übereinstimmen. So gibt es verschiedene Menschenarten, Rassen, Stämme oder wie man es sonst nennen will, aber sie gehören doch alle zu einer Gattung, zur Menschengattung. Der Polytheismus ist nur da zu Hause, wo sich der Mensch nicht über den Artsbegriff des Menschen erhebt, wo er nur den Menschen seiner Art als seines Gleichen, als gleichberechtigtes, gleichbefähigtes Wesen anerkennt. In dem Begriff der Art liegt aber die Vielheit, folglich gibt es da viele Götter, wo der Mensch das Wesen der Art zum absoluten Wesen macht. Zum Monotheismus erhebt sich aber da der Mensch, wo er sich zum Begriff der Gattung erhebt, worin alle Menschen übereinstimmen, worin ihre Art-, ihre Stammes-, ihre National-Unterschiede verschwinden. Der Unterschied zwischen dem Einen, oder was eins ist, allgemeinen Gott der Monotheisten und den vielen, oder was eins ist, besonderen National-Göttern der Heiden oder Polytheisten ist nur der Unterschied zwischen den vielen verschiedenen Menschen und zwischen dem Menschen oder der Gattung, worin Alle eins sind. Die Sichtbarkeit, Handgreiflichkeit, kurz Sinnfälligkeit der polytheistischen Götter ist nichts Andres als die Sinnfälligkeit der menschlichen Art- und Nationalunterschiede, der Grieche z. B. unterscheidet sich ja sichtlich, handgreiflich von andern Völkern — die Unsichtbarkeit, Unsinlichkeit der monotheistischen Götter ist nichts Anderes als die Unsinlichkeit, Unsichtbarkeit der Gattung, worin alle Menschen übereinstimmen, die aber nicht als solche sinnlich, handgreiflich existirt; denn es existiren ja nur die Arten. Kurz der Unterschied zwischen dem Polytheismus und Monotheismus reducirt sich auf den Unterschied zwischen Art und Gattung. Die Gattung ist allerdings unterschieden von der Art, denn in ihr lassen wir ja eben die Unterschiede weg; aber deswegen ist die Gattung nicht ein eignes, selbstständiges Wesen; denn sie ist ja nur das Gemeinsame der Arten. So wenig der Gattungsbegriff des Steins ein so zu sagen übermineralogischer Begriff ist, ein Begriff, der über das Gebiet des Steinreichs hinausgeht, ob er gleich verschieden ist von dem Begriff des Kiefels, des Kalks, des Flußpaths, ja gar keinen bestimmten Stein ausschließlich bezeichnet, eben weil er alle befaßt; eben so wenig fällt auch der Gott überhaupt, der eine und allgemeine Gott, von dem alle die körperlichen, sinnlichen Eigenschaften der vielen Götter abgestreift sind, außer das Wesen der menschlichen Gattung; er ist vielmehr nur der vergegenständlichte und personifizierte Gattungsbegriff der Menschheit. Oder deutlicher ausgedrückt: sind die polytheistischen Götter menschliche Wesen, so ist auch der monotheistische Gott ein menschliches Wesen, so gut als der Mensch, ob er gleich über die vielen besonderen Menschenarten hinausgeht, über dem Juden, dem Griechen, dem Indier steht, deswegen doch kein übermenschliches Wesen ist. Es ist daher nichts thörichter,

die Vorstellung von einem feligen Leben im Jenseits in die eines feligen Lebens im Diesseits aufzulösen und Jenseits überhaupt an die Stelle der theologischen die anthropologische Weltanschauung zu setzen unternommen hatte, trat dieser Speculation der naturwissenschaftliche Materialismus neuester Zeit zur Seite, verfochten insbesondere von Moleschott, Vogt, Büchner, bekämpft von anderen Naturforschern, wie Liebig und Schleiden²⁾. Es läßt sich nicht verkennen, daß die materialistische Richtung des Zeitalters ihres philosophischen Ausdrucks bedarft hat, um zu erfahren, wo sie ausmünden müßte. Im Uebrigen hat der modernste Materialismus gerade durch seine Verachtung aller speculativen Philosophie an den Tag gelegt, daß er die geistige Seite des Menschen zu wenig kenne oder berücksichtige und die Erledigung der Vorfragen, welche zum Aufbau einer Weltanschauung gehört, gänzlich vernachlässigt habe. Die Geschichte beginnt bereits über ihn wegzuschreiten, wie sie über den ebenso einseitigen Idealismus Berkeley's und Fichte's hinweggeschritten ist.

16.

Die großartigen Völkerbewegungen der napoleonischen Zeit haben in der Theologie eine Restauration zur Folge gehabt. In der deutschen Burschenschaft erwachte ein begeistertes Streben nach volksthümlicher Religiosität, welchem selbst der Standpunkt Schleiermachers nicht mehr genügte. Die Romantik der in Amt und Würden getretenen Burschenschaftler gebor die neue Orthodoxy, welche den Wortglauben der alten mit der Gemüthlichkeit des Pietismus verband und sich dabei der Formen moderner Bildung bediente. Einer ihrer ältesten und ehrlichsten Vertreter war Klaus Harns, zu den neueren gehören Hengstenberg und Leo. Eine besonders strenge, spezifisch lutherische Partei, welcher selbst Hengstenberg nicht mehr „gläubig“ genug ist, hat sich seit einigen Jahren bemerkbar gemacht. Sie verwirft alle Kritik der Schrift, alle Philosophie und hängt sich an die lutherische Lehre

als wenn man den christlichen Gott vom Himmel auf die Erde kommen läßt, den Ursprung der christlichen Religion aus der Offenbarung eines von Menschen unterschiedenen Wesens ableitet. Der christliche Gott ist eben so gut in und aus dem Menschen entsprungen als der heidnische. Ein anderer Gott als der heidnische ist er nur deswegen, weil auch der christliche Mensch ein anderer ist, als der heidnische.“

2) Das philosophische und soziale Credo der materialistischen Schule gibt Vogt in seiner Streitschrift „Abhlerglaube und Wissenschaft“, 1. Aufl. S. 122—123.

von völligen Ueberbath der menschlichen Natur, von der Unfähigkeit der Vernunft, das Göttliche zu begreifen. Bei Andern fehlt es nicht an Theologen, welche eine zwischen den Extremen vermittelnde Richtung einhalten und eine christlich-religiöse Lebensanschauung gar wohl mit wissenschaftlicher Auffassung zu vereinigen wissen. Schon Alexander, obwohl er in der Wissenschaft das Erkennliche zu sehr hervorhob, regte diese vermittelnde Richtung an, Ullmann, Julius Müller, Nitsch, Mothe setzten dieselbe fort. Tholuck hat wenigstens den alten mechanischen Inspirationsbegriff aufgegeben und eine durch Gott gewirkte innere Erregung an dessen Stelle gesetzt. Die schweizerisch-reformirte Kirche stellt diesen Männern Alexander Schweizer, Hagenbach und Schenkel zur Seite. — Mit nicht unbedeutendem Erfolge wirkt gegenwärtig auch eine, lange Zeit nicht gebührend beachtete philosophische Richtung, deren Vertreter, der jüngere Fichte, Weiße, Wirth, Ulrich, Chalhous und Carriere, die Wissenschaft mit vielen hervorragenden Arbeiten bereichert haben. Carriere bezeichnet ihre Eigenthümlichkeit so: „Diese Richtung bekämpft sowohl den Pantheismus, als den Deismus, und weiß zugleich den Kern beider zu bewahren. Sie hat die Idee eines sowohl unendlichen als selbstbewußten, der Welt einwohnenden und sich im eignen Wesen als Persönlichkeit erfassenden Gottes aufgestellt und entwickelt, sie sucht Natur und Geschichte in Gott, Gott in Natur und Geschichte zu begreifen“.

17.

Nachdem wir der Entwicklung von Theologie und Philosophie im deutschen Protestantismus lange unausgesetzt nachgegangen, fordern Erscheinungen auf dem katholischen Gebiet unsere Aufmerksamkeit. — Im 18. Jahrhundert war selbst in dem tiefversunkenen Italien wieder eine selbstständig religiöse Weltanschauung erwacht. An Giordano Bruno anknüpfend, betrachtete Vico das Universum als die Offenbarung der ewigen Ideen Gottes: — „Von Gott, in Gott, zu Gott sind alle Dinge“. Den Begriff des Menschen sieht er nicht im bloßen Individuum, vielmehr in der Gesamtheit des Menschen und deren Schicksalen verwirklicht. Den Pantheismus Schöllings und Hegels verpflanzte später Gioberti auf italienischen Boden. „Das Wesen“, sagt er, „schafft die Existenzen, die endliche Welt geht aus dem Unendlichen hervor, welches sie durchdringt und erhält“. Die Wahrheiten der Philosophie macht er auch für das religiöse Gebiet geltend.

Derselben Richtung huldigte Romani, welcher sich kühn genug dahin aussprach, der Entscheld der Vernunft sei aller kirchlichen Autorität vorzuziehen. Gegen das Christenthum erklärt er sich nicht, sondern will die Lehren desselben auslegen im Sinne der freien Vernunft, der Duldung und Liebe. Eine Kritik des Bewußtseins, ähnlich der Kantischen, hat Galuzzi unternommen. Dem religiösen Nihilismus ergab sich Bonavino, die Unterordnung der Vernunft unter die Autorität des katholischen Glaubens verkündigte Ventura.

Die politische Restauration in Frankreich rief auch die religiöse hervor. Letztere begann aber noch unter der Herrschaft Napoleons und hatte sich sogar schon unter der Schreckensherrschaft vorbereitet. Den Anfang machte die katholische Mystik St. Martins, deren Geistes- und Gemüthsstärke Viele wieder für das Christenthum gewonnen haben mag. An ihn schlossen sich Chateaubriand und die Frau von Staël, welche das Christenthum von ästhetischer Seite empfahlen. In seinem berühmten Buch „Génie du Christianisme“ hat Chateaubriand die Vertheidigung des romantischen Katholicismus geführt. Blumpere Restauratoren sind die Theokraten De Maistre und Bonald gewesen. Besonders der Erstere strengte sich ungeheuer an, die Vernunft der Infallibilität des Papstes zu unterwerfen und die kühnsten Hoffnungen Gregors VII. in ein philosophisches System zu bringen. Ein extremer Kopf konnte durch das Gesetz des Gegensatzes wohl zu solchen Philosophemen getrieben werden in einem Lande, wo man wenige Jahre zuvor das Christenthum abgeschafft hatte. An De Maistre und Bonald schloß sich zuerst auch Lamennais an, kam aber bald von dieser Ansicht ab und wollte die Vernunft nur dem in der Kirche vertretenen Urtheil der Mehrheit unterwerfen. Als ihm jedoch diese Mehrheit selbst unbequem ward, fand er für gut, an dem Urtheil der eigenen individuellen Vernunft festzuhalten. Durch Cousin, den eleganten Elektriker, wurde das Hegel'sche System in Frankreich bekannt, obwohl er seinerseits den Theismus vertheidigte. Ungeachtet seines Theismus aber nahm er gegen das Christenthum eine sonderbare Stellung ein. „Das Christenthum“, äußerte er, „hat noch 300 Jahre im Leibe; darum ziehe ich vor ihm billig den Hut ab.“

Am tiefsten wurde der Katholicismus in Deutschland vom Geiste der Wissenschaft berührt. Eine lavaterisch-sentimentale Richtung, jedoch verbunden mit edler Duldsamkeit, erkennen wir in dem Bischof Johann Michael Sailer (geb. 1751), ästhetischen Rationalismus in den Schriften Heinrichs

von Wessenberg. Vom Kantisch-Fichte'schen Standpunkte aus suchte Georg Hermes das katholische Dogma zu begründen. In seinem Systeme geht er, wie schon Cartesius, vom Zweifel aus, um zur Wahrheit durchzudringen. Als genialer, kampffertiger und terroristischer Vertheidiger des hierarchischen Katholicismus ist Joseph von Görres berühmt geworden. Einer der wissenschaftlichsten katholischen Theologen der neuesten Zeit war aber Adam Möhler, welcher aus der Klostammer der idealistisch-pantheistischen Philosophie die Waffen zur Bekämpfung des Protestantismus und zur philosophischen Vertheidigung des katholischen Dogma's entlehnt hat. Neuestens ist besonders der Versuch Günther's, die katholische Glaubenslehre speculativ zu rechtfertigen, im katholischen Deutschland nicht, ohne Wirkung gewesen; aber die päpstliche Curie hat, wie schon früher gelegentlich bemerkt worden, diesen wohlgemeinten Versuch als kezerisch verworfen. Man soll nicht denken, sondern bloß glauben — hierin wenigstens stimmen der katholische und der protestantische Hierarchismus brüderlichst zusammen.

18.

Die den christlichen Nationen eigenthümlichen Anstalten zur Pflege der Wissenschaft sind die Universtitäten. Von der Akademie, worin Plato, dem Lykeion, worin Aristoteles, der Stoa portile, worin Zeno seine Schüler um sich versammelte, unterscheiden sie sich wesentlich durch ihre zunftgemäße Verfassung, welche ihren Mitgliedern von jeher gewisse Vorrechte gegeben, durch die Mehrzahl ihrer Lehrer, den größeren Umfang ihrer Wissenschaften; welche seit alter Zeit in vier Hauptgebiete (Facultäten) eingetheilt worden sind, und endlich namentlich dadurch, daß sie die Religion in wissenschaftlicher Form behandelten, während jene griechischen Schulen eben ausschließlich Philosophenschulen mit bestimmter systematischer Richtung gewesen sind. Die älteste, im 11. Jahrhundert gestiftete Universtität, Bologna, war Anfangs bloß eine nach dem Muster der altrömischen eingerichtete Rechtsschule. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurden die hohen Schulen von Paris und Oxford, wo zuerst nur Theologie und Philosophie gelehrt worden, zu Universtitäten im wissenschaftlichen Sinne dadurch, daß auch alle übrigen Wissenschaften in das Gebiet des Lehrstoffs aufgenommen wurden. Anfänglich verstand man unter Universtität (universitas) nur die Corporationen der Schüler (Bologna) oder der Lehrer (Sorbonne in Paris); von nun aber eine Anstalt, wo die Gesamtheit der Wissenschaften gelehrt wird. Um sich

diesen ältesten Universtitäten gegenüber das gehörige Ansehen zu verschaffen, suchten die jüngeren meist päpstliche Stiftungsbriefe nach und auch ohne dies versäumten die Päpste nicht, diese Sitze der Wissenschaft, welche im Mittelalter meist die Leitsterne der öffentlichen Meinung waren, durch Kunstbezeugungen sich zu verpflichten. Im 13. Jahrhundert entstanden noch die Universtitäten von Cambridge, Salamanca und Lissabon, im 14. Jahrhundert die von Rom, Bavia, Lyon, Avignon, Prag, Wien, Heidelberg, Köln und Erfurt, im 15. Jahrhundert die von Turin, Florenz, Glasgow, Bordeaux, Ingolstadt, Würzburg, Leipzig, Rostock, Greifswalde, Freiburg, Basel, Tübingen, Wittenberg, Upsala und Kopenhagen. Das Zeitalter der Reformation errichtete aus Kirchen- und Klostergütern die Universtitäten von Marburg, Königsberg, Genf, Jena, Straßburg, Leyden, Helmstedt u. a. m. In den Gebieten der Reformation wurden die alten Universtitäten umgestaltet und nebst den neuen schlagfertige Heerlager des Protestantismus. Gestaltete sich die Universtität Wittenberg zur Hauptburg des orthodoxen Lutherthums, so errichtete dafür der calvinistische Berliner Hof eine Hauptburg des Calvinismus in der Universtität Halle. Aber gerade diese Parteistellung hat der Pflege der Wissenschaften auf den Universtitäten oft ungebührliche Fesseln angelegt und jetzt noch üben gewisse Geistesrichtungen auf diese Gelehrtencorporationen eine vereinseltigende, die Freiheit der geistigen Entwicklung beschränkende Gewalt aus. So oft indessen die Universtitäten die Fortbildung der Wissenschaft junstmäßig oder kirchlich einseitig beschränkt haben, die Heroen der Wissenschaft sind doch großen Theils an diesen Stätten gebildet worden und haben daselbst den fruchtendsten Wirkungskreis gefunden.

Erstes Kapitel.

Die Kunst.

1.

Eine untergehende Welt reißt auch das Schöne in ihren Trümmersturz. Doch dasselbe bleibt, weil ewig, nicht für immer unter den Ruinen eines vernichteten Gesellschaftsbau's begraben, sondern es feiert, sobald die

ungeheure Katastrophe verdrängt ist, immer wieder seine Auferstehung und hebt sein stillmächtig Leben von Neuem an. Vom Osten her erhob sich der spirituelle, vom Norden her kam der materielle Orkan, welche mitsammen die entnerbte, alt und kindisch gewordene Roma zu Boden warfen. Man möchte sagen, Christenthum und Germanenthum hätten sich auf den Ruinen der antiken Welt die Hände reichen wollen zu dem Bunde, durch welchen jenes in diesem erst recht seine weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen. Wo aber, wie hier geschah, eine große Idee die rohe Naturkraft zu ihrem Träger gewinnt, da mag das Bestehende auf Verheerung und Zerstörung sich gefaßt machen. Nicht umsonst stoßen wir in den Schriftwerken der römischen Kaiserzeit auf Männerblicke, welche voll geheimen Grauens nach Judäa sowohl als nach den germanischen Wäldern gerichtet sind. Die Ahnung erfüllte sich, die große Götterdämmerung brach herein. Eine Welt voll Schönheit — aber einer Schönheit, deren Bildungen bis an die Schultern in den Sumpf stiltlicher Fäulniß versunken waren — erlag dem germanischen Streithammer und der Keule einer fanatischen Möncherei. Konnte der germanische Eroberer, noch heiß vom Borne der Schlacht, die maßvolle Plastik der griechischen Kunst respectiren, er, dessen religiöse Phantasie in Schöpfung kolossaler Nebelgebilde sich gefallen hatte? Mußte der Christ, zu einer Zeit, wo die tiefe Milde und Liebe der Aussprüche Jesu schon so vielfach vergessen und verschollen war, nicht bei der ersten Gelegenheit eine zerstörerische Faust gegen die Götterbilder erheben, er, dessen Glaubensgenossen man gemordet, weil sie vor diesen Götterbildern nicht anbetend und opfernd hatten knien gewollt? Jean Paul hat nicht übertrieben, wenn er, vom zerstörerischen Walten des Christenthums in dessen erstem Siegesfieber redend, sagte, dasselbe habe wie ein jüngster Tag die ganze Sinnenwelt mit allen ihren Reizen vertilgt und zu einem Grabhügel zusammengedrückt. Allein er selbst gibt den Schlüssel zu dieser Erscheinung, indem er hinzufügt, alle Erdengegenwart sei durch das Christenthum zu Himmelszukunft verflüchtigt worden. Gerade das ist der Punkt, auf welchen man aufmerksam machen muß, wenn man das feindselige und verheerende Verhalten des jugendlich maßlosen Christenthums gegen die antike Cultur und Kunst nicht ungerecht beurtheilen will.

2.

Das Christenthum war die Reaction des einseitigen Spiritualismus gegen den einseitigen Materialismus der heidnischen Welt. Es hilft Nichts,

mit Platen zu beklagen, daß die Erscheinung des Christenthums in ein verderbtes Zeitalter gefallen sei¹⁾. Gerade weil das Heidenthum zu dem geworden, was es zuletzt war, mußte das Christenthum kommen. Nach den wüthenden Orgien, in welchen die antike Welt den letzten Rest ihrer Lebenskraft ausgerast, that die christliche Fasteneur der Menschheit noth. Extrem ruft dem Extrem. Das Christenthum ist ebenso wesentlich idealistisch, als das Heidenthum realistisch war. Diese Gegensätze traten an zu einem Kampf auf Leben und Tod. Aber der christliche Idealismus entwickelte eine Energie, wie sie der heidnische Realismus in seiner Verrottung nicht aufzubieten vermochte. Er erlag und über seiner Leiche erhob der Sieger einen wilden Triumphschrei. Mit maßlofer Verachtung blickte der Geist auf die Natur herab, bis wieder für diese die Zeit der Reaction gekommen war. Die christliche Idee spitzte sich zu einer totalen Verwerfung des Natürlichen und Wirklichen zu. Den Alten war das Diesseits Alles, das Jenseits Nichts gewesen. Das Christenthum kehrte das Verhältniß um. Es proclamirte die Erde als ein total Verwerfliches, den Himmel als das allein Gültige und Erstrebenswerthe. Mit fanatischem Ingrimm verwarf es die „Welt“ und das „Fleisch“. In der ersten Epistel Johannis²⁾ steht geschrieben: „Habt nicht die Welt lieb, noch was in der Welt ist. So Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Denn Alles, was in der Welt ist, nämlich des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt vergehet mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit“. Hier ist strengste Verwerfung der Welt, ihrer Schönheit, ihrer Lust gefordert. Der Christ soll sich von der Welt, von der Wirklichkeit, vom Irdischen ab- und mit all seinem Sinnen und Trachten dem Jenseits, dem Ueberirdischen zuwenden. Er soll unausgesetzt daran arbeiten, das Fleisch ausziehen, um ganz Geist zu werden.

Allein die Welt, die Wirklichkeit, die Materie ist nun doch einmal da. Selbst die schwindelndste Abstraction, die verzückteste Mystik kann sich dieser Thatsache kaum auf Augenblicke entschlagen. Wie half sich das Christen-

1) Christus erschien; doch leider in höchst unseligem Zeitraum,
Als sich das Menschengeschlecht neigte zu tiefem Verfall.
Langsam drang sein lehrendes Wort in barbarische Seelen,
Drang in verderbte zugleich, die es sophistisch entweicht.

2) Kap. 2, V. 15—17.

thum dagegen? Sehr einfach dadurch, daß es das ganze Gebiet der Materie dem Widersacher Gottes zuwies, dem Teufel. Die große Verteufelung der Menschheit hob an: dem christlichen Bewußtsein in seiner strengsten Consequenz war die Welt nur eine Teufelei. Nichts Naturloseres, Gottverlasseneres als dieser spiritualistische Schwindel des Christenthums in der Blüthe seines Wahns. Überwitz aller Art, tollste Willkür war das nothwendige Resultat. Das Heidenthum hatte die Natur vergöttert, das Christenthum verteufelte sie. Am liebsten hätten die christlichen Asketen und Enthufasteten sie ganz geleugnet, aber da dies selbst dem Wahnsinn unmöglich war, mußte man sich so zu sagen begnügen, sie wenigstens möglichst schwarz anzustreichen. Es ist unglaublich, zu was für rohen und stupiden Anschauungen der spiritualistische Zelotismus gelangte. Alles Natürliche und Naturgemäße war ihm zuletzt Teufelswerk. Kein Wunder daher, daß christliche Asketen von ihrem Haß gegen die Natur bis zur Selbstentmannung sich treiben ließen.

Der Grieche hatte die Schönheit angebetet. Als jene attische Hetäre, der schaumgeborenen Aphrodite gleich, in der nackten Herrlichkeit ihrer Schönheit aus dem Wasser der Bai von Cleußis auftauchte, begrüßte das am Ufer versammelte Volk diese Erscheinung als eine Offenbarung des Göttlichen mit lautem Frohlocken. Eine christliche Versammlung hätte darin nur eine Offenbarung von Teuflichem gesehen. Die Anwendung hiervon auf das Verfahren der Christen gegen die heidnischen Kunstideale und Kunstschöpfungen ergibt sich von selbst. Die heidnischen Göttermuthen, die heidnischen Götterbilder, die ganze wunderbare Fülle von Schönheit, welche das classische Alterthum in Wort, Bild und Schrift geschaffen — das Alles erschien den Christen als Teufelswerk. Die heidnischen Götter selbst waren ihnen Teufel und es ist charakteristisch, daß in der mittelalterlichen Sage vom Lannhäuser die Göttin Venus, die holdselige Mutter der Liebe, als eine „Teufelin“ auftritt. Die christlich-spiritualistische Ansicht, daß Alles, was wir unter dem Begriff Natur zusammenzufassen pflegen, nur ein teuflischer Abfall von Gott, nur ein Widerspiel des Grifles sei, führte in den ersten Jahrhunderten des Christenthums zu einer förmlichen Aechtung der Schönheit. Was natürlich, was schön, war satanisch, also verwerflich. Der Menschenleib selbst wurde, als Verführer zu Teuflichem, zu einem Gegenstand des Abscheu's. Die Welt war eine Eitelkeit, ein Jammerthal, höchstens gut genug zu einer Vorbereitungsschule für das Jenseits. Allerdings wirkten, neben der spiri-

tualistischen Idee des Christenthums, noch andere Motive zur Bildung dieser Anschauungsweise mit: die aus dem Judenthum überkommene Vorstellung eines strenggeistigen, bildlosen Gottes, der Anblick der moralischen Versumpfung des Heidenthums, welche dem christlichen Sittenideal so grell widersprach, und endlich der Haß gegen Cultformen, deren Nichtbeachtung oder Verachtung so viele Tausende von Märtyrern mit dem Leben bezahlt hatten. Dieser Haß war nur consequent, als er, zum Siege gelangt, an die Stelle des Schönen das Ekelhafte setzte und auf die Altäre, von welchen die herrlichen Gestalten der olympischen Götter herabgestürzt worden waren, den häßlichen Moder der Heiligenskelette erhöhte.

Aber die Schönheit und ihre Offenbarung in den Künsten gehört nun einmal zum Leben und leben mußten die Christen doch, aller Himmelssehnsucht zum Trotz. Die Natur blühte fort und fort und zeigte ihren undankbaren Kindern in jedem Frühling die holde Schönheit ihres nie alternden Antlitzes lächelnd wieder. Der Himmel leuchtete und die Gestirne rollten in ihren ewigen Bahnen, unbekümmert um alle die Weltgerichtsvisionen eines finsternen Fanatismus. Die Welt lebte von Neuem auf nach furchtbaren Erschütterungen, auf den Gräbern einer untergegangenen Gesellschaft richtete sich eine neue wohnlich ein und, ach, das „Fleisch“, das verachtete und verworfene Fleisch machte bald alle seine Rechte wieder gebieterisch geltend. Der Aschermittwoch des Urchristenthums konnte nicht ewig währen. Das unausstilgbare Verlangen des Menschen nach Farbe, Ton und Bild, nach bildlicher Anschauung seiner Ideale, nach Schönheit und Festfreude erwachte mit verdoppelter Stärke wieder und wandte sich, mit schlechtverhehltem Sehnen zu den der Zerstörung entgangenen Schönheitsresten des Heidenthums, gottesdienstlichen Uebungen, wie zu den geselligen Spielen und Vergnügungen der Vergangenheit zurück. Es war hohe Zeit, dem Realismus bedeutende Einräumungen zu machen, wenn der Idealismus nicht Gefahr laufen sollte, seine kaum erlangte Herrschaft wieder zu verlieren. Die Kirche, klug wie sie war, erkannte das und sanctionirte, — wenn auch widerstrebend, mit vielen Seufzern über die menschliche Schwäche und nicht ohne offizielle Protesterhebung gegen die „Werke des Teufels“ — factisch die Thatsache, daß der Mensch nicht lauter Geist sei und daß demnach auch seine Sinne einigermaßen Anspruch auf Befriedigung hätten.

Die Folge hievon war die Entwicklung des christlichen Cultus und die Entfaltung der christlichen Kunst. Jenen haben wir in einem früheren

Kapitel betrachtet und wir weisen auch in Betreff einiger künstlerischen Momente auf dasselbe zurück³⁾. Diese führen wir jetzt in ihren bedeutendsten Phasen vor, natürlich mit Vermeidung des Details, welches in die Aesthetik und Kunstgeschichte gehört. Würde jedoch hier noch die Frage aufgeworfen, ob denn nicht im christlichen Dogma selbst ein Punkt vorhanden gewesen, von welchem das christliche Kunstideal ausgehen konnte und mußte, so gäben wir zur Antwort: allerdings. Dieser Punkt war die Vorstellung vom **Gottmenschen**. Gott war Fleisch geworden, er war sichtbar in der Körperlichkeit erschienen — warum sollte seine Erscheinung nicht in Bild und Farbe festgehalten werden dürfen? Dies einmal zugegeben, zögerte die christliche Kunst, zumal bei wachsendem Heroen- oder Heiligendienst, nicht mehr, alle Anregungen der antiken zu benutzen, um einen vollständigen christlichen Olymp zu schaffen. Freilich war Anfangs noch der Spiritualismus so mächtig, daß das Diesseits nur für eine Folie des Jenseits galt und Alles, auch in der Kunst, auf eine Vergeistigung, oder christlich zu sprechen, auf eine Verklärung des Irdischen hinauslief. Daher in der altchristlichen Kunst, und auch später immer wieder, so oft das altchristliche Ideal zu neuem Ansehen kam, die asketische Vernachlässigung der schönen Leibesformen, die hektisch-himmelssehnsüchtigen Gesichter, der verachtungsvolle Blick auf das „Fleisch“. Sonst aber brach der ganze blühende Realismus des hellenischen Heidenthums in die christliche Kunst herein, um in den höchsten Aufschwüngen derselben eine vollendete Verschmelzung mit dem Idealismus zu erleben, eine wahrhafte Transfiguration, im höheren als im kirchlich-beschränkten Sinne.

Dies vorausgeschickt, reden wir zunächst von der Architektur, dann von Bildnerei und Malerei und endlich von Musik, Schauspielkunst und Poesie.

3.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß beim Beginn einer neuen Weltperiode, so schroff auch immer die Idee derselben dem Geiste der vorhergegangenen entgegenstehen mag, die Praxis der Anknüpfungen an das Vergangene nicht entrathen kann. Nur allmählig schafft sich eine neue Welt-

3) Z. B. in Betreff der Ausbildung der Liturgie, in welcher, wie Jedermann weiß, die Anfänge der christlichen Dramatik wurzeln, und in Betreff der Bauart der ältesten christlichen Kirchen.

anschauung Formen, die ihr adäquat sind. Zunächst bedient sie sich der bereits vorhandenen; aber sie bildet diese, indem sie sie mit ihrem Geiste erfüllt, nach und nach vollständig um, bis sie zuletzt schöpfungsmächtig genug ist, ihren eigensten Gedanken zur sinnlichen Erscheinung zu bringen. Dies gilt auch von der Baukunst im Christenthum. Wie wir im Kapitel vom Cultus sahen, eignete sich die Kirche zuvörderst die Basiliken des griechisch-römischen Heidenthums zu gottesdienstlichen Zwecken an oder errichtete in diesem Styl neue Gotteshäuser. Später bereicherte sich der altchristliche Styl durch Adoption und reichliche Anwendung des römisch-byzantinischen Kuppelbaues. Im 10. Jahrhundert, wo die Emanzipation des Christlichen vom Antiken schon bedeutende Vorschritte gemacht hatte, kam der Baustyl auf, welchen man jetzt den romanischen zu nennen pflegt, weil er, unter den Völkern romanischen Stammes entwickelt, von diesen aus in die Länder der abendländischen Kirche sich verbreitete. Er behielt die Grundform der altchristlichen Basilika bei, an die Stelle der flachen Bedeckung der Räume aber setzte er das Gewölbe und brachte dasselbe in der Form des Halbkreises (Halbrundbogens) zu der mannigfachen Durchbildung und Gliederung. Noch war aber in dieser Architektur viel zu viel Antikes zurückgeblieben, als daß schon in ihr das Ideal christlicher Baukunst zu voller Erscheinung gekommen wäre.

Die christliche Idee, d. h. die Emportragung der Seele über das Irdische, baukünstlerisch zu verwirklichen, war, nachdem sich die Kraft des romanischen Stils im 12. und 13. Jahrhundert erschöpft hatte, jener Architektur vorbehalten, welche man gewöhnlich die gothische nennt, die aber von neueren Kunsthistorikern mit Recht als die germanische bezeichnet wird, weil sie zu der angegebenen Zeit in allen germanischen oder wenigstens vom Germanismus getränkten Ländern mit gleicher Energie hervorgetreten ist und dieselben mit colossalen Monumenten bedeckt hat. Ueber den Ursprung des germanischen Baustils, dessen Hauptmerkmal, wie Jedermann weiß, der Spitzbogen ist, hat man viel gestritten und es fehlt nicht an gewichtigen Stimmen, welche die Entstehung desselben auf orientalisches-sarazenische Einflüsse zurückleiten¹⁾. Wie mir scheint, thut es auch der Erhabenheit

1) Schon Göthe nannte den Kölner Dom „eine schöne sarazenische Blume, im Abendland entfaltet“. J. Braun (Gesch. d. Kunst, I, 10) will den Ursprung der Gothik statt im himmelanstrebenden Sinn des germanischen Mittelalters vielmehr

der germanischen Architektur keinen Eintrag, wenn sich die absolute Originalität derselben nicht beweisen ließe. Gibt es denn überhaupt eine absolute Originalität? Der germanische Baustyl beweist ja seine germanische Natur gerade dadurch, daß er universell alle vorhandenen brauchbaren architektonischen Elemente, altchristliche, orientalische und romanische, in sich aufnahm und das Vorhandene mit seinem Geiste, mit seiner tiefen Innerlichkeit durchdringend, für alle Zeit das Ideal des christlichen Tempels schuf. Denn er hat, im directen Gegensatz zum griechischen, den Olymp zur Erde herabziehenden und daher breit und wohligh der Erde sich anschmiegenden Tempel, die christliche Idee der Vergeistigung des Irdischen voll und ganz zur Erscheinung gebracht, indem er seine Dome, an welchen Alles in die Höhe strebt, als eine versteinerte Himmelssehnsucht in die Lüfte steigen ließ. Die von der Tradition geheiligte symbolische Kreuzform der altchristlichen Basilika mit ihren drei wesentlichen Theilen: Vorhalle, Schiff und Chor, hat auch die germanische Architektur beibehalten; sonst aber arbeitete sie in dem ihr eigenthümlichen Geiste. Dem Spitzbogen gesellte sie Gurtgewölbe und Strebepfeiler, von denen letztere nach außen den eigentlichen Mauerform bildeten und in mannigfaltiger Gliederung als theils in Giebelnächern theils in flektue Thürme auslaufende Stützen die Eintönigkeit der Mauerwand aufhoben, während sie im Innern als cylindrische Säulen mit elastischer Kraft aufstehend mit den Blätterkronen ihrer Kapitälte in die Gurte der Wölbung sich verflochten. Was die Außenseite ihrer Tempelbauten angeht, so hat die Gothik ihren größten Reichtum an der Fagade und den Thürmen entfaltet. Die Ornamentik der ersteren häuft sich um und über dem Hauptportal. Die Uebergiebelung desselben construirt sich zu einem besonderen Zwischenbau, in dessen Mitte ein mächtiges Brachfenster (die Rose) das Licht in das Mittelschiff des Klosters strömt. Die Thürme, in welchen der himmelanstrebende Grundgedanke des ganzen Baues potenzirt wiederkehrt und deren gewöhnlich zwei die Fagade krönen oder doch krönen sollten, steigen, durch ein vielgliedriges Pfeilersystem belebt, zunächst viereckig auf. Das Obergeschosß dagegen hat meist eine achteckige Grundform und von da aus springt die achtförmige, Allgranartig durchbrochene Spitze wunderbar kühn und schlank aufwärts, ein steinerner Stral, und da, wo an ihrem äußersten

geradzu und ganz speziell in der sarazentischen Architektur der Tulun-Moschee in Cairo finden, von wo dieser Baustyl durch die Normannen nach Europa gekommen sei.

Ende die acht Rippen sich zusammenschließen, breitet eine in Kreuzesform gemeißelte Blume ihre Blätter dem Thau des Himmels entgegen. — Dies im Allgemeinen der Charakter des christlich-germanischen Tempelbau's. Größeres als seine Hervorbringungen und der christlichen Idee nur halbwegs so Entsprechendes hat die Architektur in der christlichen Welt nie wieder geschaffen. Man muß die Wirkung von Kathedralen, wie die Straßburger und Kölner sind, so recht empfunden haben, um zu wissen, was die mittelalterliche Hingabe an das christliche Glaubensideal, zu deren Organen die in einem früheren Kapitel erwähnten Baugesellschaften sich gemacht hatten, zuwege bringen konnte. Später, zur Zeit der Renaissance, gewann das antike Element in der Baukunst wieder starke Geltung und seither ist, ganz abgesehen von dem platten Ungeschmack der Pops- und Perrückenperiode, in der Architektur eine oft wunderlichste Mischung von antiken, byzantinischen, orientalischen, romantischen und germanischen Elementen und Motiven herrschend geworden. Zu einem eigenthümlichen, ihre Seele verkörpernden Baustyl hat es die moderne Zeit noch nicht gebracht; es wäre denn, daß man im Fabriken- und Kasernenstyl eine Verkörperung dieser Seele erblicken wollte.

4.

Nachdem „der Bund der Kirche mit den Künsten“¹⁾ einmal geschlossen war, wurden neben der Architektur auch die bildenden und redenden Künste, Bildnerei und Malerei, Musik und Poesie, dem Cultus dienstbar gemacht. So lange der spezifisch christliche Geist in der Kirche wach und mächtig blieb, zeigte auch die ganze künstlerische Thätigkeit einen scharfen Contrast gegen die Formenscönheit und Fleischesfreude des Heidenthums auf. Die bildende Kunst der Alten hatte ihren höchsten Triumph in der vollendeten Nachschöpfung des vollendetsten Gebildes der Natur, d. i. der Menschengestalt, gesucht und gefunden. Die christliche Kunst nun, getreu ihrem am Eingang dieses Kapitels entwickelten Ideal, wollte mehr. Denn überall über der Natur ein „höheres Walten“ voraussetzend, wollte sie dieses Walten veranschaulichen, welches die natürlichen Erscheinungen durchdringe und dem

1) Unter diesem Titel hat A. W. Schlegel in einem bekannten Gedicht das Thema behandelt, welches uns hier beschäftigt. Es ist interessant zu sehen, wie der „Neuromantiker“ sich Mühe gibt, zu katholisiren, und wie durch all den katholischen Pomp seiner Verse die protestantische Nüchternheit durchscheint.

sich die Menschenseele entgegenzuwenden habe, „wie die Pflanze dem Licht“. Mit einem Wort, die antike Kunst hat die schöne Sinnlichkeit, die christliche hatte das schöne Gemüth zum Vorwurf. Jene hatte Wundervolles geschaffen, indem sie sich begnügte, Natürliches in harmonischem Gleichmaß darzustellen, diese konnte zunächst nur Rohes und Unzulängliches zuwege bringen, weil ihr Streben, rein Geistiges zu veranschaulichen, im Grunde ein künstlerisch unmögliches war. Erst dann, als das heidnische Kunstideal im Christenthum wieder soweit mächtig geworden, daß es die ewige Wahrheit, der Mensch könne über den Menschen nicht hinaus, den christlichen Künstlern fühlbar machte, begann der Aufschwung der bildenden Kunst in der christlichen Welt.

Bevor mit der stillschweigenden Anerkennung jenes Satzes eine christliche Mythologie sich entwickelte, oder, mit andern Worten, bevor in der Vorstellung vom Gottmenschen der künstlerische Accent allmählig von der ersten auf die letzte Sylbe hinübrückte, brachte es die altchristliche Kunst nur zu einer dürftigen Symbolik oder vielmehr Hieroglyphik²⁾, aus welcher sich freilich später die ganze Fülle symbolischer und allegorischer Darstellung herausbildete; ferner zu Anfängen der Bildnerei in kirchlichen Prachtgeräthen und Prachtgewändern, in Elfenbeinschnitzereien, in reliefartigen und statuarischen Darstellungen; endlich zu Versuchen in der Mosaik-, Wand- und Tafelmalerei. Auch die Illustrirung der heiligen Schriften vermittelst Miniaturmalereien kam schon frühzeitig vor, gelangte aber erst weit später zu hoher Vollendung. Mit den Ueberbleibseln dieser altchristlich-byzantinischen Bildnerei und Malerei, deren Typen in der orientalisirten griechischen Kirche bis auf den heutigen Tag stehend geblieben, hat man bekanntlich zur Restaurationszeit modische Abgötterei getrieben, welche die absonderlichsten Kunstschrollen zu Tage förderte, jetzt aber verschollen ist.

In der Periode des romanischen Kunststils, welcher das frühere Mittelalter beherrschte, erhob sich die bildende Kunst, besonders in Deutschland und in Italien, über die engen Schranken des Byzantismus. Die Einflüsse der Antike gewannen allmählig Boden gegenüber der starren Tradition. Die Technik in Bildnerei und Malerei vervollkommnete sich und in den Gestalten

2) In dieser Bilderschrift bedeutete z. B. der Weinstock den Erlöser, ebenso der Fisch und das Lamm, das Schiff die Kirche, das Kreuz den Opfertod, die Eier den Gottesdienst, der Palmzweig den Heiland als Sieger über den Tod.

kündigte sich die Verschmelzung des hellenischen und des christlichen Ideals schon leise an. Doch behielten in dieser Periode, wie auch in der folgenden des germanischen Styls, Bildnerei und Malerei noch vorwiegend den decorativen Charakter, und was auch im Einzelnen die Stein- und Metallskulptur, die Wand- und Tafelmalerei Vortreffliches leisteten, im Ganzen blieben sie der Architektur unterthan, deren Werke sie schmücken mußten. Was insbesondere die Bildnerei angeht, so hat sie es, so lange sie eine spezifisch christliche war, zu einem souverainen Aufschwühen, in der Weise der antiken, nie gebracht. Sie bewegte sich daher mit Vorliebe in der Sphäre des Reliefs, weil sie in dieser Form am passendsten als architektonische Zierde verwendet werden konnte. In der Glasmalerei, die freilich erst am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts zu höherer Blüthe gelangte, sicherte sich die christliche Baukunst einen neuen Schmuck. Jenes gedämpfte und doch phantastische Licht, jenes träumerische Hellsdunkel, welches mit Glasmalereien bedeckte Fenster in das Innere der gothischen Münster fallen lassen, stimmte so recht zur christlichen Andacht. Im Uebrigen macht sich in den Werken der bildenden Kunst des Mittelalters häufig ein satirischer Zug bemerkbar. Wie der Volksgeist es liebte, in den früheren Orts berührten Karren- und Felsfesten die kirchlichen Ceremonien pöffenhaft zu travestiren, so liebte es die mittelalterliche Kunst, vermittelst grotesker Bildungen die Ausschreitungen der Pfaffheit zu persifliren, ja nicht selten auf das Dogma selbst ein ironisches Streiflicht zu werfen.

Mit dem 15. Jahrhundert begann die Entwicklung der Kunst des modernen Styls, auf welche die in immer größerem Umfange wieder erwachende und gepflegte Kenntniß des classischen Alterthums von maßgebendem Einfluß war. Eine Zeit hob an, in welcher die künstlerische Verbindung des christlichen Idealismus mit dem antik-heidnischen Realismus sich vollzog. Das im Katholicismus zur Reife gediehene mythologische und symbolische Element bekleidete sich mit hellenisch schönen Formen und von Stufe zu Stufe schritt die Kunst vor, bis in den Gebilden eines Rafael das christliche Kunstideal, das Durchleuchtetsein des Natürlichen vom Geistigen, die Verklärung des Irdischen zum Himmlischen, die Erhebung des Menschlichen zum Göttlichen, erfüllt wurde. In den florentinischen, umbrischen und venetianischen Malerschulen und ihren vorragendsten Meistern (Leonardo da Vinci, Correggio, Michelangelo, Buonarotti, Rafael Santi, Tiziano) sehen wir diese Kunsthöhe in ihrer ganzen Größe, Farbenherrlichkeit und

Anmuth entfaltet: unvergleichliche Majestät in Buonarotti's Propheten und Sibyllen, unvergleichliche Gottmenschlichkeit in Rafaels Madonnen und Christusbildern, eine bis zur heidnischen Fleischesfreudigkeit gesteigerte Farbenpracht und Anmuth in den Gemälden Tizians, der ja dem christlichen Olymp zur Seite kühn seine wundervollen Venusbilder aufstellte. Mit weit größerer Strenge, als die Italiener, kamen die Meister der deutschen Schule, ein Hans Holbein, Lucas Kranach und Albrecht Dürer, den Forderungen des christlichen Idealismus nach und namentlich erscheint in Dürers Gestalten die sittliche Idee des Christenthums in ihrer größten Reinheit. Dagegen schlug in der niederländischen Schule des Peter Paul Rubens der Idealismus in blühendsten Realismus um und modifizierte sich dieser in den Werken der holländischen Maler zu festem — und derbstem Materialismus. Die spanische oder, genauer gesprochen, die sevillanische Malerschule des 17. Jahrhunderts hatte das Eigenthümliche, daß sie im Idealistischen und Realistischen gleich stark war. So insbesondere ihr Großmeister Murillo, welcher im Genrebild die vollendetste Naturwahrheit erreichte, während er in der christlich-mythologischen Malerei den höchsten Schwung religiöser Begeisterung mit holdseligster Anmuth verband.

Die Reformation ist der bildenden Kunst nicht günstig gewesen. Zwar die Reformatoren selbst waren der Mehrzahl nach keineswegs so bilderstürmerisch gesinnt, wie viele ihrer Anhänger es waren; allein der Geist der Reformation drängte doch überall vom Aeußerlichen auf das Innerliche, vom Mythologischen zum Begriff, vom Symbol und Bild zu Wort und Schrift zurück und äußerte sich dann im calvinistischen Puritanerthum geradezu kunstfeindlich und oft vandalisch genug. Auch die katholische Kunst sank am Ende des 17. Jahrhunderts in raschen Verfall, nachdem sie in Italien schon früher das sinnliche Element auf Kosten des spirituellen effecthascherisch begünstigt hatte. Eine zweite Schöpfungsperiode der modernen Kunst brach erst wieder mit dem Ende des 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts an. In die Lorbeeren derselben theilen sich hauptsächlich eine deutsche, eine französische und eine belgische Malerschule, sowie die Meister der monumentalen Plastik der Neuzeit, welche aber ganz entschieden mehr vom Hellenismus als vom Christenthum inspirirt wurden.

Von allen Künften hatte sich am frühesten die Musik mit dem christlichen Cultus verbunden. Bietet sie doch dem Menschen ein nächstliegendes Mittel zur Ausströmung seiner Gefühle. Die Psalmen und Hymnen kamen aus dem Judenthum in das Christenthum herüber und jene tiefen Herzentöne der hebräischen Lyrik wurden und blieben der Grundklang des christlichen Kirchengesanges. Er tönte schon, bevor es noch eine Kirche gab, schon bei dem Abendmahl Christi mit seinen Jüngern, dann bei den Agapen der ersten Gemeinden. Die Kirche begriff bald die Vortheile, welche Musik und Gesang als Andachtsmittel darboten. Von dem Concil von Laodicea (364) an, welches zuerst die Einführung regelmäßiger Kirchengesänge decretirte, dann weiter von Ambrosius und Papst Gregor I. an, welcher Letztere den Choralgesang begründete, war die Hierarchie für Entwicklung der Musik nach Theorie und Praxis unausgesetzt thätig. Aus dem Choral mochte sich der vierstimmige Gesang entwickeln, aber zur Ausbildung der Harmonie hat das Eingreifen der Instrumentalmusik und vor Allem der Orgel das Wesentlichste gethan. Mit der Vervollkommnung der Saiten- und Blasinstrumente, sowie der Orgel, ging es freilich nur langsam vorwärts. Erst 1444 soll Meister Droßdorf aus Mainz die erste große Orgel mit Pedal gebaut haben und die Scheidung des Pfeifenwerks in bestimmte Register kam erst im 16. Jahrhundert hinzu. Die Theorie war der musikalischen Praxis vielfach vorausgeeilt, indem schon zur Zeit Friedrich Barbarossa's Meister Franko aus Köln die höchst bedeutsame, mannigfachste Vorschritte von Melodie und Harmonie begründende Erfindung des Mensuralgesanges gemacht hatte. Im 15. Jahrhundert entwickelte sich die Figuralmusik und von da an gestaltete sich Gesang und Musik in der römischen Kirche immer kunstreicher, so daß die Gemeinde diesen Vorschritten nicht mehr folgen konnte und die Ausübung der Kirchenmusik Sängern und Musikern von Fach anheimfiel. Große Fondichter kamen diesem künstlerischen Drang im Katholicismus zu Hülfe, besonders in Italien. So im 16. Jahrhundert Palestrina, im 17. Marcello und noch im 18. Pergolese. Aber es ließ sich nicht übersehen, daß die itallische Musik, wie von der Gemeinde, so auch vom Kirchlichen mehr und mehr sich emanzipirte und häufig in weltliche, sogar in sinnlich-lüsterne Weisen auslief. Die Reformatoren, und vor Allen Luther, bemühten sich energisch, den schon damals opernhast ausgearteten Kirchengesang wieder zu

seinem Wesen zurückzuführen, d. h. ihn wieder zur Sache der Gemeinde zu machen. Und damit war der Einfluß der Reformation noch nicht erschöpft. Wenn sie sich zu den bildenden Künsten eher feindselig verhielt, so war sie dagegen für die Musik von ebenso tiefgreifender als nachhaltiger Anregung. Mochte sie doch die Religion, welche zu einer Sache äußerlicher Convenienz geworden war, wieder zur Sache des Gemüthes und mit dieser Einker der Menschen in sich selbst war auch der Grund gelegt zu jener großen Reform und Vollenbung der Musik, welche zu den schönsten Thaten des deutschen Geistes gehört. Denn in Deutschland wurde, während die italische und französische Musik in zopfiger Verichnörkelung und wüstem Operspectakel unterging, eine Tondichtung wach, welcher kein anderes Volk etwas auch nur annähernd Ebenbürtiges entgegenzustellen hat. Nachdem in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Bach und Händel dem religiösen Tonstyl seine classische Gestalt gegeben, begründete Gluck einen edleren dramatischen Styl in der Musik und verschmolz Haydn in seinen großen Tongemälden das religiöse Element mit dem weltlichen in anmuthigster Weise. Auf diese Vorgänger folgten dann Mozart und Beethoven, welche die deutsche Tonschöpfung vorerst gerade so zur Vollenbung und zum Abschluß brachten, wie Göthe und Schiller mit der Poesie thaten.

6.

Gegen keinen andern Zweig der antiken Kunst hatte sich das Christenthum mit dem Grad von Born und Energie erhoben, welchen es gegen die Schauspielkunst in ihrem ganzen Umfang entwickelte, und man muß sagen, daß es hier im vollsten Rechte war. Nicht nur die niedrigeren Gattungen der Schauspiele, die wüsten Thierbeizen und die grausamen Gladiatorenkämpfe, forderten die christliche Opposition in die Schranken, sondern auch das eigentliche Drama. Gegen die furchtbare Entartung desselben im römischen Reiche boten die Kirchenväter das ganze Feuer ihrer strafenden Beredsamkeit auf. Einer derselben, Chrysostomus, bezeichnete die Theater als „Wohnungen des Teufels, Schaupläze der Unsitlichkeit, Lehrsäle der Schwelgerei und Ueppigkeit, Gymnasien der Ausschweifung, Ratheder der Pest“ — eine ebenso strenge als wahre Charakteristik. Denn wie das antike Drama aus gottesdienstlichen Uebungen hervorgegangen war, so theilte es in seinen letzten Zeiten auch ganz den sittlichen Verfall der heidnischen Religion. Nicht mehr beschränkten die erhabenen Gestalten eines Aeschylus und

Sophokles die Bühne, sondern dieselbe war nur noch der Schauplatz gemeinster Gaudelet und der Befriedigung klasten Grausamkeits- und Wollustheils. Wie weit mußte es mit einer Gesellschaft gekommen sein, welche die Tragik darin fand, daß man Verbrecher die Rollen des Herakles und Dädalos zu spielen zwang und die Unglücklichen auf der Bühne selbst einen schrecklichen Martertod finden ließ¹⁾! Dies für die Grausamkeit des Publicum. Für seine Wollust waren Komödien da, in welchen die mythologischen Liebeszenen der Pasiphae mit dem Stier oder der Leda mit dem Schwan in nacktster Natürlichkeit gespielt wurden, und andere, wo nackte Tänzerinnen obscene Badeszenen aufführten²⁾. Kein Wunder, wenn die Kirche diese von Blut und Schmutz schlüpfrige Bühne entschieden verdammt und, in Erneuerung altrepublikanisch-römischer Ansichten über Schauspieler und Schauspielerinnen, diese mit den Kupplern und Lustdirnen in eine Klasse setzte und für ehrlos und infam erklärte.

Aber das Christenthum sollte auch auf diesem, wie auf so vielen andern Gebieten noch, erfahren, daß sein Wort von des Geistes Stärke und des Fleisches Schwäche umgekehrt am allerwahrsten sei. Denn auch hier besiegte das lebenslustige, „sündige Fleisch“ den asketischen Geist oder nöthigte ihm wenigstens weitgehende Concessionen ab. Die „Augenlust“, von welcher die oben citirte Epistel Johannis, wahrscheinlich mit spezieller Rücksichtnahme auf das Theater, verdammend gesprochen, wollte sich nicht bannen lassen. Da half kein Gedonner kirchenväterlicher Beredsamkeit, da frommten keine oft wiederholten antitheatralischen Concilienbeschlüsse. Das „Panem et circenses“! blieb auch noch im Christenthum die Losung der Menge und überdies hatte die Vollziehung der kirchlichen Edicte gegen das Schauspielervolk ihre Mißlichkeiten in Zeiten, wo ein Zufall die verbuhlteste und verworfenste aller Komödiantinnen, welche seit Bestehen der Welt die Bretter

1) In der Rolle des Herakles den Flammentod auf dem Oeta, in der Rolle des Dädalos das Zerrissenwerden durch den Minotaurus im Labyrinth, wobei ein wüthender Ueber den Minotaurus „machen“ mußte.

2) So besonders in der berühmten Komödie „Najuma“, welche aus der Zeit des Konstantin stammt. Wie sehr das Publicum, auch das christliche noch, an diesem ärgerlichen Stück hing, verräth der Umstand, daß die Aufführung der Najuma bis zu den Zeiten des Honorius und Arkadius nicht weniger als acht Mal verboten und doch immer wieder erlaubt wurde.

betreten, in der Person der schönen Theodora, der Gemahlin Justinians, zur allgebietenden Kaiserin des römischen Reiches erheben konnte.

Unter solchen Umständen machte es die Kirche mit dem Schauspielwesen, wie sie unter ähnlichen mit Anderem that. Was sie nicht bewältigen konnte, das eignete sie sich an und verwandte es „ad majorem Dei gloriam“. Wer nicht in Abstractionen lebt und sich kein abstractes Bild von den Menschen macht, wird sich kaum einfallen lassen, diese Politik der Kirche zu rügen. Indem sie es mit Menschen zu thun hatte, wie sie nun einmal sind, handelte sie, wie sie mußte, als sie, wie die übrigen Künste, so auch die Schauspielkunst in den christlichen Cultus einführte und dadurch sanctionirte, um so mehr, da der vom Heidenthum entlehnte theatralische Apparat durch die gottesdienstlich-christliche Weihe zugleich sittlich geläutert wurde. Bald war die oberste Direction des ganzen Schauspielwesens bei der Kirche und so kann das moderne Drama einen nicht weniger religiösen Ursprung für sich in Anspruch nehmen als das antike³⁾.

Die Kirche mußte sich, nach langem vergeblichem Kampfe gegen die „Augenlust“ ihrer Gläubigen, damit zufrieden geben, diese Lust wenigstens auf fromme Gegenstände zu lenken. Zu diesem Zwecke benutzte sie die schon im Cultus der Urkirche liegenden dramatischen Elemente⁴⁾, um dieselben im Verlaufe der Zeit zu einem vollständigen liturgischen Drama, zur Messe auszubilden. An dieses gottesdienstliche Schauspiel reihten sich dann bald andere kirchliche Dramen an, die biblisch-mythologischen „Mysterien“, so genannt, weil sie sich mit den Geheimnissen des christlichen Dogma's vorzugsweise beschäftigten. Zuerst wurden in den Kirchen an den großen christlichen Festen, besonders zur Weihnachts- und Osterzeit die Szenenkreise, welche die Geburt, die Passion und den Tod Jesu umschlossen, von den Geistlichen dramatisch dargestellt, — Anfangs pantomimisch, dann dialogisirt, und zwar Letzteres so, daß früher der Dialog im kirchlichen Latein, später aber in den verschiedenen Landessprachen verfaßt war. Aus diesen Mysterien ist das Drama aller europäischen Literaturen erwachsen; in der spanischen aber blieben sie unter dem Titel Autos (Acte) auch später eine stehende literarische Gattung und erhielten dort auch die vollendetste poetische Gestalt. Bei Aufführung der Mysterien hatten die Kirchenräume die Schaa- ren der

3) Vgl. Thl. II, S. 196.

4) Die Wechselreden des Priesters, des Diaconus und der Gemeinde.

frommen Zuschauer bald nicht mehr fassen können und man war daher genöthigt gewesen, auf Kirchhöfen und anderen freien Plätzen die heilige Schaubühne aufzuschlagen, welche sich nach und nach mit szenischem Apparat aller Art, bunten Costüms, Decorationen, Flugmaschinen und Versenkungen bereicherte⁵⁾. Das alte und das neue Testament und alle die Märtyrergeschichten und Heiligenlegenden lieferten die Stoffe. Selbstverständlich war die Dramatisirung noch eine sehr rohe⁶⁾. Sie war nicht mehr als eine planlose Aufeinanderfolge von in epischer Breite sich abwickelnden Szenen, deren erste manchmal mit der Welterschöpfung anhub und deren letzte mit dem Weltgericht schloß. Da ist es denn begreiflich, daß so ein Mysterium oft mehrere Tage, ja eine ganze Woche dauerte und daß man, die Geduld der Zuschauer zum Ausbarren zu bewegen, mitunter zu dem Mittel greifen mußte, an das vollständige Anhören eines dieser unendlichen heiligen Schauspiele eine Ablaßertheilung zu knüpfen⁷⁾. Selbstverständlich ist auch, daß bei einer Erweiterung der Mysterienspiele, welche oft in einem Stück hundert Acteurs und ganze Schaaren von Engeln, Teufeln, Heiligen und

5) Die Mysterienbühne war gewöhnlich in drei Stockwerke getheilt: das obere stellte den Himmel vor, das mittlere die Erde, das untere die Hölle.

6) Nach unserem Gefühl oft sogar eine frech travestirende, blasphemische, nach mittelalterlichem freilich, wie die Verehrer des Mittelalters in solchen Fällen zu sagen pflegen, nur eine naive. Alt, in seinem vortrefflichen Buch „Theater und Kirche“ (S. 389) führt an: — In einem französischen Mysterium sah man während der Kreuzigung und Grablegung Christi Gott den Vater oben auf seinem Himmelsthron schlafend. Zwischen ihm und einem Engel, der ihn weckte, entspann sich folgender Dialog.

Eng. Père Eternel, vous avez tort,
Et devriez avoir vergogne;
Votrefils bien-aimé est mort,
Et vous dormez comme un yvrogne.

Gottvater. Il est mort?

Eng. D'homme de bien.

Gottvater. Diable m'emporte, qui en savais rien.

7) Unter der Regierung Heinrichs IV. von England wurde zu Chester ein Mysterium von der Welterschöpfung und dem Weltuntergang aufgeführt, welches eine volle Woche lang spielte. Jedem, welcher diesem Schauspiel ununterbrochen anwohnen würde, war ein tausendjähriger Ablass zugesichert. Vgl. Collier, Hist. of English dram. poetry, II, 173. In Frankreich hießen die kirchlichen Schauspiele Mystères, in Deutschland Weihnachts- und Osterspiele (Passionsspiele), in England Miracle-Plays (Wunderspiele), in Spanien Autos, in Italien Vangelii oder Commedie spirituali.

Kriegsknechten auf die Bühne führte, der Klerus nicht mehr alle Rollen besetzen konnte. Man mußte also die vagirenden Jocularen, Histrionen und Spielleute zur Aushilfe nehmen und bald agirten mehr Laien als Kleriker die kirchlichen Dramen. Hiemit war der erste Schritt zur Emanzipation des Theaters von der Kirche angebahnt. Ein zweiter geschah dadurch, daß sich dem biblisch-mythologischen Mysterium als eine weitere dramatische Gattung die moralische Allegorie gesellte, die „Moralität“, deren Charaktere Personifikationen von Tugenden und Lastern waren. Gegen Ende des Mittelalters finden wir die Mysterien und Moralitäten in den Händen eigener Spielgesellschaften, der sogenannten Passionsbruderschaften, die im Vorschritt der Zeit dem weltlichen Element in den geistlichen Spielen einen immer breiteren Raum gestatteten. In der Mitte des 15. Jahrhunderts sehen wir die weltliche Komödie als „Fastnachtspiel“ in den deutschen Städten schon selbstständig neben der kirchlichen stehen. Damals begann sich in Italien auch die Oper zu entwickeln und etwas später, zur Reformationszeit, finden wir neben diesen von der Kirche emanzipirten dramatischen Gattungen das gelehrte Schuldrama floriren, in welchem die Reminiscenz des classischen Alterthums den Ton angab. Diese Reminiscenz bestimmte, wie bekannt, die Gestaltung der dramatischen Poesie Italiens, Frankreichs und zunächst auch Deutschlands. Nur zwei Ländern, England und Spanien, war es gegönnt, unbeirrt von antiken Vorbildern, auf nationalen Grundlagen eine reichste dramatische Literatur aufzubauen.

7.

Es konnte nicht fehlen, daß die christliche Idee in ihrer ersten Strenge, Herbigkeit und Düsterniß auch die Poesie, diese ewige Trösterin und Jugendverleiherin der Menschheit, zu den „verdammlichen Eitelkeiten der Welt“ warf. Jedoch griff, wie in Betreff der Musik, so ebenfalls in Betreff der geistigsten Kunst schon sehr frühzeitig eine mildere Anschauung Platz. Die dichterischen Bücher des alten Testaments übten zu bedeutenden Einfluß auf die Befenner des neuen, als daß eine Fortführung der in jenen angeschlagenen Töne hätte ausbleiben können, und wo noch ein Bedenken gegen die Handhabung poetischer Formen auftauchte, half man sich darüber hinweg, indem man der „heidnisch-weltlichen“ Dichtung eine „christlich-geistliche“ entgegensetzte. Auf Originalität hat diese altchristliche Poesie geringe Ansprüche. Ihre Vorbilder blieben, wie schon angedeutet worden, einestheils

der Jubel- und Klagegesang der hebräischen Psalmisten, anderntheils die visionäre Orakelspendung der hebräischen Propheten. In Wiederaufnahme des letzteren Elementes schuf die Poesie der Urkirche jenes merkwürdige Werk, welches unter dem Titel der „Apokalypse (Offenbarung) Johannis“ in den Kanon der neutestamentlichen Schriften aufgenommen wurde. Die Apokalypse gehört zu den seltenen Hervorbringungen der Phantasie, welche die Signatur eines ganzen Zeitalters geben. Die bizarren und furchtbaren Visionen eines Ezechiel und Daniel sind hier noch überboten. Der Gegensatz der christlichen Himmelssehnsucht gegen die heidnische Erdenfreudigkeit in seiner ganzen Schroffheit, aller Schmerz, aller Zorn, alle laute Klage und geheime Siegeshoffnung des unter Verachtung und Verfolgung ringenden neuen Glaubens ist hier in Bildern von ätzender Schärfe dargelegt, welche zuweilen die Seele triumphirend emporflügeln in die ekstatischen Wonnen des himmlischen Jerusalem, noch öfter aber sie mit der Wucht einer ungeheuren Traurigkeit zu Boden drücken¹⁾. Kein Wunder, daß die Apokalypse unter denen, welchen sie nicht ein Dichterwerk, sondern eine Fundgrube gläubiger Grübeleien ist, so viele Berrückte gemacht hat.

Rosenkranz hat vorgeschlagen²⁾, zu besserer Uebersichtlichkeit der Ideale christlicher Poesie drei große Kreise anzunehmen, den der griechisch-orientalischen, den der lateinisch-romanischen und den der germanisch-protestantischen Kirche. Der Charakter des ersten wäre die „Resignation“, der des zweiten die „Ritterlichkeit“, der des dritten die „Selbstgewißheit“. In weiterer Ausführung dessen bestimmt dann der genannte Aesthetiker die Resignation als die „noch negative Fassung der Freiheit als Gehorsam gegen das Dogma“, die Ritterlichkeit als „positive Gestaltung der Freiheit als Kampf für das Dogma“, die Selbstgewißheit endlich als „absolute Manifestation der Freiheit als Kritik des Dogma's und als Vorbehalt der Kritik für alle seine praktischen Konsequenzen“. Wer nicht einen unbedingten Überwillen gegen das Handtiren mit philosophischen Kategorien hat, kann sich am Ende diese Schablonisirung der Poesie im Christenthum gefallen lassen, d. h. im

1) „Die Poesie der Propheten hat sich bis zu jener bitteren, heftigen, schönheitsfeindlichen Lauge hinaufgesteigert, womit viele Blätter der Apokalypse überzogen sind, welche chlorartig allen Lebensrosen die Röthe abätzt und das Leben zu einem verbrannten Cactusstengel macht mit wenigen übertriebenen Blüthen, zu einer heißen Sandwüste mit wenigen Oasen“. Fortlage, Gesch. d. Poesie, S. 154.

2) „Die Poesie und ihre Geschichte“, S. 408 fg.

Großen und Ganzen; im Einzelnen aber ist sie nur mit demselben Zwang durchzuführen, der solchen Schablonisirungen überhaupt anhaftet. Denn die tausenderlei Modificationen und Nuancen, welche zu allen Zeiten in Auffassung, Werthung und Wirkung des Christenthums sich kundgaben, sprachen sich auch in der christlichen Poesie aus.

8.

Die Väter der griechischen Kirche waren die ältesten christlichen Dichter und für den ältesten derselben kann Klemens von Alexandrien (um 200) angesehen werden, der Verfasser eines berühmten Hymnus auf den Soter Christus. Ihm reihen sich bis ins 5. Jahrhundert hinein Gregorios von Nazianz, Apollinaris von Laodikeia, Synesios von Kyrene und Methodios von Patara an. Das charakteristische Merkmal dieser alexandrinischen und byzantinischen Hymnenlyrik ist die Verbindung der hebräischen Psalmeninbrunst mit der würdevollen Einfachheit hellenischer Formen. Der Ton dieser altchristlichen Gesänge ist in der That ein resignirter, asketischer; es sind Lieder, wie sie im Schooße einer leidenden und streitenden Kirche entstehen konnten und mußten. In der lateinischen Kirche, in welcher die Hymnenlyrik durch den berühmten Mailänder Bischof Ambrosius eingeführt und durch Papst Gregor I. weitergebildet wurde, kündigt sich der Triumph des Christenthums schon frühzeitig dichterisch an. Doch erst mit dem 11. Jahrhundert, wo der Sieg der römischen Kirche schon entschieden war, beginnt ihr Gesang macht- und prachtvoll aufzutönen. So ein Prachtlied kirchlichen Triumphes ist des Cardinals P. Damiani (st. 1072) Hymnus auf die Freuden des Paradieses¹⁾: Als ein Gegenstück zu diesem triumph-

1) Der fromme Dichter beginnt seine Schilderung, in welcher die christlichen Vorstellungen von den himmlischen Wonnen in der abendländischen Kirche zuerst eine feste poetische Gestalt erhielten, mit einem sehnsuchtsvollen Aufblick aus dem diesseitigen „Exil“ nach dem jenseitigen „Vaterland“ und fährt dann also fort: —

Ach, wer schildert das Entzücken in des Friedens ew'gem Stral,
Wo sich aus lebend'gen Perlen hebet der Paläste Zahl,
Wo von Gold die Tische schimmern in dem hochgewölbten Saal.

Denn aus Edelsteinen sind die Häuser dieser Stadt gebaut,
Und belegt mit reinem Golde werden Straßen hier geschaut,
Ohne Schmutz und Unreinheiten, kein Getös' auch macht sich laut.

renden Frohlocken kann der dumpfdröhnende Donnerton betrachtet werden, womit in dem allbekanntem, mit ziemlicher Sicherheit dem Minoritenmönch

Winters Kälte, Sommers Hitze drücken niemals diesen Ort,
Wiesen grünen, Saaten reifen, Bäche Honigs fließen dort,
Und in ew'gem Frühling blühen hier die Rosen fort und fort.

Balsam schwitzt, es glüht der Safran, Lilien blühen im weißen Kleid,
Wo der Duft von edlen Hölzern und Aromen sich zerstreut,
Und in grünen Wäldern reifen Früchte der Unsterblichkeit.

Sonn' und Mond sind hier erloschen, wie auch der Gestirne Heer,
Denn das Lamm taucht selbst den Wohnort ein in seines Lichtes Meer,
Ein nie untergeh'nder Tag ist, Nacht und Zeiten sind nicht mehr.

Auch die Heil'gen glänzen jeder wie die Sonne hell und klar,
Bringen nach vollbrachtem Siege jubelnd Preis und Ehre dar,
Ueberzählend ihre Kämpfe, der besiegten Feinde Schaar.

Aller Fehl ist abgewaschen, alle Lockung, aller Schmerz,
Und das Fleisch ist Geist geworden, Leib und Geist sind nur Ein Herz,
Sie genießen ew'gen Frieden, aller Streit sank niederwärts.

Und sie ziehn in ihren Ursprung, vom Beweglichen befreit,
Schaun die gegenwärt'ge Wahrheit ohne Schein und ohne Kleid,
Trinken aus lebend'gen Quellen urgeborne Süßigkeit.

Daher schöpfen sie des Lebens ewige Erneuerung,
Klar, lebendig, lieblich ohne jegliche Verminderung,
Ohne Krankheit, immer blühend, ohne Alter, ewig jung.

Daher ziehn sie unvergänglich's Dasein, denn es starb der Tod,
Daher blühen sie hell und grünen, denn in Noth kam hart die Noth,
Und das Recht ist abgerungen, womit lang der Tod gedroht.

Und sie kennen den Allweisen, Nichts ist ihnen unbekannt,
In der Fremden Brust Geheimniß dringt ihr heiliger Verstand,
Und ihr Wollen und Nicht-Wollen ruht auf Einem Gegenstand.

Und wenn Jeder gleich der eignen Arbeit Früchte ernten muß,
Streut die Liebe Allen reichlich doch aus ihrem Ueberfluß;
Und so wird, was Einer erntet, allen Andern zum Genuß.

Um den heil'gen Leichnam sammeln sie wie Adler sich zumal,
Wo sich mit den Engeln leget heil'ger Seelen große Zahl,
Und die Bürger zweier Welten essen Brod von Einem Mahl.

Und Genuß hier und Begierde quillt im unerschöpften Fluß,
Denn die Reizung schafft nicht Qual hier, der Genuß nicht Ueberdruß,
Der Genuß treibt nur zur Reizung, und die Reizung zum Genuß.

Thomas von Celano (um 1250) zugeschriebenen „Dies irae dies illa“ — die Schrecken des Weltgerichtes verkündigt werden. Ein Jahrhundert früher hatte Bernhard von Clairvaur in seinem „Jesu dulcis memoria“ — und anderen Hymnen seinem christlichen Stoicismus begeisterte Worte geliebt und später verherrlichte Thomas von Aquino das Fronleichnamsfest in einem mystischen Hymnus und sang der Mönch Jacoponus sein süßmelancholisches „Stabat mater“.

Wenn man diesen Fortgang der kirchlichen Hymnologie mit Aufmerksamkeit ansieht, so bemerkt man unschwer, daß die christliche Poesie von ihren ersten schüchternen und asketischen Tönen schon zum Reicherem, Vielgestaltigerem und — Sinnlicherem vorgeritten ist. Wir nehmen das letztgebrauchte Wort selbstverständlich im besten Sinne, nämlich in dem von Natur. Es ist überhaupt ein Irrthum, zu glauben, die Freude an der Natur sei im Christenthum nicht frühzeitig wieder erwacht. Selbst schon zu einer Zeit, wo der spiritualistische Enthusiasmus des Christenthums mit größter Verachtung auf das Natürliche und Wirkliche herabsah, hatte sich sogar ein so mönchischer Charakter, wie Basilius der Große war, nicht enthalten können, in einem Briefe an Gregor von Nazianz dem Ausdruck seiner sinnigen Naturfreude Raum zu geben, und mit Recht hat Humboldt diesen Brief als ein Beugniß poetischer Landschaftsmalerei angeführt²⁾. Aber das Verhalten der Christen zur Natur war nicht das naive, unbefangene der Hellenen. Der Christ konnte freilich seine Augen der Herrlichkeit der Natur nicht auf die Länge verschließen. Er mußte, sofern ihn die Askese nicht gefühllos oder wahnstinnig gemacht, die Natur bewundern und lieben. Allein diese Bewunderung und Liebe war eine so zu sagen nur im Geheimen zu befriedigende. Die Reize der Natur waren für ihn verbotene, daher nur

Aus der süßen Flötenstimme quillt der Bach der Melodie,
Instrumente, süß den Ohren, tönen jauchzend Harmonie,
Denn sie singen Preis dem König, welcher ihnen Sieg verlieh.

Glücklich, glücklich ist die Seele, die vor ihrem König steht,
Unter deren Füßen unten sich des Weltalls Arc dreht,
Sonn' und Mond mit den Gestirnen ferne nur vorübergeht.

(Fortlage's Uebersf.)

Es ist nicht uninteressant, die Schilderung des christlichen Paradieses mit der des moslemischen zusammenzuhalten. S. u. 6. Buch, 3. Kap., 5, Anm. 12.

2) Kosmos, II, 27.

mit einem geheimen Schauer und Grauen betrachtete und genossene. Aus dieser dämonischen Reizung und Lockung und der geheimen Angst davor ist jenes romantische Naturgefühl entsprungen, welches in der modernen Poesie und Kunst eine so höchst bedeutende Rolle spielt.

Der in Frage stehende Brief des Basilius bietet auch noch einen weiteren Gesichtspunkt. Es findet sich nämlich darin eine mythologische Anspielung, die sich im Munde eines Kirchenvaters und Anachoreten ziemlich sonderbar ausnimmt. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die Väter der Kirche durchschnittlich in der classischen Literatur wohlbewandert waren, und mochte diese auch zu den „verdammlichen fleischlichen“ Dingen gehören, dennoch konnten die frommen Männer dem Zauber des Menschlich-Schönen, welcher in der antiken Mythologie und Poesie waltet, nicht immer widerstehen. Ja, noch mehr, wir stoßen in der altchristlichen Dichtung auf Werke, deren Verfasser bei den „armen blinden“ Heiden die umfassendsten poetischen Anleihen machten, woraus sich dann der wunderlichste Durcheinander von Christlichem und Hellenischem ergab. So, um ein berühmtes Beispiel anzuführen, in dem Passionsspiel *Χριστός πάσχων*, angeblich von dem schon genannten Gregor von Nazianz verfaßt, mit wahrhaft großartig ungenirter Benützung des Euripides³⁾. Aller Wohlgemeinheit ungeachtet, welche man diesem Stück zuerkennen mag, kann man doch nicht umhin, zu lächeln, wenn die Jungfrau Maria, nachdem ihr das bevorstehende Leiden ihres Sohnes angekündigt worden, ihren Schmerz in Worten Luft macht, welche Euripides seinen Hippolytos sprechen ließ, als dieser von der blutschänderischen Liebe der Phädra zu ihm unterrichtet worden war⁴⁾.

Ein weit reinerer und originalerer Ton als in derartigen Mischwerken hob in der christlichen Poesie zu klingen an, als nach verstümmtem ungeheuren Getöse der Völkerwanderung in der karolingischen Zeit die christliche Idee das germanische Gemüth zu erfüllen und zu bewegen begann. Zu erörtern, wie die christlich-geistliche Cultur in das Germanenthum einging und wie sich allmählig aus der lateinisch-geistlichen Dichtung die deutsch-

3) Vgl. über dieses merkwürdige Product altchristlicher Dichtung die treffliche Abhandlung, welche Clissen seiner mit einer metrischen Uebersetzung begleiteten Textausgabe vorsetzte. „Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur“, I.

4) Ὡ γὰρ μήτε, ἡλίον τ' ἀναπτύχαι! cet. Χρ. π. 267. Hipp. 601.

geistliche herausbildete, ist hier nicht der Ort⁵⁾. Wir sprechen daher nicht von den einschlägigen Bemühungen eines Graban, Moser, Williram und Anderer, selbst von der mönchisch-gelehrten, althochdeutschen, als Sprachquelle außerordentlich wichtigen Evangelienharmonie des Benedictiners Otfrid, welche in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts gedichtet wurde, — wohl aber kurz von der etwa zwei oder drei Jahrzehnte früher entstandenen altsächsischen Evangelienharmonie „Heliand“ (Heiland). Dieses in Stabreimen gedichtete, auf die Berichte der Evangelien basirte Epos ist ohne Frage das eigenthümlichste Werk germanisch-christlicher Poesie. Mit derselben wunderbaren Naivetät, womit Homer seine Götter sprechen und handeln läßt, ist hier der Stoff der evangelischen Geschichte behandelt. Ein zweites derartiges Werk existirt nicht. Ton und Färbung sind ganz germanisch-national. Keine Spur von mönchischer Gelahrtheit. Alles volksmäßig, klar, ruhig, echt episch. Der unbekannte Dichter hat dem Geist des Christenthums einen germanischen Leib gegeben. So schildert er uns die Hofhaltung des Herodes als die eines altsächsischen Herzogs, läßt den Christus wie einen germanischen Adaling unter seinem Dienstgefolge erscheinen und macht aus der Bergpredigtversammlung ein deutsche Herzen anheimelndes altgermanisches Volkssting.

9.

Die Kreuzzüge — in der umfassenden, an früherer Stelle von uns dargelegten Bedeutung gefaßt — führten jene Blüthe der mittelalterlich-christlichen Poesie herauf, welche wir die ritterliche Romantik zu nennen pflegen. Morgenland und Abendland, das durch Byzanz vermittelte Wiedererwachen der antiken Erinnerungen, die Einflüsse arabischer Cultur und das christlich-spiritualistische Liebesideal verbanden sich zur Schöpfung einer poetischen Welt, deren Seele die Minne war, sich offenbarend als Gottesminne und als Frauenminne. Mittelpunkt dieser romantischen Wunderwelt blieb das katholische Dogma, aber gerade weil dieses Dogma nach allseitiger künstlerischer Gestaltung rang, mußte der christliche Spiritualismus dem realistischen Prinzip in der Poesie die weitgehendsten Einräumungen machen. In der That sehen wir denn auch den blühendsten Realismus in den romanti-

⁵⁾ Eine fleißige und reiche Sammlung der altdeutsch-geistlichen Dichtung gibt Gödecke in seinem „Mittelalter“, Abschn. 2, 3, 4.

schen Regionen walten, welche Dame „Aventüre“ als Muse durchschweift, einen Realismus, hinter welchen der christliche Idealismus oft sehr bescheiden zurücktritt.

In der Provence zunächst, dann in Nordfrankreich äußert sich die ritterliche Romantik lyrisch, didaktisch und episch. Die karolingischen und bretonisch-keltischen Sagenkreise liefern vorwiegend das Material. Aber ein höherer Gehalt wird diesen Stoffen erst eingehaucht, eine edlere Kunstform erhalten sie erst in Deutschland, wo Ritterepopöe und Minnegejang zur Vollendung geführt werden. Die Höhepunkte dieser deutsch-romantischen Ritterdichtung bezeichnen als Lyriker Walthar von der Vogelweide, als Epiker Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Wolframs Parzival ist eines der merkwürdigsten Werke des Menschengestes, ein psychologisches Epos voll Tieffinn und Gedankenhöhe. Gottfrieds Tristan dagegen gehört zu dem Anmuthigsten, was die Poesie je geschaffen. Wolfram ist mystischer Idealist, Gottfried lebensfreudiger Realist. Jener schöpft seine Inspiration aus der himmlischen, dieser die seinige aus der irdischen Minne. Im Parzival ringt die christliche Himmelssehnsucht, im Tristan pulst die heidnische Leidenschaft. Wolfram läßt den Gott, Gottfried läßt den Menschen triumphiren. Beide Dichter stellen in sich den großen Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus dar, welcher sich später in der deutschen Literatur noch oft wiederholte¹⁾. Eigenthümlich ist das Verhältniß der volksmäßigen deutschen Heldendichtung zur ritterlich-romantischen Literatur. Die altnationalen Sagenkreise, von fahrenden Sängern Jahrhunderte lang durch mündliche Tradition fortgepflanzt und dann zu Anfang des 13. Jahrhunderts von kunstmäßigen Dichtern überarbeitet, bewahrten ihre heidnische Natur. Der Stolz des germanischen Heldengesanges, das Nibelungenlied, ist im Wesen und Ton durchaus heidnisch. So auch die Gudrun und das kleine Heldenbuch. Christliches wird zwar häufig darin erwähnt, aber ganz beiläufig und äußerlich. Diese grandiose Epik ist naiv sinnlich, weltlich, heidnisch.

Das Ziel, welches zu Anfang des 13. Jahrhunderts der Deutsche Wolfram mächtig angestrebt hatte, die Gestaltung der christlichen Idee zu einer Universalidichtung, erreichte im 14. der Italiener Dante. Man hat ihn nicht mit Unrecht den Homer des Christenthums genannt, denn wie die

1) Klopstock und Wieland, Schiller und Göthe, Börne und Heine.

homerischen Gesänge das hellenische Dogma mythologisch auseinanderfalten, so thut Dante's große Dichtung, die Divina Commedia, mit dem christkatholischen. Die göttliche Komödie löst das Diesseits ins Jenseits auf, verflüchtigt den Realismus des Menschendaseins in die phantastischen Zukunftswelten der Hölle, des Fegefeuers und des Himmels. Durch einen Genius von ungeheurer Energie ist in Dante's Gedicht das ganze unermessliche Material, welches heidnische und christliche Phantasie seit Jahrhunderten und Jahrtausenden zur Construction eines vorgestellten, gehofften sowohl als gefürchteten Lebens nach dem Tode aufgehäuft hatte, zu einem Miesebau verwendet worden, der seines Gleichen nicht hat²⁾. In diesem Wunderbau ist Alles mystisch, symbolisch, allegorisch; das Wirkliche erscheint als unmöglich, das Unmögliche als wirklich. Mit unvergleichlicher Meisterchaft hat der Dichter im Fortgang seiner Wanderung durch die Welt der christlichen Mythologie den Entsinlichungsprozeß veranschaulicht, welchen dem christlichen Dogma zufolge die Menschenseele durchmachen soll. Im Inferno stehen wir noch auf dem realen Boden der Leidenschaften, aber wie wir mit dem Dichter aus den Höllenbulgen heraus und die Stadien des Fegefeuerberges hinaufsteigen, bleibt Schritt für Schritt alles Reale hinter uns zurück und im Paradies vollends geht allmählig die sinnliche Begreiflichkeit ganz aus. Da wandeln wir in der Aetherluft der reinen Idee und alle Vorstellungen versäufeln zuletzt in ekstatischen Wonnen, für die es keinen Ausdruck mehr gibt. Das Fleisch ist Geist geworden.

Dante's Komödie steht am Eingang der italiischen Literatur als die größte Leistung derselben. Hier war die katholische Idee zur großartigsten dichterischen Erscheinung gekommen und sogleich trat ein Niedergang dieser Idee ein. Das antike Element wurde in der italiischen Poesie neben dem christlichen mächtig. Weniger deutlich erkennen wir das in der christlich-

2) Es steht zu vermuthen, daß Dante eine äußerliche Anregung zur Schöpfung der göttlichen Komödie durch den französischen Minstrel Raoul de Houdan erhalten habe, welcher um 1190 das Gedicht „La voye ou la songe d'Enfer“ verfaßt hatte. Selbstverständlich haben die antiken Mythen vom Elysum und Tartarus auf die Gestaltung der christlichen Vorstellungen von Himmel und Hölle eingewirkt. Falls Dante's Name nicht dadurch entweiht würde, möchte ich sagen, daß für Deutschland der Vater Kochem eine Art volksmäßiger Dante geworden ist. Sein „Himmelschlüssel“ läßt bekanntlich die Folterphantasie aller Inquistoren und Hexenrichter hinter sich. In diesem grotesken Buch feiert die christliche Mythologie ihr „Narren- und Geistesfest“.

platonischen Sentimentalität der Sonnettendichtung des Petrarca, aber sehr deutlich schon in der Novellistik des Boccaccio, welcher die Möncherei mit dem Spottgelächter heidnischer Fleischeslust überschüttet. Dieser Zug von Ironie und Spott zieht sich auch durch die romantische Epik der Pulci und Ariosto sehr vortretend hindurch, und wenn es; dem Tasso mit dem christkatholischen Ideal hoher Ernst war, so ist er in seinem großen Kreuzzugs-
gedicht doch ein zu offenkundiger Nachahmer der antiken Epiker gewesen, als daß sein Werk für einen reinen Ausdruck jenes Ideals gelten könnte. Noch entschiedener und geradezu dominirend tritt die antike Reminiscenz in des Portugiesen Camões herrlichem Heldenlied von den Lusitaden auf. Da wird schließlich die christliche Vertuschung der heidnischen Götter ganz fallen gelassen und werden, wenn auch mit Anhängung allegorischer Deutung, die Umarmungen hellenischer Nymphen christlichen Helden als lochendste Belohnung für bestandene Gefahren und Mühsale hingestellt. — Viel reiner und strenger erscheint das katholisch-romantische Ideal in der spanischen Poesie. Nachdem der Kreuzzugsgeist in den Romanzen vom Cid eine schönste Verkörperung gefunden, kam die ganze Ritterwelt zu breiter Darlegung in jenen Romanen, welche man nach ihrer typischen Hauptfigur Amadisromane zu nennen pflegt. Allerdings fand diese Ritterdichtung, wie ihre höchste Vollendung, so zugleich auch ihre Vernichtung durch das mit Recht weltberühmte Buch des tiefstinnigen Cervantes, welcher den Gegensatz von Idealismus und Realismus mit souveräner Genialität zu einer Tragikomödie des menschlichen Lebens gestaltete und an dem Schicksal des edlen Manchancers nachwies, daß der Mensch nicht ungestraft die Verhältnisse der Wirklichkeit mißachte. Dennoch aber trieb erst nach Cervantes das katholische Dogma in Spanien seine reichsten und prächtigsten poetischen Blüten, in den Dramen eines Lope und Calderon. Hier wird die christliche Himmelssehnsucht zur Verzückung, die kaum mehr vom Wahnsinn zu unterscheiden ist, die christliche Rechtgläubigkeit zu fanatischer Ausschließlichkeit, die Glaubensbegeisterung zu wilder Grausamkeit. Es ist etwas Mänadenhaftes, Orgiastisches in dieser Lope-Calderon'schen Dichtung. Sie haucht einen narkotikaften Duft, welcher die Sinne umnebelt und das Herz zusammenschnürt.

10.

Das Prinzip der Glaubensautorität, die katholische Idee, wie sie im spanischen Drama des 17. Jahrhunderts ihre vollste und blendendste poetische

Darstellung gefunden, hatte sich an der Reformation zu neuer Lebensfähigkeit aufgefrischt. Nur im Gegensatz zum reformatorischen Germanismus war der Romanismus zu jenem energischen Abschluß gelangt, welchen ihm die Beschlüsse des Tridentiner Concils gaben. Das protestantische Prinzip, die freie Selbstbestimmung des Individuums, das „Ideal der Selbstgewißheit“, ist seiner innersten Natur nach eben so wesentlich germanisch, als der Katholicismus wesentlich romanisch ist. Die beiden großen Gegensätze im historischen Christenthum, die katholische Veräußerlichung und die protestantische Verinnerlichung desselben, blieben auch national abgegränzt, denn die bleibenden Eroberungen, welche der Protestantismus unter den romanischen Völkern gemacht, statuiren höchstens eine Ausnahme von der Regel. Auch in Betreff der poetischen Production. Denn wenn auch, um einige vorragendste Beispiele anzuführen, zur Reformationszeit ein Rabelais die Springflut seines cynischen Sarkasmus gegen den Fels der Kirche anbranden ließ; wenn sogar schon früher ein Pulci das kirchliche Dogma ganz offen verhöhnt, ein Ariosto dasselbe ironisch belächelt, ein Macchiavelli die jesuitische Casuistik, bevor es einen Jesuitenorden gab, in seiner zügellosen Komödie La Mandragola blutig gegeißelt hatte — nirgends doch war es zu einem entschiedenen Bruch mit der christlichen Autorität gekommen.

Der germanische Ernst vollzog diesen Bruch. Die Bibel einerseits, das classische Alterthum andererseits wurden für die Völker germanischen Stammes die Grundlagen einer neuen Weltanschauung. Der Kampf der Freiheit gegen die Autorität begann auch in der Poesie. Dieser äußerte sich zunächst vorwiegend polemisch und legte überall den Maßstab einer verständigen Kritik an die Vergangenheit. So in den religiös-politischen Fastnachtsspielen jener Lage; so in den Werken jener Reihe von Fabulisten und Satirikern, welche von Brandt bis auf Fischart herabreicht; so in der bei aller absichtlichen Unclassicität dennoch classischen Satire der Epistolae viro-
rum obscurorum, welche aus den Kreisen der deutschen Humanisten hervorgegangen ist, wo der Witz des Erasmus und der edle Enthusiasmus des Ulrich von Hutten den Ton angaben¹⁾. Bezeichnend ist auch, daß auf der

1) Erhard, in seiner „Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftl. Bildung“, II, 380, weist mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit nach, daß der erste Theil der „Dunkelmännerbriefe“ von Johann Crocius verfaßt sei. Seine Mitarbeiter seien Peter Eberbach und Hermann von Muenar gewesen. Zum zweiten Theil könne Hutten beigefeuert haben.

Gränzebeide des 14. und 15. Jahrhunderts das uralt-germanische Tierepos, welches sich im Verlaufe der Zeit zur verben Ironisirung des Pfaffenhumors herausgebildet hatte, in dem niederdeutschen „Reineke Vos“ seinen dichterischen Abschluß fand. Als positive dichterische Schöpfung konnte die Reformationszeit in Deutschland zunächst nur das protestantische Kirchenlied aufweisen, zu welchem Luther die markige Weise angegeben hatte.

Dagegen schickte der germanische Protestantismus in England zwei Dichter vor, durch welche das protestantische Prinzip seine höchste poetische Weihe erhielt: Shakespeare und Milton. Wir nehmen natürlich das Wort Protestantismus hier nicht in dem engen confessionellen, sondern im weiten und weitesten Sinn. Protestantismus ist uns also die freie Selbstbestimmung des Menschen und in diesem Sinne nennen wir Shakespeare einen protestantischen Dichter. Der wunderbare Genius dieses Mannes, dem ohne Widerrede der Thron des Universaldichters der modernen Welt eingeräumt ist, wußte Nichts von dem mittelalterlichen Gebundensein des Geistes. Das kirchliche Dogma hat ihm nicht imponirt. Die Charaktere, die er geschaffen, sind frei, sie bestimmen sich selbst, ihre Handlungen sind Acte ihres Willens. Sie sind keine schemenhaften Marionetten an den Drähten des kirchlichen Dogma's und der kirchlichen Moral, sondern Menschen, volle und ganze Menschen, von innen heraus lebend, auf sich selbst gestellt. Nun aber steht dem freien Menschenwillen ein Ewiges, Geheimnißvolles gegenüber, was die Menschen Verhängniß, Schicksal, stitliche Nothwendigkeit, Gott nennen. An dieser Schranke bricht sich die menschliche Selbstgewißheit; sie geht an ihr zu Grunde, falls sie nicht zugleich Selbstbeschränkung ist. Das ist Shakespeare's Tragik. Die menschliche Freiheit artet leicht in Willkür aus, welche im Anrennen gegen selbstgesetzte, unwesentliche, nichtige Schranken ein eitles und thörichtes Spiel treibt, in dessen Verlaufe sie haltlos in sich zusammenbricht, um aus ihrer Vernichtung das Rechte hervorgehen zu lassen. Das ist Shakespeare's Komik. So hat Shakespeare in Tragik und Komik, zwischen welchen sein tiefster und zugleich olympisch heiterer Humor die vermittelnde Brücke schlägt, die ethische Idee des Christenthums in ihrer ganzen Tiefe erfaßt. Milton seinerseits verfißt in seinem großen Gedicht vom verlorenen Paradies ebenfalls die protestantische Idee der Freiheit, aber nicht so fast in dem weltweiten Shakespeare'schen als vielmehr in dem begränzteren Sinne des Puritanismus. Die Schranke, an welcher hier die menschliche Selbstbestimmung zu Grunde geht, ist nicht das ewige Sittengesetz, sondern

das biblische Dogma in seiner puritanischen Auffassung. Hierin liegt der Grund der dogmatischen Verkümmern der großen Intention von Miltons Werk, hierin auch der weitere, warum Klopstocks Versuch, den von Milton angeschlagenen Ton im 18. Jahrhundert fortzuführen, nur eine sehr vorübergehende Wirkung gethan hat.

Denn dieses 18. Jahrhundert ging, wie Jedermann weiß, recht eigentlich darauf aus, alle Schranken der geschriebenen und traditionellen Autorität niederzuwerfen und die Prinzipien der Reformation vom religiösen auch auf die übrigen Gebiete des Lebens herüberzupflanzen. Der Geist dieser Zeit war ein christlich-idealistischer, sofern er ein wesentlich kosmopolitischer war; er war aber auch ein antik-realistischer, sofern er die Grundsätze des Humanismus allseitig zur Geltung zu bringen suchte. Die religiöse Skepsis, von den englischen Freidenkern auf die französischen Encyclopädisten übergegangen, hatte hier, nachdem das antike Schönheitsideal in der französischen Tragödie zum kritischen Reflex geworden, eine deistische Poesie erzeugt, als deren Hauptrepräsentant Voltaire erscheint. Er übergieß die kirchlichen Dogmen, die Hierarchie, das historische Christenthum überhaupt mit der Lauge bittersten Spottes²⁾, aber zugleich anerkannte er huldigend die Grundlehren des christlichen Glaubens und der christlichen Sittenlehre³⁾. Er war so sehr Deist, daß er in Versen, die zu seinen glänzendsten gehören, den berühmten Ausspruch that, wenn Gott nicht wäre, müßte man ihn erfinden⁴⁾. Im

2) Die Quintessenz desselben ist zusammengefaßt in der 1722 geschriebenen Epistel an Uranie (Le Pour et le Contre).

3) Keiner der Zeloten, welche eine wüthende Grimasse schneiden, so oft Voltaire's Name genannt wird, würde es zu jener hohen Ansicht des ethischen Prinzips im Christenthum bringen, welche Voltaire in seiner *Alzire* darlegt, da, wo er den Christen Gusman zu dem Heiden Zamore sagen läßt: —

Des dieux que nous servons connais la différence :
Les tiens t'ont commandé le meurtre et la vengeance ;
Et les miens, quand ton bras vient de m'assassiner,
M'ordonnent de te plaindre et de te pardonner.

4) Ils (les peuples) ont adoré tous un maître, un juge, un père ;
Ce système sublime à l'homme est nécessaire :
C'est le sacré lieu de la société,
Le premier fondement de la sainte équité,
Le frein du scélerat, l'espérance du juste.
Si les cieus, depouillés de leur empreinte auguste,

deutschen Nationalismus und Humanismus wurde dann dieses heidnische Prinzip zum weltbürgerlichen Idealismus erhoben und erhielt seine klassische dichterische Gestalt in Lessings Nathan, diesem „Bild edelster Menschheit“. Rousseau, statt wie Voltaire an den „Esprit“, appellirte an das Gemüth und setzte dem biblischen Evangelium ein Naturevangelium, der geoffenbarsten Religion die natürliche entgegen, deren Credo er immer und überall, am beredtesten aber in der berühmten Profession de soi du vicaire savoyard verkündigte. Auch Rousseau ist ein Gläubiger, aber statt ein Theologe zu sein, ist er ein Mensch. „Wage es, ruft er seinem Emil zu, — den Philosophen gegenüber Gott zu bekennen! Wage es, den Unduldsamen gegenüber Humanität zu predigen!“ Der enthusiastische Ruf nach Natur und Freiheit, welchen Rousseau erhoben, fand lautesten Wiederhall in Deutschland. Hier nahmen ihn die „Stürmer und Dränger“ auf, welchen Herder, in Fortsetzung der Mission Lessings, als kritischer Bannerträger voranschritt. Göthe und Schiller erhoben dann die naturalistische Freiheitsidee der Sturm- und Drangperiode in die Sphäre der Kunst. Wie sich die beiden großen Männer im Leben befreundet waren, so ergänzen sich ihre Werke gegenseitig. Hier ist das Ideal der Humanität, in welchem Heidnisches und Christliches, geläutert im Feuer der modernen Bildung, zum modernen Griechenthum verschmilzt, voll und ganz zur poetischen Erscheinung gekommen. Abgewandt Beide dem kirchlichen Dogma und oft in den schärfsten Ausdrücken diese Abneigung manifestirend, sind doch Göthe und Schiller vom lautersten und innigsten religiösen Gefühle beseelt. Ueberall ist und wirkt in ihnen der Gott. Wunderbar haben sie die Vertheufelung der Natur überwunden und im Menschlich-Schönen herrlich das Göttliche aufgezeigt. Die Göthe-Schiller'sche Poesie ist die Summe einer achtzehnhundertjährigen Bildungsgeschichte der Menschheit. Daher wird es auch Jahrhunderte währen, bis wieder so eine „Menschengeschick bestimmende“ Dichtung gereift ist. Was einstweilen nach Göthe und Schiller dichterisch zu Tage getreten, ist bei aller Genialität im Einzelnen doch im Ganzen nur Unfertiges, Unreifes. Die durch Chateaubriand in Frankreich, durch die romantische Schule in Deutschland begründete mittelalterlich-katholisch-trende Reaction gegen den humanistischen Idealismus hat zwar der Contrerevolution Handlangerdienste geleistet, aber künstlerisch nur

Pouvaient cesser jamais de le manifester,
Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer.

sehr wenig Bleibendes geschaffen und ist dann, an sich selber verzweifelnd, theils in quietistische Blasphemie, theils in wilde Zerrissenheit umgeschlagen. In dem Sumpf der Blasphemie verschwanden die deutschen Romantiker. Die rotte Fahne der Zerrissenheit und Verzweiflung — einer wirklichen oder bloß gemachten — schwang Byron hochtrogig gen Himmel und ihm sind in Deutschland Heine⁵⁾ und seine Schule, in Frankreich Hugo und seine neuromantischen Anhänger nachgegangen. Von einer „Poesie und Kunst der Zukunft“ wird terminalen viel gesprochen und geschrieben, aber die wirkliche Erscheinung derselben ist selbst am fernsten Saum des Horizontes der Gegenwart noch nicht wahrzunehmen.

Anhang zum fünften Buch.

Das Judenthum in der christlichen Zeit.

1.

Während das Christenthum sich stets in höherem Maße als welt-erobernde Religion bewährte, in die Eigentümlichkeiten aller Nationen einging und alle Gebiete des geistigen Lebens durchdrang, erwies sich das Judenthum, dessen Anhänger durch die letzte große Niederlage unter Bar-Cochab noch weiter über den Erdfreis zerstreut worden, als die conservative Religion, welche schon wegen ihres nationalen Charakters und mehr noch wegen der Verwerfung ihrer geschichtlich-nothwendigen Entwicklung im Christenthum, keiner selbstständigen Entwicklung mehr fähig sein konnte. Zugleich aber bietet uns die weitere Geschichte des Judenthums den in der Weltgeschichte einzigen Anblick eines Volkes, welches, obwol es keine Heimath mehr besitzt und keinen Staat mehr bildet, doch nicht in die übrigen Völker aufgegangen ist, sondern sich als eine geistige Einheit behauptet hat.

Man hat die Entstehung der neuen Gesetzbücher, die Veränderungen in

⁵⁾ Welcher aber doch zwei Gedichte geschrieben hat, die zu den schönsten gehören, welche überhaupt im und vom Christenthum hervorgebracht wurden: — die „Wallfahrt nach Kevlaar“ und das Nordseebild „Frieden“.

der Verfassung der jüdischen Religionsgenossenschaft und im Cultus, dieerspaltung der Juden in Sekten als weitere Entwicklungen des Judenthums ansehen wollen; aber es wird sich bei näherer Betrachtung zeigen, daß dasselbe in allen diesen Dingen theils an das Uebergebrachte gefestigt geblieben, theils unter dem Einflusse des Christenthums und des Islam gestanden ist. Die Leistungen jüdischer Gelehrten vollends in der Philosophie hängen ganz von Einflüssen ab, welche dem Judenthum fremd sind. Ein Moses Maimonides, Spinoza und Mendelssohn philosophirten so wenig im Geiste des Judenthums, als Aristoteles im Geiste der homerisch-hesiodischen Volksreligion philosophirt hat. Ein kurzer Ueberblick über die Geschichte des Judenthums seit den Zeiten Hadrians wird vorstehende Behauptung bestätigen.

2.

Von den Pharisäern her waren mündliche Ueberlieferungen neben dem mosaischen Gesetze im Gebrauch. Als nun mit dem Tempel auch das mosaische Priesterthum ein Ende genommen, erhoben sich die Synagogenlehrer (Rabbinen) zu Erben der Priester und Hohenpriester. Die Rabbinen leiteten die Gemeinde nach der Halacha, d. h. dem allgemein anerkannten Herkommen. Unter ihnen bildete sich zwar die Tradition mündlicher Gesetze weiter, aber gegen Ende des 2. Jahrhunderts verschwand der Urheber dieser Tradition, der Pharisäismus, in Verachtung gefallen durch die niedrige Scheinheiligkeit seiner Glieder, und mit ihm zugleich der Sadduzäismus, gegen welchen einige der neueren Gesetze speziell gerichtet waren. Die Samariter verwarfen consequent auch die rabbinische Tradition. Ihre strenge geistige Abgeschlossenheit, gegründet auf das alleinige Festhalten am geschriebenen Gesetze Moses, hat sie so vereinzelt, daß ihrer gegenwärtig nur noch ein paar Hunderte vorhanden sein mögen.

Die rabbinische Tradition faßte um 230 n. Chr. Jehuda der Heilige in der Mischna zusammen, einem neuen Gesetzbuch, welches unter den Juden bald allgemeine Gültigkeit erlangte. Statt wie zuvor dem alten Testamente, wandte sich jetzt das Studium (Gemara) allgemein der Mischna zu. Um 359 wurden sämtliche Commentarien zu derselben gesammelt und daraus, mit Zugrundelegung des Mischnatextes, entstand der Talmud, dessen erste Redaction die Bezeichnung der Jerusalemischen führt. Erst der sogenannte Babylonische, weil von den babylonischen Rabbinen Asche und Abina redigirte, Talmud erlangte jedoch allgemeine Anerkennung. Auch die

freie Umarbeitung des Talmud, welche im 12. Jahrhundert Mose Ben Maimon (Maimonides) unter dem Einfluß arabisch-aristotelischer Philosophie vornahm, kam unter dem Titel „Sap Chasaka“ bei den Juden zu großem Ansehen, wenigstens unter den heller denkenden. Das unermessliche Material, was die verschiedenen Redactionen, Erweiterungen und Erläuterungen der Talmude anhäufte, wurde dann poetisch ausgenutzt von Seiten jener in vulgär-aramäischer Sprache sich bewegenden Dichtung, welche die Hagada (d. i. Gesagtes) heißt¹⁾. Mose Corduero brachte im 16. Jahrhundert die von Alters her traditionell unter den Juden fortgepflanzte mystisch-magische Geheimlehre der Kabbala, welche zu so viel Humbug und Schwindel Veranlassung gegeben, zum Abschluß. Sie enthält, in einer dunkeln und bilderreichen Sprache verfaßt, ein wunderlichstes Gemisch von jüdischen, persischen, ägyptischen, griechischen und arabischen Anschauungen und Meinungen.

3.

Die Verfassung der Judengemeinden hat sich nach den politischen Verhältnissen der Völker gerichtet, unter denen „Israel in der Verstreung“ lebte. Die in Palästina zurückgebliebenen Juden errichteten aus den angesehensten Rabbinen das altherkömmliche Synedrium, dessen Vorsther den Titel Nasi führte. Unter Jehuda dem Heiligen aber existirte schon kein Synedrium mehr. Er, der Nasi, war nur noch Vorsteher eines geistlichen Gerichtes, welches aus ihm selbst und zwei Beisitzern bestand und die Befugniß der Verhängung von Geißelung und Bann besaß. Die babylonischen Judengemeinden standen anfänglich unter einem rein weltlichen Oberhaupt, dem Resch-Glutha, d. h. Haupt der Colonisten. Um 260 errichtete dieser zwei einander beigeordnete rabbinische Gerichtshöfe, den einen in Mahardea, den andern in Sura, wo sich die beiden wichtigsten Rabbinenschulen befanden. Im 8. Jahrhundert kamen durch die Befehdung eines Fürsten der Chasaren am kaspischen Meer Juden auf den Thron dieses Reiches. Drißthalb Jahrhunderte hindurch herrschte daselbst stets ein Jude mit einem jüdischen Minister und einem aus Juden, Christen und Mohammedanern gebildeten Rath. Allgemein galt der Grundsatz der Religionsfreiheit. Unter

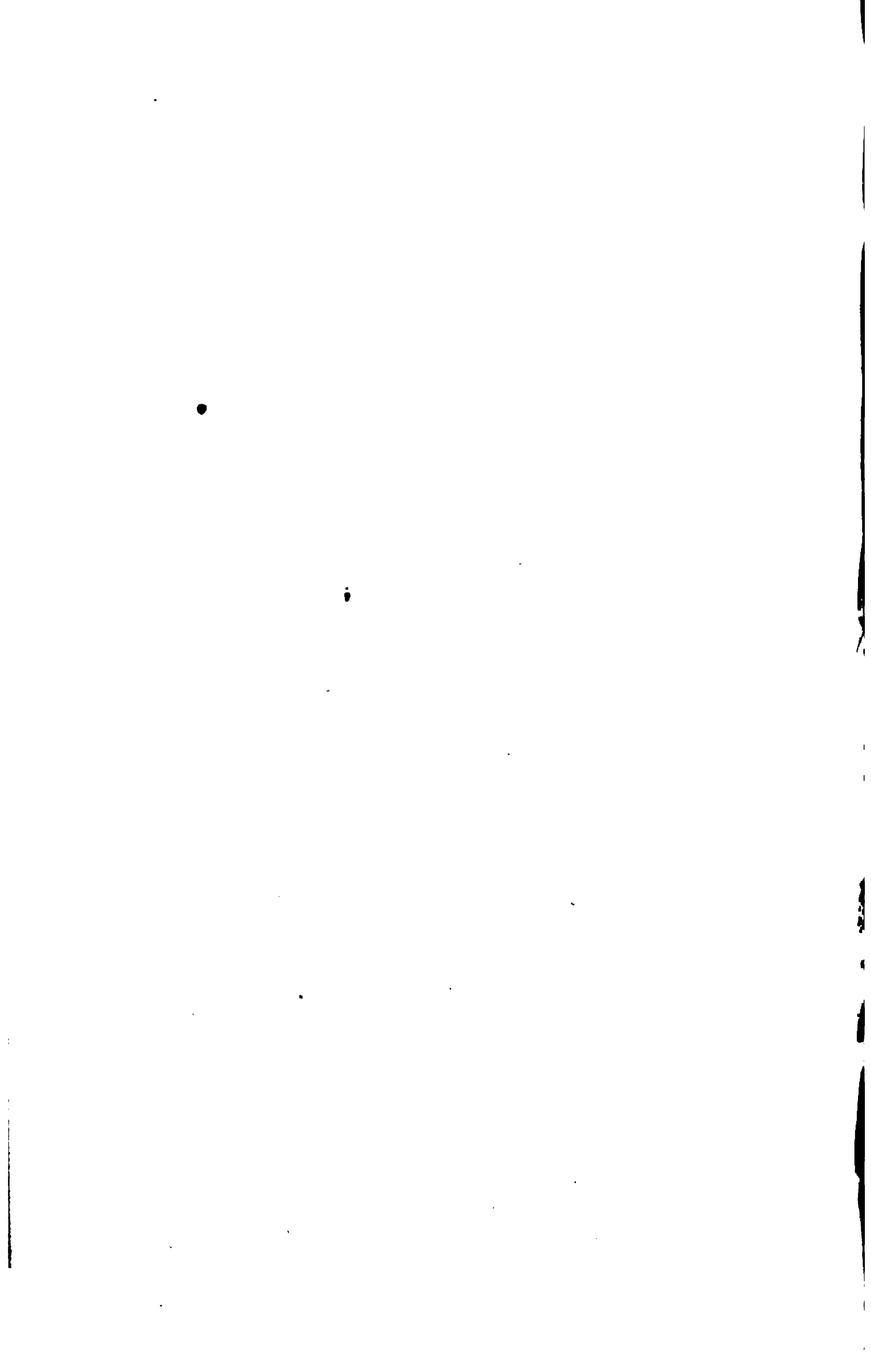
1) Eine Sammlung hagadischer Gedichte, ins Deutsche übertragen, gibt Solowicz's „Polyglotte der oriental. Poesie“, S. 286—316.

der maurischen Herrschaft in Spanien entstanden ebenfalls rabbinische Gerichtshöfe, welche ihre Sprüche nach Maßgabe des Talmud fällten. Der Islam, insbesondere der maurisch-spanische, beschämte überhaupt im Mittelalter die christliche Intoleranz gegen die Juden, von welcher wir im 9. Kapitel des 5. Buches gehandelt haben¹⁾. Erst der Humanismus des 18. Jahrhunderts und mehr noch die französische Revolution und die Napoleon'sche Gesetzgebung begannen die barbarischen Fesseln zu brechen, in welche das mittelalterliche Christenthum die Judenschaft geschlagen hatte.

Napoleon, um den Juden Gelegenheit zur Aeußerung ihrer bürgerlichen Gesinnung nach den Grundsätzen ihrer Religion zu verschaffen, berief am 10. Juli 1806 alle jüdischen Notabeln Frankreichs zu einer Versammlung nach Paris. Diese erklärte sich mit Berufung auf einen früheren Synodalbeschluss für die Monogamie, für Ehescheidung nur unter Bewilligung der Landesgesetze und die Schließung gemischter Ehen mit Christen. Sie verwarf den Wucher, erklärte Frankreich für das Vaterland der darin wohnenden Juden und sprach es aus, daß der Einfluß der Rabbinen nur auf dem Herkommen beruhe. Dadurch befriedigt, berief Napoleon den großen Sanhedrin, d. h. das jüdische Synedrium für ganz Frankreich, als oberste Behörde der Judenschaft, um die Beschlüsse der Notabelnversammlung zu sanctioniren, was auch wirklich geschah. Schon zuvor war die von neun Notabeln in Verbindung mit kaiserlichen Commissarien entworfene Verfassung der Judenschaft eingeführt worden. Kraft dieser standen je 2000 Juden unter einem Consistorium, alle Consistorien des Reichs unter einem

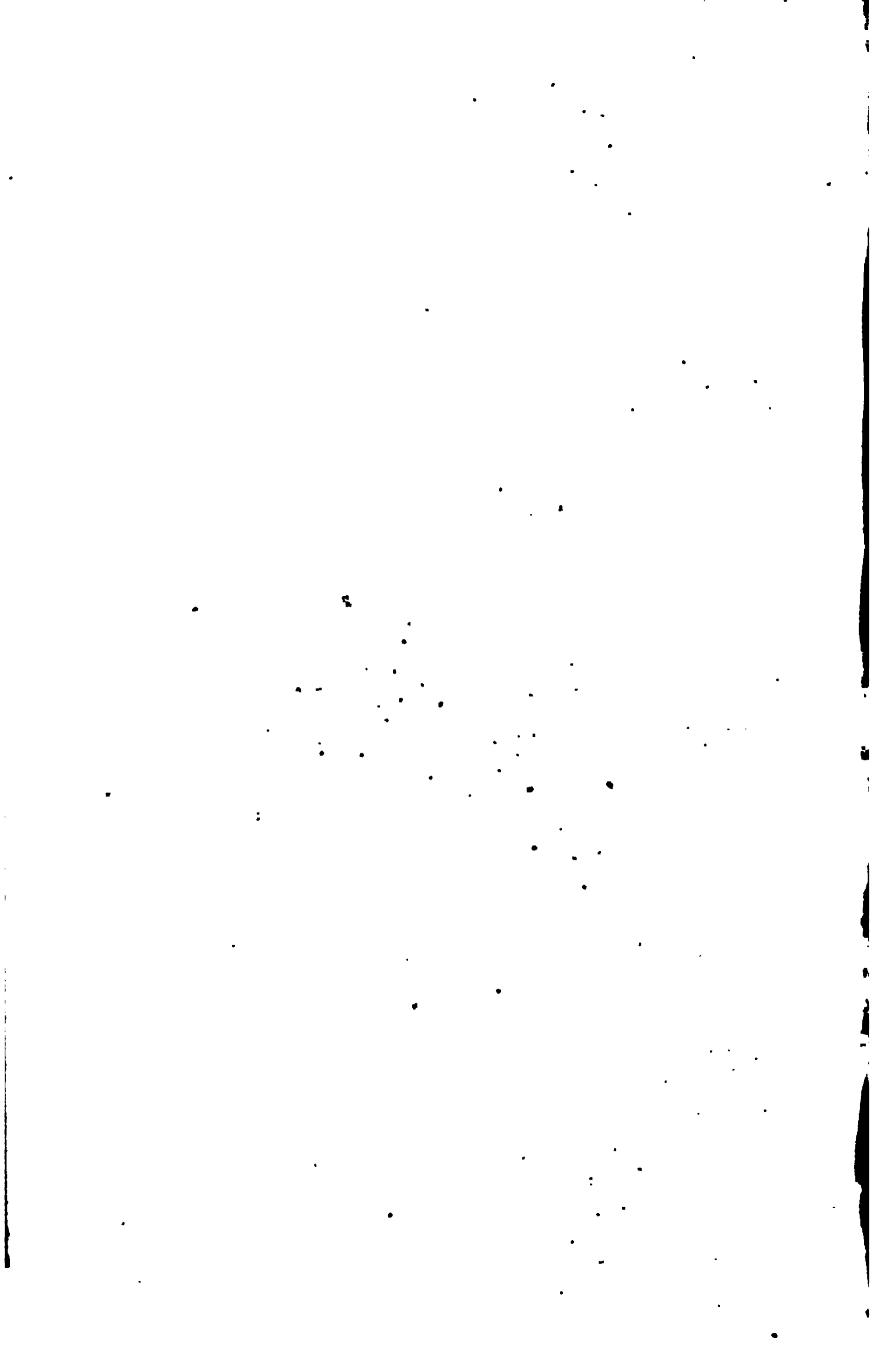
1) Unter dem Schutze moslemischer Toleranz war dann auch jene neuhebräische Cultur in Spanien zur Blüthe gekommen, welche in den Werken der spanisch-jüdischen Dichterschule, deren Hochmeister Juda Ha-Levi (geb. um 1080) ist, einen schönen Beitrag zur Weltliteratur geliefert hat. Vgl. Solow'cz a. a. O. S. 317—337. Die jüdischen Philosophen, an deren Spitze der schon genannte Maimonides steht, waren auch die hauptsächlichsten Vermittler zwischen der arabisch-aristotelischen Philosophie und der christlichen Scholastik. Ueberhaupt verdankt die Wissenschaft den aus der pyrenäischen Halbinsel nach dem Norden gewanderten jüdischen Gelehrten viel. Im Uebrigen ist zu bemerken, daß der kühnste, originellste und edelste Denker, welchen die neuhebräische Bildung hervorgebracht hat, Baruch Spinoza, sein großes pantheistisches System nur schaffen konnte, nachdem er sich von allen Voraussetzungen des Mosaismus wie des Rabbinismus freigemacht hatte. Auch Moses Mendelssohn war kein Jude mehr; sonst hätte er nicht den mißlungenen Versuch machen können, die Denkfreiheit als jüdisch-religiöses Prinzip nachzuweisen.

Centralconsistorium in Paris. Seit 1831 wurde sogar die frühere Bestimmung, daß die Rabbinen von ihren Gemeinden besoldet werden müßten, aufgehoben und die Besoldung der Rabbinen ebenfalls dem Staat überbunden. — In den letzten Jahrzehnten hat die „Emanzipation der Juden“ in allen civilisirten Ländern Europa's zu weitläufigen gesetzgeberischen Erörterungen geführt. In England, Belgien, Deutschland und Holland machte diese Emanzipation auch praktische Vorschritte, welche der bürgerlichen Gleichberechtigung der Juden mit den Christen mehr oder weniger nahe kommen. Völlige Befreiung vom Joch der mittelalterlichen Barbarei haben jedoch die Juden vorerst nur in Frankreich und Nordamerika erlangt.



Sechstes Buch.

Der Islam



Erstes Kapitel.

Arabien.

1.

Wenn das Buch vom Christenthum, ungeachtet wir beflissen waren, es nach Möglichkeit zu kürzen und zusammenzudrängen, uns unter der Hand zu einem Umfang angeschwollen, welcher zu dem der übrigen Bücher unseres Werkes in mißlichem Verhältniß steht, so können wir, dagegen gleich zu Anfang dieses sechsten und letzten Abschnittes dem Leser die beruhigende Versicherung geben, daß er hier nicht so lange festgehalten werden soll, wie dort. Nicht etwa, als ob der breite Raum dort; der schmale hier durch Sympathie und Antipathie bedingt wäre — jeder Einsichtige wird, glauben wir, uns das Zeugniß geben, daß wir mit der Unbefangenheit, wie sie dem Culturhistoriker zukommt, sämtliche Erscheinungsformen der religiösen Idee betrachtet haben — nein, die ausführlichere Behandlung des Christenthums, die gedrängtere des Mohammedanenthums war und ist, wie übrigens Jedermann weiß, durch die Natur der beiden Religionen geboten. Die reiche innere und äußere Entwicklungsgeschichte, wie das Christenthum sie besitzt, geht dem Islam ab. Zwar dort, wie hier, wurde das Dogma fixirt, allein schon der Umstand, daß diese Fixirung im Christenthum zu verschiedenen Zeiten, nach langen Zwischenräumen vor sich ging, während sie im Mohammedanismus mit Abschluß des Koran ein für allemal geschah, begründet einen höchst bedeutenden Unterschied. Freilich hat auch der Islam, wie das Christenthum, seine Mythenbildung, seine Tradition, seine Sekten, sogar seine Philosophie; aber alle diese Entwicklungsstadien halten mit denen des Christenthums keine Vergleichung aus. Der Islam ist starr, schroff, stei-

nern wie sein monotheistisches Symbolum; das Christenthum flüchtig, biegsam, vielgestaltig, in einem unendlichen Entwicklungsprozeß begriffen. Endlich ist dieses universell, wesentlich kosmopolitisch, jener spezifisch orientalisches, so sehr, daß selbst der bedeutendste Sektenspalt, welcher in seinem Schooße entsprang, der zwischen Sunniten und Schiiten, wie wir sehen werden, seinen letzten Grund in einem Haremszank hatte. Daher auch bog, der mohammedanischen Ausbreitungs- und Eroberungspolitik ungeachtet, im Islam der religiöse Gedanke, obgleich vom Christenthum vielfach beeinflusst, vom Idealen und Menschheitlichen wieder zum Realen und Nationalen zurück.

2.

Von der syrischen Wüste im Norden begrenzt, dehnt sich, von einem Volke semitischer Stammes bewohnt, die Halbinsel Arabien zwischen dem rothen Meer im Westen und dem persischen Golf im Osten nach Süden weit in die indische See hinaus. Diesem weiten Raum, welcher ungefähr 50,000 Quadratmeilen enthalten mag, verleiht seine Stützmarken, Meer und Wüste, von Alters her den Charakter einer Abgeschlossenheit, welche Jahrtausende hindurch bewahrt wurde. Wenigstens von denen seiner Bewohner, welche sich als die eigentlichen Eingeborenen und Söhne des Landes anzusehen liebten, von den Arabern, die sich Bedewinen (Beduinen), d. i. Bewohner der Wüste nannten. Es paßt jedoch die Vorstellung, die saharenartige, welche wir mit diesem Worte zu verbinden pflegen, nicht ganz auf die Wohnstätte der ächten Araber. Denn die von ihnen bewohnte Hochfläche, obgleich ungeheure Sandsteppen in sich bergend, bietet doch nicht das einförmige Bild einer Sahara. In das arabische Plateau sind wildzerrißene Schluchten eingesprengt, wo sich Quellen- und Regenwasser zu Bächen sammeln, welche ihrerseits weiterhin die Sohlen und Seiten schattiger Thäler mit Grün bekleiden. Ueber der Fläche weiter Steppenstriche ragen schroffe seltene felsige Felskegelbildungen auf, wie sie auch der Halbinsel des Sinai ein so bizarreres Aussehen geben, und hinter den wandelbaren Hügeln des Fluglandes hervor blühen dem lechzenden Auge des Wanderers Oasen entgegen mit ihren Weideplätzen, Brunnen und Dattelpalmen. Im Ganzen hat dieses Land mit seinen plötzlichen Uebergängen von wildester Einöde zur Ueppigkeit tropischer Vegetation, mit seiner Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit, mit seinem den größeren Theil des Jahres über wolkenlosen Firmament, aus welchem bei Tage eine brennende Sonne ihre Stralengüsse nieder-

sendet, während bei Nacht die Gestirne groß und klar herableuchten — dieses Land mit seinen prächtigen Gewittern, mit seinen Sandhosen aufstürmenden und fortwirbelnden Orkanen, mit seinen Luftspiegelungen und rasenden Wolkenbrüchen hat etwas an's Unheimliche streifendes Eigenthümliches, die Phantasie in hohem Grade Aufregendes und Wackerhaltendes. Aber nicht ganz Arabien ist so ein Wüstenplateau. Nach drei Seiten fällt die arabische Hochebene seewärts ab und zwischen sie und die obengenannten Meere und Golfe ist ein schmaler Küstenstrich eingelagert, dessen Boden schon in ältester Zeit um seiner Fruchtbarkeit willen weitberühmt war. Hier gediehen die kostbarsten Früchte und Gewürze, und wie die physischen Lebensbedingungen andere waren, als im Innern, so waren auch Beschäftigungen und Sinnesart der Bewohner von denen ihrer Stammgenossen bedeutend verschieden.

3.

In den Küstenlandschaften der Halbinsel saß in Dörfern und Städten ein betriebsames Geschlecht. Emsige Bodencultur zeitigte eine Masse anderwärts vielbegehrter Produkte. Das Meer lud zur Verschiffung derselben ein, regte also den Handelsgeist an und dieser entwickelte, verbunden mit dem Sinn für feineren Lebensgenuß, welcher sich im Gefolge des Wohlstandes überall einstellt, die erfindsame Kunstfertigkeit der Küstenbevölkerung. Unter dieser also war schon frühzeitig eine seßhafte, Ackerbau, Gewerbe und Handel treibende Civilisation daheim, welche, wenn auch von vorherrschend materieller Richtung, immerhin eine bedeutende geistige Begabung und Regsamkeit voraussetzt. Die Wüstenstämme dagegen waren kein seßhaftes, sondern ein nomadisches Volk. Sie wohnten eigentlich gar nicht, sondern zogen mit ihren Heerden unstill von Weideplatz zu Weideplatz. Schon diese Umstände bedingte jenen dem ächten Araber unausstilgbar eingeborenen Zug und Gang der Abenteuerlichkeit. Der Beduine war, was er noch jetzt ist, Hirt, Jäger, Krieger und Räuber, gewöhnlich das Alles zusammen. Schafe, Kameele und Pferde machten seinen Reichthum aus; es waren der Gegenstand seiner friedlichen Beschäftigungen als Hirt und ebenso das Ziel seiner Tapferkeit und Beutehust als Krieger und Belagerer. Von Jugend auf durch die Mühsale, Wechselfälle und Gefahren des Lebens in der Wüste geübt, frühzeitig gewöhnt, Alles nur von sich selbst oder höchstens noch von seinem Stamme zu erwarten, erwies der Beduine als ersten Charakterzug ein unbändiges Freiheitsgefühl, welchem ganz naturgemäß ein äußerst reizbares

und eifersüchtiges Ehrgefühl sich gefellte. Damit verband sich weiter eine wilde Rachelust, die mit todverachtender Kühnheit und zugleich mit schlauester List nach Befriedigung trachtete. Im Ferneren eine ritterliche Gastlichkeit und Galanterie, Treue in Freundschaft und Haß, Freude am Heldenthaften und Wagnißvollen, endlich eine höchst feurige Phantasie, die im Sinnlichsten zu schwelgen liebte und doch daneben wieder eine Kraft der Abstraction bewährte, wie sie nur wenigen Völkern eigen ist. Ist ja doch das semitische Abstractionsvermögen, wie es sich in dem abstracten, starr jenseitigen Gottesbegriff des hebräischen und mohammedanischen Monotheismus offenbart, vielleicht das größte, welches die Welt gesehen.

4.

Wenn je der Satz, daß die Poesie die höchste Blüthe des intellectuellen Daseins eines Volkes sei, auf eine Nation angewendet werden darf, so muß er von den Bewohnern des alten Arabiens gelten. Der Araber ist ein geborener Fabulist und Märchenfreund von Anfang her gewesen. Er ist es jetzt noch und wir werden seines Ortes Gelegenheit haben, zu sehen, wie die arabische Cultur auf der Höhe ihres Glanzes eine Fülle von Werken der Phantasie hervorbrachte. Ziemlich einseitig freilich ist die arabische Dichtung immer geblieben: sie hat es weder zur höheren Epik noch zur höheren Dramatik gebracht. Das lyrisch-didaktische Element einerseits, das didaktisch-epische andererseits war und blieb stets in ihr tonangebend. Der vor-mohammedanischen Zeit eignet die größere Originalität und Kraft, der mohammedanischen die formale Verfeinerung. In der alten Zeit war die Poesie der natürliche Ausdruck jeder höheren Stimmung. Der altarabische Dichter war zugleich auch Held und Abenteurer, oft der Prophet und Schiedsrichter, immer der Liebling seines Stammes. Diese wilden Kinder einer wilden Natur haben, wenn man das Ansehen der Dichter und Dichterinnen unter ihnen in Betracht zieht, das dichterische Wort offenbar als eine Offenbarung von Göttlichem betrachtet und verehrt. Die wildbizarren Naturszenen des Landes, der Stolz auf eine unvermischte Abkunft, die Begebnisse einsamer und gefahrvoller Wüstenstreifereien, der Freiheit Hochgefühl, der Tapferkeit und Abenteuerlust ruheloser Drang, Lobpreisung der Kühnheit und Gastlichkeit, Hohn über Feigheit und Kargheit, die unaufhörlichen Kechden der Stämme unter einander, der Blutrache unverbrüchliches Gesetz, endlich eine Liebe, wie sie so herzlich und glühend zugleich nur in Zeiten mög-

lich war, wo das Weib, noch nicht zur Haremabewohnerin erniedrigt, dem Bewerber als freie Persönlichkeit gegenüberstand — diese Motive beseelen und tragen die altarabische Volkspoesie, welche man kennen muß, um die Energie zu begreifen, womit dieses Volk, als seine Stunde gekommen, erobernd aus seinen Steppen hervorgebrochen.

Diese altarabische Lyrik, oft stark mit epischen Tönen versetzt, oft didaktisch zum Sinn-, Spruch- und Räthselwort sich zuspitzend, hat einen eigenthümlich rapiden, wortfargen Ausdruck, der Diction der Edda nicht unähnlich. In Beziehung auf ihre Form der Sylbenmessung den Endreim gesellend, gibt sie, voll von kühnen und blitzenden Bildern, stets nur die Hauptmomente, alle Nebenumstände der Phantasie des Hörers überlassend. Ihre ältesten Pfleger, wie jener unheimliche Riese und Räuber Laabbata Scharran und jener berühmte Bogenschütze und Läufer Schanfara, sind vom Nimbus der Mythe und Sage umgeben. Durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt, zeugten die alten Lieder stets neue Sprossen und so konnte Abu Lemman im 9. Jahrhundert nach Christus die Gesänge von 521 Dichtern und 56 Dichterinnen in seinem berühmten Liederbuch „Hamasa“ sammeln. Später schlossen sich dieser Sammlung noch weitere an. Aber die gefeiertsten, die eigentlich classischen altarabischen Nationalgedichte sind die sieben „Moallakat“, verfaßt von Amru, Hareth, Tarafa, Suheir, Antara, Lebid und Amrilkais. Diese Gesänge sind Ergebnisse der dichterischen Wettkämpfe, welche alljährlich auf der menschenwimmelnden Messe zu Oshadh abgehalten wurden und die außerordentliche Theilnahme der arabischen Bevölkerung hystänzlich bezeugen. Das Gedicht, welches den Preis erhielt, wurde jedes Mal mit goldenen Lettern auf persische Seide geschrieben und zum ewigen Ruhme des Dichters am Eingange des uralten Nationalheiligtums der Kaabah zu Mekka aufgehangen, woher der Name (Moallakat, d. i. die aufgehängenen, Gedichte nämlich 1)).

5.

Eines dürfte bei Betrachtung der altarabischen Volksdichtung sehr auffallen: die spärliche Aeußerung spezifisch-religiöser Gefühle. Die religiöse

1) Vgl. Rosenmüller im 6. Bd. der „Nachträge zu Sulzers allg. Theorie der schönen Künste.“ Hammer: Gesch. d. arab. Literatur. Weil: die poet. Lit. d. Araber vor und unmittelbar nach Mohammed. Rückert: Die Hamasa, übersetzt und erläutert. Rückert: Amrilkais, der Dichter und König. Altmann: Die Wüstenharfe, eine Sammlung arabischer Volkslieder.

Stimmung mangelt freilich nicht völlig, aber man kann sich ihren Ausdruck kaum vager denken. Daher gewährt die *Samaja* keine sehr festen Anhaltspunkte zur Bestimmung dessen, was die alten Araber geglaubt haben. Ein systematisches Glauben war unter ihnen jedenfalls nicht vorhanden, aber schon in den ältesten Volksliedern sehen wir jenen fatalistischen Zug, welcher nachher im Islam dogmatische Gestalt gewann, sehr positiv auftreten. Die Ineinbildung des Gottesbegriffes und des Schicksalsbegriffes scheint demnach altarabisch zu sein¹⁾. Ferner hat man zwar fast die Behauptung aufgestellt, die Araber vor Mohammed hätten immer noch eine, wenn auch vielfach polytheistisch verdunkelte, Erinnerung an den ursprünglichen Monotheismus der semitischen Völkerfamilie bewahrt; allein wir haben seines Ortes gesehen, daß die Vorstellung von einem ursprünglichen Monotheismus der Semiten überhaupt eine ganz willkürliche ist²⁾. Wie die übrigen semitischen Stämme, huldigten in alter Zeit auch die Araber einer Naturreligion, welche aber bei ihnen nicht zur Schaffung concreter menschlicher Götterformen vorschritt, sondern zum Fetischismus entartete. Das Idol trat an die Stelle der Idee, und, wie das so in der Naturreligion, ja in der Religion überhaupt zu gehen pflegt, die anfänglichen Symbole des Göttlichen wurden zu diesem selbst, die Zeichen zu Wesen. Das waren die Götzen, gegen welche Mohammed eiferte.

Aller Religion Grund und Anfang, des Menschen Gefühl seiner Abhängigkeit von der Natur, hat auch die alten Araber zur Verehrung wohlthätiger oder schrecklicher oder auch nur besonders auffälliger Naturdinge geführt. So erwiesen sie Ehrfurcht den Gestirnen und schrieben denselben einen heilsamen oder auch unheilsamen Einfluß zu, so hatten ihnen Quellen und Bäche etwas Göttliches, was sich in einem wasserarmen Lande leicht be-

1) Vgl. das Gedicht „Duldmuth und Ausdauer“ in Rückerts *Samaja*, I, 76.

2) S. Thl. II, Kap. 3, auch Kap. 4, 13 und noch besonders Anm. 16. Allerdings kommen in den altarabischen Gedichten manche Stellen vor, welche auf eine geläuterte Vorstellung von Gott schließen lassen. So heißt es z. B. in der *Moallafa* des Suheir (N. S. I, 147 fg.):

Verberget nicht vor Gott, was ihr hegt in eurer Brust,

Verheimlichend! Was Gott ihr verbergt, ist ihm bewußt —

allein Suheir war ein Zeitgenosse Mohammeds, und daß dessen Lehre auf ihn eingewirkt, zeigt gleich der Nachsatz zu der angeführten Stelle:

Sei es nun aufgehoben und in das Buch gestellt

Zum Tag der Rechnung, oder die Strafe gleich gefällt.

greift; so waren ihnen seltsam geformte Felsen und Berggipfel heilig, ebenso ungewöhnlich gestaltete oder gefärbte Steine ³⁾, und galten ihnen auch gewisse Thiere für Wohnsitze übermenschlicher Wesen. Da war denn allen den zahllosen Bizarrieren fetischistischen Aberglaubens Thüre und Thor geöffnet. Daß ferner ein Volk, welches so viel auf unvermischte Abkunft hielt, auch eine Art Cultus der Vorfahren hatte und die Gräber derselben heilig hielt, ist ganz in der Ordnung. Der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode, wenn er überhaupt vorhanden, war jedenfalls ein sehr unbestimmter, übereinstimmungsloser. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß die altarabische Religion, wie jede Religion, auch ihren Gottesdienst hatte. Mit Gebeten, Gelübden und Fasten suchte man die überirdischen Mächte zu versöhnen und zu gewinnen. Gegen die als böse gedachten wandte man mancherlei Zauberpractiken, Amulette u. dgl. m. an und guten und bösen brachte man Opfer dar, wobei die alten Araber, als ächte Semiten, wohl mitunter auch den Menschenopferbrauch übten. Endlich mag bei der schroffen Zerklüftung der Stammesgenossenschaften noch mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß jeder Stamm seinen eigenen Stammesgott oder Stammesfetisch hatte.

Das Gesagte gilt, wie für die Beduinen, im Allgemeinen auch für die Küstenbewohner. Nur waren bei diesen, in Folge ihres Handelsverkehrs mit den Nachbarvölkern, die einheimisch-religiösen Vorstellungen sehr bedeutend mit fremden vermischt. Bedenkt man, wie sehr Mohammed auf den Ueberlieferungen des Mosaismus fußte, wie sehr er dieselben bei seinen Landsleuten als bekannt voraussetzte, und ferner, wie die Araber vermittelt des Glaubens an ihre angebliche Abstammung von Ismael, dem verstoßenen Sohne Abrahams, den Gedanken der Blutsfreundschaft mit den Hebräern festhielten, so wird man nicht anstehen, zu sagen, daß insbesondere die cultivirteren Araber, die Städtebewohner, schon frühzeitig mit den religiösen Anschauungen des Hebräismus bekannt geworden sein müssen. Ebenfalls weist der altarabische Geisterglaube die Einflüsse der persisch-jüdischen Lehre von den Engeln und Dämonen deutlich auf. Sodann konnte auch das Christenthum den Arabern nicht unbekannt geblieben sein, da sie lange vor

3) Der altarabische Brunnen- und Steincult hat sich mit Modificationen auch noch im Islam erhalten. Er wurde aus Götterdienst Reliquiendienst. Vgl. was unten im 4. Kap. vom Brunnen Zem-Zem und vom schwarzen Stein in der Kaabah in der Beschreibung dieses Tempels gesagt ist.

Mohammed mit Christen in friedliche und feindliche Berührungen gekommen waren. Alle diese religiösen Elemente, heimische und fremde, wirrten sich unvermittelt durcheinander. Und der Wirrwar befriedigte das religiöse Bedürfnis nicht nur nicht, sondern brachte es nicht einmal in seiner ganzen Tiefe zum Bewußtsein. Ein dunkles Gefühl des Mangels einer religiösen Einheit mußte freilich schon lange durch die arabischen Stämme gehen, denn sonst wären die Erfolge des Islam unbegreiflich; aber bevor der Mann aufstand, der diesen Mangel Allen klar machte und zugleich Abhülfe desselben bot, begnügte man sich mit einem sehr äußerlichen Griaß. Es war dies das religiöse Band, welches die Wallfahrt nach der Kaabah in Mekka um die arabischen Stämme schlang. In diesem uralten Nationalheiligthum, welches im Besitz des Stammes Koreisch und von demselben erbaut war⁴⁾, standen die verschiedenen Idole altarabischen Gottesdienstes. Es mag das Allen nach eine wunderliche Götterversammlung gewesen sein. Aber so sehr hatte sich die Vorstellung von der Heiligkeit dieser Stätte dem arabischen Bewußtsein eingeimpft, daß der Islam wohl die Götzen in der Kaabah zererschlagen, jedoch den Tempel selbst in seinem Ansehen nicht erniedrigen konnte, sondern noch erhöhen mußte. Die Kaabah ist gleichsam der Durchgangspunkt des alten Araberthums ins neue gewesen und so ist sie aus einem nationalen Heiligthum zum heiligsten Ort der mohammedanischen Welt geworden.

6.

Jahrhunderte waren über das alte Arabien hingegangen, wirkungslos, wie Wolkenschatten über den Spiegel der See hinstreichen. Wenn auch nicht mehr in den Küstenlandschaften, so herrschte doch im Inneren des Landes noch immer ein sozialer Zustand, wie er, dem Buch der Genesis zufolge, schon in den Tagen der hebräischen Patriarchen gewesen war. Beduinenschricks, wie Abraham einer gewesen, führten über die einzelnen Stämme ein patriarchalisches Regiment, gegründet auf eine beispiellose Zähigkeit der Stammesüberlieferungen, welche bis ins Einzelne nachzuweisen vermochte, wie und in welchem Grade der Stammfürst mit Jedem der Stammgenossen blutsverwandt war. Zwischen den einzelnen Stämmen gab

4) S. den 16. Doppelvers in der Moallafa des Subeit (N. S. I, 147). Die Legende freilich will, die Kaabah sei von keiner geringeren Person als Ismael im Verein mit seinem Vater Abraham erbaut worden.

es Freundschaften, aber noch weit mehr Feindschaften, verursacht einestheils durch die sehr lazen arabischen Begriffe vom Mein und Dein, anderntheils durch das Gebot der Blutrache, welches Jahrhunderte hindurch eine ununterbrochene Kette von Wechsellüden spannte. Trotz ererbten Hasses unter einander betrachteten sich jedoch die Beduwinen hinwieder als zusammengehörend, nämlich den Städtebewohnern gegenüber, welche der ächte Wüstenaraber als vom arabischen Prinzip der Unvermischung des Blutes und der Sitte abgefallen ansah, während ihrerseits diese „Abgefallenen“ ihre Stammesbrüder in der Wüste als Bettler und Räuber verachteten, dabei aber doch im Geheimen die Reinheit des Blutes und der Sprache dieser Barbaren bewunderten und beneideten¹⁾. Das große Vermittlungsmotiv zwischen den Völkern, das gegenseitige Interesse, war aber auch hier thätig und brachte die schroffen Gegensätze zwischen nomadischen und sesshaften Arabern vielfach zum Schweigen. Denn so einfach die Bedürfnisse der Wüstenbewohner waren, ihre Befriedigung mußte doch theilweise in den Städten gesucht werden, wohin auch die Rohproducte der Nomadenwirthschaft gebracht wurden, um in den Handel zu kommen. Ueberdies hatten die Städtebewohner ihrerseits gewichtige Gründe, mit den Beduinen freundliche, auf gegenseitigen Vortheil basirte Verhältnisse zu unterhalten, wenn die Handelskarawanen, welche auf dem Landweg nach Syrien und den Euphratländern gingen oder von dort her kamen, die Wüstenstraßen ungefährdet passieren sollten.

Für alle diese materiellen Wechselbeziehungen zwischen Wüste und Stadt, Beduinenthum und Civilisation bildete Mekka, gerade wie für die zerfahrenen religiösen Anschauungen, den Sammelplatz und Mittelpunkt. Dieser Ort mußte also aus beiderlei Ursachen weitbekannt und hochangesehen sein im Lande, um so mehr da ihm die Rolle des Vermittlers zwischen den Gegensätzen arabischen Lebens wesentlich erleichtert wurde durch den Umstand, daß seine Bewohner großen Theils zugleich Hirten, Ackerbauer, Händler und Krieger waren. Mekka vereinigte demnach, wie es, örtlich angesehen, zwischen der Wüstenhochebene und dem Küstenland mitten inne lag, in seinen

1) Auch in der Zeit nach Mohammed noch. Am Eingang der 22. Makame des Hariri erzählt Sareth Ben Hammam: — „Mich trieb in meiner Jugend ein Gelüste aus den Städten in die Wüste, zum Umgang mit den freien Leuten, welche wohnen unter den Häuten (der Zelte), um zu lernen ihre Sitten, die ungefährten, und ihren tropigen Stolz, den angezählten, sammt ihrer Zunge Reinheit, der arabischen Rede Feinheit“. Rückerts Hariri, II, 3.

Mauern die verschiedenen Elemente des Araberthums. Es mußte daher von größter Bedeutung sein, daß gerade an diesem Orte der Mann aufstand, welcher der geschichtslosen Abgeschlossenheit Arabiens ein Ende machte. Von Mekka aus, dem Brennpunkt seines physischen und intellectuellen Lebens, brach das arabische Volk, nicht aufgerieben, sondern nur gestählt durch jahrhundertelange innere Kämpfe, erobernd auf die Bühne der Weltgeschichte hervor, unwiderstehlich gleich den Wüstenorkanen seiner Heimat.

Zweites Kapitel.

Mohammed und der Koran¹⁾.

1.

Legendarische Pietät will den Stammbaum des arabischen Propheten bis zu Ismael hinaufleiten; doch begnügt sich die rechtgläubige Genealogie

1) Mohammed hat leider unter seinen Zeitgenossen keinen Biographen gefunden, der mit nüchterner Treue die Lebensgeschichte des Propheten aufgezeichnet hätte. So war denn, als überhaupt biographische Aufzeichnungen über Mohammed begannen, die Person und Geschichte desselben schon mit jenem Wuß von Fabeln umgeben, womit die Volkspheantasie, und vollends die orientalische, die menschlichen Züge der Heilande und Propheten ins Uebermenschliche zu steigern, d. h. zu verzerren liebt. Für die beste Biographie des arabischen Propheten galt lange die von dem berühmten arabischen Gelehrten Ismael Abulfeda verfaßte, durch J. Gagnier ins Latein übertragen (*De vita et rebus gestis Mohammedis*, Oxon. 1723). Endlich unternahm es ein deutscher Orientalist, G. Weil, auf der Basis ganz neuer Forschungen das Leben Mohammeds zu schreiben („*M., sein Leben und seine Lehre, aus handschriftl. Quellen und dem Koran geschöpft*“, 1843). Dies ist meines Wissens die beste bisherige Leistung auf diesem Gebiete, neben welcher das hübsch erzählte „*Life of Mohammed*“ von Washington Irving keine wissenschaftliche Bedeutung hat. Vor einiger Zeit hörte ich, es sei in Calcutta eine neue, auf ganz neu in ostindischen Archiven aufgefundene Urkunden gestützte Lebensgeschichte des Propheten erschienen, von einem deutschen Forscher (Dr. Sprenger) englisch geschrieben. Ich konnte mir aber weder dies Buch verschaffen noch überhaupt etwas Näheres darüber in Erfahrung bringen. — Was den Koran angeht, so sind darüber zu vergleichen Sale (*Observat. hist. et crit. sur le Mahometisme*), Hammer-Burgstall (die bezügl. Äußerungen in den Fundgruben

gewöhnlich damit, dem Stifter des Islam zwanzig Ahnen zu geben. Jedenfalls war seine Familie, dem Stamme Koreisch angehörend, eine zu Mekka sehr angesehene und in ihren besseren Tagen mit der Hut der Kaabah und mit der Bewirthung der Wallfahrer betraut gewesen. Noch der Großvater des Propheten, Abdalmuttalib, hatte diese geehrte Stellung eingenommen. Unter seinen Söhnen aber kam die Familie herunter und die Habe seines zehnten oder elften Sohnes Abdallah beschränkte sich auf etliche Kameole und Schafe und eine abyssinische Skavin. Diesem armen Abdallah — die wahren Helden der Menschen kommen ja fast stets aus den Hütten, nicht aus den Palästen, — gebar sein Weib Amina im April 571 den Knaben Mohammed oder, wie der Name eigentlich lauten sollte, Muhammad, d. i. der Vielgepriesene. Abdallah starb schon zwei Monate nach der Geburt seines Sohnes und seine Wittwe und Waise hatten alle Prüfungen der Dürftigkeit zu erfahren. Nur mit Mühe konnte Amina für ihren Knaben eine beduinische Amme gewinnen, wie die mekkanische Sitte es wollte. Später freilich hat man, was Amina's Schwangerschaft betrifft und Mohammeds Geburt und Kindheit, die allerprächtigen Wunder gedichtet, aber wir befassen uns nur ganz gelegentlich damit und beschränken uns überhaupt auf die vorragendsten thatächlichen Züge im Leben des Propheten. Wer die Mythenbildner der moslemischen Kirche noch nicht kennen sollte, kann die

des Orients, in der Gesch. d. osman. Reiches, in der Gesch. d. arab. Literatur), Weil (Historisch-kritische Einleitung in den Koran), Gräße (Allg. Literaturgesch. I, 308 fg.). Ueber die rechtliche Seite des Koran hat Tornaum eine vortreffliche Monographie gegeben („Das Moslemische Recht“, 1855). An Verdeutschungen der Bibel des Islam ist kein Mangel. Abgesehen von einer ältesten, durch Schweigern nach einer italischen Version 1616 angefertigten, besitzen wir eine von Wahl („Der Koran oder das Gesetz der Moslemen“, 1828) und eine neuere von Ullmann („Der Koran, aus dem Arabischen wortgetreu neu übersetzt“, 1840, 3. Aufl. 1844); außerdem metrisch übersetzte Bruchstücke von Hammer. — Ueber den Islam an sich und über sein Verhältniß zum Christenthum haben außer den schon Genannten von Deutschen geschrieben Möhler, Mauke, Gerold, Krafft, Geiger, Rosenkranz, Kolb, Döllinger, Abeken u. A. Sehr zu berücksichtigen sind die bezüglichen Abschnitte in Gibbons Hist. of the decl. and fall of the Rom. empire, (Chap. 80—81). Endlich darf nicht übersehen werden die geniale Charakteristik, welche Carlyle in seinen Lectures on heroes, hero-worship and the heroic in history von Mohammed gegeben hat (im Orig. pag. 65 seq., in der Neuberg'schen Uebers. S. 74—137). Ueber das Chalifat hat wieder G. Weil das bedeutendste Werk geliefert („Gesch. d. Chalifen“, 1846 fg.).

bunten Schöpfungen derselben bei Abulfeda, Irving und in den Anmerkungen des Weill'schen Buches nachlesen. Als Probe mag hier stehen, daß die Schafe, wenn sie an dem Kinde Mohammed vorübergingen, sich ehrfurchtsvoll verbeugten, daß der Mond, wenn ihm der Knabe aus der Wiege zuwinkte, sich zu demselben herunterneigte und daß das Wunderkind unmittelbar nach seiner Geburt sprechen konnte — Hierin übrigens Jesu nachstehend, welcher nach moslemischer Tradition schon im Mutterleibe seinem Nährvater Joseph eine von diesem an Frau Maria gerichtete skeptische Aeußerung sehr nachdrücklich verwies. Seltsamer Weise geschah neben den vielen überflüssigen Wundern, welche Mohammeds Wiege umgaben, gerade das eine nothwendige nicht, die Heilung des Knaben von epileptischen Anfällen, welche auch noch den Mann peinigten.

2.

Sechs Jahre alt, verlor er seine Mutter und bald darauf auch seinen Großvater Abdalmuttalib. Seines Vaters Brüder Abu Talib und Zubeir nahmen sich des Verlassenen an und er machte, heranwachsend, mit diesen beiden Oheimen mehrere Handelsreisen. Zwanzig Jahre alt, hat er zuerst in einem Treffen gestanden, in einer Fehde, welche die Koreisiten gegen die vom Stamme Hawazin führten. In seinem fünfundzwanzigsten Jahre begegnet er uns wieder, als Viehhirt in der Umgebung von Mekka, dann kurz darauf als Geschäftsreisender eines Leinwandhändlers Namens Saib. In dieser Stellung wurde er mit einem gewissen Hakim bekannt und dieser empfahl ihn als Geschäftsführer seiner Tante, der reichen Kaufmannswittwe Ghadidja. Die anerkannte Treue und Redlichkeit Mohammeds war der Grund dieser Empfehlung, welche eine höchst bedeutende Wendung in sein Leben brachte. Denn aus dem geschäftlichen wurde bald ein trauteres Verhältnis zwischen Herrin und Diener. Als Mohammed von seiner zweiten Geschäftsreise heimkehrte, sah Ghadidja von der Terrasse ihres Hauses aus, wie zwei Engel mit ihren Fittigen den Heimkehrenden beschatteten, d. h. die gute Wittwe hatte ihren schönen und braven Geschäftsführer lieb gewonnen. Kurz darauf betrateten sie einander, nachdem Ghadidja ihrem Vater Chuweilad, der Nichts von einem armen Eidam wissen wollte, im Weinrausch seine Einwilligung abgelistet hatte. Mohammed erwies sich dankbar. Er hielt seine Frau Ghadidja so hoch, daß er bei ihren Lebzeiten, um ihr Wee druf und Aerger zu ersparen, seinen außerordentlich großen Lusttrieb möglichst bän-

digte und ihr, nachdem sie gestorben, das liebvollste und ehrenfollste Andenken bewahrte. Es geschah daher ganz im Sinne des Propheten, wenn der Koran die Chadija zum Range einer vollkommensten Frau erhob¹⁾. Nach seiner Verheirathung hat Mohammed bis zu seinem vierzigsten Lebensjahr als Kaufmann gelebt. Dann ist er als Prophet aufgetreten. Doch muß ihn schon zuvor Höheres als der Handel beschäftigt haben, so sehr, daß er dem letzteren keine rechte Aufmerksamkeit mehr schenkte. Daraus deutet wenigstens die Nachricht, er sei seines erheirateten Vermögens verlustig geworden. Auf die Beschäftigung mit höheren als merkantilen Dingen weist der Umstand, daß Mohammed viele Zeit dem einsamen Nachdenken widmete und sich zu diesem Zwecke bald allein bald mit Chadija in eine Höhle des Berges Hara zurückzog, tagelang, wochenlang. In dieser beschaulichen Einsamkeit mag ihm das Geheimniß seiner Bestimmung zuerst klar geworden sein. Er hatte so ziemlich alle Seiten des arabischen Lebens kennen gelernt: er hatte in der Wüste und in Städten gelebt, er war Hirt und Händler, arm und reich gewesen und hatte auch den Krieg gesehen. Alle diese Lagen, Beschäftigungen und Erfahrungen hatten ihm keine Befriedigung gewährt. Wie alle Menschen, in welchen der Genius lebt, dachte er mehr an Andere als an sich selbst. Ihn erbarmte die nationale Zerfahrenheit seines Volkes, als deren Grund er mit Recht den Mangel einer einheitlichen Religion, eines obersten, mächtigen und umfassenden religiösen Gedankens erkennen mochte. Nach Art thatkräftiger Naturen verschmähte er aber, über seiner Erkenntniß elegisch zu brüten. Er stellte sein Licht nicht unter den Scheffel, es sollte vielmehr über ganz Arabien hinleuchten, und wehe denen, die es zu löschen versuchen würden. Es läßt sich nicht leugnen, mit ächtarabischer Verständigkeit und Schlaubeit, aber zugleich nicht minder mit ächtarabischer Begeisterung und Tapferkeit ging Mohammed an sein Werk.

3.

Des Bestimmtesten verneinen wir, wie die unbefangene Betrachtung zweifelsohne thun muß, gleich hier die Frage: Ist Mohammed ein Betrüger gewesen? Wir finden es sogar seltsam, daß noch Irving¹⁾, der doch

1) Die vier vollkommensten Frauen sind nach dem Koran: Mirjam, die Schwester Mose's, Maria, die Mutter Jesu, Chadija, die erste Gattin Mohammed's, und Fatima, des Propheten einziges hinterlassenes Kind, mit Ali vermählt.

1) Life of Mohammed, chap. 16.

sonst ein Mann von Geist und Geschmack ist, sich damit abgeben möchte, diese Frage alles Ernstes zu erörtern. Eine weltgeschichtliche Bewegung, wie der Islam war, kann zu ihrem Grundmotiv nicht den Betrug haben. Man gründet überhaupt nichts Großes und Dauerndes auf Lug und Trug. So auch keine Religion. Erst dann, wann der religiöse Gedanke sich zu verdunkeln anfängt, sucht und findet er in dem Betrug einen zweideutigen Helfer. Mohammed war ein Mensch von Ueberzeugung; sogar, wenn man will, ein Fanatiker war er, wie denn wahrhaft Bedeutendes eigentlich gar nie ohne einen gewissen Grad von Fanatismus geleistet wird.

Als scharf beobachtender und die gewonnenen Anschauungen denkend verarbeitender Mann hatte er auf seinen Reisen die Religionen der Juden und Christen näher kennen gelernt. Was von seiner Bekanntschaft mit einem christlichen Mönch, Namens Nestor, welcher ihn unterrichtet und ihm sein Prophetenthum geweissagt haben soll, berichtet wird, hat einen zu legendenhaften Aufstrich, um sehr ins Gewicht zu fallen. Indessen setzt sein Wissen von Jüdischem und Christlichem einen Umgang mit gebildeten Juden und Christen um so mehr voraus, als er, der „ungelehrte Prophet,“ wie nicht zu schreiben so auch nicht zu lesen verstand und demnach auf mündliche Belehrung über die heiligen Schriften und Bräuche der genannten beiden Religionen angewiesen war. Daß er unter den Einflüssen von diesen beiden Seiten her die Selbstständigkeit seines Gedankens wahrte, zeugt für die Eigenthümlichkeit seines Genius. Man hat da leicht sagen, nur die Eitelkeit habe ihn neben dem Mosaismus und dem Christenthum eine dritte Religion stiften lassen. Diese Unterstellung ist weiter Nichts als ein jüdisch-christliches Vorurtheil.

Daß der vage Sternendienst und der plumpe Fetischismus seines Volkes inhaltslos und nichtig sei, das war Mohammeds Grundgedanke. Von diesem Punkte aus sann er auf Reform. Dieses Wort ist aber vielleicht ein übelgewähltes, weil unzulängliches. Denn wir leugnen entschieden, daß die Araber vor Mohammed unter den abgöttischen Symbolen von Menschen- und Thiergehalten oder anderen Fetischen ein einiges höchstes Wesen verehrt haben. Das ist hier, wie überall, wo spätere Betrachter ihre eigenen monotheistischen Ansichten den polytheistischen Völkern angedichtet haben, unwillkürlich, wie wir zugeben. Mohammed fand in Arabien nur ein vielgötterisches Bewußtsein vor und der Monotheismus, welchen er an dessen Stelle setzte, ist wesentlich sein Werk. Er war jedoch weit entfernt, sich anmaßlich als den ersten Verkündiger der wahren religiösen Idee hinzustellen:

er gab sich nur für den Vollender des Werkes von Adam, Noah, Abraham, Moses und Jesus²⁾. Er ließ die hebräische Tradition gelten und bis zu einem gewissen Punkt auch die christliche. Er verehrte in Moses den Hersteller des Begriffes eines geistigen, außerweltlichen, einzigen Gottes. Er verehrte in Jesus den großen Reformator des Judenthums, welcher dieses zum Humaneren fortzubilden und vom leeren Ceremonienwesen zu reinigen unternommen hatte. Dennoch genügte ihm weder das Judenthum noch das Christenthum. Jenes nicht, weil es die Reform durch Jesus verworfen, dieses nicht, weil es durch die Vergottung Jesu den monotheistischen Gottesbegriff getrübt hatte. Er wollte also ein Drittes: den mosaischen Grundgedanken der Einheit, Alleinheit und Geistigkeit Gottes, verbunden mit einer Religionsübung welche, entgegen dem jüdischstarrten Ceremoniendienst, die humanen Elemente des Christenthums zur Entwicklung bringen sollte.

Hierin nun, scheint uns, liegt der Kern des Islam, aber auch seine Schwäche, — die Schwäche, welche jedem Eklekticismus anklebt. Mohammed hatte ohne Zweifel eine Ahnung von den bildenden und humanisirenden Elementen im Christenthum, vermöge welcher dieses das Judenthum überwand, weil er aber die christliche Idee einer Versöhnung von Gott und Mensch, Geist und Natur nicht zu fassen verstand, beraubte er seine Religion der Entwicklungsfähigkeit und setzte mit seinem mosaisch-strengen Gottesbegriff zugleich eine Stabilität, welche nothwendig zu der Ausschließlichkeit des Judenthums zurückführte. Die Exklusivität, die Intoleranz liegt, was auch ältester und jüngster Zelotismus sagen mag, nicht im Wesen des Christenthums; wohl aber liegt sie im Wesen des Islam und daher gereicht es seinen Bekennern um so mehr zur Ehre, wenn sie trotzdem vielfach eine größere Toleranz bewiesen als die Christen³⁾.

2) Diese Fünfe gelten den Moslemin als ächte und wahre Propheten des alleinigen Gottes vor Mohammed. Nach einer anderen Tradition spannt sich freilich eine Kette von nicht weniger als 124,000 Propheten und Aposteln von Adam bis zu Mohammed herab.

3) Es ist ein großer auf Mohammed haltender Makel, daß er von anhänglicher Toleranz zur Intoleranz rückwärts schritt. Jener schöne, Duldsamkeit athmende Vers des Koran (Sura 8, V. 78): — „Diesenigen, welche glauben, Juden, Christen und Sabäer, wer an Gott glaubt und an den jüngsten Tag und gute Werke übt, der hat Nichts zu fürchten und wird nicht betrübt“ — wurde später förmlich widerrufen durch mehrere andere, insbesondere aber durch diesen: — „Wer einer andern Religion als dem Islam anhängt, der findet durch sie keine Aufnahme bei Gott und gehört in jener Welt zu den Verdammten“ (S. 3, V. 84). Da haben wir den bestimmtesten An-

Wenn ein ungewöhnlicher Geist einmal zum Gefäß eines großen Gedankens geworden ist, so läßt ihm dieser weder Raft noch Ruhe mehr. Die beherrschende Idee erfüllt das ganze Wesen des Menschen, pulst in jeder seiner Adern, vermischt sich mit allen seinen Vorstellungen und verleiht seinem ganzen Dasein einen erhöhten Schwung. Ein Enthusiasmus, der so den Menschen in seinem Innersten aufrüttelt und sein Nervengeflecht in Schwingung versetzt, bringt leicht eine krankhafte Reizung mit sich, die in phantastischen Naturen zu somnambulistischer Ekstase sich steigert. So eine Natur war aber Mohammed und zudem, wie wir schon angedeutet haben, eine epileptische. Daraus, meinen wir, erklärt es sich, daß die ihn erfüllende Idee ihm zuletzt visionär gegenständlich wurde, daß er das, was er dachte und wollte, in himmlischen Traumgesichten zu erblicken glaubte. Die moslemische Tradition drückt diesen psychologischen Prozeß so aus: Im vierzigsten Lebensjahre Mohammeds erschien ihm der Engel Gabriel als Ueberbringer der göttlichen Offenbarung und befahl ihm, dieselbe als Prophet des höchsten Gottes den Menschen mitzutheilen¹⁾. So wurden dem Propheten die einzelnen Abschnitte des Koran durch den genannten Engel geoffenbart.

In den ersten drei Jahren nach seiner „Erleuchtung“ hat sich Mohammed nur seinen vertrautesten Freunden mitgetheilt. Zuerst der Chadidja, die ihm nicht nur Frau, sondern auch innigste Freundin war. Chadidja empfing die Mittheilung mit Begeisterung, beseitigte die Zweifel ihres Gatten, bestärkte ihn in seinem Vorhaben und ward seine erste und eifrigste Jüngerin. Durch ihre Mitwirkung ward der erste kleine Kreis von Befennern des Islam gewonnen, Abu Bekr und Othman, die nachherigen Chalifen, Mohammeds Sklave Zeid und sein junger Better Ali, „der Löwe Gottes“, ferner Abdurrahman, Saad, Talha und Zubeir. Die kleine Gemeinde versammelte sich im Geheimen zu Gebet und Betrachtung und verstärkte sich zwar allmählig, namentlich durch den Beitritt von Frauen, hatte

sprach auf Alleinseligmachung. Freilich gibt es eine Tradition, welcher zufolge gerade die 5. Sure des Koran, in welcher tolerantere Aeußerungen vorkommen, die zuletzt durch den Propheten seinen Anhängern mitgetheilt wäre. Dies bewiese, daß Mohammed am Ende seines Lebens wieder duldsamer gestimmt gewesen sei. Möglich, daß dem so war; aber in dem kriegerischen Tumult, den der Islam nach des Propheten Tod erhob, verhallte diese Mahnung zu Duldsamkeit.

1) Die Schilderung der Visionen s. bei Weil, S. 42 fg.

aber bald auch Hohn, Widerstand und Verfolgung zu besahren. Diese Widerwärtigkeiten wuchsen, als Mohammed nach eittiger Zeit öffentlich in der Kaabah seine Lehre zu verkündigen begonnen hatte. Angesehenste Männer des Stammes Koreisch, ja aus der Reihe seiner nächsten Verwandten traten gegen den Propheten auf, und wie das in ähnlichen Fällen auch anderwärts geschah, forderten die Widersacher vor allen Dingen, er möge durch Wunder den Wahrheitsbeweis für seine Sendung führen. Da gab er denn, wie einst auch Zarathustra in solcher Lage gethan haben soll²⁾, wiederholt die Antwort, er sei nicht gesandt, Wunder zu thun, sondern nur, den Menschen das ihm von Gott geoffenbarte Buch zu bringen, dessen Inhalt Wunder genug sei.

Die Koreischiten jedoch sahen die Sache anders an. Einestheils von dem Standpunkt aus, welchen die Mittelmäßigkeit dem Genius gegenüber einzunehmen pflegt, anderentheils unter dem Gesichtspunkt ihres Interesses als Hüter der Kaabah, welches sie durch die neue Lehre gefährdet glaubten. Endlich mag zur Ungunst, welche Mohammed erfuhr, auch der Umstand mitgewirkt haben, daß er nicht mehr reich war. Einem Weichen pflegen ja die Menschen Alles zu verzeihen, nie aber einem Armen Geistesgröße und Seelenhöhe. Indessen vergrößerte sich doch allmählig die moslemische Gemeinde und zuweilen erlebte der Prophet die Freude, einen heftigsten Widersacher zu belehren. So den Omar, einen der angesehensten Männer des Stammes Koreisch, später als zweiter Khalif eine der Grundsäulen des Islam. Solchem Gewinn hielt ein großer Verlust die Waage, der Tod Chadija's. Eines Erjages bedürftig, suchte denselben der Prophet in dem Verlöbniß mit Aischa, der schönen, klugen und ränkevollen Tochter Abu Bekr's; aber Aischa war keine Chadija und so hat sich denn Mohammed voll fest an den Forderungen seines glühenden Temperaments im Umgang mit den Frauen rückhaltlos hingeeben. Er, der in jungen Jahren der alternden Chadija, übereinstimmenden Zeugnissen zufolge, die Treue gehalten, war im alten Tagen Besitzer eines Harems von Frauen und Knechten.

5.

In dieser Zeit unablässiger Aufregung, wo von einem Tag zum andern der Erfolg mit der Verfolgung und umgekehrt wechselte, scheint das vifto-

2) Vgl. Thl. I, S. 166.

näre Element in Mohammed ganz außerordentlich mächtig geworden zu sein. Verückung folgte auf Verückung, Erscheinung auf Erscheinung. Wenigstens setzt die mohlemische Tradition in diese Periode eine Fülle von Visionen und Offenbarungen, welche dem Propheten wurden. Da werden uns Rüsse zugeworfen, die freilich nur etwa der Glaube knacken kann. Das berühmteste dieser Gesichte ist Mohammeds Nachtreise von Mekka nach Jerusalem und von da durch die sieben Himmel¹⁾. Aber „der Prophet gilt Nichts in seinem Heimatlande“. Den Koreischen genügten diese Traumwunder nicht, oder vielmehr war es zwischen ihnen und Mohammed schon so weit gekommen, daß eine Katastrophe unausweichlich war. Mehrmals schon hatte er vor seinen Feinden aus Mekka weichen und mit seinen Anhängern in der Wüste, in Höhlen und Schluchten Zuflucht suchen müssen. Immer zwar war er wieder in die Vaterstadt zurückgekehrt, aber jetzt mehrten sich die Anzeichen, daß die Koreischen zum Aeußersten zu schreiten sich entschlossen hatten, um des Menschen ledig zu werden, den sie nur für einen eingebildeten Störenfried ansahen, welcher die Frechheit hatte, sie aus ihrem behaglichen Schlenbrian aufzurütteln. Inwieweit sie das beliebte Moment der

1) Das ist allerdings eine Offenbarung, nämlich eine glänzendste der arabischen Phantasie. Mohammed machte die Reise auf dem Wunderroß Al Borak (der Blitz), welches ihm der Engel Gabriel zu diesem Zwecke zuführte. Das Roß hatte, wie menschliche Sprache, so auch ein menschliches Gesicht, aber die Backen eines Pferdes; seine Augen waren wie Hyazinthen und funkelten wie Sterne; seine ganze Gestalt strahlte von Edelsteinen und seine Adlerflügel glänzten wie Sonnenstrahlen. — Im siebenten und höchsten Himmel wurde der Prophet von Abraham empfangen. Diese Wohnung der Seligen ist aber von so überschwänglicher Herrlichkeit, daß keine Menschenzunge sie beschreiben kann. Was aber von einem der seligen Bewohner gesagt wird, reicht hin, eine Vorstellung von den übrigen zu geben. Nämlich so ein Insaß des siebenten Himmels übertrifft an Größe die ganze Erde; er besitzt 70,000 Köpfe, jeder dieser Köpfe aber wiederum 70,000 Munde, jeder dieser Munde 70,000 Zungen und jede dieser Zungen singt in 70,000 verschiedenen Sprachen unablässig das Lob des Höchsten. — Sehr wunderbar ist auch der zur Rechten von Allah's unsichtbarem Thron stehende Loosbaum Sidrat. Jedes Samenforn seiner Früchte umschließt eine Houri, d. h. eine jener ewigen Himmelsjungfrauen, welche zur Glückseligkeit der wahren Gläubigen bestimmt sind. — Nachdem Mohammed gedankenschnell noch einen ungeheuren Raum voll blendenden Lichtes und tieffler Finsterniß durchheilt hatte, sah er sich zwei Bogenschüsse weit von Allah's Gegenwart entfernt. Aber das Antlitz Gottes war mit 20,000 Schleiern bedeckt, denn der Anblick desselben müßte jeden Menschen auf der Stelle vernichten.

„Religionsgefahr“ gegen die Neuerer wirksam machten, ist nicht ganz klar. Es wird aber wohl auch hier bedeutend mitgespielt haben.

Mohammed hielt der Gefahr bis zum Äußersten Stand. Er fühlte, wie wichtig es war, gerade von Mekka aus seine Lehre Vorschritte machen zu lassen. Und sie hatte auch wirklich schon beträchtliche gemacht. Die für die Folge wichtigsten in der Stadt Medina, wohin sie durch Wallfahrer gebracht worden, denen sie der Prophet auf einem Hügel bei Mekka gepredigt hatte. Nach Medina richteten sich daher die Blicke Mohammeds, als seine und seiner Befenner Stellung in Mekka unhaltbar geworden. Die moslemische Gemeinde siedelte nach Medina über, doch blieb der Prophet selbst mit Abu Bekr und Ali in Mekka zurück, bis er keine Stunde, keine Minute mehr vor dem Mordstahl der Koreischiten sicher war. Schon hatten die Meuchelmörder nächtlicher Weile Mohammeds Haus umzingelt, da erst entwich er vor ihnen, mit Anwendung ächtbeduinischer List²⁾. Er entkam mit Abu Bekr nach mancherlei Fährlichkeiten glücklich nach Medina, wo er mit Jubel empfangen wurde und wo sich bald alle seine Anhänger um ihn sammelten. Von dieser Hidjrah (Flucht) des Propheten im J. 622 n. Chr. datirt die moslemische Zeitrechnung.

6.

Nun verbindet sich in Mohammed mit dem Amt des Propheten das des Kriegers und Fürsten. Außerlich zwar blieb seine Fürstlichkeit vorerst noch von sehr beduinischer Einfachheit, wie die Hochzeit seiner geliebten Tochter Fatima mit dem treuen Ali darthut, welche lange nach der Ueberführung nach Medina stattgefunden zu haben scheint¹⁾. Außerlicher Glanz gab aber damals keinen Maßstab für arabische Macht. Beweis hierfür ist, daß Mohammed, trotz seines ärmlichen Haushalts, bald im Stande war,

2) Ali legte sich, mit Mohammeds Kleidern angethan, so im Hause nieder, daß ihn die lauerten Koreischiten von außen sehen konnten. Sie hielten ihn für Mohammed und glaubten daher, es sei überflüssig, die übrigen Theile des Hauses zu besetzen. So gelang es dem Propheten, auf der entgegengesetzten Seite unbemerkt über die Mauer hinunterzusteigen.

1) Die ganze Aussteuer des Paars bestand aus zwei Röcken, zwei silbernen Armbändern, einem Becher, einer Handmühle, zwei Wassergefäßen, einem Trinktrug und einem ganz armseligen Bette. Der Hochzeitschmaus war auch patriarchalisch genug; er beschränkte sich nämlich auf eine Schüssel voll Datteln und Oliven.

als Heeresführer seiner Lehre mit dem Schwerte Nachdruck zu geben. Er hielt hierbei an dem rüstigen Gedanken fest, daß der Gewinn Mekka's für seine Sache entscheidend sein müßte, und so zogen wir ihn denn von Medina aus angriffswelse gegen die Koreischten vorzugehen, nachdem er den Krieg gegen die Ungläubigen förmlich als ein Gebot Gottes proclamiert hatte. Seinen ersten Sieg gegen die Koreischten gewann er bei Bedr. Indessen waren die gegenseitigen Kriegszüge vorerst meist nur beduinische Raubzüge, Razzia's im altnationalen Styl, und lange schwankte die Entscheidung. Eine erste Verrennung Mekka's mißlang, aber anderwärts gewann der Prophet Terrain; allmählig so viel, daß die moralische Rückwirkung auf die Koreischten nicht ausblieb. Mehrere Häuptlinge derselben anerkannten den Propheten, so z. B. der gefürchtete Khaled, der sich später den Titel „Schwert Gottes“ erwarb. Endlich, zu Ende des Jahres 629, war Mohammed im Stande, mit einem Heer von zehntausend Streitern vor Mekka zu rücken, und nach kurzer Belagerung zog er im Januar 630 als Sieger in die heilige Stadt ein. Die verstocktesten Koreischten verfielen dem Tode, sonst aber ließ der Sieger eine kluge Mäßigung walten. Die Kaabah wurde, nachdem die Götzenbilder zerschlagen worden, zum Haupttempel des Islam geweiht.

Gerade aber die Reinigung des Nationalheiligtums von den Spuren der Idolatrie brachte unter solchen arabischen Stämmen, welche noch an der alten Religion festhielten, eine große Conspiration zuwege, deren Macht Mohammed durch die im Februar 630 im Thale bei Honain geschlagene Schlacht brach. Von da an gebot er über Arabien und konnte seine Waffen bereits nach Syrien tragen, gegen den Kaiser von Byzanz. Doch war dies nur ein erster Anlauf des Islam auf der Bahn der Eroberung. Der Prophet mochte fühlen, daß zunächst in Arabien selbst noch genug zu thun sei, um dasselbe auf dem Fuß der neuen Lehre zu organisiren. Das that er denn auch von Medina aus, welche Stadt er mit Recht sehr liebgewonnen hatte. Im zehnten Jahre der Hidjah machte er noch eine Wallfahrt nach Mekka, welche durch Zahl und Glanz seines Gefolges und durch die allgemeine Verehrung, die ihm dabei entgegenkam, zu einem wahren Triumphzug seines Prophetenthums wurde. Nach Medina zurückgekehrt, erkrankte er, nachdem er schon auf der Reise den Gefährten seine Ahnung vom Nahen des Todes-angels mitgetheilt und auch bei dieser Gelegenheit wieder, wie öfter schon Versuchen, seine Person zu vergöttern, gegenüber, alles Ernstes betont hatte,

er sei ein Mensch wie andere. Seine Krankheit nahm zu, obgleich er sich, die Gemeinde im Glauben zu stärken, noch täglich in die Moschee schleppte und predigte. Die Nachrichten über seine letzten Lebenstage weichen sehr von einander ab und so ist auch nicht mit völliger Sicherheit ausgemittelt, ob der 7. oder 8. Juni des Jahres 632 sein Todestag ist²⁾. Einiges über seinen Ausgang steht jedoch fest. In seiner letzten öffentlichen Rede sprach er zu der bekümmerten Gemeinde unter Anderem: „Ich hörte, der Tod eures Propheten erfülle euch mit Schrecken. Aber hat ja ein Prophet vor mir ewig gelebt, daß ihr glauben könntet, ich würde mich nie von euch trennen? Ich wandere jetzt zu meinem Herrn, euch aber ermahne ich zu gegenseitiger Eintracht.“ Auf dem Sterbelager schenkte er seinen Sklaven die Freiheit und befahl, alles Geld, was in seiner Kasse sei — es war wenig genug, sechs bis sieben Denare — an die Armen zu vertheilen. Bevor er das Bewußtsein verlor, hat er gebetet: „Gott siehe mir bei im Todeskampfe!“ Dann ist er in den Armen der Afscha verchieden mit den Worten: „Im dem höchsten Gefährten im Paradiese!“ An der Stelle, wo sein Krankenlager gestanden, wurde ihm sein Grab gegraben, jetzt das Ziel der Pilgersfahrt von Millionen³⁾.

7.

Für einen wahrhaft Berufenen und Begeisterten wird den Geistes des Sakam Seder ansehen, der unbefangen an ihn herantritt. Immer bilden aus der mirakulösen Verzerrung seines Bildes durch die legendensüchtige Tradition menschlich edle Züge. Er selbst, wir wiederholen es, trat jedem Vergottungsversuch entgegen. Als ein Neubekehrter ihn fragte: „Bist du Gottes Sohn?“ gab er zur Antwort: „Gott hat keinen Sohn; er ward nicht gezeugt und zeugt nicht.“

Die arabische Mythosfucht hat natürlich sich beeilt, auch die körperliche Erscheinung Mohammeds mit dem Nimbus des Wunderbaren zu umgeben¹⁾.

2) Die meisten muslimischen Lebensbeschreiber Mohammeds geben den Montag, den 12. Tag des Rabia'l-Awwal des 11. Jahres der Hidjrah an.

3) Wir kommen unten im 4. Kap. darauf zurück.

1) Er konnte von hinten so gut sehen wie von vornen, denn er hatte zwischen den Schultern zwei Augen, so klein wie Nadelohren, womit er durch die Kleider sah. Sein Speichel konnte das Eisen verfließen. Seine Schweißtropfen glichen Perlen, sie wurden als Aroma gebraucht, u. dgl. m.

Wischen wir diesen Nebel von seinem Bilde, so bleibt immerhin noch eine stattliche Persönlichkeit übrig. Mittlerer Statur, hatte er einen wohlgeformten Kopf, ein rundes, rothwangiges, starkbebartetes Gesicht, eine lange schmale Nase, eine hohe Stirne, große schwarze Augen. Obwohl, wie wir gemeldet, oft die Beute einer schrecklichen Krankheit, war er ausdauernd im Ertragen von Hunger und Durst, Hitze, Frost und Strapazen aller Art, ein kühner Reiter, persönlich tapfer, ein scharfblickender Anführer, umsichtiger Politiker. Dabei im Benehmen von mildem Ernst, im Umgang von anmuthiger Leutseligkeit, in seinen Plänen und deren Durchführung von tiefer und umfassender Menschenkenntniß geleitet. Gewöhnlich wortkarg, erhob er sich, wenn Ort und Stunde es forderte, zu einer unwiderstehlichen Beredsamkeit, die in gewaltigen Worten die Anschauungen seiner glühenden, von früh auf mit den Erzeugnissen der Volkspoesie seines Landes genährten Einbildungskraft ausströmte. Daß Liebe zu den Menschen der Grundzug seines Charakters war, mögen nur Solche bezweifeln, welche nicht wissen oder nicht wissen wollen, daß er sich selbst die größte Frugalität der Lebensart auferlegte, um dem rastlosen Gange zum Wohlthun nachleben zu können, der ihn beseelte und sich immer in anspruchlosester Form, oft sogar humoristisch äußerte²⁾. Er liebte überhaupt einen harmlosen Scherz und zeigte sich den Menschen stets so zugänglich und nachsichtig, wie er sich den Thieren mit-leidsvoll erwies. Nur nach einer Richtung hin, im Umgang mit den Weibern, hat er, wenigstens nach abendländischen Begriffen, die Schranken der Mäßigung durchbrochen. Weibbrauchdüste und eines Weibes Umarmungen, hat er gesagt, entflammten mehr als alles Andere seine Andacht im Gebet. Es mag so sein. Er konnte auch, abgesehen von den hergebrachten Liebesbräuchen im Orient und von der altarabischen Sitte der Vielweiberei, auf sein ganz außergewöhnlich feuriges Naturell, auf seine fast märchenhafte Tendenzkraft sich berufen³⁾. Und wenigstens war er kein geheimer Wollüstling. Er

2) Als ihn einst eine alte Frau bat, er möchte doch für sie beten, daß sie ins Paradies käme, versetzte er: „Es kommt keine alte Frau ins Paradies.“ Da aber hierüber die Alte in Thränen ausbrach, tröstete er sie, unter Verweisung auf den 38. Vers der 56. Sura des Korans, damit, daß Gott im Paradiese die alten Weiber wieder zu Jungfrauen umgestalte. Uebrigens ist die angezogene Stelle und mehr noch eine weitere, Sura 33, Vers 27, 28, 34, ein schlagender Beweis gegen die irrige Meinung, der Islam spreche den Frauen die Seele und die Unsterblichkeit ab.

3) Er that auch so. Wenigstens berichtet Petrus Paschasius bei Maracci (Prodromus Alcoran, IV, 55) nach arabischen Quellen: — Sibi robar ad generationem

barg die Befriedigung glühender Triebe nicht hinter der Maske der Gleisnerei. Ueberhaupt war in diesem großen Manne, welcher eine der größten Revolutionen der Weltgeschichte gemacht, etwas Offenes, Ehrliches, Biederres, so gar nichts Auserhabtes, und da er in seltenstem Maße Genie und Einfachheit, Herzengüte und Thatkraft vereinigte, so durfte ihn Carlyle wohl einen ursprünglichen Menschen nennen und — in der Carlyle'schen hohen Bedeutung des Wortes — einen **Helden**⁴⁾.

quantum triginta viri habent inesse jactaret, ita ut unica hora posset undecim seminis satisfacere. Nach Abulfeda (de vita M. p. 140) äußerte sich Ali, als er den Reichnam des Propheten wusch, noch viel expressiver, sehr naiv bewunderungsvoll.

4) Carlyle schließt seine bereits oben citirte Charakteristik Mohammeds mit den Worten: „Für die arabische Nation war es — Mohammeds Auftreten — wie eine Geburt aus der Finsterniß zum Licht. Arabien wurde erst mit Hülfe desselben lebendig. Ein armes Hirtenvolk, unbemerkt seit der Schöpfung der Welt in seinen Wüsten umherziehend: da ward ihnen ein Heldenprophet herniedergesandt mit einem Worte, das sie glauben konnten, und siehe da, das Unbemerkte ward weltbekannt, das Kleine ist weltgroß geworden. Innerhalb eines Jahrhunderts darauf reicht Arabien mit einer Hand nach Granada, mit der andern nach Delhi. Stralend in Tapferkeit und Herrlichkeit und helleuchtendem Genius, glänzt Arabien lange Jahrhunderte über einen großen Theil der Welt. Glaube ist groß, beseelend. Die Geschichte eines Volkes wird fruchtbar, geisterhebend, groß, sobald es glaubt. Diese Araber, der Mann Mohammed und das Eine Jahrhundert, ist es nicht, wie wenn ein Funke gefallen wäre, Ein Funke, auf eine Welt von dem, was schwarzer, unmerkbarer Sand schien? Der Sand erweist sich als entzündliches Pulver, lodert himmelhoch von Delhi bis Granada! Ich sage, der große Mensch ist immer wie ein Blitz vom Himmel; die übrigen Menschen warten auf ihn gleich Brennstoff und dann flammen auch sie auf.“ — Fr. Kolb in seiner Abhandlung über den Islam (Staatslex. v. Rottsch und Welter, 2. A. VIII, 353) äußert: „Am wahrscheinlichsten dünkt uns, daß (in Mohammed) drei verschiedene Momente wirkten: Streben nach einem dem Volke Glück verheißenden Ziele, eigene Schwärmerei und selbstsüchtige Zwecke.“ Zugegeben, dieses strenge Urtheil ließe sich in allen Theilen rechtfertigen, müßte man dann nicht sagen, ungefähr das nämliche Urtheil könnte über alle Religionsstifter, wie über alle weltgeschichtlichen Charaktere überhaupt, gefällt werden? Ganz so, wie hier ein Christ über Mohammed, äußerten sich Heiden und Juden über Christus. Vom Standpunkt des berühmten Buches De tribus impostoribus aus kann man noch weiter gehen und sagen: alle Religionsstiftung ist nur ein selbstsüchtiger Betrug. Ob aber dieser Standpunkt der historischen Betrachtung standhält, ist eine andere Frage. — Gelegentlich weise ich hier noch den oft gehörten Vorwurf zurück, Mohammed habe die Ausbreitung des Islam vermittelst des Schwertes befohlen. Ja wohl, aber wo hat es denn je eine weltgeschichtliche Revolution gegeben, bei welcher nicht das Schwert in erster oder letzter Linie mitwirkte? Ich meine,

A.

Die heilige Religionsurkunde der Mohammedaner ist bekanntlich der Koran. Das Wort bedeutet „das Buch“¹⁾ oder „die Schrift“, also ganz dasselbe, was „Bibel“. Diese Bibel des Islam ist in ihren einzelnen Theilen das Werk Mohammeds, aber nicht als Ganzes, d. h. der Prophet hat den Inhalt stückweise und zu verschiedenen Zeiten seinen Anhängern mitgetheilt, aber die Zusammenstellung rührt nicht von ihm selber her. Er hat nicht einmal die Sammlung befohlen. Einzelne Stücke hat er, wie es scheint, diesem oder jenem diktirt; wenigstens befanden sich bei seinem Tode Koranfragmente, auf Pergament, auf Leder, auf Palmblätter geschrieben, in verschiedenen Händen. Andere waren durch Andere vermittelt Auswendiglernens aufbewahrt worden. Da sich aber schon unter Mohammeds nächstem Nachfolger, Abu Bekr, die Nothwendigkeit, die heiligen Documente zu sammeln, fühlbar machte, so beauftragte der Chalif den ehemaligen Geheimschreiber des Propheten, Zeid Ibn Thabit, mit dieser Arbeit. Schon unter dem Chalifen Othman gingen jedoch in den Abschriften des Koran so viele verschiedene Lesarten um, daß Zeid eine nochmalige Redaction unternehmen mußte. Dieser wurde dann canontisches Ansehen zuerkannt. Othman sandte Abschriften davon in alle bedeutenden Städte des Reiches und befahl zugleich, alle früheren zu verbrennen. Es ist selbstverständlich, daß dem fremden Glauben der Mohammedaner der Inhalt ihrer Bibel, wie den gläubigen Juden und Christen der Inhalt der ihrigen als unmittelbare göttliche Offenbarung gilt. Die Urschrift des Koran, sagt der orthodoxe Moslem, ist von Urbeginn an im siebenten Himmel vorhanden gewesen.

Der Koran, wie er uns jetzt vorliegt, ist bekanntlich in 114 Suren (Abschnitte) eingetheilt, davon jede wieder in eine größere oder kleinere Anzahl von Versen oder Versen zerfällt. Man theilt diese Suren auch ein in solche, welche während des Propheten Aufenthalts in Mekka, und in solche, welche während seines Aufenthalts in Medina geoffenbart wurden, in mekkaische und medinensische Suren also. Es herrscht aber in dem Buch in Beziehung auf Eintheilung und Zeitbestimmung ein großer Wirrwarr und der Redactor desselben ist offenbar so willkürlich verfahren, wie es eben der

das Christenthum ist, wenigstens was die Praxis angeht, durchaus nicht berechtigt, dem Islam seine Befehrsart zum Vorwurf zu machen.

1) Daher heißt der Koran auch schlechtweg Al Kitab (das Buch, die Schrift, eigtl. Lesen oder das zu Lesende).

Zufall wollte. Einige der Suren sind von unverhältnißmäßiger Länge, andere bestehen nur aus ein paar Sätzen. Jede Sura führt einen eigenen, von einem in ihr vorkommenden Stichwort oder Bild hergenommenen Titel, der oft barock lautet („die Kuh“, „der Elefant“, „der Buchstabe Kaf“, „Er machte ein zorniges Gesicht“ u. ä. m.). Das Volumen des Koran erreicht nicht die Hälfte des Umfangs der Bibel. Den Styl des Koran angehend, ist er in einer Art poetischer Prosa geschrieben, die häufig am Ende der Zeilen reimt. Die rhythmische Prosa, wie sie stets klingt, wenn sie sich erst aus der gebundenen Redeweise herauszubilden angefangen hat, gab nun ein williges Gefäß für die Visionen, Ermahnungen, Drohungen und Vorschriften des Propheten ab. Nicht selten spricht er als wahrer Dichter, noch öfter aber als Rhetor. Sehr oft freilich ist der Koran breit, schwülzig verworren — von einer methodischen Gliederung seiner Lehren, von einem logischen Organismus ist keine Spur in ihm — viele Stellen jedoch bezeugen, daß der Prophet, fortgerissen von dem Feuer seines Glaubens, für Anschauungen voll glühender Phantasie auch einen echt dichterischen, hinreißend mächtigen Ausdruck gefunden. Den höchsten Schwung der Energie des Hornes erreicht der Koran, wo er die Schrecken des jüngsten Gerichts und die Qualen der Hölle schildert, die höchste Anmuth und Feierlichkeit, wenn er die Belohnung der Seligen im Paradiese beschreibt²⁾. Jener wunderbar naive epische Zauber, welchen wir in dem biblischen Buch der Genesis bewundern, geht dem Koran gänzlich ab. Die biblischen Geschichten von Abraham bis Christus werden zwar in unendlichen Wiederholungen aufgetischt, aber mit wunderlichem Märchenfraß verballhornt. Bis zum Ueberdruß kehrt die Schöpfungsgeschichte wieder und spielt dabei der Teufel (Iblis) eine große Rolle. Ebenso unleidlich oft müssen wir den Aufruf zum heiligen Kampfe mitanhören. Den ganzen Koran in einem Zuge durchzulesen, ist eine der ermüdendsten Lesearbeiten, die es geben kann³⁾.

2) Wir werden Gelegenheit haben, Proben aus dem Koran zu geben. Die außerordentliche Wirkung, welche derselbe auf die Araber machte, soll durch die bekannte Geschichte von der Bekehrung des gefeierten Dichters Labid erwiesen werden. Labid hatte sich geweigert, an Mohammeds Sendung zu glauben; als er aber die Verse 17 und 18 der 2. Sura vernahm, riß er beschämt seine an der Kaabah aufgehängene Moallaka herab und bekannte sich zum Islam.

3) Ich kann mich selbst durch eine so große Autorität, wie die Hammers ist, nicht zu einem andern Urtheil über den literarischen Werth des Korans, als das oben gegebene ist, bestimmen lassen. Hammer nennt (Fundgr. d. Orients, II, 26) den Koran

Der Koran, so, wie er nun einmal ist, gibt die canonische Norm für das religiöse, soziale und politische Leben der Befenner des Propheten. Er lehrt den Islam, wie Mohammed seine Religion nannte, d. h. die Ergebenheit, die absolute Unterwerfung unter das Schicksal, als den Willen Gottes⁴⁾. Er statuirt die Unzertrennlichkeit des religiösen und des bürgerlichen Gesetzes und demnach auch die Vereiniung der höchsten geistlichen und weltlichen Macht in einer und derselben Hand. Sein Inhalt ist also zugleich Dogmatik, Ritualgesetz, Sitten- und Rechtslehre. Nach diesen drei Seiten hin werden wir ihn auch einer Betrachtung unterziehen, sobald wir hier, was das Dogma betrifft, schon oben Angedeutetes noch einmal betont haben: — nämlich, daß Mohammed seine Lehre nicht als etwas unbedingt Originales gab. Es wäre dies auch ein sehr eitles Unterfangen gewesen. Die Hauptquelle des Islam ist ganz augenscheinlich der Hebraismus, aber sie hat sich mit sehr bedeutenden Zuflüssen aus der altperssischen und der christlichen Religion vermischt. Auch ist, namentlich in den moslemischen Religionsbräuchen, einiges Altarabisch-Heidnische zurückgeblieben.

Der dogmatische, rituelle und rechtliche Inhalt des Koran bestimmt also den Inhalt der drei zunächst folgenden Kapitel⁵⁾.

Drittes Kapitel.

Das moslemische Dogma.

1.

Das Dasein Gottes, d. h. der Glaube daran, ist Grunddogma jeder Religion. Der Mensch glaubt, es sei ein Wesen über ihm, er verehrt, das Musterwerk arabischer Dichtkunst. Weil dagegen (d. poet. Lit. d. Araber, S. 60) zuerkennt dem Koran nur „vollendete Rhetorik.“ Nach meinem Gefühl kommt an ächter Poesie Nichts im Koran den altarabischen Gesängen eines Schanfara, Antara und Amrillais gleich.

4) Islam kommt von der Wurzel Selame, Unterwerfung, Hingebung. Ein Moslem ist also ein sich Hingebender (an Gott), ein Glaubender.

5) Die moslemische Theologie bezeichnet die Dogmenlehre, die Cultlehre und die Rechtslehre mit den Ausdrücken Usul ed-din, Feru' ed-din, 'Ilme sikh.

fürchtet, liebt dasselbe, erwartet von ihm Hilfe in diesem, Seligkeit in einem zukünftigen Leben. Die Idee des Daseins der Gottheit ist also der Punkt, von welchem alle Dogmatik auszugehen hat. Auch die moslemische; nur will sie es nicht Wort haben, sofern sie sagt, das Dasein Gottes sei eine so bedingungslose Voraussetzung, die Vorstellung davon sei jedem Menschen so eingeboren, daß es nicht nur rein überflüssig, sondern sogar sündhaft wäre, noch davon zu sprechen, diesen ureingeborenen Begriff die Menschen erst lehren zu wollen. Es ist, meint der Moslem, rein unmöglich, nicht zu wissen oder gar zu bezweifeln, daß Gott ist. Das Sein Gottes erst beweisen zu wollen, wie es die christliche Philosophie aller Zeiten mit so großer Mühe sich angelegen sein ließ, würde einem Moslem, wenn überhaupt als begreiflich, jedenfalls als eine todeswürdige Kezerei vorkommen. Die moslemische Theologie fängt daher damit an, das Wesen Gottes zu bestimmen. Hieran reiht sie die übrigen Grunddogmen des Islam und so erhalten wir deren fünf: — 1) das Teuhid, die Einheit (und Eigenschaften) Gottes; 2) das 'Edolet, die Gerechtigkeit Gottes (Prädestination); 3) das Nebüwwet, das Prophetenthum; 4) das Mi'od, das künftige Leben; 5) das Imamet, die Erbfolge der Imame¹⁾.

2.

„Kein Gott außer Gott!“ lautet das Symbolum des Islam¹⁾. Allah²⁾ ist der eine, alleinwahre Gott. Er hat sein Wesen in sich selbst, genügt sich selbst, ist weder gezeugt noch zeugt er. Er ist das Centrum, in welchem sich Alles vereint, er erfüllt mit der Unendlichkeit seines Wesens das Weltall, dessen Urheber und Regierer er ist. Von Ewigkeit zu Ewigkeit ist

1) In der Auffassung einiger dieser Dogmen weichen die beiden großen Sekten des Islam, die Sunniten und die Schiiten, von einander ab. Ich werde diese dogmatischen Unterschiede, welche übrigens mehr aus einem politischen als religiösen Zwiespalt der genannten Sekten erwachsen, einstweilen angeben. Der Ursprung des Zwiespalts wird weiter unten im Kapitel berührt werden. — Wo ich im Folgenden Koranstellen anführe, sind dieselben entweder der Ullmann'schen oder der Sammer'schen Verdeutschung entnommen, so zwar, daß Citate in ungebundener Rede der ersteren, in gebundener der letzteren angehören.

1) Lo illahe illallah.

2) Zusammengezogen aus al und elah. Wie sprachlich, so auch begrifflich stimmt diese Benennung Gottes — Allah bedeutet der Verehrungswürdige, Erhabene — mit den hebräischen Bezeichnungen der Gottheit (El, Eljon, Elohim) überein.

näre Element in Mohammed ganz außerordentlich mächtig geworden zu sein. Verückung folgte auf Verückung, Erscheinung auf Erscheinung. Wenigstens setzt die moslemische Tradition in diese Periode eine Fülle von Visionen und Offenbarungen, welche dem Propheten wurden. Da werden uns Rüsse zugeworfen, die freilich nur etwa der Glaube knacken kann. Das berühmteste dieser Gesichte ist Mohammeds Nachtreise von Mekka nach Jerusalem und von da durch die sieben Himmel¹⁾. Aber „der Prophet gilt Nichts in seinem Heimatlande“. Den Koreischiten genügten diese Traumwunder nicht, oder vielmehr war es zwischen ihnen und Mohammed schon so weit gekommen, daß eine Katastrophe unausweichlich war. Mehrmals schon hatte er vor seinen Feinden aus Mekka weichen und mit seinen Anhängern in der Wüste, in Höhlen und Schluchten Zuflucht suchen müssen. Immer zwar war er wieder in die Vaterstadt zurückgekehrt, aber jetzt mehrten sich die Anzeichen, daß die Koreischiten zum Aeußersten zu schreiten sich entschlossen hatten, um des Menschen ledig zu werden, den sie nur für einen eingebildeten Störenfried ansahen, welcher die Frechheit hatte, sie aus ihrem behaglichen Schlendrian aufzurütteln. Inwieweit sie das beliebte Moment der

1) Das ist allerdings eine Offenbarung, nämlich eine glänzendste der arabischen Phantasie. Mohammed machte die Reise auf dem Wunderroß Al Borak (der Bliß), welches ihm der Engel Gabriel zu diesem Zwecke zuführte. Das Roß hatte, wie menschliche Sprache, so auch ein menschliches Gesicht, aber die Backen eines Pferdes; seine Augen waren wie Hyazinthen und funkelten wie Sterne; seine ganze Gestalt strahlte von Edelsteinen und seine Adlerflügel glänzten wie Sonnenstrahlen. — Im siebenten und höchsten Himmel wurde der Prophet von Abraham empfangen. Diese Wohnung der Seligen ist aber von so überschwänglicher Herrlichkeit, daß keine Menschenzunge sie beschreiben kann. Was aber von einem der seligen Bewohner gesagt wird, reicht hin, eine Vorstellung von den übrigen zu geben. Nämlich so ein Insaß des siebenten Himmels übertrifft an Größe die ganze Erde; er besitzt 70,000 Köpfe, jeder dieser Köpfe aber wiederum 70,000 Munde, jeder dieser Munde 70,000 Zungen und jede dieser Zungen singt in 70,000 verschiedenen Sprachen unablässig das Lob des Höchsten. — Sehr wunderbar ist auch der zur Rechten von Allah's unsichtbarem Thron stehende Lo-
tosbaum Sidrat. Jedes Samenkorn seiner Früchte umschließt eine Houri, d. h. eine jener ewigen Himmelsjungfrauen, welche zur Glückseligkeit der wahren Gläubigen bestimmt sind. — Nachdem Mohammed gedankenschnell noch einen ungeheuren Raum voll blendenden Lichtes und tieffter Finsterniß durchweilt hatte, sah er sich zwei Bogenschüsse weit von Allah's Gegenwart entfernt. Aber das Antlitz Gottes war mit 20,000 Schleiern bedeckt, denn der Anblick desselben müßte jeden Menschen auf der Stelle vernichten.

„Religionsgefahr“ gegen die Neuerer wirksam machten, ist nicht ganz klar. Es wird aber wohl auch hier bedeutend mitgespielt haben.

Mohammed hielt der Gefahr bis zum Aeußersten Stand. Er fühlte, wie wichtig es war, gerade von Mekka aus seine Lehre Vorschritte machen zu lassen. Und sie hatte auch wirklich schon beträchtliche gemacht. Die für die Folge wichtigsten in der Stadt Medina, wohin sie durch Wallfahrer gebracht worden, denen sie der Prophet auf einem Hügel bei Mekka gepredigt hatte. Nach Medina richteten sich daher die Blicke Mohammeds, als seine und seiner Bekenner Stellung in Mekka unhaltbar geworden. Die moslemische Gemeinde siedelte nach Medina über, doch blieb der Prophet selbst mit Abu Bekr und Ali in Mekka zurück, bis er keine Stunde, keine Minute mehr vor dem Mordstahl der Koreischiten sicher war. Schon hatten die Meuchelmörder nächtlicher Weile Mohammeds Haus umzingelt, da erst entwich er vor ihnen, mit Anwendung ächtbeduinischer List²⁾. Er entkam mit Abu Bekr nach mancherlei Fährlichkeiten glücklich nach Medina, wo er mit Zabel empfangen wurde und wo sich bald alle seine Anhänger um ihn sammelten. Von dieser Hidjrah (Flucht) des Propheten im J. 622 n. Chr. datirt die moslemische Zeitrechnung.

6.

Nun verbindet sich in Mohammed mit dem Amt des Propheten das des Kriegers und Fürsten. Aeußerlich zwar blieb seine Fürstlichkeit vorerst noch von sehr beduinischer Einfachheit, wie die Hochzeit seiner geliebten Tochter Fatima mit dem treuen Ali darthut, welche lange nach der Ueberfiedlung nach Medina stattgefunden zu haben scheint¹⁾. Aeußerlicher Glanz gab aber damals keinen Maasstab für arabische Macht. Beweis hierfür ist, daß Mohammed, trotz seines ärmlichen Haushalts, bald im Stande war,

2) Ali legte sich, mit Mohammeds Kleidern angethan, so im Hause nieder, daß ihn die lauernden Koreischiten von außen sehen konnten. Sie hielten ihn für Mohammed und glaubten daher, es sei überflüssig, die übrigen Theile des Hauses zu bewachen. So gelang es dem Propheten, auf der entgegengesetzten Seite unbemerkt über die Mauer hinunterzusteigen.

1) Die ganze Aussteuer des Paares bestand aus zwei Röcken, zwei silbernen Armbändern, einem Becher, einer Handmühle, zwei Wassergefäßen, einem Trinkkrüge und einem ganz armseligen Bette. Der Hochzeitschmaus war auch patriarchalisch genug; er beschränkte sich nämlich auf eine Schüssel voll Datteln und Oliven.

als Heureshaft seiner Lehre mit dem Schwerte Kampfbund zu geben. Er hielt hierbei an dem richtigen Gedanken fest, daß der Gewinn Mekka's für seine Sache entscheidend sein müßte, und so zogen wir ihn denn von Medina aus angestrichelt gegen die Korreichten vorzuziehen, nachdem er den Krieg gegen die Ungläubigen förmlich als ein Gebot Gottes proclamirt hatte. Seinen ersten Sieg gegen die Korreichten gewann er bei Bedr. Interessant waren die gegenseitigen Kriegszüge vorerst meist nur beduinische Raubzüge, Razzia's im altnationalen Styl, und lange schwankte die Entscheidung. Eine erste Verrennung Mekka's mißlang, aber anderwärts gewann der Prophet Terrain; allmählig so viel, daß die moralische Rückwirkung auf die Korreichten nicht ausblieb. Mehrere Häuptlinge derselben anerkannten den Propheten, so z. B. der gefürchtete Khaled, der sich später den Titel „Schwert Gottes“ erwarb. Endlich, zu Ende des Jahres 629, war Mohammed im Stande, mit einem Heer von zehntausend Streitern vor Mekka zu rücken, und nach kurzer Belagerung zog er im Januar 630 als Sieger in die heilige Stadt ein. Die verstocktesten Korreichten verfielen dem Tode, sonst aber ließ der Sieger eine kluge Mäßigung walten. Die Kaabah wurde, nachdem die Götzenbilder zer schlagen worden, zum Haupttempel des Islam geweiht.

Gerade aber die Reinigung des Nationalheiligthums von den Spuren der Idolatrie brachte unter solchen arabischen Stämmen, welche noch an der alten Religion festhielten, eine große Conföderation zuwege, deren Macht Mohammed durch die im Februar 630 im Thale bei Honain geschlagene Schlacht brach. Von da an gebot er über Arabien und konnte seine Waffen bereits nach Syrien tragen, gegen den Kaiser von Byzanz. Doch war dies nur ein erster Anlauf des Islam auf der Bahn der Eroberung. Der Prophet mochte fühlen, daß zunächst in Arabien selbst noch genug zu thun sei, um dasselbe auf dem Fuß der neuen Lehre zu organisiren. Das that er denn auch von Medina aus, welche Stadt er mit Recht sehr liebgewonnen hatte. Im zehnten Jahre der Hidjah machte er noch eine Wallfahrt nach Mekka, welche durch Zahl und Glanz seines Gefolges und durch die allgemeine Verehrung, die ihm dabei entgegenkam, zu einem wahren Triumphzug seines Prophetenthums wurde. Nach Medina zurückgekehrt, erkrankte er, nachdem er schon auf der Reise den Gefährten seine Ahnung vom Nahen des Todes-Engels mitgetheilt und auch bei dieser Gelegenheit wieder, wie öfter schon Versuchen, seine Person zu vergöttern, gegenüber, alles Ernstes betont hatte,

er sei ein Mensch wie andere. Seine Krankheit nahm zu, obgleich er sich, die Gemeinde im Glauben zu stärken, noch täglich in die Moschee schleppte und predigte. Die Nachrichten über seine letzten Lebenstage weichen sehr von einander ab und so ist auch nicht mit völliger Sicherheit ausgemittelt, ob der 7. oder 8. Juni des Jahres 632 sein Todestag ist²⁾. Einiges über seinen Ausgang steht jedoch fest. In seiner letzten öffentlichen Rede sprach er zu der bekümmerten Gemeinde unter Anderem: „Ich hörte, der Tod eures Propheten erfülle euch mit Schrecken. Aber hat je ein Prophet vor mir ewig gelebt, daß ihr glauben könntet, ich würde mich nie von euch trennen? Ich wandere jetzt zu meinem Herrn, euch aber ermahne ich zu gegenseitiger Eintracht.“ Auf dem Sterbelager schenkte er seinen Sklaven die Freiheit und befahl, alles Geld, was in seiner Kasse sei — es war wenig genug, sechs bis sieben Denare — an die Armen zu vertheilen. Bevor er das Bewußtsein verlor, hat er gebetet: „Gott stehe mir bei im Todeskampfe!“ Dann ist er in den Armen der Afscha verchieden mit den Worten: „Du dem höchsten Gefährten im Paradiese!“ An der Stelle, wo sein Krankenlager gestanden, wurde ihm sein Grab gegraben, jetzt das Ziel der Pilgersfahrt von Millionen³⁾.

7.

Für einen wahrhaft Berufenen und Begeisterten wird den Stiftern des Islams Jeder ansehen, der unbefangen an ihn herantritt. Immer bilden aus der mirakulösen Verzerrung seines Bildes durch die legendensüchtige Tradition menschlich edle Züge. Er selbst, wir wiederholen es, trat jedem Vergottungsversuch entgegen. Als ein Neubekehrter ihn fragte: „Bist du Gottes Sohn?“ gab er zur Antwort: „Gott hat keinen Sohn; er ward nicht gezeugt und zeugt nicht.“

Die arabische Mythensucht hat natürlich sich beeilt, auch die körperliche Erscheinung Mohammeds mit dem Nimbus des Wunderbaren zu umgeben¹⁾.

2) Die meisten muslimischen Lebensbeschreiber Mohammeds geben den Montag, den 12. Tag des Rabiaul-Awwal des 11. Jahres der Hidjrah an.

3) Wir kommen unten im 4. Kap. darauf zurück.

1) Er konnte von hinten so gut sehen wie von vornen, denn er hatte zwischen den Schultern zwei Augen, so klein wie Nadelohren, womit er durch die Kleider sah. Sein Speichel konnte das Eisen verfließen. Seine Schweißtropfen glichen Rosen, sie wurden als Aroma gebraucht, u. dgl. m.

Wischen wir diesen Nebel von seinem Bilde, so bleibt immerhin noch eine stattliche Persönlichkeit übrig. Mittlerer Statur, hatte er einen wohlgeformten Kopf, ein rundes, rothwangiges starkbebartetes Gesicht, eine lange schmale Nase, eine hohe Stirne, große schwarze Augen. Obwohl, wie wir gemeldet, oft die Beute einer schrecklichen Krankheit, war er ausdauernd im Ertragen von Hunger und Durst, Hitze, Frost und Strapazen aller Art, ein kühner Reiter, persönlich tapfer, ein scharfblickender Anführer, umsichtiger Politiker. Dabei im Benehmen von mildem Ernst, im Umgang von anmuthiger Leutseligkeit, in seinen Plänen und deren Durchführung von tiefer und umfassender Menschenkenntniß geleitet. Gewöhnlich wortkarg, erhob er sich, wenn Ort und Stunde es forderte, zu einer unwiderstehlichen Beredsamkeit, die in gewaltigen Worten die Anschauungen seiner glühenden, von früh auf mit den Erzeugnissen der Volkspoesie seines Landes genährten Einbildungskraft ausströmte. Daß Liebe zu den Menschen der Grundzug seines Charakters war, mögen nur Solche bezweifeln, welche nicht wissen oder nicht wissen wollen, daß er sich selbst die größte Frugalität der Lebensart auferlegte, um dem rastlosen Gange zum Wohlthun nachleben zu können, der ihn beseelte und sich immer in anspruchlosester Form, oft sogar humoristisch äußerte²⁾. Er liebte überhaupt einen harmlosen Scherz und zeigte sich den Menschen stets so zugänglich und nachsichtig, wie er sich den Thieren mit-leidvoll erwies. Nur nach einer Richtung hin, im Umgang mit den Weibern, hat er, wenigstens nach abendländischen Begriffen, die Schranken der Mäßigung durchbrochen. Weibbrauchdüfte und eines Weibes Umarmungen, hat er gesagt, entflammten mehr als alles Andere seine Andacht im Gebet. Es mag so sein. Er konnte auch, abgesehen von den hergebrachten Liebesbräuchen im Orient und von der altarabischen Sitte der Vielweiberei, auf sein ganz außergewöhnlich feuriges Naturell, auf seine fast märchenhafte Lendenkraft sich berufen³⁾. Und wenigstens war er kein geheimer Wollüstling. Er

2) Als ihn einst eine alte Frau bat, er möchte doch für sie beten, daß sie ins Paradies käme, versetzte er: „Es kommt keine alte Frau ins Paradies.“ Da aber hierüber die Alte in Thränen ausbrach, tröstete er sie, unter Verweisung auf den 38. Vers der 86. Sura des Korans, damit, daß Gott im Paradiese die alten Weiber wieder zu Jungfrauen umgestalte. Uebrigens ist die angezogene Stelle und mehr noch eine weitere, Sura 33, Vers 27, 28, 34, ein schlagender Beweis gegen die irrige Meinung, der Islam spreche den Frauen die Seele und die Unsterblichkeit ab.

3) Er that auch so. Wenigstens berichtet Petrus Paschasius bei Maracci (Prodromus Alcoran, IV, 88) nach arabischen Quellen: — Sibi robar ad generationem

barg die Befriedigung glühender Triebe nicht hinter der Maske der Gleichneri. Ueberhaupt war in diesem großen Manne, welcher eine der größten Revolutionen der Weltgeschichte gemacht, etwas Offenes, Ehrliches, Bede- res, so gar nichts Ruckerhaftes, und da er in seltenstem Maße Genie und Einfachheit, Herzengüte und Thatkraft vereinigte, so durfte ihn Carlyle wohl einen ursprünglichen Menschen nennen und — in der Carlyle'schen hohen Bedeutung des Wortes — einen **Helden**⁴⁾.

quantum triginta viri habent inesse jactaret, ita ut unica hora posset undecim semi- nis satisfacere. Nach Abulfeda (de vita M. p. 140) äußerte sich Ali, als er den Reich- nam des Propheten wusch, noch viel expressiver, sehr naiv bewunderungsvoll.

4) Carlyle schließt seine bereits oben citirte Charakteristik Mohammeds mit den Worten: „Für die arabische Nation war es — Mohammeds Auftreten — wie eine Geburt aus der Finsterniß zum Licht. Arabien wurde erst mit Hülfe desselben leben- dig. Ein armes Hirtenvolk, unbemerkt seit der Schöpfung der Welt in seinen Wüsten umherziehend: da ward ihnen ein Heldenprophet herniedergesandt mit einem Worte, das sie glauben konnten, und siehe da, das Unbemerkte ward weltbekannt, das Kleine ist weltgroß geworden. Innerhalb eines Jahrhunderts darauf reicht Arabien mit einer Hand nach Granada, mit der andern nach Delhi. Stralend in Tapferkeit und Herr- lichkeit und hellleuchtendem Genius, glänzt Arabien lange Jahrhunderte über einen großen Theil der Welt. Glaube ist groß, beseelend. Die Geschichte eines Volkes wird fruchtbar, geisterhebend, groß, sobald es glaubt. Diese Araber, der Mann Moham- med und das Eine Jahrhundert, ist es nicht, wie wenn ein Funke gefallen wäre, Ein Funke, auf eine Welt von dem, was schwarzer, unmerkbarer Sand schien? Der Sand erweist sich als entzündliches Pulver, lodert himmelhoch von Delhi bis Granada! Ich sage, der große Mensch ist immer wie ein Blitz vom Himmel; die übrigen Menschen warten auf ihn gleich Brennstoff und dann flammen auch sie auf.“ — Fr. Kolb in seiner Abhandlung über den Islam (Staatslex. v. Rotteck und Welcker, 2. A. VIII, 353) äußert: „Am wahrscheinlichsten dünkt uns, daß (in Mohammed) drei verschiedene Momente wirkten: Streben nach einem dem Volke Glück verheißenden Ziele, eigene Schwärmerei und selbstsüchtige Zwecke.“ Zugegeben, dieses strenge Urtheil ließe sich in allen Theilen rechtfertigen, müßte man dann nicht sagen, ungefähr das nämliche Urtheil könnte über alle Religionsstifter, wie über alle weltgeschichtlichen Charaktere überhaupt, gefällt werden? Ganz so, wie hier ein Christ über Mohammed, äußerten sich Heiden und Juden über Christus. Vom Standpunkt des berühmten Buches De tribus impostoribus aus kann man noch weiter gehen und sagen: alle Religionsstiftung ist nur ein selbstsüchtiger Betrug. Ob aber dieser Standpunkt der historischen Betrachtung standhält, ist eine andere Frage. — Gelegentlich weise ich hier noch den oft gehörten Vor- wurf zurück, Mohammed habe die Ausbreitung des Islam vermittelst des Schwertes befohlen. Ja wohl, aber wo hat es denn je eine weltgeschichtliche Revolution gege- ben, bei welcher nicht das Schwert in erster oder letzter Linie mitwirkte? Ich meine,

8.

Die heilige Religionsurkunde der Mohammedaner ist bekanntlich der **Koran**. Das Wort bedeutet „das Buch“¹⁾ oder „die Schrift“, also ganz dasselbe, was „Bibel“. Diese Bibel des Islam ist in ihren einzelnen Theilen das Werk Mohammeds, aber nicht als Ganzes, d. h. der Prophet hat den Inhalt stückweise und zu verschiedenen Zeiten seinen Anhängern mitgetheilt, aber die Zusammenstellung rührt nicht von ihm selber her. Er hat nicht einmal die Sammlung befohlen. Einzelne Stücke hat er, wie es scheint, diesem oder jenem diktiert; wenigstens befanden sich bei seinem Tode Koranfragmente, auf Pergament, auf Leder, auf Palmblätter geschrieben, in verschiedenen Händen. Andere waren durch Andere vermittelt Auswendiglermens aufbewahrt worden. Da sich aber schon unter Mohammeds nächstem Nachfolger, Abu Bekr, die Nothwendigkeit, die heiligen Documente zu sammeln, fühlbar machte, so beauftragte der Chalif den ehemaligen Geheimschreiber des Propheten, Zeid Ibn Thabit, mit dieser Arbeit. Schon unter dem Chalifen Othman gingen jedoch in den Abschriften des Koran so viele verschiedene Lesarten um, daß Zeid eine nochmalige Redaction unternehmen mußte. Dieser wurde dann canonisches Ansehen zuerkannt. Othman sandte Abschriften davon in alle bedeutenden Städte des Reiches und befahl zugleich, alle früheren zu verbrennen. Es ist selbstverständlich, daß dem frommen Glauben der Mohammedaner der Inhalt ihrer Bibel, wie den gläubigen Juden und Christen der Inhalt der ihrigen als unmittelbare göttliche Offenbarung gilt. Die Urschrift des Koran, sagt der orthodoxe Moslem, ist von Urbeginn an im siebenten Himmel vorhanden gewesen.

Der Koran, wie er uns jetzt vorliegt, ist bekanntlich in 114 **Suren** (Abschnitte) eingetheilt, denen jede wieder in eine größere oder kleinere Anzahl von **Äjaten** oder Versen zerfällt. Man theilt diese Suren auch ein in solche, welche während des Propheten Aufenthalts in Mekka, und in solche, welche während seines Aufenthalts in Medina geoffenbart wurden, in mekkaische und medinensische Suren also. Es herrscht aber in dem Buch in Beziehung auf Eintheilung und Zeitbestimmung ein großer Wirrwarr und der Redactor desselben ist offenbar so willkürlich verfahren, wie es eben der

des Christenthum ist, wenigstens was die Praxis angeht, durchaus nicht berechtigt, dem Islam seine Belehrungsart zum Vorwurf zu machen.

1) Daher heißt der Koran auch schlechtweg **Al Kitab** (das Buch, die Schrift, eigl. Lesen oder das zu Lesende).

Zufall wollte. Einige der Suren sind von unverhältnißmäßiger Länge, andere bestehen nur aus ein paar Sätzen. Jede Sura führt einen eigenen, von einem in ihr vorkommenden Stichwort oder Bild hergenommenen Titel, der oft barock lautet („die Kuh“, „der Elefant“, „der Buchstabe Kaf“, „Er machte ein zorniges Gesicht“ u. ä. m.). Das Volumen des Koran erreicht nicht die Hälfte des Umfangs der Bibel. Den Styl des Koran angehend, ist er in einer Art poetischer Prosa geschrieben, die häufig am Ende der Zeilen reimt. Die rhythmische Prosa, wie sie stets klingt, wenn sie sich erst aus der gebundenen Redeweise herauszubilden angefangen hat, gab nun ein williges Gefäß für die Visionen, Ermahnungen, Drohungen und Vorschriften des Propheten ab. Nicht selten spricht er als wahrer Dichter, noch öfter aber als Rhetor. Sehr oft freilich ist der Koran breit, schwülstig verworren — von einer methodischen Gliederung seiner Lehren, von einem logischen Organismus ist keine Spur in ihm — viele Stellen jedoch bezeugen, daß der Prophet, fortgerissen von dem Feuer seines Glaubens, für Anschauungen voll glühender Phantasie auch einen echt dichterischen, hinreißend mächtigen Ausdruck gefunden. Den höchsten Schwung der Energie des Zornes erreicht der Koran, wo er die Schrecken des jüngsten Gerichts und die Qualen der Hölle schildert, die höchste Anmuth und Feierlichkeit, wenn er die Belohnung der Seligen im Paradiese beschreibt²⁾. Jener wunderbar naive epische Zauber, welchen wir in dem biblischen Buch der Genesis bewundern, geht dem Koran gänzlich ab. Die biblischen Geschichten von Abraham bis Christus werden zwar in unendlichen Wiederholungen aufgetischt, aber mit wunderlichem Märchenfraß verballhornt. Bis zum Ueberdruß kehrt die Schöpfungsgeschichte wieder und spielt dabei der Teufel (Iblis) eine große Rolle. Ebenso unleidlich oft müssen wir den Aufruf zum heiligen Kampfe mitanhören. Den ganzen Koran in einem Zuge durchzulesen, ist eine der ermüdendsten Lesearbeiten, die es geben kann³⁾.

2) Wir werden Gelegenheit haben, Proben aus dem Koran zu geben. Die außerordentliche Wirkung, welche derselbe auf die Araber machte, soll durch die bekannte Geschichte von der Bekehrung des gefeierten Dichters Labid erwiesen werden. Labid hatte sich geweigert, an Mohammeds Sendung zu glauben; als er aber die Verse 17 und 18 der 2. Sura vernahm, riß er beschämt seine an der Kaabah aufgehängene Moallaka herab und bekannte sich zum Islam.

3) Ich kann mich selbst durch eine so große Autorität, wie die Hammers ist, nicht zu einem andern Urtheil über den literarischen Werth des Korans, als das oben gegebene ist, bestimmen lassen. Hammer nennt (Fundgr. d. Orients, II, 28) den Koran

Der Koran, so, wie er nun einmal ist, gibt die canonische Norm für das religiöse, soziale und politische Leben der Befenner des Propheten. Er lehrt den Islam, wie Mohammed seine Religion nannte, d. h. die Ergebenheit, die absolute Unterwerfung unter das Schicksal, als den Willen Gottes⁴⁾. Er statuiert die Unzerrennlichkeit des religiösen und des bürgerlichen Gesetzes und demnach auch die Vereinigung der höchsten geistlichen und weltlichen Macht in einer und derselben Hand. Sein Inhalt ist also zugleich Dogmatik, Ritualgeiz, Sitten- und Rechtslehre. Nach diesen drei Seiten hin werden wir ihn auch einer Betrachtung unterziehen, sobald wir hier, was das Dogma betrifft, schon oben Angedeutetes noch einmal betont haben: — nämlich, daß Mohammed seine Lehre nicht als etwas unbedingt Originales gab. Es wäre dies auch ein sehr eitles Unterfangen gewesen. Die Hauptquelle des Islam ist ganz augenscheinlich der Hebraismus, aber sie hat sich mit sehr bedeutenden Zuflüssen aus der altpersischen und der christlichen Religion vermischt. Auch ist, namentlich in den moslemischen Religionsbräuchen, einiges Altarabisch-Heidnische zurückgeblieben.

Der dogmatische, rituelle und rechtliche Inhalt des Koran bestimmt also den Inhalt der drei zunächst folgenden Kapitel⁵⁾.

Drittes Kapitel.

Das moslemische Dogma.

1.

Das Dasein Gottes, d. h. der Glaube daran, ist Grunddogma jeder Religion. Der Mensch glaubt, es sei ein Wesen über ihm, er verehrt, das Musterwerk arabischer Dichtkunst. Weil dagegen (d. poet. Lit. d. Araber, S. 60) zuerkennt dem Koran nur „vollendete Rhetorik.“ Nach meinem Gefühl kommt an echter Poesie Nichts im Koran den altarabischen Gesängen eines Schansara, Antara und Amrilkais gleich.

4) Islam kommt von der Wurzel Selame, Unterwerfung, Hingebung. Ein Moslem ist also ein sich Hingebender (an Gott), ein Glaubender.

5) Die moslemische Theologie bezeichnet die Dogmenlehre, die Culttlehre und die Rechtslehre mit den Ausdrücken Usul ed-din, Feru' ed-din, 'Ilme sikh.

fürchtet, liebt dasselbe, erwartet von ihm Hülfe in diesem, Seligkeit in einem zukünftigen Leben. Die Idee des Daseins der Gottheit ist also der Punkt, von welchem alle Dogmatik auszugehen hat. Auch die moslemische; nur will sie es nicht Wort haben, sofern sie sagt, das Dasein Gottes sei eine so bedingungslose Voraussetzung, die Vorstellung davon sei jedem Menschen so eingeboren, daß es nicht nur rein überflüssig, sondern sogar sündhaft wäre, noch davon zu sprechen, diesen ureingeborenen Begriff die Menschen erst lehren zu wollen. Es ist, meint der Moslem, rein unmöglich, nicht zu wissen oder gar zu bezweifeln, daß Gott ist. Das Sein Gottes erst beweisen zu wollen, wie es die christliche Philosophie aller Zeiten mit so großer Mühsal sich angelegen sein ließ, würde einem Moslem, wenn überhaupt als begreiflich, jedenfalls als eine todeswürdige Kezerei vorkommen. Die moslemische Theologie fängt daher damit an, das Wesen Gottes zu bestimmen. Hieran reiht sie die übrigen Grunddogmen des Islam und so erhalten wir deren fünf: — 1) das Teuhid, die Einheit (und Eigenschaften) Gottes; 2) das 'Edolet, die Gerechtigkeit Gottes (Prädestination); 3) das Nebüwwet, das Prophetenthum; 4) das Mi'od, das künftige Leben; 5) das Imamet, die Erbfolge der Imame¹⁾.

2.

„Kein Gott außer Gott!“ lautet das Symbolum des Islam¹⁾. Allah²⁾ ist der eine, alleinwahre Gott. Er hat sein Wesen in sich selbst, genügt sich selbst, ist weder gezeugt noch zeugt er. Er ist das Centrum, in welchem sich Alles vereint, er erfüllt mit der Unendlichkeit seines Wesens das Weltall, dessen Urheber und Regierer er ist. Von Ewigkeit zu Ewigkeit ist

1) In der Auffassung einiger dieser Dogmen weichen die beiden großen Sekten des Islam, die Sunniten und die Schiiten, von einander ab. Ich werde diese dogmatischen Unterschiede, welche übrigens mehr aus einem politischen als religiösen Zwiespalt der genannten Sekten erwachsen, einstweilen angeben. Der Ursprung des Zwiespalts wird weiter unten im Kapitel berührt werden. — Wo ich im Folgenden Koranstellen anführe, sind dieselben entweder der Ullmann'schen oder der Hammer'schen Verdeutschung entnommen, so zwar, daß Citate in ungebundener Rede der ersteren, in gebundener der letzteren angehören.

1) Lo illahe illallah.

2) Zusammengezogen aus al und elah. Wie sprachlich, so auch begrifflich stimmt diese Benennung Gottes — Allah bedeutet der Verehrungswürdige, Erhabene — mit den hebräischen Bezeichnungen der Gottheit (El, Eljon, Elohim) überein.

er, ohne Gehalt und Behauptung und dennoch *أَلْحَقَانِيَّةً*. Dieser strengen Monothetismus einzuweichen, wird der Koran nicht müde und mit wahrhaft frierendem Rigorismus wird Alles verwerfen, was dem Dogma von der Einheit Gottes irgendwie Eintrag thun könnte, also auch dem Götterdienst namentlich auch die christliche Lehre von der Trinität 3).

Und doch blieb dieser starre und einseitige Monothetismus nicht ganz consequent. Würde er dieses gethien so müßte die Vorstellung einer Mittelstufe zwischen Gottheit und Menschheit ganz unterbleiben, was nicht geschah. Sei es, daß der persische Dualismus, welcher in späterer Zeit den Mosaismus gefälscht hatte 4), hierin für den Islam maßgebend war, sei es, daß Mohammed die altarabisch-populäre Dämonenlehre zu ibenen hatte oder sich ihrer selber nicht zu entschlagen vermochte, oder sei es, daß diese beiden Netze zusammenwirkten, genug, die Geister spielen im moslemischen Bewußtsein eine sehr bedeutende Rolle. Die Engel freilich sind, wie Geschöpfe, so auch schlechtbin nur Boten und Diener Gottes. Anders scheint es sich mit den Djinnen zu verhalten. Ich sage absichtlich scheint, denn das Verhältniß dieser Geister ist im Koran nirgends recht klar und bestimmt angegeben. Diese Djinnen bildeten Allem nach, wie bei den jüdischen Rabbinen, so auch bei den Arabern eine zwischen Menschen und Engeln mitten inne stehende Classe geisterhafter

3) Sage: Es ist nur ein einziger Gott! — Dennoch haben sie Gott Geister zugesellt (gleichgestellt), die er selbst geschaffen, und in Unwissenheit haben sie ihm Söhne und Töchter angedichtet. Lob und Preis sei ihm allein und fern von ihm Alles, was sie ihm beilegen. Der Schöpfer des Himmels und der Erde, wie sollte er einen Sohn haben, da er ja keine Frau hat! Er ist der Schöpfer aller Dinge und ihm sind alle Dinge bekannt. Das ist Gott, euer Herr; es gibt keinen Gott außer ihm, dem Schöpfer aller Dinge. Darum dienet nur ihm, denn er trägt Sorge für Alles. Kein Gesicht kann ihn erfassen, doch er erfasset jedes Gesicht. Er ist der Unerforschliche und Allwissende. Sura 6. Es gibt Ungläubige — (die Christen) — welche sagen: Gott ist der dritte von dreien. Es ist aber nur ein Gott. Sur. 5. Vgl. außerdem über das Grunddogma des Islam Sur. 9, V. 30—31; S. 16, V. 53; S. 18, V. 110; S. 19, V. 36; S. 21, V. 108; S. 22, V. 12; S. 23, V. 92. Endlich faßt die 112. Sura das moslemische Symbol noch einmal energisch zusammen: —

Gott ist Einer,
Er ist von Ewigkeit;
Er ward nicht gezeugt
Und hat nicht gezeugt;
Ihm gleich ist Keiner!

4) Vgl. Lhl. II, S. 116 fg.

Wesen. Ihre Benennung ist ein Collectivname für gute sowohl als böse Geister, Genien und Dämonen im persisch-jüdischen Sinn⁵⁾. Das Haupt der Dämonen ist der Satan, Iblis, offenbar ein Abklatsch des persischen Ahri-man und ganz im persisch-rabbinisch-christlichen Sinn der Widersacher Gottes, der Bethörer der Menschen. Dabei ist es aber eigen, daß der Koran sich ängstlich bemüht, zu verhüten, daß man diesen Widerpart Gottes diesem etwa zur Seite, beziehungsweise gegenüber stelle. Das Dasein des Satans wird nicht geleugnet, er ist, aber er ist nur dann, wenn man ihn anruft, d. h. an ihn glaubt, was unfehlbar zur Verdammniß führt⁶⁾. Bei Vergleichung sämtlicher Stellen des Koran über die Geister kann man sich unseres Erachtens kaum des Gedankens entschlagen, der Islam habe durch Herbeiziehung der Geisterlehre den Versuch machen wollen, ein Band der Vermittlung zwischen Gott und Mensch zu knüpfen, habe das aber nicht zuwegegebracht. Fehlt doch, wie bekannt, das Moment der Vermittlung, der Versöhnung dem Islam ganz.

3.

Das Dogma von der Gerechtigkeit Gottes enthält die Lehre von der Vorherbestimmung, jenen Fatalismus, welchen wir nach den jetzigen Hauptträgern des Islam, einen türkischen zu nennen pflegen. Wie sich aber die menschliche Vernunft gegen die Identität von Gerechtigkeit und Prädestination mit Recht empört, so ist auch die moslemische Lehre von der Vorherbestimmung sehr widerspruchsvoll. An vielen Stellen wird mit schneidender Schärfe ausgesprochen, daß Gott jedem Ding und jedem Menschen sein Schicksal unwiderruflich vorherbestimmt habe und nur Solche den rechten Weg führe, welche er wolle¹⁾. An andern dagegen wird ebenso

5) Von den Geistern redet der Koran in den Suren 4, 6, 7, 48, 72.

6) Ich stütze meine Auffassung des moslemischen Satans insbesondere auf diese Stelle der 4. Sura: — Wer Gott ein anderes Wesen zur Seite setzt, dem verzeiht er nicht. Sie (die Ungläubigen) rufen außer ihm weibliche Gottheiten an und den aufrührerischen Satan. Gott hatte diesen verflucht, worauf er (der Satan) sagte: Nun will ich einen bestimmten Theil deiner Verehrer nehmen und verführen und ihnen verbotene, böse Begierden einhauchen. Wer nun außer Gott den Satan sich zum Beschützer wählt, der wird augenscheinlich seinen Untergang finden. Satan verspricht ihnen wohl und regt ihr Verlangen auf; aber was der Satan verspricht, ist nur Trug. Ihre Wohnung wird die Hölle sein und sie werden keine Ausflucht finden.

1) Jedem Dinge haben wir seine klare und deutliche Bestimmung gegeben; einem jeden Menschen haben wir sein Geschick vorherbestimmt. Sur. 17, V. 14. Gott leitet

scharf betont, daß Jeder dereinst für sein Glauben, Thun und Lassen werde strenge Rechenschaft ablegen müssen²⁾. Der Widerspruch ist klar.

Allerdings ist es so recht die Aufgabe des Glaubens, Widersprüche für Nichts zu achten, Widersprechendes zu glauben. Der Glaube kann nicht nur Berge versetzen, sondern auch Thäler ausfüllen, d. h. er schreitet, wie im vorliegenden Falle, über die weite und tiefe Kluft der Widersprüche in einem Dogma hinweg, ohne sie auch nur zu bemerken. Daß nicht alle Augen für das Vorhandensein solcher Klüfte blind sind, das ist der Ursprung aller Kezerei und Sektirerei. Auch im Islam, wo gerade das Dogma von der Prädestination den bedeutendsten Riß in die Einheit der moslemischen Welt verurjachte. Hier ist der Punkt, wo die Scheidung der Sunniten und Schiiten eine wirklich innerliche, geistige, religiöse Bedeutung hat. Die Sunniten bekennen sich nämlich zum Dogma der Vorherbestimmung in seiner starrsten Folgerichtigkeit und sprechen demnach dem Menschen die Freiheit des Willens unbedingt ab. Sie sind Fatalisten im strengsten Wortsinne und daher naturgemäß auch Fanatiker. Die Schiiten dagegen sahen die klaffende Kluft des Widerspruches und sprangen nicht hinüber. Sie fanden, die ewige Vorherbestimmung sei mit der Gerechtigkeit Gottes unvereinbar, und weiter, daß, wenn der Mensch jenseits für seine Handlungen gerichtet werden solle, er diesseits die Fähigkeit haben müsse, überhaupt zu handeln. Sie statuirten also die Willensfreiheit des Menschen, halfen sich aber, um das Vorherwissen Gottes nicht leugnen zu müssen, damit, daß sie annahmen, die Handlungen eines jeden Menschen seien von Uransang in das „Buch der Gesche“ eingetragen, d. h. Gott bekannt. Man hat um dieser abweichenden Auffassung des zweiten moslemischen Grunddogma's willen die Schiiten als die Protestanten und Rationalisten des Islam bezeichnet. Die letztere Bezeichnung mag angehen, aber um die erstere gelten zu lassen, müßte man vergessen, daß gerade ein Hauptmitbegründer des Protestantismus, Calvin, die Prädestinationslehre in wahrhaft sunnitischer Strenge faßte³⁾.

auf den richtigen Weg, wen er will. S. 2, B. 209. Dazu vgl. S. 2, B. 6; S. 6, B. 38; S. 16, B. 96 und noch eine ganze Menge ähnlicher Stellen.

2) An jenem großen Tage (des Gerichts) wird Jeder nach seinen Handlungen den Lohn empfangen; Gott weiß, was Jeder gethan. S. 39, B. 70. Der Parallelen sind ebenfalls sehr viele, fast zahllose.

3) Weil (Hist. krit. Einl. i. d. Koran, S. 95 fg. Vgl. auch Weil, Gesch. d. Chalifen, II, 262) sucht sehr scharfsinnig nachzuweisen, daß Mohammed selbst keines-

4.

Das dritte moslemische Grunddogma stellt, wie oben angegeben worden, die Lehre vom Prophetenthum (Nebtwwot) fest. Es geht darauf aus, dem Begründer des Islam eine unzweifelhafte Autorität zu verleihen. Die Lehrsätze von Gott und von seinem Propheten sind unzertrennlich mit einander verbunden. „Gott ist Gott und Mohammed ist sein Prophet“. Wohlverstanden, Mohammed ist der Prophet. Allerdings nicht der erste und einzige der Propheten¹⁾, aber er ist der endgültige Vollender des Prophetenthums²⁾. Die Offenbarung von Gottes Wort ist so wesentlich an ihn gebunden, daß der Glaube an eine nicht durch Mohammed vermittelte Offenbarung ein falscher ist³⁾. Demnach wäre der rechte Glaube an Gott durch den Glauben an Mohammed bedingt. Der Koran kommt sehr häufig auf diesen Punkt zurück. Er polemisiert, wenn auch in achtungsvollster Form, bei dieser Gelegenheit häufig gegen Christus, d. h. gegen dessen Vergottung. Die Christen sagen, heißt es in der 19. Sura, der Allbarmherzige habe einen Sohn gezeugt; das ist ein ungeheuerliches Vorgeben! Und in der 5. Sura: Christus ist weiter Nichts als ein Gesandter; vor ihm sind andere Gesandte hergegangen und seine Mutter war ein gewöhnliches Weib. Weiter wird in der 4. Sura ganz deutlich zu verstehen gegeben, daß Christus weit entfernt gewesen, sich selber zu vergotten. Es heißt da: Christus ist nicht so hoffärtig, daß er sich weigern sollte, ein Knecht Gottes zu sein. Mohammed nennt auch sich einen bloßen Knecht Gottes, aber allerdings in dem Sinne, in welchem sich der Papst einen Knecht der Knechte Gottes titulirt: denn, wie gesagt, er ist der Prophet der Propheten, das Siegel an der durch ihn ein für allemal abgeschlossenen Urkunde der Offenbarung. — Auch hinsichtlich dieses Dogma's existirt zwischen den Sunniten und den Schiiten eine Meinungsverschiedenheit. Jene, gestützt auf die Koranstelle (S. 40, V. 57), wo Mohammed aufgefordert

wegs das Dogma von der Vorherbestimmung in dessen nachmaliger Starrheit gewollt habe, sondern daß es in dieser Starrheit erst dann zur Geltung gekommen, als die Chalifen, politischer Zwecke wegen, eines blinden Fatalismus und des daraus resultirenden blinden Gehorsams der Moslim bedurften.

1) S. v. Kap. II, 3.

2) Mohammed ist der Gesandte Gottes und das Siegel aller Propheten S. 38, V. 38. Dazu vgl. S. 2, V. 209; S. 6, V. 34; S. 21; S. 40, V. 78; S. 4, V. 62; S. 94, V. 2.

3) S. die eben citirten Suren und dazu noch die weiteren 3, 5, 19.

wird, täglich zu beten, damit ihm Gott seine Sünden vergebe, behaupten, der Prophet und die Propheten überhaupt seien der Sünde unterworfen gewesen, wie die übrigen Menschen, aber durch besondere göttliche Gnade von der Strafe für ihre Verfehlungen befreit worden. Die Schiiten dagegen nahmen an, die Propheten seien durchaus reine Menschen gewesen, denn sie hätten unmöglich sündigen können.

5.

Das vierte mohlemische Hauptdogma umfaßt die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung von den Todten, das jüngste Gericht, die Belohnung der Guten und die Verdammung der Bösen ¹⁾. Das Ganze ist zweifelsohne den persisch-christlichen Vorstellungen nachgebildet, aber im Einzelnen ebenso geschickt als umständlich auf die heißblütige Phantasie der Araber, auf die sinnliche Anschauung der Orientalen berechnet. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ist die Basis der Lehre von den letzten Dingen. Sie (die Ungläubigen) sagen: Es gibt kein anderes Leben, als unser hiesiges irdisches Dasein, und wir werden nicht wieder auferweckt. Solltest du sie aber sehen, wenn sie einst vor ihrem Herrn erscheinen und er sie fragt: Ist die Auferstehung nun nicht wahr geworden? da werden sie antworten: Wohl ist sie wahr, o Herr! Und Gott wird sagen: Nehmet nun hin die Strafe dafür, daß ihr nicht glauben wolltet ²⁾. Ihr (Menschen) müßt sterben, am Tage der Auferstehung aber werdet ihr wieder auferweckt ³⁾. Glaubet an Gott und an den Tag des Gerichts! ⁴⁾

Nach seiner Weise wiederholt der Koran die Lehre vom Weltgericht, vom „großen Tag“, vom „Tag der Trennung“ (der Guten von den Bösen)

1) Ich könnte hier auch noch die Geschichten von der Schöpfung, vom Sündenfall (Apfelbiss) im Paradiese, von der Sündflut u. s. w. berühren, erachte es aber für Raumverschwendung, da der Koran diese Mythen durchaus der Bibel nachgebildet und nur mit märchenhaften Arabesken verziert hat. Das Verhältniß Gottes zu den Menschen, wie es in diesen Geschichten im Koran zu Tage tritt, ist ganz das biblische. Auch die Schutzengel-Lehre des Islam ist der persisch-jüdischen homogen. Sie findet sich am bestimmtesten ausgesprochen S. 11, V. 61 und S. 13, V. 12. Die letztere Stelle lautet: — Ein jeder Mensch hat seine Engel, die (von Gott herabgesandt) einander ablösen, vor und hinter ihm hergehen und auf den Befehl Gottes ihn bewachen.

2) Sur. 6, V. 29—30.

3) Sur. 23, V. 15.

4) Sur. 2, V. 172.

sehr oft und eindringlich. Aber man muß die einzelnen Bestimmungen dieser Lehre im ganzen Buch zusammensuchen. Ein türkischer Gottesgelehrter, welcher im 16. Jahrhundert schrieb, Mehmed Bir Ali, hat die einzelnen Szenen des Gerichtstages so zusammengestellt⁵⁾: — Wann die Zeit des jüngsten Gerichtes herannahet, gibt der Engel Israfil mit seiner Posaune das Zeichen. Des Befehles Allah's jeden Augenblick gewärtig, hält dieser Engel das Mundstück seiner Posaune beständig an den Mund. Sobald Israfil den Befehl empfangen, bläst er, und es gibt einen entsetzlichen Schall, der alles Lebende tödtet, den blasenden Engel mitingerechnet. Dertzig Jahre lang bleibt die Welt ausgestorben; dann erweckt Allah den Israfil wieder. Dieser stößt ein zweites Mal in die Posaune und von dem zweiten Schall werden alle Todten lebendig⁶⁾. Die Auferstandenen sind ganz ohne Bekleidung; denen aber, welche Propheten und Heilige gewesen, schickt man geflügelte Himmelsrosse (Boraks) entgegen und kostbare Stoffe aus dem Paradiese. Sie kleiden sich in letztere, besteigen die ersteren und reiten auf ihnen ins Paradies, wo sie im Schatten von Allah's Thron sich niederlassen. Die übrigen Menschen stehen zusammengedrängt, hungernd, durstend und schwitzend,

5) Nach einer Mittheilung im „Magaz. f. d. Lit. d. Ausl.“ 1856, Nr. 102.

6) Wann in die Posaune gestoßen wird, dann wird Alles, was im Himmel und auf Erden ist, leblos niederstürzen, nur die Wesen ausgenommen, welche Gott davon ausschließt. Und wann wieder in die Posaune gestoßen wird, dann werden sie sich wieder aufrichten und um sich blicken. Und die Erde wird leuchten durch das Licht ihres Herrn und das Buch (worin die Handlungen aller Menschen geschrieben sind) liegt offen und die Propheten und Märtyrer treten als Zeugen auf und in Gerechtigkeit nur wird gerichtet zwischen ihnen und Keinem Unrecht geschehen. Sur. 39, V. 68—69. Das Weltgericht wird eingeleitet durch den Weltuntergang. So heißt es in der 69. Sura:

Wann in die Posaune geblasen wird mit einem Stoß,
Werden Erde und Berge zerrissen werden durch einen Stoß.
An jenem Tage fällt die einfallende Stunde,
An jenem Tage gehen die gespaltenen Himmel zu Grunde.

Und in der 77. Sura: —

Bei den auf einander folgenden Sendungen vom Himmel,
Bei der Sterne Getümmel,
Bei den Engeln, welche die Flügel ausbreiten,
Bei den Versen des Koran, welche die Wahrheit deuten,
Welche Ermahnungen geben,
Verheißungen und Drohungen für dieses und jenes Leben —

indem die Sonne ihren Köpfen bis auf eine Meile nahe rückt 7). Fünfzigtausend Jahre lang — (nach andern Angaben nicht so lange) — müssen sie in diesem Zustande verharren. Unterdeffen werden alle Bücher eingereicht, welche die Engel über den Lebenswandel der Menschen geführt haben, und Allah ver-
 hört die Seelen ohne Vermittlung eines andern Wesens. Auch eine Wage wird aufgerichtet, in welcher man das Gute und das Böse gegen einander abwägt. Die Seelen, deren Gutes überwiegt ist, kommen in das Para-
 dies, diejenigen, an denen das Böse überwiegt, in die Hölle — es sei denn, daß Allah ihnen verzeihe oder daß Propheten oder Heilige sie ihrer Fürbitte würdigen sollten. Doch kann Fürbitte nur stattfinden, wenn die Seele gläubig aus dem irdischen Dasein geschieden ist. Wer im Glauben stirbt, aber ob der Schwere seiner Sünden keiner Verzeihung und keiner Fürbitte theilhaft geworden, der muß kürzere oder längere Zeit im Höllenfeuer brennen und wird dann ins Paradies entrückt. Ein Atom des wahren Glaubens schützt übrigens schon wider die Ewigkeit der Höllenqual 8). Ueber die Hölle hinweg wird eine Brücke (Al Sirat), welche so dünn wie ein Haar und so scharf wie ein Schwert ist, nach dem Paradiese führen 9). Alle Seelen müssen über diese Brücke gehen. Einige kommen mit der Schnelligkeit des Blizes hinüber, andere mit der eines rennenden Pferdes, wieder andere im Paßgang, wieder andere schleppen sich unter der Last ihrer Sünden

Es kommt der verheißene Tag:
 Wenn die Sterne ohne Licht bleiben
 Und die Himmel sich zerspalten,
 Wenn die Gebirge zerstäuben
 Und die Gottgesandten Wache halten.

7) Das stimmt freilich nicht ganz mit dem „Zerspaltensein“ der Himmel, aber Folgerichtigkeit in den Details muß man im Koran so wenig suchen als in anderen Religionsurkunden.

8) Der Islam statuirt also keine Ewigkeit der Höllenstrafen. Er folgt hierin nicht der christlichen, sondern der milderen zoroastrischen Anschauungsweise. Vergl. Thl. II, S. 181 folg. Nur für die Nichtmoslim gibt es nach der späteren intoleranteren Ansicht des Propheten (s. v. Kap. II, 3, Anm. 3) eine ewige Verdammniß.

9) Die Brücke Tschinevad des Zend-Avesta. Vgl. Thl. I, S. 180, Anm. 2. Im Uebrigen ist so zu sagen auf dieser Brücke vom Erhabenen oder Furchtbaren zum Burlesken und Lächerlichen auch nur ein Schritt. Einer Legende zufolge verwandelt sich nämlich beim Uebergang über al Sirat Mohammed in einen kolossalen Widder und sämtliche Moslims setzen sich in Gestalt von — Flöhen in seinen Pelz.

wankend vorwärts und noch andere stürzen, wenn sie die Brücke kaum betreten haben, hauptsächlich in den Höllenschlund hinab.

Immer, wo er von den letzten Dingen spricht, wirkt der Koran tief-ergreifend. Da zeigt sich Mohammed als rechter Dichter. Seine Sprache ist hier selber wie der Schall der Gerichtsposaune, welcher verstockte Gewissen erbeben macht¹⁰⁾. Die Schilderungen des Ortes der Pein durchweht etwas wie Höllenglut, die am gewaltigsten aufschlägt, wo des Gerichtes gedacht wird, welches der Lügner, der Verleumder und der Wucherer harret¹¹⁾. Von dem dunkelrothen Hintergrunde der Höllenbilder heben sich dann die Gemälde paradiesischer Seligkeit nur um so reizender ab. In Wohlgeruch athmenden Schattenhainen, durchmurmelt von silberhellen Quellen, hat der selige Gläubige seinen Wonneß. Die lieblichsten Früchte, die süßesten Weine, kredenzt von anmuthigen Paradiesesjünglingen, erfreuen ihn und in den Armen schwarzäugiger, von Schönheit und ewiger Jungfräulichkeit strahlender Houri's kostet er stets erneute Freuden¹²⁾.

10) So die 101. Sura: —

Die klopfende Stunde, was ist die klopfende Stunde?
 Und von der klopfenden Stunde wer gibt dir Kunde?
 Es ist der Tag des Gerichts, wo die Menschen wie Heuschrecken verstreuet vom Wind,
 Die Berge gleich gekrämpelter Baumwolle sind.
 Und wessen Wagschale sinkt, dem wird's im ew'gen Leben gut;
 Und wessen Schale steigt, sinkt in die Flammenwuth.
 Weißt du wohl, was da ist die Flammenwuth?
 Es ist der Hölle brennendste Blut.

11) Weh' dem Lügner, der den guten Namen streift!
 Weh' dem, der nur Schätze auf Schätze häuft,
 Weil er ewig sich auf seinen Reichthum stützt.
 Weh'! Hinunter in die Höllensampfe (Al Hutama)!
 Weißt du, was das ist, die Höllensampfe?
 Feuer Gottes ist es, hochaufragend,
 Ueber Herzen wild zusammenschlagend,
 Blut, wie in ein Gewölbe zusammengebogen,
 Flammen, hoch wie Säulen aufgezogen. Sura 104.

12) Die Gerechten trinken Wein, gemischt mit Ftut vom Kampferquell;
 Davon trinken die Diener Gottes, das Wasser leitend von Stell' zu Stell',
 Die ihr Wort hielten und den Tag fürchteten, dessen Uebel weit wird kreisen,
 Die aus Liebe Gottes speisten die Armen, Sklaven und Waisen,
 Sagend: wir speisen euch Gottes wegen und wollen weder Dank noch Lohn,
 Wir fürchten vom Herrn den Tag voll Troß und Hohn.

Der Koran, so, wie er nun einmal ist, gibt die canonische Norm für das religiöse, soziale und politische Leben der Befenner des Propheten. Er lehrt den Islam, wie Mohammed seine Religion nannte, d. h. die Ergebenheit, die absolute Unterwerfung unter das Schicksal, als den Willen Gottes⁴⁾. Er statuirt die Unzertrennlichkeit des religiösen und des bürgerlichen Gesetzes und demnach auch die Vereinigung der höchsten geistlichen und weltlichen Macht in einer und derselben Hand. Sein Inhalt ist also zugleich Dogmatik, Ritualgesetz, Sitten- und Rechtslehre. Nach diesen drei Seiten hin werden wir ihn auch einer Betrachtung unterziehen, sobald wir hier, was das Dogma betrifft, schon oben Angedeutetes noch einmal betont haben: — nämlich, daß Mohammed seine Lehre nicht als etwas unbedingt Originales gab. Es wäre dies auch ein sehr eitles Unterfangen gewesen. Die Hauptquelle des Islam ist ganz augenscheinlich der Hebraismus, aber sie hat sich mit sehr bedeutenden Zuflüssen aus der altperssischen und der christlichen Religion vermischt. Auch ist, namentlich in den moslemischen Religionsbräuchen, einiges Altarabisch-Heidnische zurückgeblieben.

Der dogmatische, rituelle und rechtliche Inhalt des Koran bestimmt also den Inhalt der drei zunächst folgenden Kapitel⁵⁾.

Drittes Kapitel.

Das moslemische Dogma.

1.

Das Dasein Gottes, d. h. der Glaube daran, ist Grunddogma jeder Religion. Der Mensch glaubt, es sei ein Wesen über ihm, er verehrt, das Musterwerk arabischer Dichtkunst. Weil dagegen (d. poet. Lit. d. Araber, S. 60) zuerkennt dem Koran nur „vollendete Rhetorik.“ Nach meinem Gefühl kommt an ächter Poesie Nichts im Koran den altarabischen Gesängen eines Schanfara, Antara und Amrilkais gleich.

4) Islam kommt von der Wurzel Selame, Unterwerfung, Hingebung. Ein Moslem ist also ein sich Hingebender (an Gott), ein Glaubender.

5) Die moslemische Theologie bezeichnet die Dogmenlehre, die Cultlehre und die Rechtslehre mit den Ausdrücken Usul ed-din, Feru' ed-din, 'Ilme sikh.

fürchtet, liebt dasselbe, erwartet von ihm Hilfe in diesem, Seligkeit in einem zukünftigen Leben. Die Idee des Daseins der Gottheit ist also der Punkt, von welchem alle Dogmatik auszugehen hat. Auch die moslemische; nur will sie es nicht Wort haben, sofern sie sagt, das Dasein Gottes sei eine so bedingungslose Voraussetzung, die Vorstellung davon sei jedem Menschen so eingeboren, daß es nicht nur rein überflüssig, sondern sogar sündhaft wäre, noch davon zu sprechen, diesen ureingeborenen Begriff die Menschen erst lehren zu wollen. Es ist, meint der Moslem, rein unmöglich, nicht zu wissen oder gar zu bezweifeln, daß Gott ist. Das Sein Gottes erst beweisen zu wollen, wie es die christliche Philosophie aller Zeiten mit so großer Mühe sich angelegen sein ließ, würde einem Moslem, wenn überhaupt als begreiflich, jedenfalls als eine todeswürdige Kezerei vorkommen. Die moslemische Theologie fängt daher damit an, das Wesen Gottes zu bestimmen. Hieran reiht sie die übrigen Grunddogmen des Islam und so erhalten wir deren fünf: — 1) das Teuhid, die Einheit (und Eigenschaften) Gottes; 2) das 'Edolet, die Gerechtigkeit Gottes (Prädestination); 3) das Nebüwwet, das Prophetenthum; 4) das Mi'od, das künftige Leben; 5) das Imamet, die Erbfolge der Imame¹⁾.

2.

„Kein Gott außer Gott!“ lautet das Symbolum des Islam¹⁾. Allah²⁾ ist der eine, alleinwahre Gott. Er hat sein Wesen in sich selbst, genügt sich selbst, ist weder gezeugt noch zeugt er. Er ist das Centrum, in welchem sich Alles vereint, er erfüllt mit der Unendlichkeit seines Wesens das Weltall, dessen Urheber und Regierer er ist. Von Ewigkeit zu Ewigkeit ist

1) In der Auffassung einiger dieser Dogmen weichen die beiden großen Sekten des Islam, die Sunniten und die Schiiten, von einander ab. Ich werde diese dogmatischen Unterschiede, welche übrigens mehr aus einem politischen als religiösen Zwiespalt der genannten Sekten erwachsen, einstweilen angeben. Der Ursprung des Zwiespalts wird weiter unten im Kapitel berührt werden. — Wo ich im Folgenden Koranstellen anführe; sind dieselben entweder der Ullmann'schen oder der Hammer'schen Verdeutschung entnommen, so zwar, daß Citate in ungebundener Rede der ersteren, in gebundener der letzteren angehören.

1) Lo illahe illallah.

2) Zusammengezogen aus al und elah. Wie sprachlich, so auch begrifflich stimmt diese Benennung Gottes — Allah bedeutet der Verehrungswürdige, Erhabene — mit den hebräischen Bezeichnungen der Gottheit (El, Eljon, Elohim) überein.

er, ohne Gestalt und Wohnung und dennoch allgegenwärtig. Diesen strengen Monotheismus einzuschärfen, wird der Koran nicht müde und mit wahrhaft kriegerischem Rigorismus wird Alles verworfen, was dem Dogma von der Einheit Gottes irgendwie Eintrag thun könnte, also neben dem Götzendienste namentlich auch die christliche Lehre von der Trinität³⁾.

Und doch blieb dieser starre und eifersüchtige Monotheismus nicht ganz consequent. Wäre er dieses geblieben, so mußte die Vorstellung einer Mittelstufe zwischen Gottheit und Menschheit ganz unterbleiben, was nicht geschah. Sei es, daß der persische Dualismus, welcher in späterer Zeit den Mosaismus gefälscht hatte⁴⁾, hierin für den Islam maßgebend war, sei es, daß Mohammed die altarabisch-populäre Dämonenlehre zu schonen hatte oder sich ihrer selber nicht zu entschlagen vermochte, oder sei es, daß diese beiden Motive zusammenwirkten, genug, die Geister spielen im moslemischen Bewußtsein eine sehr bedeutende Rolle. Die Engel freilich sind, wie Geschöpfe, so auch schlechtthin nur Boten und Diener Gottes. Anders scheint es sich mit den Djinnen zu verhalten. Ich sage absichtlich scheint, denn das Verhältniß dieser Geister ist im Koran nirgends recht klar und bestimmt angegeben. Diese Djinnen bildeten Allem nach, wie bei den jüdischen Rabbinen, so auch bei den Arabern eine zwischen Menschen und Engeln mitten inne stehende Classe geisterhafter

3) Sage: Es ist nur ein einziger Gott! — Dennoch haben sie Gott Geister zugesellt (gleichgestellt), die er selbst geschaffen, und in Unwissenheit haben sie ihm Söhne und Töchter angedichtet. Lob und Preis sei ihm allein und fern von ihm Alles, was sie ihm beilegen. Der Schöpfer des Himmels und der Erde, wie sollte er einen Sohn haben, da er ja keine Frau hat! Er ist der Schöpfer aller Dinge und ihm sind alle Dinge bekannt. Das ist Gott, euer Herr; es gibt keinen Gott außer ihm, dem Schöpfer aller Dinge. Darum dienet nur ihm, denn er trägt Sorge für Alles. Keiner Gesicht kann ihn erfassen, doch er erfasset jedes Gesicht. Er ist der Unerforschliche und Unwissende. Sura 6. Es gibt Ungläubige — (die Christen) — welche sagen: Gott ist der dritte von dreien. Es ist aber nur ein Gott. Sur. 8. Vgl. außerdem über das Grunddogma des Islam Sur. 9, V. 30—31; S. 16, V. 83; S. 18, V. 110; S. 19, V. 36; S. 21, V. 108; S. 22, V. 12; S. 23, V. 92. Endlich faßt die 112. Sura das moslemische Symbol noch einmal energisch zusammen: —

Gott ist Einer,
Er ist von Ewigkeit;
Er ward nicht gezeugt
Und hat nicht gezeugt;
Ihm gleich ist Keiner!

4) Vgl. Zhl. II, S. 118 fg.

Wesen. Ihre Benennung ist ein Collectivname für gute sowohl als böse Geister, Genien und Dämonen im persisch-jüdischen Sinn⁵⁾. Das Haupt der Dämonen ist der Satan, Iblis, offenbar ein Abklatsch des persischen Abri-man und ganz im persisch-rabbinisch-christlichen Sinn der Widersacher Gottes, der Bethörer der Menschen. Dabei ist es aber eigen, daß der Koran sich ängstlich bemüht, zu verhüten, daß man diesen Widerpart Gottes diesem etwa zur Seite, beziehungsweise gegenüber stelle. Das Dasein des Satans wird nicht geleugnet, er ist, aber er ist nur dann, wenn man ihn anruft, d. h. an ihn glaubt, was unfehlbar zur Verdammniß führt⁶⁾. Bei Vergleichung sämtlicher Stellen des Koran über die Geister kann man sich unferes Frachtens kaum des Gedankens entschlagen, der Islam habe durch Herbeiziehung der Geisterlehre den Versuch machen wollen, ein Band der Vermittlung zwischen Gott und Mensch zu knüpfen, habe das aber nicht zuwegegebracht. Fehlt doch, wie bekannt, das Moment der Vermittlung, der Versöhnung dem Islam ganz.

3.

Das Dogma von der Gerechtigkeit Gottes enthält die Lehre von der Vorherbestimmung, jenen Fatalismus, welchen wir nach den jetzigen Hauptträgern des Islam, einen türkischen zu nennen pflegen. Wie sich aber die menschliche Vernunft gegen die Identität von Gerechtigkeit und Prädestination mit Recht empört, so ist auch die moslemische Lehre von der Vorherbestimmung sehr widerspruchsvoll. An vielen Stellen wird mit schneidender Schärfe ausgesprochen, daß Gott jedem Ding und jedem Menschen sein Schicksal unwiderruflich vorherbestimmt habe und nur Solche den rechten Weg führe, welche er wolle¹⁾. An andern dagegen wird ebenso

5) Von den Geistern redet der Koran in den Suren 4, 6, 7, 48, 72.

6) Ich füge meine Auffassung des moslemischen Satans insbesondere auf diese Stelle der 4. Sura: — Wer Gott ein anderes Wesen zur Seite setzt, dem verzeiht er nicht. Sie (die Ungläubigen) rufen außer ihm weibliche Gottheiten an und den aufrührerischen Satan. Gott hatte diesen verflucht, worauf er (der Satan) sagte: Nun will ich einen bestimmten Theil deiner Verehrer nehmen und verführen und ihnen verbotene, böse Begierden einhauchen. Wer nun außer Gott den Satan sich zum Beschützer wählt, der wird augenscheinlich seinen Untergang finden. Satan verspricht ihnen wohl und regt ihr Verlangen auf; aber was der Satan verspricht, ist nur Trug. Ihre Wohnung wird die Hölle sein und sie werden keine Ausflucht finden.

1) Jedem Dinge haben wir seine klare und deutliche Bestimmung gegeben; einem jeden Menschen haben wir sein Geschick vorherbestimmt. Sur. 17, V. 14. Gott leitet

scharf betont, daß Jeder dereinst für sein Glauben, Thun und Lassen werde strenge Rechenschaft ablegen müssen²⁾. Der Widerspruch ist klar.

Allerdings ist es so recht die Aufgabe des Glaubens, Widersprüche für Nichts zu achten, Widersprechendes zu glauben. Der Glaube kann nicht nur Berge versetzen, sondern auch Thäler ausfüllen, d. h. er schreitet, wie im vorliegenden Falle, über die weite und tiefe Kluft der Widersprüche in einem Dogma hinweg, ohne sie auch nur zu bemerken. Daß nicht alle Augen für das Vorhandensein solcher Klüfte blind sind, das ist der Ursprung aller Kezerei und Sektirerei. Auch im Islam, wo gerade das Dogma von der Prädestination den bedeutendsten Riß in die Einheit der moslemischen Welt verursachte. Hier ist der Punkt, wo die Scheidung der Sunniten und Schiiten eine wirklich innerliche, geistige, religiöse Bedeutung hat. Die Sunniten bekennen sich nämlich zum Dogma der Vorherbestimmung in seiner starrsten Folgerichtigkeit und sprechen dem Menschen die Freiheit des Willens unbedingt ab. Sie sind Fatalisten im strengsten Wortsinne und daher naturgemäß auch Fanatiker. Die Schiiten dagegen sahen die klaffende Kluft des Widerspruches und sprangen nicht hinüber. Sie fanden, die ewige Vorherbestimmung sei mit der Gerechtigkeit Gottes unvereinbar, und weiter, daß, wenn der Mensch jenseits für seine Handlungen gerichtet werden solle, er diesseits die Fähigkeit haben müsse, überhaupt zu handeln. Sie statuirten also die Willensfreiheit des Menschen, halfen sich aber, um das Vorherwissen Gottes nicht leugnen zu müssen, damit, daß sie annahmen, die Handlungen eines jeden Menschen seien von Uransang in das „Buch der Geschichte“ eingetragen, d. h. Gott bekannt. Man hat um dieser abweichenden Auffassung des zweiten moslemischen Grunddogma's willen die Schiiten als die Protestanten und Rationalisten des Islam bezeichnet. Die letztere Bezeichnung mag angehen, aber um die erstere gelten zu lassen, müßte man vergessen, daß gerade ein Hauptmitbegründer des Protestantismus, Calvin, die Prädestinationslehre in wahrhaft sunnitischer Strenge faßte³⁾.

auf den richtigen Weg, wen er will. S. 2, V. 209. Dazu vgl. S. 2, V. 6; S. 6, V. 38; S. 16, V. 96 und noch eine ganze Menge ähnlicher Stellen.

2) An jenem großen Tage (des Gerichts) wird Jeder nach seinen Handlungen den Lohn empfangen; Gott weiß, was Jeder gethan. S. 39, V. 70. Der Parallelstellen sind ebenfalls sehr viele, fast zahllose.

3) Weil (Hist. krit. Einl. i. d. Koran, S. 95 fg. Vgl. auch Weil, Gesch. d. Chalifen, II, 262) sucht sehr scharfsinnig nachzuweisen, daß Mohammed selbst keines-

4.

Das dritte moslemische Grunddogma stellt, wie oben angegeben worden, die Lehre vom Prophetenthum (Nebüwwet) fest. Es geht darauf aus, dem Begründer des Islam eine unzweifelhafte Autorität zu verleihen. Die Lehrsätze von Gott und von seinem Propheten sind unzertrennlich mit einander verbunden. „Gott ist Gott und Mohammed ist sein Prophet“. Wohlverstanden, Mohammed ist der Prophet. Allerdings nicht der erste und einzige der Propheten¹⁾, aber er ist der endgültige Vollender des Prophetenthums²⁾. Die Offenbarung von Gottes Wort ist so wesentlich an ihn gebunden, daß der Glaube an eine nicht durch Mohammed vermittelte Offenbarung ein falscher ist³⁾. Demnach wäre der rechte Glaube an Gott durch den Glauben an Mohammed bedingt. Der Koran kommt sehr häufig auf diesen Punkt zurück. Er polemisiert, wenn auch in achtungsvollster Form, bei dieser Gelegenheit häufig gegen Christus, d. h. gegen dessen Vergottung. Die Christen sagen, heißt es in der 19. Sura, der Allbarmherzige habe einen Sohn gezeugt; das ist ein ungeheuerliches Vorgehen! Und in der 5. Sura: Christus ist weiter Nichts als ein Gesandter; vor ihm sind andere Gesandte hergegangen und seine Mutter war ein gewöhnliches Weib. Weiter wird in der 4. Sura ganz deutlich zu verstehen gegeben, daß Christus weit entfernt gewesen, sich selber zu vergotten. Es heißt da: Christus ist nicht so hoffärtig, daß er sich weigern sollte, ein Knecht Gottes zu sein. Mohammed nennt auch sich einen bloßen Knecht Gottes, aber allerdings in dem Sinne, in welchem sich der Papst einen Knecht der Knechte Gottes titulirt: denn, wie gesagt, er ist der Prophet der Propheten, das Siegel an der durch ihn ein für allemal abgeschlossenen Urkunde der Offenbarung. — Auch hinsichtlich dieses Dogma's existirt zwischen den Sunniten und den Schiiten eine Meinungsverschiedenheit. Jene, gestützt auf die Koranstelle (S. 40, V. 57), wo Mohammed aufgefordert

wegs das Dogma von der Vorherbestimmung in dessen nachmaliger Starrheit gewollt habe, sondern daß es in dieser Starrheit erst dann zur Geltung gekommen, als die Chalifen, politischer Zwecke wegen, eines blinden Fatalismus und des daraus resultirenden blinden Gehorsams der Moslim bedurften.

1) S. v. Kap. II, 3.

2) Mohammed ist der Gesandte Gottes und das Siegel aller Propheten S. 33, V. 38. Dazu vgl. S. 2, V. 209; S. 6, V. 34; S. 21; S. 40, V. 78; S. 4, V. 62; S. 94, V. 2.

3) S. die eben citirten Suren und dazu noch die weiteren 3, 8, 19.

wird, täglich zu beten, damit ihm Gott seine Sünden vergebe, behaupten, der Prophet und die Propheten überhaupt seien der Sünde unterworfen gewesen, wie die übrigen Menschen, aber durch besondere göttliche Gnade von der Strafe für ihre Verfehlungen befreit worden. Die Schiiten dagegen nehmen an, die Propheten seien durchaus reine Menschen gewesen, denn sie hätten unmöglich sündigen können.

5.

Das vierte moderne Hauptdogma umfaßt die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung von den Todten, das jüngste Gericht, die Belohnung der Guten und die Verdammung der Bösen¹⁾. Das Ganze ist zweifellos den persisch-christlichen Vorstellungen nachgebildet, aber im Einzelnen ebenso geschickt als umständlich auf die heißblütige Phantasie der Araber, auf die sinnliche Anschauung der Orientalen berechnet. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ist die Basis der Lehre von den letzten Dingen. Sie (die Ungläubigen) sagen: Es gibt kein anderes Leben, als unser hiesiges irdisches Dasein, und wir werden nicht wieder auferweckt. Solltest du sie aber sehen, wenn sie einst vor ihrem Herrn erscheinen und er sie fragt: Ist die Auferstehung nun nicht wahr geworden? da werden sie antworten: Wohl ist sie wahr, o Herr! Und Gott wird sagen: Nehmet nun hin die Strafe dafür, daß ihr nicht glauben wolltet²⁾. Ihr (Menschen) müßt sterben, am Tage der Auferstehung aber werdet ihr wieder auferweckt³⁾. Glaubet an Gott und an den Tag des Gerichts!⁴⁾

Nach seiner Weise wiederholt der Koran die Lehre vom Weltgericht, vom „großen Tag“, vom „Tag der Trennung“ (der Guten von den Bösen)

1) Ich könnte hier auch noch die Geschichten von der Schöpfung, vom Sündenfall (Apfelbiss) im Paradiese, von der Sündflut u. s. w. berühren, erachte es aber für Raumverschwendung, da der Koran diese Mythen durchaus der Bibel nachgebildet und nur mit märchenhaften Arabesken verziert hat. Das Verhältniß Gottes zu den Menschen, wie es in diesen Geschichten im Koran zu Tage tritt, ist ganz das biblische. Auch die Schutzengel-Lehre des Islam ist der persisch-jüdischen homogen. Sie findet sich am bestimmtesten ausgesprochen S. 11, V. 61 und S. 13, V. 12. Die letztere Stelle lautet: — Ein jeder Mensch hat seine Engel, die (von Gott herabgesandt) einander ablösen, vor und hinter ihm hergehen und auf den Befehl Gottes ihn bewachen.

2) Sur. 6, V. 29—30.

3) Sur. 23, V. 15.

4) Sur. 2, V. 172.

sehr oft und eindringlich. Aber man muß die einzelnen Bestimmungen dieser Lehre im ganzen Buch zusammensuchen. Ein türkischer Gottesgelehrter, welcher im 16. Jahrhundert schrieb, Mehemed Bir Ali, hat die einzelnen Szenen des Gerichtstages so zusammengestellt ⁵⁾: — Wann die Zeit des jüngsten Gerichtes herannahet, gibt der Engel Israfil mit seiner Posaune das Zeichen. Des Befehles Allah's jeden Augenblick gewärtig, hält dieser Engel das Mundstück seiner Posaune beständig an den Mund. Sobald Israfil den Befehl empfangen, bläst er, und es gibt einen entsetzlichen Schall, der alles Lebende tödtet, den blasenden Engel miteingerechnet. Vierzig Jahre lang bleibt die Welt ausgestorben; dann erweckt Allah den Israfil wieder. Dieser stößt ein zweites Mal in die Posaune und von dem zweiten Schall werden alle Todten lebendig ⁶⁾. Die Auferstandenen sind ganz ohne Befleidung; denen aber, welche Propheten und Heilige gewesen, schickt man geflügelte Himmelsrosse (Boraks) entzogen und kostbare Stoffe aus dem Paradiese. Sie kleiden sich in letztere, besteigen die ersteren und reiten auf ihnen ins Paradies, wo sie im Schatten von Allah's Thron sich niederlassen. Die übrigen Menschen stehen zusammengedrängt, hungernd, durstend und schwitzend,

5) Nach einer Mittheilung im „Magaz. f. d. Lit. d. Ausl.“ 1856, Nr. 102.

6) Wann in die Posaune gestoßen wird, dann wird Alles, was im Himmel und auf Erden ist, leblos niederstürzen, nur die Wesen ausgenommen, welche Gott davon ausschließt. Und wann wieder in die Posaune gestoßen wird, dann werden sie sich wieder aufrichten und um sich blicken. Und die Erde wird leuchten durch das Licht ihres Herrn und das Buch (worin die Handlungen aller Menschen geschrieben sind) liegt offen und die Propheten und Märtyrer treten als Zeugen auf und in Gerechtigkeit nur wird gerichtet zwischen ihnen und Keinem Unrecht geschehen. Sur. 39, V. 68—69. Das Weltgericht wird eingeleitet durch den Weltuntergang. So heißt es in der 69. Sura:

Wann in die Posaune geblasen wird mit einem Stoß,
Werden Erde und Berge zerrissen werden durch einen Stoß.
An jenem Tage fällt die einfallende Stunde,
An jenem Tage gehen die gespaltenen Himmel zu Grunde.

Und in der 77. Sura: —

Bei den auf einander folgenden Sendungen vom Himmel,
Bei der Sterne Getümmel,
Bei den Engeln, welche die Flügel ausbreiten,
Bei den Versen des Koran, welche die Wahrheit deuten,
Welche Ermahnungen geben,
Verheißungen und Drohungen für dieses und jenes Leben —

indem die Sonne ihren Köpfen bis auf eine Meile nahe rückt 7). Funfzigtausend Jahre lang — (nach andern Angaben nicht so lange) — müssen sie in diesem Zustande verharren. Unterdessen werden alle Bücher eingereicht, welche die Engel über den Lebenswandel der Menschen geführt haben, und Allah verhört die Seelen ohne Vermittlung eines andern Wesens. Auch eine Wage wird aufgerichtet, in welcher man das Gute und das Böse gegen einander abwägt. Die Seelen, deren Gutes überwiegend ist, kommen in das Paradies, diejenigen, an denen das Böse überwiegt, in die Hölle — es sei denn, daß Allah ihnen verzeihe oder daß Propheten oder Heilige sie ihrer Fürbitte würdigen sollten. Doch kann Fürbitte nur stattfinden, wenn die Seele gläubig aus dem irdischen Dasein geschieden ist. Wer im Glauben stirbt, aber ob der Schwere seiner Sünden keiner Verzeihung und keiner Fürbitte theilhaft geworden, der muß kürzere oder längere Zeit im Höllenfeuer brennen und wird dann ins Paradies entrückt. Ein Atom des wahren Glaubens schützt übrigens schon wider die Ewigkeit der Höllenqual 8). Ueber die Hölle hinweg wird eine Brücke (Al Sirat), welche so dünn wie ein Haar und so scharf wie ein Schwert ist, nach dem Paradiese führen 9). Alle Seelen müssen über diese Brücke gehen. Einige kommen mit der Schnelligkeit des Blitzes hinüber, andere mit der eines rennenden Pferdes, wieder andere im Paßgang, wieder andere schleppen sich unter der Last ihrer Sünden

Es kommt der verheißene Tag:
 Wenn die Sterne ohne Licht bleiben
 Und die Himmel sich zerspalten,
 Wenn die Gebirge zerstäuben
 Und die Gottgesandten Wache halten.

7) Das stimmt freilich nicht ganz mit dem „Zerspaltensein“ der Himmel, aber Folgerichtigkeit in den Details muß man im Koran so wenig suchen als in anderen Religionsurkunden.

8) Der Islam statuirt also keine Ewigkeit der Höllenstrafen. Er folgt hierin nicht der christlichen, sondern der milderen zoroastrischen Anschauungsweise. Vergl. Thl. II, S. 181 folg. Nur für die Nichtmoslim gibt es nach der späteren intoleranteren Ansicht des Propheten (s. v. Kap. II, 3, Anm. 3) eine ewige Verdammniß.

9) Die Brücke Eschinevad des Zend-Avesta. Vgl. Thl. I, S. 180, Anm. 2. Im Uebrigen ist so zu sagen auf dieser Brücke vom Erhabenen oder Furchtbaren zum Burlesken und Lächerlichen auch nur ein Schritt. Einer Legende zufolge verwandelt sich nämlich beim Uebergang über al Sirat Mohammed in einen kolossalen Widder und sämtliche Moslims setzen sich in Gestalt von — Flöhen in seinen Pelz.

wankend vorwärts und noch andere stürzen, wenn sie die Brücke kaum betreten haben, häuptlings in den Höllenschlund hinab.

Immer, wo er von den letzten Dingen spricht, wirkt der Koran tief-ergreifend. Da zeigt sich Mohammed als rechter Dichter. Seine Sprache ist hier selber wie der Schall der Gerichtsposaune, welcher verstockte Gewissen erbeben macht¹⁰⁾. Die Schilderungen des Ortes der Pein durchweht etwas wie Höllenglut, die am gewaltigsten aufschlägt, wo des Gerichtes gedacht wird, welches der Lügner, der Verleumder und der Wucherer harret¹¹⁾. Von dem dunkelrothen Hintergrunde der Höllenbilder heben sich dann die Gemälde paradiesischer Seligkeit nur um so reizender ab. In Wohlgeruch athmenden Schattenhainen, durchmurmelt von silberhellen Quellen, hat der selige Gläubige seinen Wonneß. Die lieblichsten Früchte, die süßesten Weine, kredenzt von anmuthigen Paradiesesjünglingen, erfreuen ihn und in den Armen schwarzäugiger, von Schönheit und ewiger Jungfräulichkeit strahlender Houri's kostet er stets erneute Freuden¹²⁾.

10) So die 101. Sura: —

Die klopfende Stunde, was ist die klopfende Stunde?
 Und von der klopfenden Stunde wer gibt dir Kunde?
 Es ist der Tag des Gerichts, wo die Menschen wie Heuschrecken verstreuet vom Wind,
 Die Berge gleich gekrämpelter Baumwolle sind.
 Und wessen Wagschale sinkt, dem wird's im ew'gen Leben gut;
 Und wessen Schale steigt, sinkt in die Flammenwuth.
 Weißt du wohl, was da ist die Flammenwuth?
 Es ist der Hölle brennendste Blut.

11) Weh' dem Lügner, der den guten Namen streift!
 Weh' dem, der nur Schätze auf Schätze häuft,
 Weil er ewig sich auf seinen Reichthum stützt.
 Weh'! Hinunter in die Höllenkampfe (Al Hutama)!
 Weißt du, was das ist, die Höllenkampfe?
 Feuer Gottes ist es, hochaufragend,
 Ueber Herzen wild zusammenschlagend,
 Blut, wie in ein Gewölbe zusammengebogen,
 Flammen, hoch wie Säulen aufgezo- gen. Sura 104.

12) Die Gerechten trinken Wein, gemischt mit Ftut vom Kampherquell;
 Davon trinken die Diener Gottes, das Wasser leitend von Stell' zu Stell',
 Die ihr Wort hielten und den Tag fürchteten, dessen Uebel weit wird kreisen,
 Die aus Liebe Gottes speisten die Armen, Sklaven und Waisen,
 Sagend: wir speisen euch Gottes wegen und wollen weder Dank noch Lohn,
 Wir fürchten vom Herrn den Tag voll Troß und Hohn.

6.

Das fünfte Dogma, das von der Erbfolge der Imame (Imawet), ist ein von Sunniten und Schittiten sehr verschieden gefaßtes. Seine Natur ist, wie wir oben anmerkten, mehr eine politische als religiöse und der Ursprung seiner verschiedenen Geltung bei den beiden großen Sekten des Islam muß geradezu in einer Haremsintrigue gesucht werden. Aischa, die Tochter Abu Bekrs, nach dem Tode der Chadija des Propheten einflußreichste Frau, obgleich sie ihm mehr als einen Verdruß verursachte und sogar ihre eheliche Treue bei einer Gelegenheit in sehr zweideutigem Lichte erschien, — diese Aischa haßte den tapfern Ali, den Gatten von Moham-

Deswegen schirmte sie der Herr vor'm Uebel dieses Tages, gab ihnen heiteres Gesicht und Freude,
Er lohnte ihre Geduld mit dem Paradies und mit Seide.
Dort ruhen sie auf weichen Matten, fühlen weder Frost noch Hitze,
Es wallen über ihnen kühle Schatten und Früchte neigen sich von der Bäume Spitze.

Es kreisen Schalen aus Silber und Becher aus Glas,
Gefäße aus Silber von gehörigem Maas.
Sie trinken Becher, gemischt mit dem Gewürz Sindschebil,
Von dem Duelle genannt Selsebil.

Es kreisen um sie ewige Jünglinge, zerstreuten Perlen gleich,
Und schaust du näher, siehst du ewige Gnade und das himmlische Reich.
Im Kleide aus grüner Seide, mit Gold gestickt,
Sind sie mit silbernen Armbändern geschmückt;
Es tränket sie der Herr mit reinem Trank,
Das ist ihr Lohn, das ist für ihre Mühe der Dank. Sura 76.

In der 38. Sura (V. 49 fg.) heißt es: — Wahrlich, die Frommen sollen einen herrlichen Aufenthalt haben, nämlich Edens Gärten, deren Pforten ihnen offen sind. Sie können sich dort niederlassen und von allen Arten Früchten und Getränken fordern. Neben ihnen werden fein Jungfrauen mit keuschen Blicken und von gleichem Alter mit ihnen. Die Uebelthäter aber sollen einen schlimmen Aufenthalt haben, nämlich die Hölle, in welcher sie brennen sollen. Welch ein elendes Lager ist dies! Stinkendes und heißes Wasser und noch Anderes mehr der Art sollen sie kosten. — Vgl. über Himmel und Hölle noch die Sura 2 (V. 27), 38 (V. 17), 43 (V. 66 fg.), 70 (V. 7 fg.), 47 (V. 16 fg.). Wie schon oben bemerkt worden, ist es irrig, zu meinen, Mohammed habe den Frauen Unsterblichkeit und Seligkeit abgesprochen. In der 33. Sura heißt es ausdrücklich: — Für die gläubigen Männer und Frauen, für die wahrhaftigen, geduldigen und demüthigen Männer und Frauen, für die Almosen gebenden und fastenden und für die keuschen Männer und Frauen, die oft Gottes eingedenk sind, hat Gott Veröhnung und großen Lohn bereitet.

meds Tochter Fatima, und setzte alle Hebel in Bewegung, um die Ernennung des Geheften zum Nachfolger des Propheten zu hintertreiben. Mohammed hatte die Schwachheit, diesen Känken nicht entschieden genug entgegenzutreten. Wenigstens unterließ er es, den Ali bestimmt genug als seinen Nachfolger zu bezeichnen. Zwar that er auf der Rückkehr von seiner Abschiedswallfahrt nach Mekka die Aeußerung: „Wer mich liebt, der wähle auch Ali zum Freunde (maula). Gott stehe dem bei, der ihn beschützt, und verlasse den, der ihn anfeindet“. Allein die Neider Ali's fanden in dem von Mohammed gebrauchten Ausdruck einen Doppelsinn, welchen sie zu ihren Gunsten auslegten ¹⁾. Sie brachten es daher, hauptsächlich durch die Machinationen der Afscha, dahin, daß nach dem Tode Mohammeds von der Versammlung der Gläubigen (Djemo' et) nicht Ali, sondern Abu Bekr zum Statthalter (Chalif) des Propheten gewählt wurde. Auch später wurde Ali noch zweimal übergangen, indem ihm Omar und Othman vorgezogen wurden, und als er beim Tode des letzteren endlich zum Chalifat gelangte, vermochte er es seinem Hause dennoch nicht zu erhalten, wie wir seines Ortes sehen werden.

Die Sunniten nun leugnen eine erbliche Berechtigung zur Herrschaft über das Volk der Moslim und behaupten, nur die vier ersten Chalifen, Abu Bekr, Omar, Othman und Ali, seien, weil von der Djemo' et gewählt, ächte Imame, d. h. die wahren und gesetzlichen Lenker der Gläubigen in geistlichen und weltlichen Dingen gewesen. Die Schiiten dagegen fassen das Dogma vom Imamet so, daß Ali und seine Nachkommen ein erbliches Recht dazu gehabt und daß demnach sowohl die drei ersten Chalifen als auch die, welche später die Söhne Ali's vom Chalifat verdrängten, sammt und sonders Usurpatoren gewesen seien. Nach schiitischem Glauben erbte sich die oberste geistliche und weltliche Regierung der Moslim in dem Geschlecht Ali's und Fatima's fort. Nur die Nachkommen Ali's sind den Schii achte Imame. Als den zwölften und letzten verehren sie den Mohammed Mehdi, welchen sie bei allen Versammlungen rechtgläubiger, d. h. schiitischer Moslim noch jetzt unsichtbar zugegen glauben. Natürlich hassen und verfolgen sich die beiden Sekten gegenseitig als Keger. Die Sunni ²⁾, deren Haupt-

1) Das Wort maula bedeutet ebensogut Herr und Gebieter als Freund und Beschützer.

2) Diesen Namen haben sie von der Sunna, d. i. von der Sammlung von Lebensregeln für die Gläubigen, welche aus den Reden und Handlungen des Pro-

Wie die Türkei und Aegypten sind, haben ihren Gegnern, deren Hauptitz Persien ist, den Schimpfnamen Schii, d. i. Abtrünnige gegeben, der aber von diesen, wie es mit solchen Bezeichnungen zu gehen pflegt, als Ehrenname adoptirt wurde.

Viertes Kapitel.

Der moslemische Gottesdienst.

1.

Man hat gesagt und oft wiederholt, daß ein Unterschied sei zwischen Dogmatik und Religion, ja sogar, daß in der ersteren geradezu der religiösen Idee Widersprechendes sein könne und nicht selten wirklich sei. Die Ansicht mag auf dem philosophischen Standpunkt ihre Berechtigung haben und läßt sich aus der Dogmengeschichte aller Religionen zweifelsohne begründen. Die rein culturhistorische Betrachtung darf aber der philosophischen Kritik des Inhalts der Dogmatik sich entschlagen; sie faßt denselben einfach als den theoretischen Theil eines Glaubenssystems und ist daher berechtigt, zu sagen: das Dogma ist die Seele der Religion. Diese Seele schafft sich ihren Leib, den Cult. Die praktische, die gottesdienstliche Seite der Religion ist der jeweiligen theoretischen Entwicklungsstufe so ziemlich überall adäquat. Den reichsten, am meisten künstlerisch organisirten aller Culte besitzt ohne Frage der Katholicismus und es entspricht der katholische Gottesdienst vollständig dem katholischen Dogma, welches, in Berücksichtigung der sinnlichen Seite der Menschennatur, durch Herbeiziehung und Geltendmachung mythologischer Elemente den christlichen Spiritualismus der sinnlichen Begreiflichkeit

pheten, wie mündliche Tradition solche angeblich aufbewahrt hatte, geschöpft sind. Die authentische Zusammenstellung der Sunna rührt von Abdallah Mohammed Ben Ismail el Dschaafi, genannt El Bucharî (st. 869 n. Chr.), her. Die Schiiten verwerfen die Sunna, die Sunniten dagegen halten die Vorschriften derselben neben denen des Koran für verbindlich. In ihrem Verhältniß zur Tradition könnte man also die Sunni die Katholiken, die Schii die Protestanten des Islam nennen.

näher zu bringen suchte. Nicht ganz folgerichtig verhält sich der mosaische Cult zum mosaischen Dogma. Dem starr abstract-monotheistischen Gottesbegriff des Hebraismus wäre ein noch einfacherer Gottesdienst, als der hebräische war, entsprechend gewesen. Es scheint aber, daß Moise seinem durch den Aufenthalt in Aegypten an reiche Cultentfaltung gewöhnten Volke in dieser Hinsicht nicht allzu wenig habe bieten dürfen, und dann haben wohl auch die prächtigen Culte ihrer syrischen Nachbarn auf den der Juden Einfluß geübt. Weit consequenter, als im Hebraismus, ist im Islam das Verhältniß zwischen der Seele und dem Leibe der Religion, zwischen Dogma und Cult. Die strenge Festhaltung des Begriffes eines jenseitigen, leib- und bildlosen Gottes verwehrt jedes Herantreten der Künste zum Gottesdienst als götzdienerisch. Einzig und allein die Architektur durfte im Dienste der Religion thätig sein, aber auch sie mußte sich — wenigstens so lange nicht fremde Bildungselemente in den Islam eingegangen — auf das Allernothwendigste beschränken. So fehlt denn dem moslemischen Cult das Element der Schönheit. Das moslemische Ritual entbehrt aber nicht nur des ästhetischen Moments, es hat überdies etwas Abstractes, so zu sagen Vereinzeldes, denn allen Beobachtern ist im Gottesdienst des Islam ein gewisser Mangel an Gemeinsamkeit aufgefallen¹⁾. Der Moslem scheint das, was die Christen unter „Erbauung der Gemeinde“, „Andacht der Gemeinde“, „Gottesdienst der Gemeinde“ verstehen, gar nicht zu kennen. Sein Cult ist, obgleich nicht immer vom Einzelnen geübt, dennoch wesentlich Sache des Einzelnen. Der Islam kennt auch keine kirchlichen Gnadenmittel, keine Sacramente, und es darf also der Ausdruck „moslemische Kirche“, wenn er überhaupt gebraucht werden will, nur in ganz äußerlichem Sinne verstanden werden.

2.

Die vier großen Pflichten des moslemischen Gottesdienstes sind: 1) das Gebet, 2) das Fasten, 3) das Almosengeben, 4) die Wallfahrt nach Mekka.

Das Gebet (selat) gilt für die erste und höchste Culthandlung. Sie vornehmlich reinigt die Seelen¹⁾. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Vorschriften über diese gottesdienstliche Übung bis ins Einzelne gehen.

1) Vgl. insbesondere Abeken, „das relig. Leben im Islam“, S. 17 und 37.

1) S. über das Gebet die Koransuren 2, 3, 7, 9, 20, 23, 29, 50.

Aktion 2), **Stellung und Haltung des Körpers, Zeit, Zahl und Reihenfolge der Gebete**, dies Alles und noch vieles Andere ist genau festgesetzt. Der Betende muß sich mit dem Gesicht zur Kiblah, d. i. nach der Himmelsgegend wenden, wo das Hauptheiligthum des Islam, die Kaabah, liegt; er muß zuerst kniend aufrecht stehen, mit genau an einander geschlossenen Füßen, dann sitzend die vorgeschriebenen Verneigungen abthun, wobei mit der Stirne die Erde zu berühren und wohl darauf zu achten ist, daß kein unreiner Gegenstand berührt werde. Fünffmal des Tages wird gebetet und zwar — da, wie bekannt, im Orient der Tag mit dem Abend anhebt — beim Untergang der Sonne, bevor dieselbe gänzlich verschwindet, dann nach Sonnenantritt bis gegen Mitternacht hin, ferner kurz vor oder während der Mitternacht, dann bei Sonnenaufgang und endlich zu Mittag. Zu jeder dieser fünf Tages- und Nachtzeiten ruft — weil der Islam keine Glocken hat — von der Galerie der Moscheenminarets herab der Muezzin singend die Gläubigen zum Gebet auf 3). Wo er auch sei — nur nicht an einem unreinen Orte — gehorcht der Moslem, gänzlich unbekümmert um die Außenwelt, dem Ruf und verrichtet unter mancherlei Wendungen und Neigungen die vorgeschriebene Anzahl von Gebeten. Den Inhalt derselben bilden Anrufungen und Lobpreisungen Gottes, wobei das „Allah akbar“ (Gott ist groß!) häufig wiederkehrt, ferner Segenssprüche auf den Propheten, Bitten um Heil und Gedeihen, Citate aus dem Koran. Den Hauptbestandtheil des moslemischen Gebets macht die Eingangssure des Koran

2) Männern ist es erlaubt, nackt ihr Gebet zu verrichten; nur die Schamtheile müssen bedeckt sein. Die Frauen dagegen müssen beim Beten vollständig angezogen sein und dürfen nur das Gesicht, die Hände und die Füße bis zu den Knöcheln unbedeckt haben.

3) Mit der Formel:

Lo illahe illallah!

Gott ist groß! Gott ist groß! Gott ist groß!

Ich zeuge, daß kein Gott ist denn Allah!

Gott ist groß! Gott ist groß! Gott ist groß!

Ich zeuge, daß Mohammed ist der Prophet Gottes!

Kommt zum Gebet, kommt zum Gebet!

Herbei zum Tempel des Heils, herbei zum Tempel des Hells!

Gebet ist besser als Schlaf, Gebet ist besser als Schlaf!

Gott ist groß! Gott ist groß! Gott ist groß!

Außer Allah kein Gott!

aus⁴⁾. Sie ist in der mohammedanischen Welt ganz das, was in der christlichen das Vaterunser.

3.

Das Fasten (saum) ist eine Abchwächung des Opfers und zwar des Menschenopfers. Statt sein Leben darzubringen, quält der Mensch seinen Leib durch Enthaltung von gewohnten, beziehungsweise nothwendigen Genüssen. Das moslemische Gesetz kennt verschiedene Fasttage im Laufe des Jahres, welche jedoch nur für verdienstlich, nicht für geboten gelten. Geboten jedoch, durch den Koran, ist die große Fastenzeit während des ganzen Monats Ramazan, in welchem der Prophet die ersten göttlichen Offenbarungen empfangen haben soll. Da muß vom Sonnenaufgang bis nach Sonnenuntergang alle Tage des Monats hindurch unverbrüchlich gefastet werden. Nur Kinder unter sieben Jahren, Kranke, Wahnsinnige, Kindbetterinnen und Reisende sind davon ausgenommen. Während der angegebenen Tageszeit ist der Genuß jeglicher Speise verboten. Auch darf nichts Flüssiges mit dem Munde berührt, ja nicht einmal der eigene Speichel verschluckt werden. Tabakrauchen und das Einathmen von Wohlgerüchen ist untersagt; ebenso das Einnehmen purgirender Medizin, endlich das Baden und die geschlechtliche Betwohnung. Jede Verletzung einer dieser Vorschriften, sowie das Aussprechen einer Lüge, macht die Fasten gänzlich ungültig und die Wiederholung derselben nothwendig. Außer den Ramazan-Fasten gibt es aber noch ein Fasten in Folge eines Gelübdes (nezr) und das mit dem sogenannten Sühnopfer (kefforet) verbundene Fasten. Der Moslem thut nämlich Gelübde, zu einer bestimmten Zeit zu fasten, nach Mekka zu wallfahren, besondere Gebete zu verrichten, besondere Almosen zu geben oder auch für eine bestimmte Zeit der Frauen sich zu enthalten, — entweder rein „um Gottes Willen“, wo also die Opfernatur des Gelübdes deutlich zu Tage tritt, oder um dadurch von Gott etwas Gewünschtes zu erlangen oder sich bei einer Unternehmung den göttlichen Beistand zu sichern. Das Kefforet dagegen ist eine Culthandlung, welche dem Moslem in gewissen Fällen zur

4) Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Lob und Preis Gott, dem Bestenherren, dem Allerbarmer, der da herrschet am Tage des Gerichts. Dir wollen wir dienen und zu dir wollen wir stehen, auf daß du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die deiner Gnade sich freuen, und nicht den Weg derer, über welche du zürnest, und nicht den Weg der Irrenden.

Büßung unfreiwillig begangener Sünden oder zur Reinigung von Vergehen vorgeschrieben ist⁵⁾).

4.

Die altberühmte arabische Gastfreiheit hat durch den Islam die höchste religiöse Weihe erhalten. Der Koran erhob die patriarchalische Milde gegen Bedürftige zu einer Religionspflicht, das Almosenspenden zu einem Cultact. Diese Pflicht, diesen Act schreibt der Koran an sehr vielen Stellen und nicht selten in Ausdrücken vor, welche an Humanität ähnlichen Vorschriften des Evangeliums durchaus nicht nachstehen. Auch wurden und werden die Gebote der Mildthätigkeit von den Moslim eifrigst befolgt, wie die zahllosen frommen Stiftungen im Orient, die Schulen und Spitäler in den Städten, die Karavanjeraiß und Brunnen an den Wüstenstraßen und dergleichen Anstalten mehr beweisen. Auch auf die Sklaven, welche in der moslemischen Welt entschieden viel humaner behandelt werden als in der christlich-amerikanischen, erstreckt sich die milde Fürsorge, ja sogar auf Thiere, wie der bekannte Laubenspital bei der Bajazid-Moschee in Stambul und die Katzenstiftung in Damascus zeigen. Das moslemische Gesetz handelt von der religiösen Pflicht der Wohlthätigkeit unter dem Titel „Abgabe vom Eigenthum“ (zekat) und unterscheidet einen nothwendigen oder gebotenen und einen bloß angerathenen Zekat (zekat wodjib und zekat sunnet). Der erstere muß von jedem freigeborenen und volljährigen Moslem nach Maaßgabe seines Vermögens entrichtet werden. Der Ertrag dieser Steuer fällt an Arme, als welche alle betrachtet werden, die nicht für ein Jahr die Mittel zum Lebensunterhalt besitzen, an Schuldner, welche ihre Schulden schlechterdings nicht aus eigenen Mitteln bezahlen können, an Fremde, die ohne Substanzmittel sind, an Ungläubige, welche den Gläubigen im Kriege beigefanden. Dann wird der gebotene Zekat noch verwendet zum Loskauf von Sklaven, die von ihren Herren schlecht behandelt werden, ferner zur Erbauung von Moscheen, Schulen, Grabmälern, Brücken, Brunnen und zur Einrichtung anderer gemeinnütziger Anstalten. Die Verwendung des bloß angerathenen Zekat ist natürlich der Willkür des Einzelnen überlassen¹⁾).

5) Tornaau, d. moslem. Recht, S. 189.

1) Ueber den Zekat vgl. die Koranuren 2, 48, 50, 57.

5.

Die Wallfahrt nach Mekka (el Heddj) ist eine gottesdienstliche Übung, welche der Koran (Sur. 22) jedem Moslem vorschreibt. Jeder Gläubige soll, streng genommen, wenigstens einmal in seinem Leben die Kaabah, das Haus, welches Abraham zum Tempel des wahren und einzigen Gottes erbaute, pilgernd betreten. Diese Pflicht erfüllt zu haben wird in der ganzen mohammedanischen Welt als ein großes Verdienst und Glück betrachtet und jeder von dieser Wallfahrt Zurückgekehrte führt mit Stolz den Ehrennamen eines Hadjchi (Pilger). Indessen ist es bei den bedeutenden Kosten und Opfern, welche mit dieser Reise verbunden sind, schlechterdings unmöglich, daß alle Bekenner des Islam dieselbe unternehmen, und Mohammed selbst scheint dies bei Zeiten eingesehen zu haben. Wenigstens werden auf mündliche Aussprüche des Propheten die näheren Bestimmungen zurückgeführt, welche im moslemischen Gesetz betreffs der Wallfahrt nach Mekka gültig sind. Demzufolge ist diese nur Pflicht unter folgenden Bedingungen. Der Pilger muß persönlich frei, d. h. kein Sklave, volljährig, im vollen Besitz der Verstandeskkräfte und der Gesundheit sein; er muß ferner die zur Reise nöthige Zeit haben und gewisse Garantien der Sicherheit des Weges, endlich so viel Vermögen, daß es zu seinem Unterhalt auf der Reise und zur Subsistenz seiner Familie während seiner Abwesenheit ausreicht. Man sieht, diese Bestimmungen sind dehnbar genug, um die Fahrt nach Mekka zu keinem absoluten Müßen zu machen¹⁾. Die auf der Wallfahrt zu beobachtenden rituellen und moralischen Vorschriften gehen ins Einzelne. Tracht, Reinigungen, Gebete, Ceremonien, innere und äußere Lebensführung auf der Hin- und Herfahrt und am Ziel der Pilgerschaft selbst, Alles ist dem Hadjchi aufs Genaueste vorgezeichnet und es bestehen die vornehmsten Cultbräuche bei und in dem Heiligthum der Kaabah in Umgängen um dasselbe, im Hersagen gewisser Gebetformeln, im Küssen des von Abraham beim Bau des Tempels geweihten schwarzen Steins, im Trinken aus dem Brunnen Zem-Zem und endlich im Darbringen eines Opfers (Kurban). Ein Theil des geopferten Kameels, Stieres oder Schafes wird von den Pilgern

1) Die Schiiten lassen es zu, daß die Wallfahrt nach Mekka durch Stellvertreter um Lohn abgemacht wird, wie es ja auch bei den Katholiken Wallfahrer „im Tagelohn“ gibt.

selbst verzehrt; das Uebrige den Armen ausgetheilt²⁾). Mit der Wallfahrt nach Mekka wird die nach Medina zum Grab des Propheten verbun-

2) Ich halte es für angemessen, in dieser und der folgenden Note von den in weiteren Kreisen noch wenig bekannten zwei Hauptheiligthümern des Islam eine aus Burdhardts Travels in Arabia und Burtons Pilgrimage to El-Medinah and Meccah ausgezogene Beschreibung zu geben. Burdhardt war bekanntlich der erste Europäer, welcher die Kaabah, Burton der erste Europäer, welcher das Grab des Propheten sah. Burdhardts Schilderung der Kaabah ist im Nachstehenden durch den Bericht Burtons berichtigt und ergänzt. Ich kürze übrigens beide Beschreibungen nach Möglichkeit.

Die Kaabah steht in einem von einer Mauer umschlossenen länglichen Viereck, welches 237 Schritt in die Länge und 210 Schritt in die Breite mißt. Dieser offene Platz ist an der Ostseite von einer Säulenhalle umschlossen, deren Pfeiler in vierfacher Reihe stehen. Von dieser Säulenhalle aus führen mehrere gepflasterte Wege nach der Kaabah im Mittelpunkt des Vierecks. Das heilige Haus ist ein länglicher massiver Bau, welcher 55 Fuß Länge, 45 Fuß Breite und 30—40 Fuß Höhe hat. Das aus grauem Mekka-Gestein aufgeführte Gebäude steht auf einer 2 Fuß hohen Grundlage, und da sein Dach flach ist, so gleicht es in der Ferne einem vollkommenen Cubus. So, wie es jetzt steht, wurde es im J. 1629 umgebaut. Der einzige auf der Nordseite befindliche Eingang hat eine Thüre, welche ganz mit Silber überzogen und mit goldenen Sierrathen versehen ist. An der Südostecke der Kaabah, nahe der Thüre, befindet sich der berühmte „schwarze Stein“ (Hedjar el eswed), über dessen Ursprung eine Menge von Sagen umgeht, von denen die meisten höchst abgeschmackt sind. Die gänge und gäbste bringt diesen Stein, wie den Ursprung der Kaabah überhaupt, mit Abraham in Verbindung. Es ist dieser schwarze Stein ein unregelmäßiges Grund von etwa 7 Zoll Durchmesser mit einer wellenförmigen Oberfläche, welche aber durch die Millionen Berührungen und Kisse abgenützt ist. Ein massiver Bogen von Gold bildet die Einfassung des Steines. Auf der Nordseite der Kaabah, hart an der Mauer und gerade neben der Thüre, befindet sich im Boden eine mit Marmor leicht bekleidete Höhlung, groß genug, um drei Personen Raum zum Sitzen zu lassen. Hier zu beten wird für sehr verdienstlich gehalten, denn diese Höhlung soll der Ort sein, wo Abraham mit seinem Sohne Ismael den Kalk und Thon knetete, dessen sie zur Erbauung der Kaabah bedürftig waren. Auf der Nordwestseite der Kaabah ist die berühmte goldene Wasserrohre, durch welche das auf dem Dach des Gebäudes gesammelte Regenwasser herunterströmt und zwar auf ein sehr schönes Mosaitpflaster. An diesem Platz, behauptet die moslemische Legende, liegen Ismael, der Sohn Ibrahims (Abrahams) und seine Mutter Hadsrah (Hagar) begraben. Rund um die Kaabah läuft der sogenannte El Mataf, d. i. der Platz des Herumwandelns, ein mit grauem, von den Füßen der Gläubigen wie Glas polirtem Granit gepflastertes Grund, umgeben von zweiunddreißig schlanken vergoldeten Pfeilern, zwischen welchen je sieben Glaslampen hängen, die nach Sonnenuntergang angezündet werden. Unter den kapellenartigen Gebäuden, welche innerhalb der Ringmauer der Kaabah stehen, nimmt nach dieser selbst an Heiligkeit den ersten Rang der Makam ein, welcher den Brunnen Sem-Sem umschließt.

den 2). Ein dritter außerordentlich heiliger Ort ist die Moschee Masjid-el-Asfa in Jerusalem, ein vierter die Aja Sofia zu Konstantinopel, aus einer

Diese Kapelle hat eine viereckige Gestalt und der Eingang öffnet sich nach Südost. Der Raum, welcher den Brunnen enthält, ist mit Marmoren von verschiedener Farbe verziert. Die Mündung des Brunnens selbst ist von einer fünf Fuß hohen und etwa zehn Fuß im Durchmesser haltenden Mauer umgeben. Auf diese stellen sich die Leute, welche das Wasser in lederen Eimern heraufziehen. Das Wasser aus dem Brunnen Zem-Zem ist von salzig bitterem Geschmack und verursacht leicht Diarrhöe. Es wird, zum Trinken und zu Abwaschungen gebraucht, in hoher Verehrung gehalten, obgleich Burton keinen Gläubigen davon trinken sah, ohne daß der Trinkende ein sehr schiefes Gesicht dazu machte. Das Wort Zem-Zem selbst ist zweifelhaften Ursprungs, indem es Einige ableiten von Zam-Zam oder Murmeln des Wassers, Andere von Zam! Zam! (fülle! fülle! nämlich die Flasche), dem Ausrufe Hagers, als sie den Quell zuerst erblickte. Dem mittleren Theil der Fronte der Kaabah zugewandt, steht der Mambbar, d. i. die Kanzel der Moschee, aus feinem weißem Marmor gearbeitet. Eine schmale Treppe führt zu der Stelle des Chathb (Predigers), über welcher sich ein vergoldeter obeliskartiger Spithurm erhebt. Hier wird an Freitagen und an gewissen Festen den Pilgern gepredigt.

3) Die Stadt Medina, von den Arabern Medinet-el-Nabi, d. i. Stadt des Propheten genannt, liegt auf einer großen Hochebene Mittelarabiens, in einer 12 (engl.) Meilen ringsumher heiligen Gegend, welche eine Menge von Heiligthümern, Moscheen, Kapellen, Brunnen, Grabmälern u. s. w. enthält. Interessant ist in der hübschgebauten Stadt mit etwa 18,000 Einwohnern das bunte Gemisch der Bevölkerung, welche aus hier zurückgebliebenen Pilgern aller moslemischen Racen besteht und von der Föhrung, Bewirthing und Anbettelung der Pilger lebt. Das Interessanteste der Stadt jedoch ist die von ferne golden blizende Moschee, in welcher die Gebeine Mohammeds ruhen und welche daher Masjid-el-Nabawi heißt. Sie bildet ein längliches, von vier größeren und zwei kleineren Minarets überragtes Viereck. Burton sagt, er sei beim Herantreten an das hochheilige Gebäude sehr enttäuscht worden. Der Weg zu demselben sei von gemeinen Baracken und Buden eingeengt, und je näher er die Moschee selbst angesehen habe, desto mehr sei sie ihm wie ein ungeheurer Maritatenladen vorgekommen, vollgepropft mit barbarischer Zierrath und überladen mit ärmlichem Schmuck. Es gelang dem kühnen Engländer, in der Gestalt eines andächtigen Pilgers die heiligen Räumlichkeiten genau zu betrachten. Die eigentliche Moschee heißt Haram. Außerdem sind noch merkwürdig die Quelle, der Garten und der Rednerstuhl des Propheten, sowie das Fenster, zu welchem der Engel Gabriel hereinflug, wenn er die himmlischen Botschaften an Mohammed bestellte. Mohammed ist bekanntlich an dem Ort, wo er starb, d. i. in dem Zimmer seiner Frau Aischa, begraben worden. Dieser Raum nun bildet in dem südwestlichen Winkel der Moschee ein großes unregelmäßiges Viereck, welches nach allen Seiten durch eine breite Passage von der Moschee selbst geschieden ist. In diesem Viereck befindet sich das Mausoleum, eingeschlossen von einem doppelten Eisengitter, innerhalb dessen der Vorhang herab-

christlichen Basilika in eine türkische Moschee verwandelt, unter deren Kuppel der moslemischen Legende zufolge der Prophet Elias vereinst seine Andacht

hängt, welcher die Gräber Mohammeds und der beiden ersten Chalifen, Abubeker und Omar, verhüllt. Ein auf dem Vorhang angebrachter Rosenkranz von Perlen mit einem Stern in der Mitte bezeichnet das Grab des Propheten. Den Stern nennen die Moslim das „Zuwel unter den Juwelen des Paradieses.“ Burton dagegen meint, das Ding sehe ganz so aus, wie der Stöpsel zu einer gewöhnlichen Wasserflasche. Ueber Grab und Sarg des Propheten gibt es verschiedene Lesarten. Der einen zufolge besteht der Sarg aus einem schwarzen Marmorblock, nach einer andern liegt Mohammed tief in der Erde in einem mit Silber beschlagenen Sarge von Ebenholz, eine dritte läßt den Leichnam des Propheten sammt seinem eisernen Sarge direkt in den Himmel gefahren sein. In Wahrheit scheint etwas Bestimmtes hierüber Niemand zu wissen; denn so oft der Vorhang erneuert werden muß, nimmt man dazu die Nacht und zu Arbeitern gläubigste der Gläubigen, welche um keinen Preis der Welt Sarg oder Grab selbst anzublicken wagen würden. Auch Burton konnte dem Allerheiligsten, d. h. dem Sarge des Propheten, nicht ganz nahe treten, wie dies überhaupt Jedermann strengstens untersagt ist. Das Heiligthum ist mit geblühten Tapeten belegt, mit grünen Siegeln gedeckt, mit seltsamen Arabesken bemalt und Nachts mit Candelabern von geschnittenem Glas erleuchtet. Burton sagt, bei Tage habe das Ganze ziemlich ärmlich und schmutzig ausgesehen, bei nächtlicher Beleuchtung aber habe es ganz den Eindruck einer wunderlichen Theaterdekoration gemacht. — Burton sah während seines Aufenthalts in Medina auch die große alljährlich von Damaskus her kommende Pilgerkaravane in der heiligen Stadt anlangen. Es geschah dies während der Nacht und der folgende Morgen, erzählt Burton, bestrahlte eine ganz neue, über Nacht wie aus der Erde hervorgezauberte Welt. Zwischen den Häusern von Medina war eine große Stadt von Zelten emporgewachsen, wie Paläste mit Harems, Küchen und Ställen, mit vergoldeten Zinnen und kostbaren Shawlgebängen, mit Pavillons, Besuch- und Schlafzimmern; weiße, graue, grüne Zelte als Privatwohnungen oder als Buden, aus denen Tabak-, Frucht- und Spezereihändler schrielen. Dazwischen ragten große weiße, syrische Dromedare empor, an deren Höckern braune Beduinen flehten, ferner Arnauten, Türken und feuerblickende kurdische Reiter in ihren malerischen Trachten, persische Pilgrime, vor Ermüdung in Ohnmacht fallend, rufende Scherbetverkäufer, fromme Hadshi's, einander stoßend und rämpelnd, so daß bald hier bald dort einer unter die Füße der Kameele oder unter die Seile der Zelte putzelte, Kanonendonner von der Citadelle, lautes Gekreisch von Frauen und Mädchen in dichtverschlossenen Sänften, aus denen sie doch ganz frei herauskollerten, wenn die Träger über die Stricke und Pföcke der Zelte fielen; weiterhin eine kühn daher reitende Gruppe arabischer Scheiks, den Arjah (Kriegstanz) aufführend, im Tanze ihre Gewehre losfeuernd, Schwerter schwingend und sich dazu in wahnsinnigen Sprüngen windend und drehend, so daß die hellfarbigen Lumpen ihrer Anzüge lustig im Winde flattern, mit ihren ungeheuren Speeren stoßend und fuchtelnd oder dieselben hoch in die Luft werfend, unbe-

verrichtet hat, — und außerdem gibt es in allen dem Islam zugewandten Ländern noch eine Menge von Wallfahrtsstätten, häufig die Grabmäler berühmter Heiliger, Glaubenskämpfer, Gelehrter, frommer Dichter.

6.

Gottesdienstliche Pflichten der Moslim sind ferner: 1) der Krieg gegen die Ungläubigen; 2) die Reinigungen; 3) die Beschneidung. — „Bekämpfet sie (die Ungläubigen), bis alle Versuchung (zum Götzendienste) aufhört und die Religion Allah's allgemein verbreitet ist“! befiehlt der Koran ¹⁾ und wiederholt schärft er den Djehod, d. i. den Krieg gegen die Ungläubigen, d. i. gegen alle Nichtmoslim, ein ²⁾. Die näheren Bestimmungen des Glaubenskrieges sind, daß er unternommen werden soll gegen alle Ungläubigen, welche sich der moslemischen Botmäßigkeit nicht unterwerfen wollen; ferner gegen solche Ungläubige, welche, unter moslemischer Herrschaft lebend, den Gehorsam und die Steuerzahlung verweigern; endlich gegen Moslim selber, wenn sie sich gegen die Imame auflehnen. Es ist also zweifellos, daß die Verbreitung des Islam vermittelt des Schwertes für ein verdienstliches Werk galt und daß, wie schon weiter oben berührt wurde, Mohammed selbst von seinen früheren toleranten Ansichten zu gewaltsamen überging. So lange die jugendliche Expansivkraft des Islam währte — und sie währte Jahrhunderte hindurch — vollbrachte er vermittelt des Djehod gewaltige Eroberungswunder, aber gerade dieses rein äußerliche Verbreitungsmittel zog den inneren Wurmfrass der moslemischen Welt groß. So ist dem Mauth jugendlichen Fanatismus greisenhafte Erstarrung auf dem Fuße gefolgt. Sowie der Islam aufhörte, zu erobern, war im Grunde seine weltgeschichtliche Rolle ausgespielt. — Der gottesdienstliche Act der Reinigung (Tehoret) ist offenbar nur die religiöse Weihe gesundheitspolizeilicher Vor-

kümmert wo und auf wen sie herunterfallen — und zwischen all diesem bunten Gewimmel und Getöse da und dort ein wankendes, zusammenbrechendes, zerlumptes Menschenbild, leise betend und mit hohlen Augen umherblickend nach einem ruhigen Winkel, um daselbst, auf heiligem Boden, das letzte und höchste Ziel zu erreichen, den Tod.

1) Sura 8, V. 39. In derselben Sura läßt Mohammed Allah zu den Engeln sagen: „Ich bin mit euch, stärket daher die Gläubigen; aber in die Herzen der Ungläubigen will ich Furcht bringen. Darum hauet ihnen die Köpfe ab und hauet ihnen ab alle Enden ihrer Finger. Es geschieht dies deshalb, weil sie Gott und seinem Gesandten widerstrebten.“

2) Sur. 9. Sur. 49.

schriften³⁾. Der Moslem muß sich reinigen (waschen) vor der Verrichtung des Gebetes, vor Antritt der Wallfahrt, vor der Berührung des Koran, nach dem Beischlaf, nach Verrichtung der Nothdurft, nach dem Samenerguss im Schlafe, nach Berührung noch nicht erkalteter Leichname, nach Waschung von Leichnamen. Ebenso die moslemische Frau nach dem Beischlaf, nach der Menstruation, nach dem Gebären. — Wie bei diesen Reinigungen, ist auch bei dem Gebot der Beschneidung der Knaben, welche meist vom achten bis zum zehnten Lebensjahr vorgenommen wird, das sanitarische Moment vorwiegend. Die Opferidee, welche der jüdischen Beschneidung zu Grunde lag, ist bei der moslemischen ganz in den Hintergrund getreten.

7.

Eine geschlossene Priesterkaste kennt der Islam nicht, ja nicht einmal ein Priestertum, sofern dieses auf einer eigenen Weibung beruht. Es bedarf keiner solchen, um zu den geistlichen Verrichtungen zugelassen zu werden, und diese sind eben auch nur ein Beruf, wie ein anderer. Das moslemische Dogma anerkennt keinen heiligen Geist und weiß daher auch von keinem mystischen Fortpflanzen desselben vermittelt der Priesterweihe. Mohammed hat allerdings eine Theokratie gestiftet, insofern die höchste geistliche und weltliche Macht bei seinen Stellvertretern, den Chalifen, war. Allein das Papstthum oder, wenn man will, der Cäsaropapismus des Chalifats hat bekanntlich keine dauernde Herrschaft über die moslemische Welt sich zu erhalten gewußt. Wir kommen im zweitnächsten Kapitel auf diesen Punkt zurück und sagen hier nur, daß von der politischen Zertheilung des Mohammedanerthums auch die religiöse Oberhauptsfrage abhängig wurde. Die große Mehrzahl der Sunniten verehrt in dem türkischen Sultan (Padiſchah) den Chalifen, das Oberhaupt des Glaubens und den Stellvertreter des Propheten. Doch ist den Sunniten von Fez und Marokko nicht der türkische, sondern ihr eigener Sultan Glaubensoberhaupt, während bei den Beduinenstämmen der arabischen, syrischen und afrikanischen Wüsten die Anerkennung eines solchen Oberhauptes, wenn überhaupt vorhanden, nur eine nominelle ist. Die Schiiten betrachten den Schah von Persien als Inhaber des Chalifats. — Im türkischen Reiche gibt es eine Art Hierarchie, doch ist die Gliederung derselben eine ziemlich lose. Das Organ, vermittelt dessen

3) Ueber das Gebot der Reinigung s. Kor. Sur. 4, V. 46; Sur. 5, V. 8—9.

der Sultan die geistliche Seite seiner Machtvollkommenheit betreibt, ist der **Größmufi**, gewöhnlicher **Scheich ül Islam** (Helfer des Glaubens genannt), welchen man mit Anwendung eines abendländischen Begriffes Cultminister tituliren kann. Er ist Präsident der Versammlung der Ulema, zu welcher, streng genommen, alle zur Geistlichkeit und Gerichtspflege gehörenden Personen zählen, die aber allmählig die Stellung eines kleineren Collegiums, einer Art von Oberconsistorium, eingenommen hat, unter welchem die Geistlichen und Kirchendiener höheren und niederen Ranges (Imame, Khatibs, Sänger, Vorleser, Gebetausrufer u. s. w.) stehen, sowie die nach Anleitung des Koran Recht sprechenden Richter (Kadis). — Die Möncherei hat der Prophet nicht befohlen, sondern eher ausdrücklich verworfen¹⁾. Dennoch hat der Islam seine Mönche, **Derwische** („Arme“), welche die drei Gelübde der Armut, des Gehorsams und der Keuschheit ablegen und theils als wandernde Bettler (**Fakire**), theils unter der Leitung von Scheichs in Changabs oder Tekies (Klöstern) leben, welche meist reich dotirt sind. Schon die ersten Kalifen sollen, wie mönchische Legenden wollen, Derwischvereine gestiftet haben; geschichtlich aber steht, unseres Wissens, nur fest, daß erst im 3. Jahrhundert der moslemischen Zeitrechnung die Möncherei im Islam aufkam. Von da ab vermehrten sich die moslemischen Mönchsorden rasch und ihre Geschichte ist im Guten und Schlimmen so ziemlich die der christlichen. Auch heilige Asketen (**Santons**) und Einsiedler (**Mara butts**) hat der Islam. Sie stehen bei der Menge in großem Ansehen und ihre Gräber werden oft zu Wallfahrtsstätten. Natürlich ist mit dem Mönchswesen auch eine legendarische Literatur großgeworden, die an Wunderbarkeit der christlichen Nichts nachgibt.

8.

In den Blüthezeiten der moslemischen Macht und Cultur hat sich im Morgenland und Abendland (Spanien) die arabische Architektur in Erbauung grandioser und zierlicher Moscheen (Medschid) kunstreich sehen lassen. Immerhin aber entsprachen und entsprechen diese Tempel mit ihren anmuthig geschwungenen Kuppeln und schlanken Minarets dem streng monotheistischen, allem Mythologischen todsfeindlichen Gottesbegriff des Islam. Nie wurden und werden im Innern Gemälde oder Statuen gebildet; Koranverse in zier-

1) Sura 4, Sura 47.

licher Goldschrift waren und sind der einzige Schmuck der nackten Wände. Eine Kanzel für den Vorleser oder Prediger und Fußteppiche für die knieenden Andächtigen sind die einzigen Geräthschaften. Im Vorhofe der Moschee fehlt nie der Springquell, damit die gesetzliche Reinigung vor dem Gebet verrichtet werden kann. — Ebenso einfach wie das Innere der Moscheen ist der Gottesdienst in denselben. Wenn er nicht ein privatllicher, d. h. das Gebet Einzelner ist, so besteht er in dem Vortrag von Abschnitten aus dem Koran durch den fungirenden Imam, welcher mitunter der Vorlesung moralische Erörterungen und Ermahnungen beifügt. So besonders am Freitag, dem Sabbath der Moslim, welcher der „Tag der Versammlung“ heißt, übrigens keineswegs so streng gefeiert wird wie der jüdische oder auch nur wie der Sonntag der Christen. — Der Islam hat auch seine heiligen Zeiten und religiösen Feste. Unter den ersten sind besonders zu erwähnen die drei heiligen Nächte, in welchen der Prophet empfangen, geboren und in den Himmel erhöht worden; unter diesen das Fest des kleinen Beiram, am Ende des Ramadan, der vier Tage lang währende moslemische Carneval mit seinen rauschenden Lustbarkeiten, und der große oder Kurban Beiram (Opferfest) während des Pilgermonats. Bei Gelegenheit dieses Festes, welches zum Andenken an die beabsichtigte Opferung Isaaks durch Abraham gefeiert wird, werden eine Masse Rinder, Schafe und Ziegen geschlachtet, deren Fleisch man an die Armen vertheilt. Uebrigens richtet sich die Wiederkehr dieser Feste nach dem orientalischen Mondjahr, und da dieses gegen das Sonnenjahr zu kurz ist, so fallen dabei jene sinnigen Beziehungen der Feste anderer Religionen zum Naturleben ganz weg. Kastloses Losbrennen von Schießgewehren aller Art, Feuerwerke und bunteste Beleuchtung der Moscheen und Minarets sind unerläßliche Bedingungen moslemischen Festjubels. Eine vorragende religiöse Ceremonie bei diesen Festen ist das „Zikr“, d. i. die Erwähnung des Namens Gottes ¹⁾. — Endlich erwähnen

1) Abeken (a. a. D. 24) beschreibt als Augenzeuge das Zikr so: — Da stellen sich eine größere oder geringere Anzahl Menschen, Derwische oder auch einfache Laien, in einen Kreis, bald sich bei den Händen fassend, bald vereinzelt; und während zu dem Klange eintöniger Musik Sänger, wie sie sonst auch bloß zur Unterhaltung des Volkes dienen, religiöse Hymnen und Liebeslieder voll sinnlicher Glut in den Worten und mystischer Bedeutung im Sinne abfingen, recitirt der Kreis bald die Glaubensformel des Islam: Es ist kein Gott außer Gott und Mohammed ist der Gesandte Gottes! bald, weil auch diese Worte noch zuviel sind für den inneren Ueberschwang, den ein-

wir hier noch, daß der Islam vom Reliquendienst keineswegs ganz frei ist. Mantel, Bart und Fahne des Propheten werden nämlich als Heiligthümer aufbewahrt und mit größter Wachsamkeit vor profanen Blicken gehütet. Alljährlich am 15. Tag des Ramadan bezeugt der Sultan diesen Reliquien seine Ehrfurcht. Außerdem ist es religiöser Brauch, bei großer Kriegsnoth die heilige Fahne öffentlich auszuhängen, und stets noch hat der Anblick derselben seine fanatistrende Wirkung auf die moslemische Volksmenge geübt. Soweit freilich sind die Moslim im Reliquendienst nie gekommen, daß sie, wie die Christen thaten, das angebliche Präputium ihres Propheten und die angebliche Milch seiner Mutter abgöttisch verehrt hätten.

Fünftes Kapitel.

Die moslemische Sitten- und Rechtslehre.

1.

Wenn man die arabische Freude am Fabuliren bedenkt und die heißblütige Märchenphantastik vieler Stellen im Koran, insbesondere die Schilderungen von Paradies und Hölle, ins Auge faßt, so dürfte es paradox klingen, wenn wir sagen, der Islam sei die nüchternste aller Religionen. Eine nähere Betrachtung dieses religiösen Systems wird freilich den gethanen Ausspruch rechtfertigen. Denn wirklich der Islam ist, ob auch einzelne seiner Dogmen mit dem ganzen Zauber phantastischer Arabeskenmalerei umgeben seien, in seinem Kern und Wesen prosaisch, vorwiegend praktisch und auf praktische Ziele gerichtet. Da ist keine Spur von jenem poetischen

sachen Namen Gottes: Allah! Allah! immer wiederholend, unter wechselnden Biegungen und Streckungen, die, wie die innere Aufregung sich gewaltsam steigert, oft zu epileptischen Zufällen werden und den Eindruck einer dämonischen Raserei machen, in welcher der Name Gottes kaum noch verständlich, fast wie eine Blasphemie, aus dem halberstickten Gemurmel der heiseren Kehlen herauströnt und den Hörer mit Entsetzen erfüllt. Diese Begeisterten sind wie an eine höhere Macht dahingegeben, sie wähnen sich gleichsam von dem Namen Gottes in Besitz genommen und beherrscht. Am allgemeinsten ist die Theilnahme an diesen Sifrs wohl in den Ländern arabischer Zunge, während sie in der Türkei sich mehr auf die Derwische zu beschränken scheint.

Hauch und Duft, welcher auf unabhängigen Naturreligionen liegt und dessen das Christenthum so viel aus dem Heidenthum herübergewonnen hat. Eine echte Zeugung des reflectirenden Verstandes, sprang der Islam aus dem Haupte des großen Mannes vom Stamme Koraisch, der, weil er wußte, daß das Ruckern-Rationale der Menge vermittelt bunter Rhetorik eingeschmeichelt werden muß, die berührten Araber um seine Lehrlage schlang, rhetorische Blumengurten. Es ist von Bedeutung, daß Mohammed unterschieden und zu wiederholten Malen erklärte, er sei kein Dichter und wolle keiner sein. Sein Werk war in der That vorwiegend Verstandeswerk. Daher die kahle Prosa des moslemischen Cultus, der Mangel des Zusammenhangs mit dem Naturleben, die Abwesenheit aller Natursymbolik. Erst da, wo der Islam mit den religiösen Anschauungen eines Volkes arischer Abkunft in Wechselbeziehung tritt, erst in Persien kommt, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, in seine theistische Starrheit ein belebend pantheistischer Hauch. In seiner Ursprünglichkeit und Reinheit verrieth der Islam nicht die geringste Neigung zu philosophischer Speculation. Bestimmt und befehlshaberisch wie sein Symbolum trat er vor die Völker mit den Worten: Glaubt mich und befolgt meine Vorschriften! Das reicht aus für dieses und jenes Leben. — Es ist auch wahr, der Koran hat fürsorglich das Diesseits und Jenseits in den Kreis seiner Lehren gezogen und das Dasein des Moslem in einer Weise geregelt, die einem gläubigen Gemüth vollkommen genügen kann. Mit leichter Mühe ließ sich deshalb auf koranischer Grundlage ein vollständiges Gebäude moslemischer Sitten- und Rechtslehre aufführen, das wir im Folgenden wenigstens in seinen Haupttheilen mustern wollen, indem wir aus dem Volkzeigesetz, aus dem bürgerlichen Recht und aus dem Strafrecht die wichtigsten Bestimmungen anführen.

2.

In den Bereich der Gesundheitspolizei fällt die Adoption des mosaischen Verbotes, Schweinefleisch zu essen, da diese fette Speise in heißen Klimaten leicht Krankheiten veranlasse. Aus dem gleichen Grunde ist auch der Genuß des Fleisches freipirter Thiere untersagt. Ritualer Natur dagegen ist das Verbot, das Fleisch von Thieren zu essen, bei deren Schlachtung die Nennung des Namens Allah's unterlassen worden. Ethische Bedeutung hat die Untersagung des Trinkens von Wein, an welche sich freilich die „Aufgeklärten“ unter den Moslim zu keiner Zeit sehr gekehrt haben.

Als Belohnung dieffeltiger Enthaltſamkeit von beraushenden Getränken wird den Soligen im Jenſeits das Ardzenen einer Art von Wein in Ausſicht geſtellt, welcher nicht berauscht. Mit dem Verbot des Weins iſt eng verbunden das der Glückſpiele und der abergläubischen Loosbefragung und Zeichendeutung ¹⁾).

3.

Auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts ſind zunächſt die Ehegeſetze vorragend. Hier iſt aber die wunde Stelle des Islam. Sei es, daß Mohammed überhaupt ſich ſcheute, der tiefeingewurzelten orientaliſchen Gewohnheit der Vielweiberei entgegenzutreten, ſei es, daß ſein perſönlicher Wolluſtſhang ihm die Gefahr eines ſolchen Verſuchs in vergrößertem Maſſtab erſcheinen ließ, genug, er konnte ſich zu dem reinen Begriff der Ehe, zur Monogamie nicht erheben. Mit Geſtattung der Polygamie waren alle die unberechenbaren ſittlichen Schäden ſanctionirt, welche in jeder Geſellſchaft wuchern, wo die feſte Grundlage aller Kultur, die Heiligkeit der Familie, in polygamische Zerfahrenheit ſich auflöſt. Trotzdem muß zugeſtanden werden, daß durch die Beſtimmungen des Koran über die ehelichen Verhältniſſe die Stellung der Frauen im Orient wenigſtens einige Verbeſſerung erhielt, indem der maßloſen Willkür des Mißbrauchs der Frau von Seiten des Mannes doch einige Schranken geſetzt wurden. — Die moſtemiſche Ehe iſt ein Vertrag, welcher die eheliche Bewohnung zum Zweck hat. Es wurden unterſchieden 1) die beſtändige Ehe, 2) die zeitweilige Ehe (welche übrigens nur bei den Schilten Geltung hat) und 3) die Ehe mit Sklavinnen. Im Allgemeinen gilt die Vorſchrift, daß der Moſlem vier rechtmäßige Frauen haben dürfe („beſtändige Ehe“) und außerdem Sklavinnen zu Beſchläferinnen nach Luſt und Vermögen („zeitweilige Ehe“). Hat ihm aber eine der letztern ein Kind geboren, ſo darf er ſie weder verkaufen noch verſtoßen, es ſei denn, daß ſie des Ehebruchs überwieſen würde. Bei Eingehung der Ehe muß die Braut von guter Herkunft (d. h. nicht unehelich geboren) und von

1) S. beſ. Kor. Sur. 2, 8, 6. In Betreff des zuletzt erwähnten Verbotes heißt es in der 5. Surra nachdrücklich: — O ihr Gläubigen, wahrlich der Wein, das Spiel und Looswerfen iſt verabscheuungswürdig und ein Werk des Satans; verweidet ſie, auf daß es euch wohlgerhe. Durch Wein und Spiel will der Satan nur Feindſchaft und Haß unter euch ſtiften und euch vom Denken an Gott und von der Berechtigung des Gebets abbringen.

tadellosem Wandel, ferner manubar und jungfräulich sein (d. h. falls die Ehe nicht mit einer Wittwe oder einer geschiedenen Frau geschlossen wird). Nicht nur die Zustimmung des Vaters oder des Stellvertretenden Verwandten, sondern auch die der Braut muß eingeholt werden. Die beständige Ehe ist dem Moslem nur mit moslemischen Frauen, die zeitweilige auch mit Christlichen und jüdischen gestattet¹⁾. Ehehindernisse sind insbesondere nahe Blutsverwandtschaft, Verwandtschaft durch die Amme, Schwägerschaft, Schonvorhandensein der gesetzlichen vier Frauen, Nichtbesitz der Geisteskräfte und gewisse körperliche Mängel, die dem Zweck der ehelichen Verbindung widersprechen. Der Koran geht hierbei in sehr speziell physiologische Vorschriften ein und regelt auch das eheliche Leben bis ins Einzelne. Den Frauen insbesondere wird ein sitzames, züchriges und schamhaftes Betragen nachdrücklich eingeschärft: nie sollen sie sich völlig nackt erblicken lassen, selbst von ihrem Gatten nicht, nie Gesicht und Busen einem fremden Manne entblößt zeigen und alle Bewegungen und Geberden vermeiden, welche ihre verborgenen Reize enthüllen könnten²⁾. Der Abschluß der Ehe erhält durch Verrichtung religiöser Bräuche, namentlich durch Reinigungen und Gebete, die religiöse Weihe. Unerläßlich ist es, daß Bräutigam und Braut, wenn sie sich zur ersten Umarmung anschicken, ausrufen: Bismallah, d. i. im Namen Gottes! ein Ausruf, den der wahre Moslem überhaupt von der Wiege bis zum Grabe myriadenhaft gebraucht und ohne den er weder das Größte noch das Kleinste vornimmt. Hat der Moslem nur eine Frau, so ist er verpflichtet, je die vierte Nacht bei ihr zuzubringen; hat er vier Frauen, so muß er bei jeder derselben von vier Nächten eine zubringen. Die Frau kann jedoch den Mann von dieser Verpflichtung entbinden oder auch die ihr gehörige Nacht einer Mitfrau abtreten. Streng geboten ist hinsichtlich der Leistung der ehelichen Pflicht von Seiten des Mannes, daß er mit seiner rechtmäßigen Frau oder mit jeder seiner rechtmäßigen alle vier Monate etc

1) Die S. Surra statuirt gar keinen Unterschied zwischen der Ehe mit moslemischen Frauen. Es heißt da: — Auch ist es euch erlaubt, zu big sind, und auch freie Frauen von Denen, welche die . (Juden und Christen), wenn ihr ihnen ihre Morgen en lebet und sie nicht zu Ehebrecherinnen und Beischläje-

riblicher Wohlstandigkeit legt ausführlich dar die

Mal den Beischlaf vollziehe. Ausdrücklich wird befohlen, vor jeder ehelichen Beiwohnung die Seele zu weihen (durch Gebet oder Almosen³). Der Mann muß der Braut eine Morgengabe geben — offenbar eine Milderung des alten Weiberkaufes — und hat vor Entrichtung derselben kein Recht auf die eheliche Härlichkeit der Frau. Der Gatte ist verpflichtet, die Gattin zu ernähren und ihr Wohnung und Kleidung zu geben. Er darf sie nicht schlagen. Er hat dagegen das Nutznießungsrecht an dem ganzen Vermögen der Frau und diese darf ohne seine Einwilligung keine Verbindlichkeit eingehen, keinen Vertrag abschließen. Im Ganzen blickt aus den moslemischen Ehevorschriften, so weiten Spielraum sie dem Naturtrieb lassen, doch das Bestreben hervor, Maßlosigkeiten zu verhüten. Gegen die Hurerei hat der Prophet mit sehr strengen Worten geeifert⁴). Er ließ es sich, wie der Koran bezeugt, auch angelegen sein, das Loos der Frauen möglichst sicher zu stellen. Zwar heißt es in der 2. Sura B. 320 ganz nach mosaischem Vorgange: „Die Männer sollen der Weiber Herren sein“! Doch zugleich auch, nachdem den Frauen Pflichterfüllung eingeschärft worden: „Die Männer müssen sich gegen die Weiber nach Gerechtigkeit bezeigen“. Die Ehescheidung ist zwar zunächst ganz der Willkür des Mannes anheimgegeben, indessen hat das moslemische Recht diese Willkür doch so sehr mit Clauseln eingehegt, daß die Frau so ziemlich vor Unbilligkeit geschützt ist. Bei einer Scheidung muß der Mann der geschiedenen Frau ihr beigebrachtes Vermögen herausgeben und sie kann sich, nach Ablauf einer gewissen Frist, wieder verheiraten. Sind Kinder aus der getrennten Ehe vorhanden, so bleiben nach sunnitischem Recht die Söhne bis zur Beschneidung, die Töchter bis zum Eintritt der Menstruation bei der Mutter; nach schiitischem dagegen bleiben sämtliche Kinder geschiedener Gatten bei dem Vater. — Wir dürfen uns hier mit den Einzelheiten der moslemischen Ehegesetze nicht weiter befassen, aber wir

3) Sur. 2, B. 224. Die Worte im nämlichen Vers: „Die Weiber sind euer Ader; kommt in euren Ader auf welche Weise ihr wollt“ — haben zu skandalösen Kontroversen Veranlassung gegeben, indem einige Erklärer behaupteten, nach dieser Koranstelle sei es erlaubt, auf widernatürliche Art der Frau beizuwohnen. Andere sagen, Mohammed habe diesen Ausspruch nur gethan zur Entkräftung der jüdischen Meinung, im Beischlaf *a parte postica* würden gesündere und begabtere Kinder erzeugt.

4) Eine Sure und einen Hurer sollt ihr mit hundert Streichen geißeln! Der Hurer soll keine andere Frau als nur eine Sure oder eine Gözendienerin heiraten und eine Sure soll nur einen Hurer oder Gözendiener zum Mann nehmen dürfen. Sur. 24, B. 1—2.

ihnen verküßern, daß schon ein flüchtiger Ueberblick derselben genügt, um die gäng und gäbe Meinung zu widerlegen, die moslemische Frau sei eben gar Nichts als ein Mittel männlicher Lustbefriedigung, als ein Kindererzeugungsinstrument. Freilich ist damit noch lange nicht gesagt, daß der Islam dem Weibe die ihm gebührende soziale Stellung einräumte. Der Grundsatz der Polygamie verwehrt dies und Hammer-Burgstall hat in seiner Charakteristik des Verhältnisses von Mann und Frau in moslemischen Ländern ebenso wahr als fein darauf hingewiesen, daß die moslemischen Sprachen das Wort „Hausfrau“ nicht kennen⁵⁾. In der Türkei hat jedoch neuestens das Eindringen abendländischer Cultur der Vielweiberei bedeutenden Abbruch gethan. Auch ist dort der Handel mit weißen und sogar mit schwarzen Sklavinnen verboten worden.

4.

Ein großes bürgerliches Verdienst erwarb sich Mohammed durch seine Reform des arabischen Erbrechtes. Die Grundsätze, welche der Koran in dieser Beziehung aufstellte, zeugen überall von Vernunft und Billigkeit und es kommt letztere namentlich auch den Frauen zu gut. Die Formen testamentarischer Verfügung sind genau geregelt. Ebenso umsichtig und zugleich human erweisen sich die Vorschriften des moslemischen Rechtes in Betreff der Eigenthumsverhältnisse, weiter die Bestimmungen über Handel und Wandel, Kauf und Verkauf, Schuldenwesen, Mietbverträge, Pfandwesen und gerichtliches Verfahren in Civilsachen. Der oberste Rechtsgrundsatz im moslemischen Prozeß ist: bei allen Handlungen der Moslim wird stets die gute Absicht

5) Der Stufengrab, auf welchem das Weib als Frau, Gemahlin, Beischläferin steht, wird in den vorderasiatischen Sprachen, wie in den europäischen, zwar klar abge- schattet, aber keine der ersteren hat ein Wort für die eigentliche Hausfrau, sondern nur für den Hausherrn, welchen der Perser Ketchoda, d. i. Gadenherr nennt, woraus das deutsche „Gatte“ entstanden. Bei den übrigen Benennungen der Verhältnisse des Weibes zum Manne liegt der Begriff abgesonderter Eingeschlossenheit oder eines Gemaches zum Grunde. Das arabische Wort „Harem“, irrig in Europa für gleichbe- deutend mit Lottergemach gehalten, bezeichnet den Begriff unantastbaren Eigenthums; des Persers „Schebistan“ bedeutet das Nacht- oder Schlafgemach, und des Türken „Odak“ steht zunächst dem deutschen Frauenzimmer. Der Morgenländer betrachtet also die Weiber in der gewöhnlichen Beziehung nicht als Personen, aber auch nicht als Sachen, sondern als einen abgeschlossenen, für Fremde unantastbaren Raum der Lust, als ein Gemach, wie auch das deutsche „Gemachel“ oder „Gemacht“ anweist. Gesch. d. osman. Reiches, III, 213.

(bona fides) vorausgesetzt. Geständniß, Zeugenaussagen und Eid sind die drei Beweismittel. „Dem Kläger die Zeugen, dem Beklagten der Eid“ — ist moslemische Rechtsregel. Einen dunkeln Fleck bildet im Rechtsco dex des Islam das Kapitel vom Sklavenrecht, obgleich, wie schon früher bemerkt worden, der Moslem seine Sklaven durchschnittlich viel milder behandelt als der amerikanische Pflanzer. Sind doch in den moslemischen Staaten von jeher und in zahlreichen Fällen Sklaven zu den höchsten Würden emporgestiegen und sogar Eidame von Sultanen geworden. Streng genommen dürfen nur im Kriege mit Ungläubigen gemachte Gefangene in das Sklavenverhältniß treten, allein dermalen gibt es in allen moslemischen Ländern weiße und mehr noch schwarze Sklaven und Sklavinnen, welche nicht durch Krieg, sondern durch Raub und Kauf in die Gewalt ihrer Herren gekommen sind. Freilassung findet statt gegen Entschädigung oder durch den freien Willen des Herrn bei seinen Lebzeiten oder durch testamentarische Verfügung bei seinem Tode. Die Freigebung eines Sklaven ist eine gottgefällige Handlung, aber Rechtgläubigkeit, d. i. Bekenntniß des Islam von Seiten des Sklaven, ist unerläßliche Bedingung derselben. Eine Sklavin, die ihrem Herrn ein Kind geboren, erhält zwar dadurch noch nicht das Recht auf Freilassung, aber sie wird nach dem Tode des Herrn in das Erbtheil ihres Kindes eingerechnet und erlangt dadurch die Freiheit.

5.

Criminalstrafen können (sollen) bloß verhängt werden gegen Solche, die bei Begehung des Verbrechens volljährig und im vollen Besiße ihrer Verstandeskkräfte gewesen sind. An Weibern dürfen überhaupt keine Strafen vollzogen werden, wenn sie im Zustand der Menstruation oder der Schwangerschaft sind oder so lange sie ihr Kind an der Brust nähren. Gültige Beweismittel im Strafprozeß sind nur Geständnisse oder Zeugenaussagen. Auf leichteren Vergehen steht körperliche Züchtigung (Peitschenhiebe auf Rücken und Schultern, djeld), auf Capitalverbrechen die Todesstrafe, gewöhnlich vermittelt des Schwertes oder des Galgens vollzogen (koll). Jede Strafe ist öffentlich zu vollziehen. Die spätere Criminalpraxis hat jedoch die mildere Straftheorie, wie sie im Koran dargelegt ist, vielfach verschärft. Von einzelnen Verbrechen und Bestrafungen heben wir hervor: die Verleumdung, welche mit 80 Peitschenhieben bestraft wird; die Trunkenheit, welche der gleichen Strafe unterliegt; den Diebstahl, welcher nach Verhältniß mit

Verstümmelung an Hand und Fuß oder mit lebenslänglicher Einsperrung gesühnt werden muß; die Ruppelei, auf welcher 75, den widernatürlichen Umgang von Weibern unter einander, auf welchem 100, die Päderastie zwischen Minderjährigen, auf welcher ebenfalls 100 Peitschenhiebe stehen. Die Strafe der Päderastie zwischen Volljährigen ist der Tod. Auf Abfall vom Glauben, auf Raubmord, Nothzucht, Blutschande steht ebenfalls der Tod. Der Ehebruch wird, wenn keine Verschärfungsgrade vorliegen, bei beiden Geschlechtern mit 100 Peitschenhieben, bei erschwerenden Umständen mit dem Tode bestraft¹⁾. Die ehebrecherische Sklavin kommt mit 50 Peitschenhieben weg. Der Ehebruch eines Ungläubigen mit einer moslemischen Frau hat stets die Strafe des Ketl zur Folge. Ausdrücklich ist im moslemischen Gesetz das Recht der Blutrache anerkannt. Wer einen Mord oder Todtschlag verübt, ist mit seiner Person den Angehörigen des Getödteten verantwortlich. Die Person oder die Personen, welchen das Recht der Blutrache zusteht, kann oder können aber auf Vollziehung derselben verzichten und sich mit einem Sühnegeld (Weergeld) abfinden lassen. Mit den Rückfällen nimmt es das moslemische Recht sehr streng. Wer schon dreimal bestraft worden ist, erleidet beim vierten Vergehen schlechterdings die Todesstrafe.

Sechstes Kapitel.

Zur Geschichte des Islam.

1.

Nach des Propheten Hingang wurde offenbar, daß der Islam noch keineswegs unerschütterlich dastand auf dem Wüstenand Arabiens. Als

1) Um die Thatfrage des Ehebruchs zu bejaßen, sind, im Falle kein Geständniß vorliegt, vier männliche Zeugen von untadelhaftem Wandel oder drei männliche und zwei weibliche Zeugen erforderlich, — wie man sieht, eine schwierige Beweisführung. Der Koran sagt in der 4. Sura in Betreff des Ehebruchs der Frauen: — Wenn eure Frauen sich durch Ehebruch vergehen und vier Zeugen aus eurer Mitte bezeugen dies, so fettert sie (die Schuldigen) in eurem Hause ein, bis der Tod sie befreit oder Gott ihnen sonst ein Befreiungsmittel anweist.

nicht mehr die anerkannte Autorität eines genialen Mannes oppositionelle Regungen niederhielt, traten diese alsbald hervor. Das unbändige Freiheitsgefühl der Beduinen fand das Joch des neuen Glaubens zu schwer. Das Gebot strengen Fastens und allzuhäufigen Betens, wie das Verbot des Weines, machte die Söhne der Wüste mit Sehnsucht nach den laxeren Ordnungen des urväterlichen Glaubens zurückblicken. Politische Motive mehrten die Unzufriedenheit. Die einzelnen Stämme fühlten sich unbehaglich in dem Verband eines wenn auch immer noch lockeren Staatswesens. Insbesondere rührten sich die Koreischiten wieder, denn sie hatten die Einbuße ihrer dominanten Stellung unter den arabischen Stämmen noch nicht verschmerzt, und verriethen die Absicht, sich der Herrschaft des Chalifats nicht zu fügen. Zu diesen Mißlichkeiten kam noch das häßliche Zerwürfniß in der Familie des hingegangenen Propheten, ein Zerwürfniß, welches, wie wir oben (Kap. 3, 6) sehen, die dogmatische und politische Gestaltung der moslemischen Welt beeinflusste. Indessen waren die Gefährten Mohammeds Männer, die bei Fortführung seines Werkes vor Widerwärtigkeiten und Hindernissen nicht zurücktraten. Wie bedrohlich die Umstände sein mochten, Alles, was Arabien an heißem Glaubensseifer, Begeisterung für eine große Idee, schlaue Politik und todesverachtender Kühnheit besaß, stand doch auf der Seite des Islam und so mußte Abu Bekr seinem Chalifat bald Achtung zu verschaffen. Die meuterischen Koreischiten wurden durch Gewährung von allerlei Vortheilen gewonnen, die vereinzelt Aufstände anderer Stämme mit Energie niedergeschlagen. Aber das genügte dem Chalifen und den Häuptlingen seines Rathes nicht. Diese Männer erkannten, daß durch den Islam das arabische Wesen in seinen Tiefen aufgewühlt worden sei, daß der neue Glaube ein Element der Bewegung in das Volk gebracht habe, welchem, wenn es nicht Anheil stiften sollte, ein neues und weites Feld der Thätigkeit angewiesen werden mußte. Man betonte daher mit Entschiedenheit das Gebot des Islam, die Ungläubigen zu bekehren oder wenigstens der Herrschaft der Moslim zu unterwerfen, und eröffnete durch Aufpflanzung der Fahne des „heiligen Krieges“ der arabischen Kriegs- und Beutelust ein unermessliches Gebiet. Auf der Bahn der Eroberung stürzte sich Arabien mit wilder Thatkraft in die Weltgeschichte. Als eine neue geschichtliche Macht erhob sich der Islam und begann das Antlitz des Morgenlandes umzuwandeln. Das Feuer, welches in der Abgeschlossenheit der arabischen Halbinsel angezündet worden, ging flammend und streffend durch die orient-

talische Welt, hell und heiß auch in den Südwesten des Occidents herüber-
schlagend. „Das Paradies ist vor euch, Tod und höllisches Feuer hinter
euch!“ Das war der Ruf, womit moslemische Heerführer ihr jugendkräf-
tiges Volk auf altersschwache Völker schleuderten. Schaar auf Schaar, den
Koran in der einen, Schwert und Brandfackel in der andern Hand, brach
aus den arabischen Steppen hervor. Vor ihnen her ging ein Schrecken des
Unerhörten, gleich der lähmenden Macht einer ungeheuren Naturkatastrophe ¹⁾.

2.

Es ist nicht unseres Amtes, den moslemischen Eroberern auf ihren
Wegen nachzugehen. Wir bezeichnen die Richtung derselben nur von ferne
und verweisen den Leser hinsichtlich der politischen Schicksale des Islam auf

1) Ein deutscher Dichter, Julius Rosen, in seinem lange nicht nach Verdienst
geschätzten „Ahasver“, hat die Erhebung des Islam mit unvergleichlicher Energie
geschildert: —

Hörst du den Samum aus der Wüste brausen?

Staubsäulen schreiten riesenhaft voraus,

Die gleich den Kreiseln in sich selber fausen.

Hörst du das Land von tausend Rossen stampfen,

Das Berge beben? Oder will zu Staub

In Rauch und Wirbel sich die Welt verdampfen?

Wer hält den Halbmond auf in seinen Bahnen?

Wird lechzen unter seinem Zeichen auf

Zum heißen Himmel blutigrothe Fahnen.

Da sprengt einher, da naht mit Ungewittern

Das Schrecken Gottes, des Propheten Heer

Mit Donnerruf, daß alle Herzen zittern.

Allah ist groß! Gewaltig das Verhängniß,

Das Schwert ein Schlüssel zu dem Paradies;

Erkenntniß sprengt der Menschheit das Gefängniß!

Allah ist groß, so weit sein Odem wehet,

Mohammed sein Prophet, soweit im All

Die Sonne leuchtet und der Halbmond geht!

Allah ist groß! Sein Reich ist zu erstreiten!

Der Moslem stürzt durch Blut und Tod hinein

Auffauchend in das Meer der Seligkeiten.

Allah ist groß! Wer ist, der seiner spotte?

Ihr Götzendiener, Heuchler, wehe euch!

Der Moslem kommt, — am Boden heult die Rote

Wells Chalifengeschichte und Hammers Osmanengeschichte. Uebrigens kennt ja jeder Schulknabe die Geschichte des Mohammedanerthums, wenigstens in ihren Umrissen. — Das byzantinische Griechenthum hatte in Syrien den ersten Anprall der Streiter des Islam auszuhalten und hielt ihn schlecht genug aus. Syrien und Palästina wurden von den Moslim erobert, welche sofort im Sturm auf durch die mesopotamische Ebene nach Persien vordrangen und nach blutigen Kämpfen in der Entscheidungsschlacht bei Kadestā die Macht des letzten Königs der Ormuzdreligion von Iran vernichteten (634 n. Chr.). Und wie über das Zend=Avesta, so triumphirte der Koran, von seinen Bekennern über den Indus getragen, auch über die Veda's¹⁾. Ganz Asien von den phönizischen Gestaden bis zum Ganges gehorchte dem Chalifenschwert, welches sich mit schwerer Wucht von Syrien aus auch auf Aegypten legte und sich von da weiter und weiter die Nordküste Afrika's entlangstreckte. Tarif trug es zu Anfang des 8. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung über die Meerenge von Gibraltar, und nachdem bei Xeres de la Frontera die Westgothen ihm erlegen, überflutete der moslemische Eroberungsstrom ganz Spanien. Er brandete sogar nordwärts über den Granitwall der Pyrenäen hinaus, aber bei Tours und Poitiers stellte ihm germanische Tapferkeit einen Damm entgegen, der den wüthenden Strom zurückfluten machte (732).

Während so im Abendland die Macht des Islam auf Spanien beschränkt wurde, hatten inzwischen im Morgenland Moslim ihr Schwert gegen Moslim gefehrt. Nachdem die beiden Nachfolger des ersten Chalifen, Omar und Othman, meuchlerisch ermordet worden, schien des Propheten Schwiegersohn Ali endlich zu seinem Rechte zu gelangen. Er wurde in Medina zum Chalifen ausgerufen, allein sein Feind Moawijah aus dem mächtigen Hause Omeijah, Statthalter von Syrien, erhob gegen ihn die Fahne der Empörung. Vergebens erwies Ali in schrecklichen Schlachten seine edle Heldennatur. Er erlag dem Dolch eines Meuchlers (660), seine Familie ging unter und das Chalifat kam an die Omeijahden, unter welchen die Moslim gegen Kleinasien, sowie gegen die Inseln des ägäischen und mittelländischen Meeres Eroberungszüge machten. Schon jetzt wurde auch Konstantinopel von ihnen bestürmt, aber erst weit später, unter den türkisch-

1) Aber nur politisch. Während die spröde Ormuzdreligion unter den Schlägen des moslemischen Schwertes in Splitter ging, vermochte dieses Schwert die elastische Zähigkeit des Brahmanenthums nicht zu überwinden.

tadellosem Wandel, ferner mannbar und jungfräulich sein (d. h. falls die Ehe nicht mit einer Wittwe oder einer geschiedenen Frau geschlossen wird). Nicht nur die Zustimmung des Vaters oder des stellvertretenden Verwandten, sondern auch die der Braut muß eingeholt werden. Die beständige Ehe ist dem Moslem nur mit moslemischen Frauen, die zeitweilige auch mit christlichen und jüdischen gestattet¹⁾. Ehehindernisse sind insbesondere nahe Blutsverwandtschaft, Verwandtschaft durch die Amme, Schwägerschaft, Schonvorhandensein der gesetzlichen vier Frauen, Nichtbesitz der Geisteskräfte und gewisse körperliche Mängel, die dem Zweck der ehelichen Verbindung widersprechen. Der Koran geht hierbei in sehr speziell physiologische Vorschriften ein und regelt auch das eheliche Leben bis ins Einzelste. Den Frauen insbesondere wird ein sittsames, züchtiges und schamhaftes Betragen nachdrücklich eingeschärft: nie sollen sie sich völlig nackt erblicken lassen, selbst von ihrem Gatten nicht, nie Gesicht und Busen einem fremden Manne entblößt zeigen und alle Bewegungen und Geberden vermeiden, welche ihre verborgenen Reize enthüllen könnten²⁾. Der Abschluß der Ehe erhält durch Verrichtung religiöser Bräuche, namentlich durch Reinigungen und Gebete, die religiöse Weihe. Unerläßlich ist es, daß Bräutigam und Braut, wenn sie sich zur ersten Umarmung anschicken, ausrufen: Bismallah, d. i. im Namen Gottes! ein Ausruf, den der wahre Moslem überhaupt von der Wiege bis zum Grabe myriadenhaft gebraucht und ohne den er weder das Größte noch das Kleinste vornimmt. Hat der Moslem nur eine Frau, so ist er verpflichtet, je die vierte Nacht bei ihr zuzubringen; hat er vier Frauen, so muß er bei jeder derselben von vier Nächten eine zubringen. Die Frau kann jedoch den Mann von dieser Verpflichtung entbinden oder auch die ihr gehörige Nacht einer Mitfrau abtreten. Streng geboten ist hinsichtlich der Leistung der ehelichen Pflicht von Seiten des Mannes, daß er mit seiner rechtmäßigen Frau oder mit jeder seiner rechtmäßigen alle vier Monate ein

1) Die 5. Sura statuirt gar keinen Unterschied zwischen der Ehe mit moslemischen oder jüdischen und christlichen Frauen. Es heißt da: — Auch ist es euch erlaubt, zu heiraten freie Frauen, die gläubig sind, und auch freie Frauen von Denen, welche die Schrift vor euch erhalten haben (Juden und Christen), wenn ihr ihnen ihre Morgengabe gebet und züchtig mit ihnen lebet und sie nicht zu Ehebrecherinnen und Beischläferinnen macht.

2) Die Vorschriften weiblicher Wohlstandigkeit. legt ausführlich dar die 24. Sura.

Mal den Beischlaf vollziehe. Ausdrücklich wird befohlen, vor jeder ehelichen Beiwohnung die Seele zu weihen (durch Gebet oder Almosen³). Der Mann muß der Braut eine Morgengabe geben — offenbar eine Milderung des alten Weiberkaufes — und hat vor Entrichtung derselben kein Recht auf die eheliche Zärtlichkeit der Frau. Der Gatte ist verpflichtet, die Gattin zu ernähren und ihr Wohnung und Kleidung zu geben. Er darf sie nicht schlagen. Er hat dagegen das Nutznießungsrecht an dem ganzen Vermögen der Frau und diese darf ohne seine Einwilligung keine Verbindlichkeit eingehen, keinen Vertrag abschließen. Im Ganzen blickt aus den moslemischen Ehevorschriften, so weiten Spielraum sie dem Naturtrieb lassen, doch das Bestreben hervor, Maßlosigkeiten zu verhüten. Gegen die Hurerei hat der Prophet mit sehr strengen Worten geeifert⁴). Er ließ es sich, wie der Koran bezeugt, auch angelegen sein, das Loos der Frauen möglichst sicher zu stellen. Zwar heißt es in der 2. Sura V. 320 ganz nach mosaischem Vorgange: „Die Männer sollen der Weiber Herren sein“! Doch zugleich auch, nachdem den Frauen Pflichterfüllung eingeschärft worden: „Die Männer müssen sich gegen die Weiber nach Gerechtigkeit bezeigen“. Die Ehescheidung ist zwar zunächst ganz der Willkür des Mannes anheimgegeben, indessen hat das moslemische Recht diese Willkür doch so sehr mit Clauseln eingehegt, daß die Frau so ziemlich vor Unbilligkeit geschützt ist. Bei einer Scheidung muß der Mann der geschiedenen Frau ihr beigebrachtes Vermögen herausgeben und sie kann sich, nach Ablauf einer gewissen Frist, wieder verheiraten. Sind Kinder aus der getrennten Ehe vorhanden, so bleiben nach sunnitischem Recht die Söhne bis zur Beschneidung, die Töchter bis zum Eintritt der Menstruation bei der Mutter; nach schiitischem dagegen bleiben sämtliche Kinder geschiedener Gatten bei dem Vater. — Wir dürfen uns hier mit den Einzelheiten der moslemischen Ehegesetze nicht weiter befassen, aber wir

3) Sur. 2, V. 224. Die Worte im nämlichen Vers: „Die Weiber sind euer Acker; kommt in euren Acker auf welche Weise ihr wollt“ — haben zu skandalösen Controversen Veranlassung gegeben, indem einige Erklärer behaupteten, nach dieser Koranstelle sei es erlaubt, auf widernatürliche Art der Frau beizuwohnen. Andere sagen, Mohammed habe diesen Ausspruch nur gethan zur Entkräftung der jüdischen Meinung, im Beischlaf a parte postica würden gesündere und begabtere Kinder erzeugt.

4) Eine Hure und einen Hurer sollt ihr mit hundert Streichen geißeln! Der Hurer soll keine andere Frau als nur eine Hure oder eine Götzendienerin heiraten und eine Hure soll nur einen Hurer oder Götzendiener zum Mann nehmen dürfen. Sur. 24, V. 1—2.

können verstehen, daß schon ein flüchtiger Ueberblick derselben genügt, um die gäng und gäbe Meinung zu widerlegen, die moslemische Frau sei eben gar Nichts als ein Mittel männlicher Lustbefriedigung, als ein Kindererzeugungsinstrument. Freilich ist damit noch lange nicht gesagt, daß der Islam dem Weibe die ihm gebührende soziale Stellung einräume. Der Grundsatz der Polygamie verwehrt dies und Hammer-Burgstall hat in seiner Charakteristik des Verhältnisses von Mann und Frau in moslemischen Ländern ebenso wahr als fein darauf hingewiesen, daß die moslemischen Sprachen das Wort „Hausfrau“ nicht kennen⁵⁾. In der Türkei hat jedoch neuestens das Eindringen abendländischer Cultur der Vielweiberei bedeutenden Abbruch gethan. Auch ist dort der Handel mit weißen und sogar mit schwarzen Sklavinnen verboten worden.

4.

Ein großes bürgerliches Verdienst erwarb sich Mohammed durch seine Reform des arabischen Erbrechts. Die Grundsätze, welche der Koran in dieser Beziehung aufstellte, zeugen überall von Vernunft und Billigkeit und es kommt letztere namentlich auch den Frauen zu gut. Die Formen testamentarischer Verfügung sind genau geregelt. Ebenso umsichtig und zugleich human erweisen sich die Vorschriften des moslemischen Rechts in Betreff der Eigenthumsverhältnisse, weiter die Bestimmungen über Handel und Wandel, Kauf und Verkauf, Schuldenwesen, Mietverträge, Pfandwesen und gerichtliches Verfahren in Civilsachen. Der oberste Rechtsatz im moslemischen Prozeß ist: bei allen Handlungen der Moslim wird stets die gute Absicht

5) Der Stufenstab, auf welchem das Weib als Frau, Gemahlin, Beischläferin steht, wird in den vorderasiatischen Sprachen, wie in den europäischen, zwar klar abge- schattet, aber keine der ersteren hat ein Wort für die eigentliche Hausfrau, sondern nur für den Hausherrn, welchen der Perser Ketchoda, d. i. Gadenherr nennt, woraus das deutsche „Gatte“ entstanden. Bei den übrigen Benennungen der Verhältnisse des Weibes zum Manne liegt der Begriff abgesonderter Eingeschlossenheit oder eines Gemaches zum Grunde. Das arabische Wort „Harem“, irrig in Europa für gleichbe- deutend mit Lottergemach gehalten, bezeichnet den Begriff unantastbaren Eigenthums; des Persers „Schehistan“ bedeutet das Nacht- oder Schlafgemach, und des Türken „Odallik“ steht zunächst dem deutschen Frauenzimmer. Der Morgenländer betrachtet also die Weiber in der gewöhnlichen Beziehung nicht als Personen, aber auch nicht als Sachen, sondern als einen abgeschlossenen, für Fremde unantastbaren Raum der Lust, als ein Gemach, wie auch das deutsche „Gemachel“ oder „Gemacht“ ausweist. Gesch. d. osman. Reiches, III, 213.

(bona fides) vorausgesetzt. Geständniß, Zeugenaussagen und Eid sind die drei Beweismittel. „Dem Kläger die Zeugen, dem Beklagten der Eid“ — ist moslemische Rechtsregel. Einen dunkeln Fleck bildet im Rechtscode des Islam das Kapitel vom Sklavenrecht, obgleich, wie schon früher bemerkt worden, der Moslem seine Sklaven durchschnittlich viel milder behandelt als der amerikanische Pflanzer. Sind doch in den moslemischen Staaten von jeher und in zahlreichen Fällen Sklaven zu den höchsten Würden emporgestiegen und sogar Eidame von Sultanen geworden. Streng genommen dürfen nur im Kriege mit Ungläubigen gemachte Gefangene in das Sklavenverhältniß treten, allein dermalen gibt es in allen moslemischen Ländern weiße und mehr noch schwarze Sklaven und Sklavinnen, welche nicht durch Krieg, sondern durch Raub und Kauf in die Gewalt ihrer Herren gekommen sind. Freilassung findet statt gegen Entschädigung oder durch den freien Willen des Herrn bei seinen Lebzeiten oder durch testamentarische Verfügung bei seinem Tode. Die Freigebung eines Sklaven ist eine gottgefällige Handlung, aber Rechtgläubigkeit, d. i. Bekenntniß des Islam von Seiten des Sklaven, ist unerläßliche Bedingung derselben. Eine Sklavin, die ihrem Herrn ein Kind geboren, erhält zwar dadurch noch nicht das Recht auf Freilassung, aber sie wird nach dem Tode des Herrn in das Erbtheil ihres Kindes eingerechnet und erlangt dadurch die Freiheit.

5.

Criminalstrafen können (sollen) bloß verhängt werden gegen Solche, die bei Begehung des Verbrechens volljährig und im vollen Besitze ihrer Verstandeskkräfte gewesen sind. An Weibern dürfen überhaupt keine Strafen vollzogen werden, wenn sie im Zustand der Menstruation oder der Schwangerschaft sind oder so lange sie ihr Kind an der Brust nähren. Gültige Beweismittel im Strafprozeß sind nur Geständnisse oder Zeugenaussagen. Auf leichteren Vergehen steht körperliche Züchtigung (Peitschenhiebe auf Rücken und Schultern, djeld), auf Capitalverbrechen die Todesstrafe, gewöhnlich vermittelt des Schwertes oder des Galgens vollzogen (kell). Jede Strafe ist öffentlich zu vollziehen. Die spätere Criminalpraxis hat jedoch die mildere Straftheorie, wie sie im Koran dargelegt ist, vielfach verschärft. Von einzelnen Verbrechen und Bestrafungen heben wir hervor: die Verleumdung, welche mit 80 Peitschenhieben bestraft wird; die Trunkenheit, welche der gleichen Strafe unterliegt; den Diebstahl, welcher nach Verhältniß mit

können versichern, daß schon ein flüchtiger Ueberblick derselben genügt, um die gäng und gäbe Meinung zu widerlegen, die moslemische Frau sei eben gar Nichts als ein Mittel männlicher Lustbefriedigung, als ein Kindererzeugungsinstrument. Freilich ist damit noch lange nicht gesagt, daß der Islam dem Weibe die ihm gebührende soziale Stellung einräumte. Der Grundsatz der Polygamie verwehrt dies und Hammer-Burgstall hat in seiner Charakteristik des Verhältnisses von Mann und Frau in moslemischen Ländern ebenso wahr als fein darauf hingewiesen, daß die moslemischen Sprachen das Wort „Hausfrau“ nicht kennen⁵⁾. In der Türkei hat jedoch neuestens das Eindringen abendländischer Cultur der Vielweiberei bedeutenden Abbruch gethan. Auch ist dort der Handel mit weißen und sogar mit schwarzen Sklavinnen verboten worden.

4.

Ein großes bürgerliches Verdienst erwarb sich Mohammed durch seine Reform des arabischen Erbrechtes. Die Grundsätze, welche der Koran in dieser Beziehung aufstellte, zeugen überall von Vernunft und Billigkeit und es kommt letztere namentlich auch den Frauen zu gut. Die Formen testamentarischer Verfügung sind genau geregelt. Ebenso umsichtig und zugleich human erweitern sich die Vorschriften des moslemischen Rechtes in Betreff der Eigenthumsverhältnisse, weiter die Bestimmungen über Handel und Wandel, Kauf und Verkauf, Schuldenwesen, Mietverträge, Pfandwesen und gerichtliches Verfahren in Civilsachen. Der oberste Rechtsatz im moslemischen Prozeß ist: bei allen Handlungen der Moslim wird stets die gute Absicht

5) Der Stufengrad, auf welchem das Weib als Frau, Gemahlin, Beischläferin steht, wird in den vorderasiatischen Sprachen, wie in den europäischen, zwar klar abge- schattet, aber keine der ersteren hat ein Wort für die eigentliche Hausfrau, sondern nur für den Hausherrn, welchen der Perser Ketchoda, d. i. Gadenherr nennt, woraus das deutsche „Gatte“ entstanden. Bei den übrigen Benennungen der Verhältnisse des Weibes zum Manne liegt der Begriff abgesonderter Eingeschlossenheit oder eines Gemaches zum Grunde. Das arabische Wort „Harem“, irrig in Europa für gleichbe- deutend mit Lottergemach gehalten, bezeichnet den Begriff unantastbaren Eigenthums; des Persers „Schebistan“ bedeutet das Nacht- oder Schlafgemach, und des Türken „Odallik“ steht zunächst dem deutschen Frauenzimmer. Der Morgenländer betrachtet also die Weiber in der gewöhnlichen Beziehung nicht als Personen, aber auch nicht als Sachen, sondern als einen abgeschlossenen, für Fremde unantastbaren Raum der Lust, als ein Gemach, wie auch das deutsche „Gemachel“ oder „Gemahl“ anweist. Gesch. d. osman. Reiches, III, 213.

(bona fides) vorausgesetzt. Geständniß, Zeugenaussagen und Eid sind die drei Beweismittel. „Dem Kläger die Zeugen, dem Beklagten der Eid“ — ist moslemische Rechtsregel. Einen dunkeln Fleck bildet im Rechtscodex des Islam das Kapitel vom Sklavenrecht, obgleich, wie schon früher bemerkt worden, der Moslem seine Sklaven durchschnittlich viel milder behandelt als der amerikantische Pflanzer. Sind doch in den moslemischen Staaten von jeher und in zahlreichen Fällen Sklaven zu den höchsten Würden emporgestiegen und sogar Eidame von Sultanen geworden. Streng genommen dürfen nur im Kriege mit Ungläubigen gemachte Gefangene in das Sklavenverhältniß treten, allein dormalen gibt es in allen moslemischen Ländern weiße und mehr noch schwarze Sklaven und Sklavinnen, welche nicht durch Krieg, sondern durch Raub und Kauf in die Gewalt ihrer Herren gekommen sind. Freilassung findet statt gegen Entschädigung oder durch den freien Willen des Herrn bei seinen Lebzeiten oder durch testamentarische Verfügung bei seinem Tode. Die Freigebung eines Sklaven ist eine gottgefällige Handlung, aber Rechtgläubigkeit, d. i. Bekenntniß des Islam von Seiten des Sklaven, ist unerläßliche Bedingung derselben. Eine Sklavin, die ihrem Herrn ein Kind geboren, erhält zwar dadurch noch nicht das Recht auf Freilassung, aber sie wird nach dem Tode des Herrn in das Erbtheil ihres Kindes eingerechnet und erlangt dadurch die Freiheit.

5.

Criminalstrafen können (sollen) bloß verhängt werden gegen Solche, die bei Begehung des Verbrechens volljährig und im vollen Besitze ihrer Verstandeskräfte gewesen sind. An Weibern dürfen überhaupt keine Strafen vollzogen werden, wenn sie im Zustand der Menstruation oder der Schwangerschaft sind oder so lange sie ihr Kind an der Brust nähren. Gültige Beweismittel im Strafprozeß sind nur Geständnisse oder Zeugenaussagen. Auf leichteren Vergehen steht körperliche Züchtigung (Peitschenhiebe auf Rücken und Schultern, djeld), auf Capitalverbrechen die Todesstrafe, gewöhnlich vermittelt des Schwertes oder des Galgens vollzogen (ketl). Jede Strafe ist öffentlich zu vollziehen. Die spätere Criminalpraxis hat jedoch die mildere Straftheorie, wie sie im Koran dargelegt ist, vielfach verschärft. Von einzelnen Verbrechen und Bestrafungen heben wir hervor: die Verleumdung, welche mit 80 Peitschenhieben bestraft wird; die Trunkenheit, welche der gleichen Strafe unterliegt; den Diebstahl, welcher nach Verhältniß mit

Verstümmelung an Hand und Fuß oder mit lebenslänglicher Einsperrung ge-
 führt werden muß; die Ruppelei, auf welcher 75, den widernatürlichen Umgang
 von Weibern unter einander, auf welchem 100, die Päderastie zwischen Män-
 nerjährigen, auf welcher ebenfalls 100 Peitschenhiebe stehen. Die Strafe
 der Päderastie zwischen Volljährigen ist der Tod. Auf Abfall vom Glauben,
 auf Raubmord, Nothzucht, Blutschande steht ebenfalls der Tod. Der Ehe-
 bruch wird, wenn keine Verschärfungsgrade vorliegen, bei beiden Geschlech-
 tern mit 100 Peitschenhieben, bei erschwerenden Umständen mit dem Tode
 bestraft¹⁾. Die ehebreeherische Sklavin kommt mit 50 Peitschenhieben weg.
 Der Ehebruch eines Ungläubigen mit einer moslemischen Frau hat stets die
 Strafe des Ketl zur Folge. Ausdrücklich ist im moslemischen Gesetz das
 Recht der Blutrache anerkannt. Wer einen Mord oder Todtschlag verübt,
 ist mit seiner Person den Angehörigen des Getödteten verantwortlich. Die
 Person oder die Personen, welchen das Recht der Blutrache zusteht, kann
 oder können aber auf Vollziehung derselben verzichten und sich mit einem
 Sühnegeld (Weergeld) abfinden lassen. Mit den Rückfällen nimmt es das
 moslemische Recht sehr streng. Wer schon dreimal bestraft worden ist, er-
 leidet beim vierten Vergehen schlechterdings die Todesstrafe.

Sechstes Kapitel.

Zur Geschichte des Islam.

1.

Nach des Propheten Hingang wurde offenbar, daß der Islam noch
 keineswegs unerschütterlich dastand auf dem Wüstenand Arabiens. Als

1) Um die Thatfrage des Ehebruchs zu befaßen, sind, im Falle kein Geständniß
 vorliegt, vier männliche Zeugen von untadelhaftem Wandel oder drei männliche und
 zwei weibliche Zeugen erforderlich, — wie man sieht, eine schwierige Beweisführung.
 Der Koran sagt in der 4. Sura in Betreff des Ehebruchs der Frauen: — Wenn eure
 Frauen sich durch Ehebruch vergehen und vier Zeugen aus eurer Mitte bezeugen dies,
 so fertet sie (die Schuldigen) in eurem Hause ein, bis der Tod sie befreit oder Gott
 ihnen sonst ein Befreiungsmittel anwölft.

nicht mehr die anerkannte Autorität eines genialen Mannes oppositionelle Regungen niederhielt, traten diese alsbald hervor. Das unbändige Freiheitsgefühl der Beduinen fand das Joch des neuen Glaubens zu schwer. Das Gebot strengen Fastens und allzuhäufigen Betens, wie das Verbot des Weines, machte die Söhne der Wüste mit Sehnsucht nach den laxeren Ordnungen des urväterlichen Glaubens zurückblicken. Politische Motive mehrten die Unzufriedenheit. Die einzelnen Stämme fühlten sich unbehaglich in dem Verband eines wenn auch immer noch lockeren Staatswesens. Insbesondere rührten sich die Koreischiten wieder, denn sie hatten die Einbuße ihrer dominanten Stellung unter den arabischen Stämmen noch nicht verschmerzt, und verriethen die Absicht, sich der Herrschaft des Chalifats nicht zu fügen. Zu diesen Mißlichkeiten kam noch das häßliche Zerwürfniß in der Familie des hingegangenen Propheten, ein Zerwürfniß, welches, wie wir oben (Kap. 3, 6) sahen, die dogmatische und politische Gestaltung der moslemischen Welt beeinflusste. Indessen waren die Gefährten Mohämmeds Männer, die bei Fortführung seines Werkes vor Widerwärtigkeiten und Hindernissen nicht zurückschraken. Wie bedrohlich die Umstände sein mochten, Alles, was Arabien an heißem Glaubenseifer, Begeisterung für eine große Idee, schlauer Politik und todverachtender Kühnheit besaß, stand doch auf der Seite des Islam und so mußte Abu Bekr seinem Chalifat bald Achtung zu verschaffen. Die meuterischen Koreischiten wurden durch Gewährung von allerlei Vortheilen gewonnen, die vereinzelt Aufstände anderer Stämme mit Energie niedergeschlagen. Aber das genügte dem Chalifen und den Häuptlingen seines Rathes nicht. Diese Männer erkannten, daß durch den Islam das arabische Wesen in seinen Tiefen aufgewühlt worden sei, daß der neue Glaube ein Element der Bewegung in das Volk gebracht habe, welchem, wenn es nicht Unheil stiften sollte, ein neues und weites Feld der Thätigkeit angewiesen werden müßte. Man betonte daher mit Entschiedenheit das Gebot des Islam, die Ungläubigen zu bekehren oder wenigstens der Herrschaft der Moslim zu unterwerfen, und eröffnete durch Aufpflanzung der Fahne des „heiligen Krieges“ der arabischen Kriegs- und Beutelust ein unermessliches Gebiet. Auf der Bahn der Eroberung stürzte sich Arabien mit wilder Thatkraft in die Weltgeschichte. Als eine neue geschichtliche Macht erhob sich der Islam und begann das Antlitz des Morgenlandes umzuwandeln. Das Feuer, welches in der Abgeschlossenheit der arabischen Halbinsel angezündet worden, ging flammend und fressend durch die orient-

talische Welt, hell und heiß auch in den Südwesten des Occidents herüberschlagend. „Das Paradies ist vor euch, Tod und höllisches Feuer hinter euch!“ Das war der Ruf, womit moslemische Heerführer ihr jugendkräftiges Volk auf altersschwache Völker schleuderten. Schaar auf Schaar, den Koran in der einen, Schwert und Brandfackel in der andern Hand, brach aus den arabischen Steppen hervor. Vor ihnen her ging ein Schrecken des Unerhörten, gleich der lähmenden Macht einer ungeheuren Naturkatastrophe¹⁾.

2.

Es ist nicht unseres Amtes, den moslemischen Eroberern auf ihren Wegen nachzugehen. Wir bezeichnen die Richtung derselben nur von ferne und verweisen den Leser hinsichtlich der politischen Schicksale des Islam auf

1) Ein deutscher Dichter, Julius Rosen, in seinem lange nicht nach Verdienst geschätzten „Ahasver“, hat die Erhebung des Islam mit unvergleichlicher Energie geschildert: —

Hörst du den Samum aus der Wüste brausen?

Staubsäulen schreiten riesenhaft voraus,

Die gleich den Kreiseln in sich selber fausen.

Hörst du das Land von tausend Rossen stampfen,

Daß Berge beben? Oder will zu Staub

In Rauch und Wirbel sich die Welt verdampfen?

Wer hält den Halbmond auf in seinen Bahnen?

Wird lechzen unter seinem Zeichen auf

Zum heißen Himmel blutigrothe Fahnen.

Da sprengt einher, da naht mit Ungewittern

Das Schrecken Gottes, des Propheten Heer

Mit Donnerruf, daß alle Herzen zittern.

Allah ist groß! Gewaltig das Verhängnis,

Das Schwert ein Schlüssel zu dem Paradies;

Erkenntniß sprengt der Menschheit das Gefängniß!

Allah ist groß, so weit sein Odem wehet,

Mohammed sein Prophet, soweit im All

Die Sonne leuchtet und der Halbmond geht!

Allah ist groß! Sein Reich ist zu erstreiten!

Der Moslem stürzt durch Blut und Tod hinein

Auffauchzend in das Meer der Seligkeiten.

Allah ist groß! Wer ist, der seiner spotte?

Ihr Göpdiener, Heuchler, wehe euch!

Der Moslem kommt, — am Boden heult die Rotte

Wells Chalifengeschichte und Hammers Osmanengeschichte. Uebrigens kennt ja jeder Schulknabe die Geschichte des Mohammedanerthums, wenigstens in ihren Umrissen. — Das byzantinische Griechenthum hatte in Syrien den ersten Anprall der Streiter des Islam auszuhalten und hielt ihn schlecht genug aus. Syrien und Palästina wurden von den Moslim erobert, welche sofort im Sturm durch die mesopotamische Ebene nach Persten vordrangen und nach blutigen Kämpfen in der Entscheidungsschlacht bei Kadessa die Macht des letzten Königs der Ormuzdreligion von Iran vernichteten (634 n. Chr.). Und wie über das Zend-Avesta, so triumphirte der Koran, von seinen Befennern über den Indus getragen, auch über die Veda's¹⁾. Ganz Asien von den phönizischen Gestaden bis zum Ganges gehorchte dem Chalifenschwert, welches sich mit schwerer Wucht von Syrien aus auch auf Aegypten legte und sich von da weiter und weiter die Nordküste Afrika's entlangstreckte. Tarif trug es zu Anfang des 8. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung über die Meerenge von Gibraltar, und nachdem bei Xeres de la Frontera die Westgothen ihm erlegen, übersflutete der moslemische Eroberungsstrom ganz Spanien. Er brandete sogar nordwärts über den Granitwall der Pyrenäen hinaus, aber bei Tours und Poitiers stellte ihm germanische Tapferkeit einen Damm entgegen, der den wüthenden Strom zurückfluten machte (732).

Während so im Abendland die Macht des Islam auf Spanien beschränkt wurde, hatten inzwischen im Morgenland Moslim ihr Schwert gegen Moslim gefehrt. Nachdem die beiden Nachfolger des ersten Chalifen, Omar und Othman, meuchlerisch ermordet worden, schien des Propheten Schwiegersohn Ali endlich zu seinem Rechte zu gelangen. Er wurde in Medina zum Chalifen ausgerufen, allein sein Feind Moawtjah aus dem mächtigen Hause Omeijah, Statthalter von Syrien, erhob gegen ihn die Fahne der Empörung. Vergebens erwies Ali in schrecklichen Schlachten seine edle Heldennatur. Er erlag dem Dolch eines Meuchlers (660), seine Familie ging unter und das Chalifat kam an die Omeijahden, unter welchen die Moslim gegen Kleinasien, sowie gegen die Inseln des ägäischen und mittelländischen Meeres Eroberungszüge machten. Schon jetzt wurde auch Konstantinopel von ihnen bestürmt, aber erst weit später, unter den türkisch-

1) Aber nur politisch. Während die spröde Ormuzdreligion unter den Schlägen des moslemischen Schwertes in Splitter ging, vermochte dieses Schwert die elastische Zähigkeit des Brahmanenthums nicht zu überwinden.

osmanischen Sultanen, erlag, wie bekannt, die Hauptstadt ~~Stroms~~ dem Islam. Zweiundneunzig Jahre nach Ali's tragischem Ausgang vollzog ~~Abbas~~ an den Omeijaden den Spruch der Nemesis. Das ganze omeijadische Haus wurde ausgerottet, mit Ausnahme des Abderrahman, welcher sich nach Spanien rettete und dort ein von dem morgenländischen unabhängiges Chalifat gründete, mit der Hauptstadt Cordoba.

Die Chalifen der abbasidischen Dynastie schlugen ihre Residenz in Bagdad auf und herrschten bis ins zweite Jahrzehent des 9. Jahrhunderts mit großem Glanz. Von da an zerfiel das morgenländische Chalifat, bis es von seinen Prätorianern, den aus ihren Stammsitzen in den hochasiatischen Steppenwüdnissen gekommenen, später nach einem ihrer Häuptlinge, Osman, benannten Turaniern (Türken, Seldschuken) gestürzt wurde (1258). Ein Schattenchalifat vegetirte bis 1538 in Aegypten. Seitdem führten die türkischen Sultane den Chalifentitel, welcher aber von den Schiiten nicht anerkannt wurde. Wo nicht die Türken herrschten, zerbröckelte das moslemische Gebiet in größere oder kleinere Reiche. Zeitweilen bauten moslemische Herrscher in Persien und Indien mächtige Staaten auf. Das abendländische Chalifat in Spanien erlag im Laufe der Jahrhunderte inneren Zwisten und den aus ihren Bergasylen in Asturien und Gallizien wieder angriffsweise gegen den Halbmond vorgehenden Christen. Die Schlacht von Tolosa brach für immer das Uebergewicht des Islam auf der pyrenäischen Halbinsel (1212) und die Eroberung Granada's durch die katholischen Könige (Ferdinand und Isabella) unterwarf die letzte Stätte moslemischer Herrschaft im Abendland dem christlichen Regiment (1492). Der Türken-schrecken, welcher von Konstantinopel aus die Christenheit so lange in Athem gehalten, fing seit dem Sieg der christlichen Flotten bei Lepanto (1571) seine Furchtbarkeit zu verlieren an. Sodann vernichteten ihn der glorreiche Widerstand der Bürger des belagerten Wiens und die Siege der deutsch-kaiserlichen Heerführer in den letzten Decennien, des 17. Jahrhunderts völlig. Seither ist das türkische Reich immer unaufhaltsamer gesunken und es hängt dormalen seine Existenz überhaupt von der Gnade, d. h. von der gegenseitigen Eifersucht der europäischen Großmächte ab. Der Ausgang des Kampfes zwischen Kreuz und Halbmond, im Mittelalter das eigentliche Agens der Weltgeschichte, ist jetzt nur noch eine Frage der Zeit; denn die Ueberlegenheit der christlichen über die moslemische Welt steht längst unzweifelhaft fest.

3.

Das Chalifat, als Cäsaropapismus, entwickelte einen Despotismus, welcher in der moslemischen Welt unzählige Empörungen, Palastrevolutionen, Brüderzwiste und Bürgerkriege hervorrief. Die großen dynastischen Wechsel und Kämpfe sind im Vorstehenden angedeutet worden. Hier sei jetzt kurz noch einiger Erscheinungen religiös-sozialer und religiös-politischer Natur gedacht, welche im Laufe der Zeit die moslemische Gesellschaft von innen heraus mehr oder weniger erschütterten. Es hat dem Islam nie an K e r n gefehlt, aber sie unterscheiden sich von den christlichen dadurch, daß sie sich selten damit begnügten, freiere Ansichten in religiöser Beziehung zu hegen und zu lehren, sondern daß sie vielmehr gewöhnlich zugleich die Fahne des Aufbruchs gegen die Despotie der Chalifen oder Sultane erhoben. — Das Vordringen des Islam nach Persien und Indien hatte die Mohammedaner mit den religiösen Anschauungen dieser Länder bekannt gemacht und wir werden weiter unten sehen, daß aus der Durchdringung des Mohammedanismus mit diesen Anschauungen später die moslemische Mystik und Theosophie entsprang. Schon im 2. Jahrhundert der Hidjrah aber standen in der Landschaft Khorassan zwei Häretiker und Rebellen auf, M a w e n d i und M o k a y n a a (der „verschleierte Prophet“), von denen jener das brahmanische Dogma von der Seelenwanderung, dieser eine willkürlich aus dem Parsismus gezogene Freigeisterei in den Islam einzuführen versuchte. Unlange darauf stiftete ein gewisser B a b e k die Sekte der G h u r r e m i j e (d. i. der Fröhlichen), indem er epikuräische Freiheit und Gleichheit, Gemeinschaft der Güter und der Weiber predigte. Unter dem Chalifat der Abbassiden gründete H a s s a n S a b b a h den Geheimbund der I s m a e l i t e n oder B a t e n i t e n, in dessen höchstem Grad den Eingeweihten als einziges Dogma der Satz: „Nichts glauben und sich Alles erlauben!“ verkündigt wurde. An zweihundert Jahre lang verbreitete dieser Bund vermittelt seiner Werkzeuge, der mordbereiten A s s a s s i e n, deren Namen noch jetzt von dem romantischen Zauber geheimen Grauens umgeben ist, Furcht und Entsetzen durch die moslemische Welt, dem Banustrahl der geistlichen, dem Schwert der weltlichen Macht trotzend, in seinen letzten Nesten erst durch den Mongolen Timur ausgerottet. — Ein höchst merkwürdiger, religiöser, politischer und sozialer Elemente in sich vereinigender Aufstand, welcher das ganze Türkentum von Asien umgestalten zu wollen schien, erhob sich im Jahre 1420. der christlichen

Aera. Der Grieche Ducas hat ausführlichen Bericht darüber erstattet ¹⁾, doch so, daß von einem tieferen Verständniß der Sache bei ihm offenbar keine Rede war. Es muß damals eine höchst lebhafteste Bewegung der Geister durch die nicht-offizielle türkische Welt gegangen sein. Ideen leuchten auf, die ihrer Zeit um Jahrhunderte, wo nicht um Jahrtausende voranelten; aber die wüsten Wogen brutaler Gewalt schlugen sogleich wieder über ihnen zusammen. Wie es scheint, hatte die ungeheure Verwüstung, welche die Züge Timurs hinter sich zurückließen, erwähltere Geister und edlere Gemüther dem Gedanken einer durchgreifenden religiösen und sozialen Reform zugänglich gemacht. Persisch-moslemische Mystik, jüdische und christliche Anschauungen gaben den Anstoß dazu. Drei Männer waren die Träger des Reformversuches oder, wenn man will, des Auf-
 ruhrs: der berühmte Rechtslehrer und Heeresrichter *Bedreddin*, ein höchst begabter Landmann, *Böreflüdsche Rustapha*, und der jüdische Rabbi *Torlak*. *Bedreddin* gewann in der europäischen Türkei die „Gebildeten“ für seine Pläne, *Torlak* in Asien die Dervische, *Böreflüdsche* die Landbewohner. Er lebte und lehrte als Kinstedler auf dem Berg *Stylarios*, am südlichen Ende der Bucht von *Smyrna*, *Elios* gegenüber. Seine Anhänger nannten ihn *Dede Sultan*. Seine Predigt ging auf allgemeine Toleranz und Verbrüderung der Menschen unter einander, ohne alle Rücksicht auf die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses, — also auf völlige Gleichheit und Gütergemeinschaft. Nur die Weiber sollten von dieser ausgenommen sein. Als die Erhebung immer größere Dimensionen annahm, übertrug *Sultan Mohammed I.* dem Statthalter von *Saruchan*, *Sisman*, die Unterwerfung der Empörer. Allein *Sisman* ward in den Schluchten des *Stylarios* von den Anhängern des *Dede Sultan* geschlagen und sammt seinem ganzen Heere vernichtet. Ein zweiter türkischer Heerführer, *Altbeg*, erlitt am *Stylarios* ebenfalls eine so furchtbare Niederlage, daß er nur mit Wenigen entkam. Jetzt setzte *Mohammed I.* eine Armee von 180,000 Mann unter seinem Sohn *Murad* und dem Großwesir *Bajestü Pascha* gegen die Rebellen in Bewegung. Unter furchtbarem Gewürge wurden die Pässe des heiligen Berges erstürmt. *Böreflüdsche*, in die Hände der Sieger gefallen, wurde nach *Ephesus* gebracht und dort den furchtbarsten Foltern unterworfen, um ihm einen Widerruf abzupressen. Er blieb standhaft. Nun nagelte man den

1) Edit. Javarin. p. 49 sq. Hammer (Gesch. d. osman. Reiches, I, 293 folg.) folgt mehr türkischen Quellen, besonders dem *Neschri*; seine Darstellung scheint uns aber von Voreingenommenheit gegen die Aufständischen zu zeugen.

Märtyrer in Kreuzesform auf ein Brett und hieb vor den Augen des sterbenden Gekreuzigten alle seine Jünger zusammen, die seine Lehre nicht abschwören wollten. Sie stürzten sich mit den an ihren Meister gerichteten Worten: Vater Sultan, dein Reich komme zu uns! fröhlich in die Säbel. Nach Böreküdsche's Ausgang wurde auch Torlak geschlagen, gefangen und hingerichtet, ebenso Bedreddin. Die Reformation des Islam war gescheitert, aber noch lange glaubten die zerstreuten Ueberreste ihrer Anhänger, Dede Sultan wolle noch immer lebend auf Erden.

Eine genauere Bekanntschaft mit den Bevölkerungen der moslemischen Gebiete zeigt uns überhaupt von Jahr zu Jahr mehr, daß neben der verknöcherten Orthodorie des Islam ein buntes Sektenwesen existirt, welches die ganze Scala religiöser Vorstellungen durchläuft, vom schlechtmasfirten Fetischismus an bis hinauf zu freimaurerischem Nationalismus. Abgesehen von ganzen Völkerschaften, welche, wie z. B. die *Yeziden*²⁾, vom Moham-

2) Die *Yeziden* (*Yezidi*), in Kleinasien, Armenien und Kurdistan zerstreut wohnend, gelten für „Teufelsanbeter.“ Die Ehrfurcht, welche sie der Sonne und den Gestirnen, dem Licht und Feuer zollen, sowie ihre strengen Reinlichkeitsbräuche, lassen vermuthen, daß dunkle Traditionen des chaldäischen Sabäismus und des Parsismus unter ihnen fortleben. Daneben aber auch jüdische, christliche und moslemische Vorstellungen. Der berühmte englische Reisende Layard hat sich in neuerer Zeit lange unter den *Yezidi* aufgehalten, als Gast ihres obersten Scheichs, und hat, was er da beobachtete, im 9. Kapitel seines Werkes über „*Nineveh* und seine Ueberreste“ niedergelegt. Layard zufolge scheinen die *Yezidi* allerdings das böse Princip, den Scheitan (*Satan*) als das höchste zu verehren. Sie vermeiden es aber mit ängstlicher Scheu, seinen Namen auszusprechen, und nennen ihn *Melek el Kuhl* (mächtiger Engel) oder *Melek Ta—us* (König Pfauhahn). Sie besitzen auch ein Idol des *Melek Ta—us*, die Bronzefigur eines Vogels, welche aber nicht als Fetisch, sondern nur als Symbol betrachtet werde. Der Scheitan ist, wie sie glauben, der Anführer der Engel. Er erleidet jetzt seine Strafe für seinen Aufruhr wider Gott, aber einst werde er, mit diesem versöhnt, wieder zur himmlischen Macht und Herrlichkeit eingehen. (Nachklang des zoroastriischen Dogma's von der endlichen Versöhnung *Ormuzds* und *Ahrimans*?) Den *Satan* müsse man fürchten und verehren, denn jetzt habe er die Macht, den Menschen zu schaden, und später die Mittel, sie zu belohnen. In Christus sehen die *Yezidi* einen hochgestellten Engel, in Mohammed einen Propheten, wie auch Abraham ein solcher war. Sie glauben an die Kosmogonie der Genese und halten überhaupt das Alte Testament, wie das Evangelium und den Koran, für verehrungswürdige Bücher. Den Mischmasch des *yezidischen* Rituals charakterisirt es, daß die *Yeziden* ihre Kinder zugleich der Taufe und der Beschneidung unterwerfen, kein Schweinefleisch essen, aber Wein trinken und die Sonne als ihre Abtath ansehen, d. h. als den Punkt, welchem

manichäismus nur einige Lehrsätze oder rituelle Vorschriften angenommen haben, im Uebrigen aber ein vages Gemengsel von jüdischen, christlichen und heidnischen Vorstellungen ihre Religion nennen, — deckt die Bezeichnung Is- lam fast so vielerlei einzelne Bildungsgrade und Meinungen, wie die Be- zeichnung Christenthum. Während das kirchliche Dogma in starrer Ent- wicklungslosigkeit verharrte, ließen es vorgeschrittenere Geister hinter sich, um sich geläuterteren Anschauungen und einer Moral zuzuwenden, deren Forderungen die der edelsten Humanität sind 3).

beim Gebet das Gesicht zugekehrt werden müsse. Lahard erzählt, er habe sich große Mühe gegeben, zu erfahren, ob der sizidische Glaube etwa mit dem Manichäismus zusammenhänge; er habe aber darüber nicht den geringsten Aufschluß erhalten können.

3) Als Zeugniß dessen stehe hier das folgende, aus der „Wüstenharfe“ von J. Altmann entlehnte arabische Spruchgedicht: —

Gh' Sab Ben Malif, der geheissen ward der Weise,
Antrat aus dieser Welt die große Himmelsreise,
Sprach er: Es neiget sich mein Tag, ihr meine Erben,
O Söhne, kommt herbei und lernet von mir sterben.
Ich hinterlasse nicht euch Schätze zum Vermächtniß,
Dies letzte Wort doch leb' in euch als mein Gedächtniß.
Er sprach: Den Narren dreht das Leben sich in Kreisen;
Ein Paradiesespfad, ein g'rader, ist's dem Weisen.
Das Sein hat keinen Werth dem, der das Ziel verkennt;
Doch hohen Werth hat's dem, der es ein Gottsein nennt.
Allah sei dein Gebet am Abend und am Morgen,
Dank' ihm für Lieb' und Lust, dank' ihm für Leid und Sorgen.
Trag' deinen Kummer still, dein Glück theil' mit den Leuten,
Laß deiner Seele Gold die ganze Welt erbeuten.
Der Ahnen rühm' dich nicht und nicht mit Reichthum prase;
Hast beide du, dem Herrn der Welt den Dank bezahle.
Der Armuth schäm' dich nicht, lern' Müß' und Noth erdulden,
Stirbst du, bezahlet Gott den Gläub'gern deine Schulden.
Arm kommst du auf die Welt, arm trägt man dich zu Grabe,
Wer zwischen Armuth wohnt, was ist denn dessen Habe?
Auf Tugend steh' dein Sinn, sie darfst du stets erwählen,
Und müßttest du sie selbst aus Allah's Händen stehlen.
Vertraue nicht der Welt, stütz' dich auf eig'ne Kraft,
Sei wie ein Giseppfeil an einem Fichenschaft.
Glaubst du, ein Freund sei dein, dann sei ihm treu wie Gold,
Doch fordre nicht, daß er im Jammer dir sei hold.
Je Mind'res du verhoffst in diesem armen Leben,
Je mehr wird dir vielleicht durch Schicksalsuld gegeben.

Im Großen aber wurde seit der Freyigung des Reformers Agn. Werga Syllarios nur noch ein Versuch zur Umgestaltung des Islam, von innen heraus gemacht. Der Urheber desselben war Mohammed Abd-el-Wahab (gek. 1729), der ^{in Horeynlah} Stifter der nach ihm benannten Sekte der Wahabi (Wahabiten). Der Kern von Wahabs Lehre ist rationalistischer Deismus. Ihr Prediger, durch eifrige Studien geschult, wandte sich mit aufklärerischer Polemik gegen den Aberglauben, welcher im Laufe der Zeit das moslemische Dogma um- und überwuchert hatte, forderte eine vernunftmäßige Erklärung des Koran, verwarf alle Tradition, eiferte gegen die übermäßige Verehrung des Propheten als gegen Abgötterei und verlangte, daß die Moslem aus dem Schlamm der Neppigkeit energisch sich aufraffen sollten. Nachdem der neue Prophet den Fürsten von Derajah und Labfar, Ebn Sehub, für seine Lehre gewonnen und zum weltlichen Oberhaupt (Emir) der Sekte erklärt hatte,

Durch Widerspruch reiz' nicht den zorn'gen Mann, o Kind,
 Durch Sanftmuth heißt du ihn von seinem Fehl geschwind.
 Nicht laß ob deinem Graß das Morgenroth sich heben,
 Soll Gottes Sonne denn auf einem Sumpfe schweben?
 Vergib mit Guld, o Kind, dem, der dein Herz zerreißt,
 Wie Allah gnädig selbst dem Satan sich erweist.
 Hüß' ganz in Tugend dich, wie in ein Kleid von Gold,
 Doch bleib' auch dem, der nachts in Kaskern gehet, hold.
 Oft scheint auch wohl dem Blick zu fehlen nur das Kleid,
 Indes der Nachbar trägt es um die Schultern weit,
 Der Schein betrügt das Herz, der Schein betrügt den Sinn,
 Lern' ihn beherrschen, Sohn, und groß ist dein Gewinn.
 Erkenn' als wahr nicht an den Wahn, das Vorurtheil;
 Das Recht sei deine Macht, die Wahrheit sei dein Heil,
 Gerecht sei Jedermann und thu' nach deiner Pflicht,
 Doch riße leicht das Herz des Feind's, zerreiß' es nicht.
 Die Tugend sei der Stab, daran dir des Propheten
 Himmlische Fahne weht, laß Jeden davor beten.
 Sie sei dir nicht ein Pfeil, der in ein Herz sich taucht,
 Daß schwarzer Dampf aufstiegt, als wenn ein Opfer raucht.
 Sie sei, wenn Nichts mehr dich, den freien Geist, erregt,
 Der Engel, der dein Herz vor Allah's Füße legt. —
 So sprach Ben Malik, der geheißen ward der Weise,
 Ob' er von dieser Welt antrat die Himmelsreise.
 So sprach er und noch mehr der Spruch' hält' er gesprochen,
 Doch plötzlich schwieg er still, sein Auge war gebrochen.

beritete sich diese vermittelst Feuer und Schwert rasch unter den arabischen Stämmen aus. Die Schwäche des türkischen Reiches ermöglichte es sogar den Bahabi, nach blutigen Kämpfen die heiligen Städte Mekka und Medina zu erobern (1806). Die Pforte rief den Pascha von Aegypten Mehemed Ali und dessen Stieffohn Ibrahim gegen die Empörer auf. Unter Führung dieser beiden Generale gewann die Orthodorie entscheidende Siege über die Reform (1815). Die Hauptlinge der Bahabi wurden gefangen und hingerichtet. Sobald aber Mehemed Ali seine Truppen aus Arabien zurückgezogen hatte, erhoben sich die Bahabi abermals in Waffen, und da sie sich innerhalb ihrer Stammgebiete halten, scheint die türkische Regierung ganz auf ihre Unterwerfung verzichtet zu haben.

4.

Wie alle großen geschichtlichen Bewegungen, trug auch der Islam im ersten Ungeßüm seiner Jugend etwas Zerstörerisches in sich. Wie alle Revolutionen, bedeckte auch die moslemische, wo immer sie den Fuß hinsetzte, die Erde mit Trümmern. Kein Denkmal der Geschichte, kein Werk der Frömmigkeit und Kunst war den Streitern Allah's heilig. Im Gegentheil unheilig und verhaßt war ihnen Alles, was das Schönheitsgefühl der alten Völker geschaffen und die Wuth christlicher Mönche noch unzerstört gelassen hatte. Denn das Alles erschien den Moslim nur als Zeugniß fluchwürdigen Gözendienstes. Gewiß muß uns ein höchstes Gefühl der Achtung vor der Culturarbeit des classischen Alterthums durchdringen, wenn wir bedenken, daß es uns, allen Verwüstungen durch christlichen und moslemischen Fanatismus zum Trotz, noch eine solche Fülle von geistigen und künstlerischen Schätzen überliefern konnte. Indessen führte, wie im Christenthum, so auch im Islam die ewige, unvertilgbare Freude des Menschen am Schönen eine glückliche Reaction herbei. Als die arabische Invasion im Morgenland und Abendland die Gestalt fester Herrschaft gewonnen hatte, stellten sich auch, mit den Mitteln, sie zu befriedigen, die Bedürfnisse höherer Bildung und feineren Lebensgenusses wieder ein. Die glanzvollen Höfe der Chalifen aus dem Hause Omeijah zu Damascus und zu Cordoba, die Hofhaltungen der Abbassiden zu Bagdad, der Gasneviden in Persien, der Pataniden und der Moguls in Indien wurden zu Sizen arabischer Wissenschaft und Kunst.

Die moslemische Kunst hat es jedoch nie zu der Fülle und Vielseitigkeit gebracht, zu welcher die christliche aufblühte, sobald diese, nachdem sie

den einseitigen Spiritualismus hinter sich hatte; anfang, die Substanz der christlichen Idee allseitig in schönen Formen zu entwickeln und alle Künste in den Dienst der Kirche zu berufen. Der streng festgehaltene Grundsatz, daß die bildliche Darstellung, besonders die der menschlichen Gestalt, verwerflich sei, beschränkte die bildende Kunst der Moslim auf die Architektur, während unter ihnen von den redenden Künsten auch nur eine zu höherer Entwicklung kam, die Poesie, und wieder diese nur in Epik, Lyrik und Didaktik. Denn die höchste poetische Gattung, die Dramatik, brachte es in der moslemischen Welt kaum zu rohesten Anfängen, weil die Seele der dramatischen Kunst, die freie Selbstbestimmung des Menschen, von der Wucht des fatalistischen Dogma's erdrückt wurde.

Die moslemische Baukunst, welche wir auch die sarazenische und, mit besonderer Rücksicht auf Nordafrika und Spanien, die maurische zu nennen pflegen, hat alle Länder, wo der Islam herrichte und herrscht, mit Monumenten bedeckt. Ihre bedeutendsten Hervorbringungen sind Moscheen, Burgen und Paläste. Der Moscheebau weist zwei Hauptformen auf. Die eine, dem altchristlichen Basilikenstyl verwandt, ist der große, quadratische, mit Arkaden umgebene Hof; die andere ist der geschlossene, gewölbte und bekuppelte Tempel, auf dessen Form der byzantinisch-römische Styl Einfluß gehabt haben mag. Im architektonischen Detail zeigt sich Eigenthümliches, eine zwiefache Bogenform nämlich, die des Hufeisenbogens und die des Spitzbogens, welche letztere, auf altorientalischen (indischen) Vorbildern beruhend, in der christlich-abendländischen Architektur eine viel größere Bedeutung erlangte als in der moslemischen. Die Ornamentik der letzteren ist reich und phantastisch, aber zugleich, da sie von eigentlicher Gestaltenbildung abstrahiren mußte, doch wieder monoton. Sie muß sich allzusehr auf Anwendung von geometrischen Linien und Figuren, auf Nachbildung von Blätter- und Blumenwerk beschränken. Im Allgemeinen darf man sagen: der Charakter der moslemischen Baukunst ist nicht Erhabenheit. Das Großartige, Erhebende, den Geist in staunende Bewunderung Versetzende geht ihr ab. Dagegen bezaubert sie durch die Zierlichkeit ihrer Formen, die wirksame Vertheilung von Licht und Schatten, den Reichthum und die Zartheit ihrer Ornamente, die wie von Feenhand geschaffen scheinen. Ihre Moscheen, Palasthallen und Kioske sind gewissermaßen geeignet, die Sinne angenehm zu erregen, wie die Seele in vage Träumereien zu wiegen. Reisende von scharfer Beobachtungsgabe versichern, das Geheimniß des süßen Nichts-

thum, der „Kef“ der Orientalen, werde Ihnen erst klar, wenn man die Wirkung islamischer Bauwerke erfahren habe¹⁾.

5.

Einmal aus ihrer halbinsulatischen Abgeschlossenheit herausgetreten, eroberten die Araber nicht nur Länder und Meere, sondern auch die Krone des Wissens. Für dieses hochbegabte, jugendfrische Volk wurde die Bekanntschaft mit den Ueberlieferungen griechisch-römischer Kultur geistig so befruchtend, daß es aus der Hand des erstarrten Byzantinertums die Mission übernehmen konnte, in Jahrhunderten, wo die Finsterniß ihrer Barbarei über der Christenheit brütete, die Leuchte antiker Bildung vor dem Morgen zu wahren und so hoch empor zu halten, daß ein Widerschein derselben auch in die wüstenhaft verfinsterte Welt des Abendlandes betrat. Wie schon berichtet worden, waren es insbesondere die Höfe der Chalifen aus dem Hause Abbas in Bagdad und der Chalifen aus dem Hause Omejjad in Cordoba, wo arabische Wissenschaft und Kunst am frühesten Blüthen trieb und Früchte reifte. Für Bagdad bezeichnet der Name des Abigenia (Ben 'Omar, ft. 1004), für Cordoba der Name Averroes (Abul Bato Mohammed Ben 'Abmed Ben Mohammed Ben Roschd, ft. 1217) den Mittel- und Höhepunkt einer wissenschaftlichen Thätigkeit, zu welcher Uebersetzungen griechischer Bücher, besonders der Werke des Aristoteles, ins Arabische die Anregung gegeben hatten und die sich in den Disciplinen der Mathematik, Astronomie, Physik, Heilkunst, Geschichtschreibung, Theologie und Philosophie einig wählte. Ihr Charakter war freilich weit mehr nur ein erhaltender als ein schöpferischer, aber gerade die erhaltende Thätigkeit der arabischen Gelehrsamkeit verdient, wie Jedermann weiß, in hohem Grade die Dankbarkeit des

1) Diese Bauwerke, selbst nur die bedeutendsten, einzeln aufzuzählen, ist natürlich hier nicht der Ort. Sind sie doch in Kunstgeschichten und Reisebüchern oft genug beschrieben worden. Ich möchte nur in Betreff der maurischen Denkmale auf der iberischen Halbinsel verweisen auf die Schilderung derselben durch M. Wilkowitz („Iber. Reise in Spanien und Portugal“) und in Betreff der islamischen Bauten in Ostindien auf den 3. Band der „Reise um die Welt“ von Graf Gory. In letzterem Buch (S. 498 fg.) findet sich namentlich eine ausführliche und meisterhafte Beschreibung der „ersten architektonischen Zierde Indiens“, des Taje Mahal, d. i. des Tempels, welchen Schah Jehan (ft. 1658) in der Nähe von Agra über dem Grabe seiner Lieblingsgemahlin Mumtaz Mahal erbaute. Gory sagt, dieses Mausoleum mache „den Eindruck eines Feinwerkes, dem kein irdisches Gebäude nahe kommt.“

Abendlandes. Den Arabern ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Früchte der classischen Bildung ins Mittelalter hinübergeführt wurden: — damit ist Alles gesagt.

Mit der Verbreitung des Islam in Vorderasien und Spanien gewann auch der Strom arabischer Poesie an Breite und Ausdehnung, aber er blühte zugleich die Kraft und ursprüngliche Originalität ein, welche die altarabische Dichtung ausgezeichnet hatte. Wie der Islam selbst, ist auch die poetische Literatur desselben eine Mischung verschiedener Elemente und es haften an ihr außerdem noch die Makel höflicher Speichelleckerei und jener raffinierten Künstlichkeit, welche überall einzutreten pflegt, wo der Quell ursprünglicher Inspiration verfliehet. Dies gilt namentlich von der arabischen Lyrik nach Mohammed, welche in Ibn Duraid, Motenebbi und Toghrat glänzende Repräsentanten stellte¹⁾. Auf dem Felde der Didaktik erweiterten Meidank, Samathshari und Schakrub den altarabischen Gnomenvorrath zu Lehrbüchungen, welche das ganze Gebiet der Araber umfassen, und an die ziemlich mythische Person des Fabeldichters Lokman knüpft sich die Entwicklung des Apologs, welche dann in dem Tierepos vom dummen und arglistigen Schildkröte („Kalilah ve Dinnah“) ihren Abschluß fand. Insofern auch die arabischen Märchendichtung und Novellistik eine stark didaktische Färbung trägt, hängen diese Gattungen mit der Fabelpoesie genau zusammen. Mohammed hatte zwar gegen die Märchenlust seines Volkes geeifert, aber wie vergeblich,

1) Der berühmteste dieser drei ist Motenebbi, welcher mit Wahrheit von sich gesagt hat:

„Mich kennt das Roß, die Nacht, das Schlachtreiter;
Der Schlag, der Stoß, die Feder, das Papier.“

Er wurde 965 im Kampfe mit räuberischen Beduinen erschlagen, nach einem Leben voll bunter Abenteuerlichkeit. Sein Name bedeutet „der Prophet sein Bollende“ und war ihm zum Spott gegeben worden. Denn beim Beginn seiner Laufbahn hatte er den mißglückten Versuch gemacht, in Mohammeds Fußstapfen zu treten, und deshalb im Styl des Koran zu den Bewohnern der Wüste gesprochen:

Bei dem Sterne, der geht,
Bei dem Dom, der sich dreht,
Bei der Nacht, bei dem Tag,
Versucht sei, wer glauben nicht mag!
Ich stehe bei Bekannten,
Den frühern Gottgesandten,
Und Gott will mir erlauben,
Zu regeln den Glauben.

zeigt der Umstand, daß es schon unter dem Chalifen Omar gewerbmäßige Erzähler gab, welche für den Märchenhunger ihrer Zuhörer von allen Ecken und Enden her phantastischen Stoff herbeischafften. So häufte sich nach und nach ein ungeheures Material von wunderbaren Geschichten, welches, später vielfach noch vermehrt und überarbeitet, jetzt unter dem Titel der Märchen von tausend und einer Nacht („Elf Zeila“) weltberühmt ist. Neben dieser unerschöpflichen Fundgrube orientaltischer Einbildungskraft steht als Schatzkammer arabischen Wises und Humors die in gereimter, mit Versen reich durchwirkter Prosa sich bewegende Makamendichtung mit ihren kunstvollen Wort-, Buchstaben- und Räthselspielen, welche durch Hariri (†. 1121) auf ihren höchsten Gipfel geführt wurde²⁾. — Als die arabische Nacht in Vorderasien der Invasion hochasiatischer Horden erlag, verlösch dort auch das Licht arabischer Wissenschaft und Poesie. In Spanien hinterließ das Araberthum seinen christlichen Pflanzern eine Erbschaft der Bildung, die namentlich, wie im ersten Kapitel des Buches vom Christenthum erwähnt worden, auf die Anfänge der abendländisch-mittelalterlichen Dichtung Einfluß übte. Im Morgenland selbst jedoch trieb der Islam, befruchtet durch altperssische und indische Ideen, in der neuperssischen Literatur noch seine prächtvollste Culturblüthe.

6.

Schon unter Omar wurde Persien eine Provinz des Chalifats und der Islam verdrängte die Ormuzdreligion. Im Geheimen hingen freilich noch Viele derselben an, insbesondere in den östlichen Gegenden des Landes. Andere wanderten nach Indien aus, wo bekanntlich noch jetzt viele Bekenner des Parsismus leben, freilich eines zur seelosen Mumie gewordenen Parsismus. Einige Jahrhunderte lang befand sich dann in Persien der Prozeß einer neuen Cultur in wilder Gährung, bis die Mischung perssischer und arabischer Elemente zu einer leidlichen Klärung gediehen war. Ihren Ausdruck fand diese perssisch-arabische Bildung in der neuperssischen Sprache,

2) Diese Krone orientaltischer Novellistik hat bekanntlich Fr. Rückert durch eine wunderbare Nachbildung, in welcher der Reichthum, die Biegsamkeit und der Wohlklang unserer Sprache einen höchsten Triumph feiern, der deutschen Literatur angeeignet. („Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri“, 3. Auflage. 1844.)

welche schon zur Zeit der Saffaniden das Pehlwi zu verdrängen angefangen hatte und in den Tagen, wo unter den moslemischen Dynastien der Samaniden und Gasneviden Persien zu ruhigeren und geordneteren Zuständen gelangte, als eine reiche und entwickelte Schriftsprache festgestellt war.

Es gibt zwei wahrhaft productive Perioden persischer Literatur. In der ersten verschmolz sich das arabisch-abenteuerliche Element des Islam mit den religiös-heroischen Traditionen des alten Perserthums und aus dieser Mischung ging jene romantische Epik hervor, die in dem Schahname des Firdusi gipfelt. Wir haben von diesem größten Dichterwerk des Orients schon früheren Ortes ausführlich geredet¹⁾ und können uns daher hier begnügen, zu sagen, daß dasselbe nicht vermöge, sondern im Gegentheil trotz des Islam geschaffen wurde. Denn nicht das moslemische, sondern das zendavestische Dogma ist die Seele des Schahname. In der zweiten Periode nahm der persische Islam den Pantheismus Indiens in sich auf und schuf eine mystische Lyrik, eine pantheistische Theosophie, welche die höchste Stufe philosophischer Weltanschauung im Islam ausmacht. Wir verweilen noch einen Augenblick bei dieser bedeutendsten inneren Entwicklungsphase des Mohammedanismus.

Den äußeren Anstoß zur persischen Mystik gab der von Abu Haschem um die Mitte des 8. Jahrhunderts n. Chr. gestiftete moslemische Mönchsorden der Sufi²⁾. Der Dichter Senaji (st. 1180) verlieh dann in seinem mystisch-didaktischen Buch „Hadika“ dem Sufismus zuerst poetische Gestalt. Aber erst als die Einbrüche der Mongolen in Persien Alles in Frage stellten und das drohende Chaos die Menschen zur Einkehr in sich selbst nöthigte, gelangte die mystische Lehre zu größerer innerer Vertiefung und zu größerer äußerer Geltung und Wirksamkeit. Die Einwirkung des brahmanischen Dogma ist augenscheinlich. Denn die persische Mystik läßt sich ganz gut in die brahmanische Forderung zusammenfassen: Die menschliche Ichheit (Besonderheit) soll in die göttliche Allheit aufgelöst werden³⁾. Der Mensch vernichtet, bei lebendem Leibe, sein Ich, um sich in Gott wiederzufinden und in und mit Gott ewig zu leben, in und mit Gott, der in Allem der Eine ist. In der unendlichen Anschauung dieses All-Einen zu leben, das ist die vollkommenste Stufe der Heiligkeit, dies das Ziel, nach welchem der wahre Sufi

1) Thl. I, S. 185—194.

2) D. i. der Wollebekleideten, von souf, Wolle.

3) Vgl. Thl. I, S. 128.

ringen soll⁴⁾. Zwar hat man behauptet, der persische Pantheismus unterscheide sich vom indischen dadurch, daß er die Persönlichkeit Gottes festhalte.

4) Der Sufi Ferideddin Attar (erschlagen 1226) singt:

Wem Gott vergönnt, ein Wissender zu sein,
In dessen Herzen wohnt nur Gott allein;
Ihn kümmert nicht, was ihm die Welt auch schicke;
Ja, auf sich selbst nicht wirft er seine Blicke.
In Ihm (Gott) vernichtet sein heißt Wissen nur;
Nicht weiß, wem noch des eig'nen Daseins Spur.
Der Wissende strebt nicht nach beiden Welten;
Nur Gott allein, sonst Nichts kann für ihn gelten;
Auf Gottes Antlitz ruht des Geistes Blick,
Vom eignen Selbst bleibt kein Gefühl zurück.

In den Anmerkungen zu seiner trefflichen Verdeutschung von Sadi's Rosengarten (S. 241) faßt R. H. Graf Wesen und Form des Sufismus in diesen Sätzen zusammen: — „Die Sufi, deren Ursprung sich in die Anfänge der Herrschaft des Islam in Persien verliert, bilden nicht etwa eine einzige, durch eine genau formulierte Lehre von den übrigen Mohammedanern unterschiedene Sekte, sie sind selbst in eine unzählige Menge von Sekten oder Schulen getheilt, die aber alle in der Hauptsache übereinstimmen, nämlich in dem Streben, sich über die äußeren Formen der Religion zu erheben und durch ein mystisches Versenken in die Tiefen der Gottheit sich von den Fesseln des irdischen Daseins zu befreien und zur Einheit mit Gott zu gelangen. So mannigfaltig die Lehren sind, welche die einzelnen Schulen über die Art und Weise aufstellen, wie man zu diesem Ziele gelangen kann, so stimmen sie doch im Allgemeinen darin überein, daß es vier Hauptstufen gibt, die der Sufi zu durchlaufen hat, bevor er dasselbe erreicht. Die erste Stufe ist die des Gesetzes, auf welcher die gewöhnlichen Menschen, denen der Sinn für das Höhere nicht aufgegangen ist, stehen bleiben; durch genaue Beobachtung der im Islam vorgeschriebenen Gebote und Gebräuche bereitet sich der Strebende zur Aufnahme der höhern Wahrheit vor. Dann sucht er einen durch seine Erleuchtung und Heiligkeit ausgezeichneten Pir oder Scheich, d. h. Alten, auf, schließt sich ihm als Jünger an, gelobt ihm unbedingten Gehorsam, und gelangt so auf die zweite Stufe, welche der Pfad genannt wird, wo er die Beobachtung der religiösen Gesetze und Ceremonien als etwas Außerliches und Todtes von sich wirft, oder sie nur noch beibehält, um vor dem Volke nicht als ein Ungläubiger zu erscheinen und sein geheimes Wissen desto sicherer bewahren zu können, wo er von dem körperlichen zu dem geistigen Gottesdienst aufsteigt. Nur große Frömmigkeit und geistige Kraft kann aber den Sufi befähigen, sich so von den Banden des Gesetzes loszumachen, um Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten und auf diesem engen und rauhen Pfade zu gehen, ohne zu straucheln. Ist es ihm aber gelungen, gläubig und heilig darauf fortzuwandeln, so erreicht er die dritte Stufe, die des Wissens, wo er, im Besitze übernatürlicher Einsicht, den Engeln des Lichtes gleich ist, die an dem Throne Gottes stehn.

Aber bei näherem Zusehen verschwindet dieser Unterschied, oder wo er hervortritt, steht er einer Scheinconcession an die moslemische Orthodoxie sehr ähnlich.

Eine Reihenfolge großer Dichter, unter denen wieder Dschelaleddin Rumi, Sadi und Hafis vorragen, unternahm es, diesen philosophischen Pantheismus didaktisch und lyrisch zu predigen. Mawlana Dschelaleddin Rumi (1207—1273), die „Nachtigall des beschaulichen Lebens“, stiftete den Orden der tanzenden Derwische („Mewlewî“), welche, um den in der Mitte stehenden Scheich beim Klange der Trommel und Flöte unter dem Ausruf „Allah hu!“ im Kreise sich drehend, durch diesen Cultact das Sichdrehen und Schwingen aller Wesen um das All-Eine symbolisiren⁵⁾. Sein doppelgereimtes Lehrgedicht „Mesnewî“ ist das Brevier der Mewlewî, aber höchsten Schwung nimmt seine Mystik in den Ghafelen seines Diwan. Hier tönt der persische Pantheismus dithyrambisch auf. Wohin der Dichter blickt, überall steht er nur das All-Eine⁶⁾. In tausend Gestalten offenbart

Dann hat er nur noch einen Schritt zu thun, um die vierte, die höchste Stufe, das Ziel, nach dem seine Seele seufzt, zu erreichen, das Ziel der Versenkung in die Gottheit, des völligen Einsseins mit Gott. Dieses höchste Ziel erreichen nur wenige Auserwählte während ihres irdischen Daseins; dieses sind die heiligen Lehrer, um welche, wie um höhere Wesen, zahlreiche Schüler sich schaaren, mit dem Wunsche, ihrer göttlichen Erleuchtung theilhaftig zu werden und sich von ihnen auf den Pfad der Wahrheit leiten zu lassen.

5) Ich kenne zwei Ghafele Dschelaleddins, welche eigens für den Tanz der Mewlewî gedichtet wurden. Beide enthalten die Aufforderung zu dem mystischen Reigen: —

Schall' o Trommel, hall' o Flöte! Allah hu!

Wall' im Tanze, Morgenröthe! Allah hu! u. s. f.

Das zweite ist tiefsinniger. Es beginnt mit den Worten:

Tritt an zum Tanz! Wir schweben in dem Reih'n der Liebe,

Wir schweben in der Luft und in der Bein der Liebe —

und endigt mit dem Vers:

Ich kann die Räthsel alle dir der Schöpfung sagen,

Denn aller Räthsel Lösungswort ist mein, der Liebe.

Eine höchst anschauliche Schilderung des Tanzes der Mewlewî findet sich bei Hailbronner („Morgenland und Abendland,“ I, 94 fg.).

- 6) Ich sah empor und sah in allen Räumen Eines,
 Hinab in's Meer und sah in allen Wellenschäumen Eines.
 Ich sah in's Herz, es war ein Meer, ein Raum der Welten,
 Voll tausend Träum', ich sah in allen Träumen Eines.

es sich, immer anders und doch immer Dasselbe. Nie und nirgends, darf man ohne Anstand behaupten, hat die mystische Ekstase ihr Sicheinsfühlen mit der Weltseele glänzender manifestirt als in den Ghazelen Dschelaleddins, welcher ein jauchzendes Credo der Durchgottung des Universums angestimmt hat⁷⁾. Er ist es auch gewesen, welcher mit aller Entschiedenheit der pharisäischen Verkheiligelt im Islam entgegentrat und namentlich dem Cultgebot des Wallfahrens eine höhere Deutung gab⁸⁾. Von den Werken des Roslihebbin Sabi (1175—1263) kommt hier der Rosengarten („Gulistan“) in Betracht. Das auch in Deutschland sehr bekannte und geschätzte Buch ist

Du bist das Erste, Letzte, Neufre, Innre, Ganze;
 Es stralt dein Licht in allen Farbensäumen Eines.
 Du schaust von Ostens Gränze bis zur Gränz' im Westen,
 Dir blüht das Laub an allen grünen Bäumen Eines;
 Vier widerspänst'ge Thiere zieh'n den Weltenwagen;
 Du zügelst sie, sie sind an deinen Säumen Eines.
 Luft, Feuer, Erd' und Wasser sind in Eins geschmolzen
 In deiner Furcht, daß dir nicht wagt zu häumen Eines.
 Der Herzen alles Lebens zwischen Erd' und Himmel
 Anbetung dir zu schlagen soll nicht säumen Eines. (Rückerts Uebersf.)

- 7) So z. B. in dem bekannten, oft citirten Ghazel, welches anhebt:
 Ich bin das Sonnenstäubchen, ich bin der Sonnenball;
 Zum Stäubchen sag' ich: bleibe! und zu der Sonn': entwall'!

und mit den echtpantheistischen Versen schließt:

Ich bin der Wesen Kette, ich bin der Welten Ring,
 Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.
 Ich bin, was ist und nicht ist. Ich bin, o der du's weißt,
 Dschelaleddin, o sag' es: ich bin die Seel' im All!

- 8) In folgendem schönen, von Rosen übersetzten Ghazel: —

Die Pilger, die zur Kaabah ausgegangen,
 Wenn endlich sie zum Ziele hingelangen,
 Seh'n sie ein Haus von Stein, erhaben, heilig,
 Von fahlen Thalabhängen rings umfangen.
 Sie ziehen aus und hoffen Gott zu schauen,
 Sie suchen viel, umsonst ist ihr Verlangen!
 Doch schallt wohl eine Stimme aus dem Tempel,
 Wenn dessen Schwell' inbrünstig sie umfangen:
 „Was betet ihr zu Thon und Stein, ihr Thoren?
 Das Haus verehrt, nach dem die Reinen rangen,
 Des Herzens Haus, das Haus des Wahren, Einen —
 O selig, die in diesen Tempel drangen!“

eine Art morgenländischen Gesellschaftspiegels oder auch, wenn man will, eine Art „Anweisung zum seligen Leben“, d. h. es äußert sich darin nicht, wie in den Sivanen Dschelaleddins, eine träumerische Gotttrunkenheit in dithyrambischen Lauten, sondern eine spruchfertige, die Erscheinungen des Lebens mit hellem Auge messende Weisheit gibt praktische Regeln, die aber doch wieder nicht ohne mystisch-poetischen Anhauch sind. Denn auch — Sadi war Pantheist. Zugleich jedoch ist in ihm ein Zug von Nationalismus, vielleicht sogar von Skeptik, Ansätze zu jener Ironie, welche dann in den Liedern des Mohammed Schemseddin (d. i. Glaubenssonne), genannt Hafis (d. i. der Bewahrer, Auswendigwiffer, nämlich des Koran) mit souveräner Macht hervorbricht. Hafis (st. 1389) ist von allen morgenländischen Dichtern im Abendland, wenigstens in Deutschland, am populärsten geworden⁹⁾. Er war Sufi, Pantheist, Mystiker, zugleich der kühnste Rezer des Orients und ein frommster Moslem. Sofern man wenigstens den höchsten Grad der Gläubigkeit in der selbstbewußten Einheit mit Gott sehen will. Bei Hafis ist überall die Materie vom Hauch des Göttlichen durchgeistigt, das Weltall von der Gottheit durchdrungen. So konnte er in der Wirklichkeit eine Verkörperung des Ideals erblicken, eine „beste Welt“, und mit gotttrunkenem Enthusiasmus zum heiteren Genuß dieser besten Welt auffordern. Es ist ihm vollkommener Ernst, wenn er singt, auch Ruß und Wein seien göttlich, aber wer ihm das als Frivolität anrechnen wollte, müßte überhaupt die pantheistische Weltanschauung als frivol verwerfen. Wenn man endlich betrachtet, mit welcher überlegenen und göttlich heiteren Ironie Hafis seine Polemik gegen allen Egoismus, Buchstabendienst, Pfaffen- und Philistergeist führte, so kommt man unschwer zu der Ansicht, dieser persische Poet sei der freieste Geist gewesen, welchen der Orient überhaupt hervorgebracht hat. Insbesondere sind seine Lieder die genialste Manifestation der Freiheit und des Humanismus im Islam.

In Hafis hatte dieser eine Stufe erreicht, von welcher er entweder zu neuen Entwicklungen vorschreiten oder aber wieder zurücksinken mußte.

9) Hauptsächlich durch die Verdeutschung seiner Gedichte durch Daumer. Als eine so bedeutende Leistung, künstlerisch genommen, diese Verdeutschung anerkannt werden muß, so ist doch zu sagen, daß dieselbe weit mehr eine Umdichtung ist, und zwar im weitesten Sinne des Wortes, als eine Uebersetzung. Eine Lesé Hafis'scher Gedichte von verschiedenen Uebersetzern gibt Solowicz's „Polyglotte d. oriental. Poesie,“ S. 545—559.

Lange konnte der Dithyrambos der persischen Mystik nicht wahren, und da selbst der Hafis'schen Weltfeligkeit immer noch ein starker Zug moslemischen Fatalismus angehaftet hatte, so kann es kaum befremden, daß bei erfolgtem Rückgang der persischen Cultur die mystische Ekstase zu tragem Quietismus erstarrte. Diese quietistische Erstarrung, welche seither das Hauptmerkmal der moslemischen Cultur geblieben, kündigte sich bereits am Ausgang des 14. Jahrhunderts in der persischen Literatur an, deren mit Hafis verschwundenen Genius das Talent eines Newlana Dschami (st. 1492) nicht wieder zurückzubringen vermochte. Schon in der berühmten Fabelnsammlung der „Anwar-i-Sobeili“ wird die indisch-buddhistische Gleichgültigkeit als höchste Weisheit und Tugend gepriesen¹⁰⁾ und an die Stelle des weltgeschichtlichen Processes tritt die beschauliche Kirchhofsrube. In dieser dämmert der Geist des Islam, in der türkischen Literatur nur als schwacher Nachhall arabischer und persischer Vorflänge aufgetreten, seit Jahrhunderten dahin. Ob er sich je wieder zu neuen Offenbarungen aufrufen wird — wer mag es sagen?

Wir stehen am Ende unserer Wanderung durch das weite Gebiet der Entfaltungsgeschichte der religiösen Idee. Der Leser, welcher mir mit Geduld bis hieher gefolgt ist, wird mir das Zeugniß nicht versagen, daß ich mich redlich bemühte, keine auch nur irgendwie bedeutende Seite dieses unermesslichen Gebietes unbeachtet zu lassen. Möge es mir, wünsche ich, einigermaßen gelungen sein, ihm die Mühsale des langen, schwierigen und ermüdenden Weges zu verbergen.

In Betreff der Mängel meines Buches habe ich ein so lebhaftes Gefühl, als es nur der strengste Kritiker haben kann. Seit dem Erscheinen des ersten Theils hat die Spezialforschung namentlich in Beziehung auf den alten Orient Manches zu Tage gebracht, was jetzt jenen Abschnitten zu gute käme. Ich würde daher hier thunliche Berücksichtigung dieser neuen Ent-

10)

Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
 Sei nicht im Leid darüber — es ist Nichts;
 Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
 Sei nicht erfreut darüber — es ist Nichts.
 Vorüber geh'n die Schmerzen und die Wonnen,
 Geh' an der Welt vorüber — es ist Nichts. (Graf's Uebers.)

deckungen — sofern sie, was zuweilen der Fall, nicht bloße Hypothesen sind — versprechen, wenn nicht die Ungunst einer Zeit, welche für höhere und höchste Ideen und Probleme meist nur eine spärliche und verdrossene Aufmerksamkeit hat, die Aussicht trübte, daß mein Buch in zweiter, vervollkommener Gestalt erscheinen könnte. So, wie die Sachen stehen, muß ich mich begnügen, zu sagen: Einzelnes mag man tadeln, und zwar mit Recht, das Ganze aber dürfte selbst ein strenges Urtheil gelten lassen als den ersten Versuch einer mit unbefangenen Geiste geschriebenen vollständigen Geschichte der Religion.

Die religiöse Zeugungskraft der Weltgeschichte scheint einstweilen erschöpft zu sein, im Großen, wie im Kleinen. Im Großen, denn im Orient hat seit dem Islam, im Occident hat seit der Reformationszeit die religiöse Idee nichts Weltgeschichtliches mehr geschaffen. Im Kleinen, denn von äußerlichen Gewaltmitteln, welche gegenwärtig so vielfach in religiösen Dingen den innerlichen Trieb ersetzen sollen, wird Niemand im Ernste Gutes erwarten.

Viele Anzeichen sprechen dafür, daß wieder einmal ein Tag der Weltgeschichte sich dem Abend zuneige. Der große Motor unserer Zeit, der Industrialismus, wird seine Mission vollenden, d. h. er wird nicht rasten noch ruhen, bis er die letzten Reste des Feudalismus vom Erdboden weggefegt hat. Das ist sein Recht. Seine Schuld wird sein, daß er in ungezügelter Herrschaft und wüthender Gier nach Gewinn auch alle Tempel vertilgen wird, die dem Göttlichen und dem Menschlichen, den ewigen Idealen errichtet sind, um auf den Trümmern derselben das goldene Kalb zu inthronisiren. Menschen mit Herzen so hart wie der untere Mühlstein und mit Stirnen von Erz werden um diesen Gößen den Reigen tanzen. Aber mitten in den Bacchanalien eines bleiernen und schmutzigen Materialismus wird eine furchtbare Nacht die entgötterte Welt, die poestelose Gesellschaft überraschen. Die Geschichte der Menschheit zählt mehr als eine solche Nacht voll ungeheurer Zerstörung. Doch immer ist diesen Nächten wieder der Morgen gefolgt. Die Finsterniß ist stets mit dem Lichte schwanger und aus dem Grabe einer Welt grünt und blüht eine neue auf. Dschelaleddin singt: —

Wohl endet Tod des Lebens Noth,
Doch schauert Leben vor dem Tod.
Das Leben steht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den sie bot.

•

Es schauert vor der Lieb' ein Herz,
Als wie vom Untergang bedroht;
Denn wo die Lieb' erwacht, stirbt
Das Ich, der dunkle Despot.
Du laß ihn sterben in der Nacht
Und athme frei im Morgenroth!

Register.

(Die römische Zahl bezeichnet den Theil oder Band, die arabische die Seite.)

A.

- Abendmahllehre III, 126 fg.
Abendmahlstreit III, 100.
Aberglaube im Christenthum III, 242 fg.
Abhängigkeitsgefühl des Menschen I, 4.
Ablass III, 113, 210.
Adityas I, 106.
Adonai II, 112.
Adonis II, 75.
Adoptianer III, 99.
Adrasteia II, 186.
Aegypter II, 3 fg.
Aejchylos II, 196.
Aether II, 161.
Agapen III, 109, 137.
Agathodämon II, 187.
Agni I, 104.
Ahriman I, 170.
Ahuras I, 169.
Aïdes (Aïs) II, 164, 183.
Afi II, 299.
Albigenser III, 211.
Albordsch I, 98, 174.
Alfadhîr II, 313.
Alfar II, 326.
Allah III, 387.
Amazonen II, 83.
Amor II, 208.
Amphitrite II, 179.
Amshaspands I, 171.
Amun II, 16 fg.
Anahidâ I, 173.
Anahuac I, 53.
Ananga I, 112.
Anath II, 26.
Anaxagoras III, 40.
Anaximander III, 38.
Anaximenes III, 38.
Anninga I, 41.
Anthropomorphismus II, 161, 171.
Antisthenes III, 41.
Anubis II, 26.
Anufe II, 19.
Aphrodite II, 163, 170.
Apokalypse III, 340.
Apokryphen II, 95.
Apollo II, 208.
Apologetik III, 283 fg.
Apophi II, 23.
Apostel III, 55.
Apsaras I, 105.
Arabien, Land und Volk III, 361 fg.
Ares II, 174.
Arges II, 163.
Arier I, 95 fg.
Ariosto III, 348.
Aristipp III, 41.
Aristophanes II, 196.
Aristoteles III, 43.
Arius III, 95.
Arminianer III, 134.
Arnold von Brescia III, 117.
Artemis II, 175.
Arueris II, 23.
Aschera II, 68 fg.
Asen II, 313.
Asenheim II, 312.
Asgard II, 312.
Asidäer III, 9.
Asese, die indische I, 129.
— die christliche III, 259 fg.
Asclepios II, 179.
Asfr II, 310.
Assassinen III, 423.
Astarte II, 73 fg.
Asteria II, 162.
Asträos II, 162.

Asuren I, 106.
 Asvinen I, 105.
 Athanasius III, 95.
 Atlas II, 162.
 Atlys II, 82.
 Audhumbla II, 307.
 Aufklärer III, 307 fg.
 Augustinus III, 96 fg.
 Aum I, 107.
 Australier I, 19.
 Avataren I, 120.
 Averroës III, 430.
 Avizenna III, 430.
 Azteken I, 49 fg.

B.

Baal II, 68 fg.
 Baaltis II, 68 fg.
 Baau II, 77.
 Babel III, 423.
 Babylonien II, 61.
 Bach III, 335.
 Bacchus II, 210.
 Bacon, Roger III, 297.
 Bacon, von Verulam III, 303.
 Baiwe I, 41.
 Baldur III, 314.
 Bann III, 209.
 Barden II, 234 fg.
 Basiliken III, 154.
 Bauhütten III, 272.
 Bauer III, 287.
 Baur III, 287, 315.
 Bedreddin III, 224.
 Beelzebub III, 17.
 Beethoven III, 335.
 Begarden und Beghinen III, 116.
 Behescht I, 179.
 Beiram III, 310.
 Bel II, 63, 87.
 Belbogi II, 261.
 Belen II, 239.
 Bellona II, 206.
 Belsta II, 308.
 Beltis II, 63, 87.
 Bergelmir II, 308.
 Beschneidung, die der Aeger I, 33.
 — die der Aegypter II, 30.
 — die der Hebräer II, 134.
 — die der Moslim III, 408.
 Bhagavadgita I, 149.
 Bhavani I, 109.
 Bibel II, 95 fg.
 Bifröst II, 312.

Bilbog II, 262.
 Bilderverehrung III, 100.
 Bjelbog II, 263.
 Boa I, 41.
 Boccaccio III, 348.
 Bog II, 261.
 Bogdo-Kama I, 242.
 Boh II, 269.
 Böhme III, 300.
 Bonald III, 320.
 Bon-fu I, 236.
 Bör II, 308.
 Böreküdsche III, 224.
 Bore-Seth II, 23.
 Bragi II, 314.
 Brahma, das I, 107.
 Brahma, der I, 109.
 Brahmanen I, 117.
 Bretschneider III, 312.
 Briareos II, 163.
 Brontes II, 163.
 Bruno III, 298.
 Bubastis, s. Anath.
 Buddha I, 223 fg.
 Buddhismus I, 222 fg.
 Bundeheusch I, 162.
 Bundeslade II, 124.
 Buonarotti III, 332.
 Buri II, 308.
 Buschmänner I, 16.
 Buserlegenden, indische I, 130.
 Byron III, 353.

C.

Calderon III, 348.
 Californier I, 16.
 Calvin III, 220.
 Camoës III, 348.
 Campanella III, 299.
 Canones III, 194.
 Cardano III, 298.
 Cardinale III, 200.
 Carriere III, 298, 319.
 Cartesius, s. Descartes.
 Cäsar II, 232. III, 35.
 Centeotl I, 58.
 Ceres II, 210.
 Ceridwen II, 239 fg.
 Cervantes III, 348.
 Chalifat III, 397.
 Chalifen III, 408, 421 fg.
 Chalypäus III, 319.
 Chariten II, 178.
 Chasepb II, 159.

Chateaubriand III, 320.
 Cherubim II, 114.
 Chiliasmus III, 111.
 Chinesen I, 194 fg.
 Christenverfolgungen III, 106 fg.
 Christliche Lehrentwicklung III, 89 fg.
 Christenthum III, 1 fg.
 Christus III, 87.
 Cicero II, 220. III, 35, 47.
 Cölibat III, 201, 262 fg.
 Communismus III, 281.
 Concilien III, 90.
 Condillac III, 309.
 Confessionen III, 89 fg.
 Confucius, s. Kong-tse.
 Constitutionen, apostolische III, 194.
 Correggio III, 332.
 Cousin III, 320.
 Creatianismus III, 122.
 Cultus, Begriff desselben I, 18.
 — der der Naturreligionen I, 19—42.
 — der aztekische I, 63 fg.
 — der peruanische I, 82 fg.
 — der brahmanische I, 152 fg.
 — der zoroastrische I, 183 fg.
 — der chineßische I, 208 fg.
 — der buddhistische I, 233 fg.
 — der ägyptische II, 33 fg.
 — der babylonische II, 64.
 — der syrisch-phönitische II, 69 fg.
 — der phrygische II, 80 fg.
 — der hebräische II, 119 fg.
 — der hellenische II, 188 fg.
 — der römische II, 213 fg.
 — der keltische II, 247 fg.
 — der slavische II, 274 fg.
 — der finnische II, 288.
 — der germanische II, 336 fg.
 — der christliche III, 136 fg.
 — der moslemische III, 398.
 Cyrillus III, 98.
 Czart II, 269.
 Czernobogi II, 261.
 Czernybog II, 269.

D.

Dagon II, 68.
 Dairi II, 221.
 Dalai-Lama, s. Tale-Lama.
 Dämonencult, mongolischer I, 44.
 Dante III, 346 fg.
 Deismus III, 305.
 De Maistre III, 282.
 Demeter II, 164, 181.

Demokritos III, 39.
 Derketo II, 68.
 Derwische III, 409.
 Descartes III, 301.
 Deukalion II, 170.
 Deutschkatholiken III, 225.
 Deva I, 103.
 Dewes I, 171.
 Diaconat III, 189.
 Diana II, 208.
 Dichtung, altchristliche III, 341 fg.
 Dido=Anna II, 75.
 Djehod III, 407.
 Djinnen III, 388.
 Dinge, die letzten III, 83 fg. 131 fg. 392 fg.
 Diogenes III, 41.
 Dionysos II, 181.
 Döckalfar II, 326.
 Dogma, das moslemische III, 386 fg.
 Dogmengeschichte III, 289.
 Dom III, 154.
 Domherren III, 203.
 Domovie=duki II, 264.
 Donar II, 299.
 Donatisten III, 213.
 Druiden II, 231 fg. 251 fg.
 Druidinnen II, 234 fg.
 Dryaden II, 182.
 Dschami III, 438.
 Dschelaleddin III, 435.
 Dürer III, 333.
 Durga I, 109.
 Dusbächtshitsch I, 42.
 Duzakh I, 176.
 Dvergar II, 326.

E.

Ebioniten III, 91.
 Ecart III, 115.
 Edda (ältere und jüngere) II, 304 fg.
 Edelmann III, 306.
 Ehwesen, christliches III, 228, 262.
 — moslemisches III, 413 fg.
 Eileithyia II, 17.
 Einherier II, 313.
 Einsiedlerwesen III, 264 fg.
 Eir II, 316.
 Eisriesen, s. Grimthursen.
 El II, 112.
 Elben II, 302.
 Elfen II, 243.
 Eljon II, 112.
 Elohim II, 112.
 Elyfion II, 188.

Embla II, 310.
 Encyclopädisten III, 309.
 Engel, im Hebräismus II, 114.
 — im Christenthum III, 109, 130.
 — im Islam III, 388.
 Engelbrüder III, 225.
 Eos II, 162.
 Epifuros III, 45.
 Epimetheus II, 162.
 Episkopat III, 190.
 Epistolae vir. obscur. III, 349.
 Erebus II, 161.
 Erinyen II, 163, 183.
 Erlösungslehre III, 103 fg.
 Eros II, 160, 177.
 Erwin von Steinbach III, 241.
 Eselfest III, 274.
 Effer III, 9.
 Efus II, 239.
 Eucharistie III, 109, 147.
 Euhemeros III, 25.
 Euklides III, 41.
 Eumeniden II, 183.
 Euripides II, 196.
 Ewald III, 288.
 Eregetik III, 285.
 Exorcismus III, 244.

F.

Fakire III, 409.
 Fanatismus, christlicher III, 253.
 Fasten III, 260, 401.
 Fastnachtspiele III, 339.
 Fatalismus, moslemischer III, 389.
 Fatum II, 208.
 Faunus II, 206.
 Febris II, 206.
 Feen II, 241.
 Fegefeuer III, 111.
 Fenris II, 318.
 Feruers I, 169.
 Feste, die christlichen III, 139 fg.
 — die moslemischen III, 410.
 Fetische I, 32.
 Fetischismus I, 18.
 Fetischmänner I, 33.
 Feuerbach III, 316.
 Fichte, d. ä. III, 312. d. j. III, 319.
 Fides II, 206.
 Fimbultyr II, 334.
 Finnen II, 227, 284.
 Firdusi I, 185. III, 433.
 Fischart III, 349.
 Flagellanten, s. Geißler.

Flora II, 206.
 Fo I, 199.
 Forastizo II, 299.
 Forsetti II, 314.
 Fortuna II, 208.
 Fourier III, 282.
 Frand III, 305.
 Franke III, 239.
 Freia II, 316, 320.
 Freidenker, die englischen III, 303 fg.
 — die deutschen III, 305 fg.
 Freimaurerei III, 272.
 Freir II, 320.
 Frigg II, 315.
 Frifka II, 299.
 Fro II, 299.
 Frauwa II, 299.
 Fulla II, 316.
 Furien II, 212.

G.

Gaa II, 159.
 Gajatri I, 126.
 Galilei III, 303.
 Gandharven I, 105.
 Ganesas I, 112.
 Ganymedes II, 178.
 Gefion II, 316.
 Geißler III, 261 fg.
 Genesis, Buch der II, 101.
 Genugthuungslehre III, 103.
 Germanen II, 289 fg.
 Gesellschaft Jesu III, 256 fg.
 Gesenius III, 288.
 Ghebern I, 159.
 Giganten II, 163.
 Gimil II, 335.
 Gioberti III, 319.
 Gitagovinda I, 123, 150.
 Gliederung der Religionsgeschichte I, 13.
 Glück III, 333.
 Gna II, 317.
 Gnadenmahl III, 92.
 Gnosticismus III, 293 fg.
 Goldalter II, 327.
 Gorinia II, 264.
 Gorotman I, 179.
 Görres III, 321.
 Goschurun I, 175.
 Göthe III, 352.
 Gott, christliche Lehre von III, 102 fg.
 Gottesdienst, s. Cultus.
 Gottesfreunde III, 115.
 Götterdämmerung, s. Ragnarök.

Gottesgerichte, die der Reger I, 34.
 Gottesurtheil III, 245 fg.
 Gottfried von Straßburg III, 346.
 Grazien, s. Chariten.
 Gregor der Siebente III, 200.
 Griechen, s. Hellenen.
 Groot III, 115.
 Günther III, 321.
 Gwarthawm II, 243.
 Gyges II, 163.
 Gypsi II, 6.

D.

Hades II, 187.
 Hafts III, 437.
 Hagada III, 355.
 Hagenbach III, 319.
 Halacha III, 354.
 Halbgötter II, 184.
 Hamasa III, 365.
 Händel III, 335.
 Haravefs I, 91.
 Hariri III, 432.
 Harpyien II, 179.
 Har-Seph II, 20.
 Hathor II, 19.
 Hausgeister II, 302.
 Havamal II, 344.
 Haydn III, 335.
 Hebe II, 178.
 Hebräerthum II, 90 fg.
 Hegel III, 314.
 Heiligendienst III, 142, 243 fg.
 Heimdall II, 314.
 Heine III, 353.
 Hel II, 318.
 Helden, germanische II, 300 fg.
 Heliand III, 345.
 Helios II, 162, 179.
 Hellen II, 170.
 Hellenen II, 146 fg.
 Hellia II, 300.
 Helvetius III, 309.
 Hemera II, 161.
 Hengstenberg III, 318.
 Hephästos II, 173.
 Hera II, 164, 173.
 Herakles II, 184.
 Heraklitos III, 38.
 Hercules II, 213.
 Herder III, 313.
 Hermes II, 174.
 Hermes, Georg III, 321.
 Hermetische Bücher II, 14.

Heroencult der Griechen II, 183.
 Herrnhuter III, 224.
 Hekatos II, 153, 157.
 Hestia II, 164, 178.
 Herenhammer, s. Herenwesen.
 Herensabbath, s. Herenwesen.
 Herenwesen III, 244, 247 fg.
 Hidrah Mohammeds III, 347.
 Hiift II, 287.
 Hindostan, Land und Leute I, 98 fg.
 Hiob, Buch II, 144.
 Hitopadesa I, 149.
 Hixig III, 288.
 Hlin II, 317.
 Hluodana II, 299.
 Hnoß II, 316.
 Hödur II, 314.
 Hohepriester II, 122.
 Hoheslied II, 143.
 Holbein III, 333.
 Holda II, 299.
 Hom I, 163.
 Homeros II, 153, 157.
 Homiletik III, 291.
 Homoroka II, 62.
 Honover I, 169.
 Horagalles I, 40.
 Horatius III, 34.
 Horen II, 178.
 Hornophre II, 17.
 Horus II, 21.
 Grimthursen II, 307.
 Hs-dao I, 177.
 Hugo III, 353.
 Huißilopotchli I, 59 fg.
 Huirtocihuatl I, 59.
 Humanismus III, 116, 349.
 Hünen II, 302.
 Huß III, 118.
 Hyksos II, 10 fg.
 Hylas II, 83.
 Hymenäus II, 209.
 Hyperion II, 162.

J.

Jahve II, 112.
 Jakobi III, 312.
 Jama I, 106.
 Janse III, 135.
 Jansenismus III, 134 fg.
 Japan I, 219 fg.
 Japetos II, 162.
 Jblis III, 385, 389.
 Jbaseld II, 337.

Idealismus, der christliche III, 240 fg.
 Jehova II, 112.
 Jesuitismus, s. Gesellschaft Jesu.
 Jesu Leben III, 80 fg.
 Jesu Lehre III, 69 fg.
 Jezidi, s. Pesden.
 Imamet III, 396.
 Immunität III, 193.
 Imuteph II, 23.
 Inder I, 98 fg.
 Indianer I, 20 fg.
 Indra I, 104.
 Industrialismus III, 439.
 Infas I, 74 fg.
 Innere Mission III, 240.
 Innocenz der Dritte III, 203.
 Inquisition III, 211 fg.
 Interdict III, 209.
 Inti (Intip) I, 80.
 Investitur III, 199.
 Joga I, 129.
 Jogi, s. Joga.
 Joh II, 19.
 Jördh II, 316, 321.
 Jörmungandr II, 318.
 Jötunen II, 322.
 Jötunheimr II, 310.
 Jovis II, 204.
 Iran I, 187.
 Iris II, 178.
 Iffis II, 23 fg.
 Islam III, 359 fg. 386.
 Jubeljahr II, 120.
 Juda Ha-Levi III, 356.
 Judenschlachten III, 284 fg.
 Judenthum, das in der christlichen Zeit
 III, 353 fg.
 Jugendbildung, christliche III, 283.
 Jufsakfa I, 40.
 Juno II, 208.
 Jupiter II, 208.
 Jutribog II, 268.
 Juvenalis II, 211. III, 28.

R.

Raabah III, 365, 404.
 Rabbala III, 355.
 Ratomorts I, 175.
 Raleda II, 263.
 Kali I, 109.
 Kalibasa I, 180.
 Kamadeva I, 112.
 Kamidiens I, 220.
 Ramos II, 68.

Ranaan, s. Palästina
 Kant III, 310 fg.
 Kastenwesen, indisches I, 117.
 — ägyptisches II, 43.
 Katechetik III, 291.
 Katechumenen III, 148.
 Katharer III, 107.
 Kame II, 285.
 Kebleh (Kiblah) III, 400.
 Kefforet III, 401.
 Kelten II, 225 fg.
 Kepler III, 303.
 Keto II, 179.
 Kezer, s. Katharer.
 King, heilige der Chinesen I, 200.
 Kirche, Begriff der III, 106, 129 fg.
 — Kampf, Triumph, Verfassung,
 Spaltung der III, 161 fg.
 Kirchen III, 89.
 Kirchengeschichte III, 288.
 Kirchenväter III, 101.
 Kirchenversammlungen, s. Concilien.
 Kirchenzucht III, 207 fg.
 Klerus III, 190.
 Klöster, s. Mönchswesen.
 Kneph II, 16 fg.
 Koatlucue I, 88.
 Kolpios II, 77.
 Koltzi II, 264.
 Kong-tse I, 199 fg.
 Kōos II, 162.
 Kopernicus III, 303.
 Koppa I, 19.
 Koran III, 370, 384 fg.
 Korybanten II, 81.
 Kottos II, 163.
 Kranach III, 333.
 Kreuzzüge III, 279.
 Krios II, 162.
 Krischna I, 121 fg.
 Krodo II, 268.
 Kronos II, 162 fg.
 Kunottari II, 285.
 Kunst, aztekische I, 73.
 — peruanische I, 91.
 — indische I, 147 fg.
 — chinesische I, 211 fg.
 — ägyptische II, 51 fg.
 — griechische II, 193 fg.
 — römische II, 216.
 — feltische II, 247.
 — hebräische III, 16.
 — christliche III, 322 fg.
 — moslemische III, 428 fg.

Rupalo II, 263.
 Ruyay I, 82.
 Rutka I, 42.
 Rybele (Rybebe) II, 79 fg.
 Rytlopen II, 163.

R.

Rado (Rada) II, 263.
 Rakshmi I, 109.
 Ramaismus I, 240.
 Ramenais III, 320.
 Rao-tse I, 201.
 Raren II, 208.
 Rarven II, 207.
 Leben, sittliches und soziales im Christen-
 thum III, 226 fg.
 Reb II, 263.
 Leibniz III, 306.
 Rel II, 263.
 Lemuren II, 207.
 Leo III, 318.
 Leschie II, 264.
 Lessing III, 308.
 Leto II, 162.
 Leukothea II, 180.
 Lichtfreunde III, 228.
 Liebig III, 318.
 Ljosalfheim II, 312.
 Ljosalfar II, 326.
 Litanei III, 151.
 Liturgie III, 147.
 Liturgik III, 291.
 Locke III, 304.
 Loko II, 316.
 Logosidee III, 93.
 Lohho (Loko) II, 299.
 Lofi II, 317 fg.
 Lope III, 348.
 Lucretius II, 220. III, 34.
 Lufianos III, 25.
 Luther III, 217 fg.

M.

Ma II, 82.
 Macchiavelli III, 349.
 Machinito I, 24.
 Mager I, 160.
 Magie III, 242.
 Mahabharata I, 149.
 Mahan-Atma I, 107.
 Raja I, 115.
 Maimon (Maimonides) III, 355.
 Malina I, 41.
 Mama Dello Huasko I, 79.

Mama Quilla I, 80.
 Manabozho I, 23.
 Manen II, 206.
 Manichäer III, 214.
 Manitu I, 21.
 Manko Kapat I, 79.
 Mannus II, 301.
 Mantif II, 192.
 Manu I, 102.
 Marabuts III, 409.
 Marcello III, 334.
 Märchen, arabische III, 432.
 Marheinecke III, 317.
 Mars II, 204, 208.
 Märtyrer III, 141, 168.
 Maruts I, 106.
 Marzana II, 269.
 Materialismus III, 309, 318.
 Medizin-Beutel I, 28.
 Medizin-Männer I, 27.
 Melfarth II, 75.
 Men II, 82.
 Menes II, 9.
 Meng-tse I, 201.
 Mendtios II, 162.
 Menschenopfer, s. Cultus.
 Mentz II, 19.
 Mercurius II, 208.
 Meru I, 98.
 Meschia und Meschiane I, 176.
 Messe III, 151.
 Messias III, 5 fg.
 Methodisten III, 224.
 Metropoliten III, 192.
 Mewlewi III, 435.
 Mexiko I, 49 fg.
 Mexitli I, 54, 60.
 Mezli I, 57.
 Michaelis III, 286.
 Michelangelo, s. Buonarotti.
 Midgard II, 310.
 Midgardschlange II, 318, 331.
 Mildthätigkeit, christliche III, 286 fg.
 Milkom II, 68.
 Milton III, 350.
 Minerva II, 208.
 Minnetrinken II, 340.
 Mischna III, 354.
 Mischta I, 48.
 Mithras I, 173.
 Mirkoatl I, 59.
 Mnemosyne II, 162.
 Moallakat, die und ihre Verfasser III, 368.
 Mohammed III, 370 fg.

Möhler III, 321.
Mofanna III, 423.
Moleschott III, 318.
Moloch II, 71 fg.
Momiers III, 225.
Mönchswesen III, 264 fg., 409.
Mongolen I, 43 fg.
Montaigne III, 301.
Moralitäten III, 339.
Moralwissenschaft III, 289.
Morana II, 269.
Mören II, 186.
Mormonismus III, 225.
Morskoj Czar II, 264.
Moscheen III, 409.
Rose II, 104 fg.
Montenebbi III, 431.
Mozart III, 335.
Muckerthum III, 276 fg.
Muoi II, 23.
Murillo III, 333.
Musen II, 178.
Muspelheim II, 312.
Muspilli II, 332.
Mutter, die idäische II, 210.
Mylitta II, 63 fg.
Mysterien III, 337.
Mystiker des Mittelalters III, 115.
— persisch-moslemische III, 433 fg.
Mythologie I, 18.

N.

Najaden II, 182.
Narrenfest III, 275.
Nasträer II, 125.
Nastrand II, 335.
Neander III, 318.
Neger I, 29 fg.
Nehalennja II, 299.
Neith II, 16 fg.
Nemesis II, 186.
Nephtys II, 23.
Neptunus II, 209.
Mercus II, 179.
Nerthus II, 299.
Nestorius III, 98.
Netze II, 22.
Neuplatonismus III, 48 fg.
Nezr HI, 401.
Niang I, 31.
Nibelungenlied III, 346.
Nißheim II, 312.
Nißhel II, 312.
Nise II, 179.

Nil-Okeanos II, 23.
Niördr II, 319.
Nirvana I, 229 fg.
Nisroch II, 88.
Nißsch III, 319.
Nornen II, 311.
Numanf Machana I, 23.
Nymphen II, 182.

O.

Oannes II, 62.
Ochih-Gáddáh I, 24.
Odhin II, 308, 313 fg.
Ogir II, 322.
Oergelmir, s. Ymir.
Okeanos II, 160.
Okodil I, 41.
Omphale II, 83.
Oyser, s. Cultus.
Oyseridee I, 12.
Oys II, 210.
Optimismus I, 10.
Orakel, griechische II, 192.
Ordal, s. Gottesurtheil.
Orden III, 271 fg.
Oreaden II, 182.
Origines III, 295.
Ormuzd I, 170 fg.
Ostria II, 23 fg.
Ostian II, 235.
Ostara II, 299.
Ostfrid III, 345.
Ovidius II, 219. III, 35.

P.

Pagoden I, 135.
Palästina II, 91 fg.
Palestrina III, 334.
Pallas II, 162.
Pallas Athene II, 175.
Paltar II, 299.
Pan II, 182.
Pandora II, 169.
Papstthum III, 195 fg.
Parabrahma I, 107.
Paradies, das christliche III, 343 fg.
— das moslemische III, 395 fg.
Pariah I, 118.
Parmenides III, 39.
Barsen I, 159.
Parvati I, 109.
Parzen, s. Mören.
Pasagier III, 216.
Pascal III, 135.

Pascht II, 16 fg.
 Pastoralwissenschaft III, 291.
 Patriarchat III, 196.
 Paulicianer III, 214.
 Paulus III, 90 fg.
 Pe II, 19.
 Pelagius III, 96.
 Pelasgische Völker II, 146 fg.
 Pelasgos II, 148.
 Pele I, 37.
 Penaten II, 205.
 Perahta (Perchta) II, 299.
 Perkunas II, 265.
 Perkuna-Lete II, 265.
 Persephone II, 182.
 Perseus II, 162.
 Peru I, 74 fg.
 Perun II, 263.
 Pescheräh I, 16.
 Pestjungfrau II, 272.
 Petrarca III, 348.
 Phan II, 20.
 Pharisaismus III, 6 fg.
 Pharmuthi II, 23.
 Philo III, 18.
 Philosophie des Alterthums III, 36 fg.
 Phöbe II, 162.
 Phöbos Apollon II, 173.
 Phorkys II, 179.
 Photius III, 215.
 Phtah II, 19 fg.
 Pifollos II, 265.
 Pitris I, 106.
 Platon III, 42.
 Plinius III, 35.
 Pluto II, 211.
 Poesie der Hebräer II, 141 fg.
 Pogoda II, 263.
 Pohvist II, 264.
 Polarvölker I, 39.
 Polel II, 263.
 Polynester I, 36 fg.
 Pomona II, 206.
 Pontos II, 160.
 Porewit II, 267.
 Poseidon II, 164, 179.
 Potrimpos II, 265.
 Prädestination III, 92.
 Prediger (Salomo's) II, 144.
 Presbyterium III, 189.
 Priapos II, 182.
 Prometheus II, 162, 168.
 Propheten, die hebräischen II, 106 fg.
 Profelyten III, 9.

Proserpina II, 211.
 Protestanten III, 219.
 Proteus II, 180.
 Prowe II, 268.
 Psalmen II, 142.
 Puranas I, 103.
 Puritanismus III, 256.
 Pyrrhon III, 44.
 Pythagoras III, 37, 39.
 Pythia II, 193.

D.

Quafer III, 223.
 Quezacoatl I, 53.
 Quirinus II, 205.

R.

Ra II, 19.
 Rabbinen III, 354.
 Radtschas I, 106.
 Radegast II, 267.
 Radien-Ashie I, 39.
 Radien-Ridde I, 39.
 Rafael III, 332.
 Ragnarök II, 330 fg.
 Rama I, 121.
 Ramajana, s. Rama.
 Ramazan III, 401.
 Ran II, 322.
 Ranna II, 23.
 Rationalismus III, 312.
 Rawendi III, 423.
 Recht, das moslemische III, 411 fg.
 Religionskriege III, 256.
 Reliquien III, 113, 142.
 Remonstranten, s. Arminianer.
 Restauration III, 318 fg.
 Reto II, 22.
 Reuchlin III, 116.
 Rhea II, 162, 181.
 Riesen II, 302.
 Ritterthum III, 273.
 Röhr III, 312.
 Romantif III, 345.
 Römer II, 201 fg.
 Romulus II, 213.
 Rousseau III, 310, 352.
 Rubens III, 333.
 Ruge III, 315.
 Rugiawit II, 267.
 Rusalki II, 264.

S.

Sacramente III, 108 fg.
 Saddyäer III, 8.

- Sadi III, 436.
 Saga II, 316.
 Saint Martin III, 320.
 Saint Simon III, 282.
 Sakjamuni I, 224 fg.
 Sakti I, 109.
 Salambo II, 76.
 Sälde II, 302.
 Sandon II, 83.
 Santons III, 409.
 Sarakka I, 40.
 Sar=api II, 30.
 Sarasvati I, 109.
 Sardan II, 88.
 Satan II, 115, 389.
 Sate II, 19.
 Saturnus II, 210.
 Sathyr II, 182.
 Savonarola III, 108.
 Sarnot II, 299.
 Schaddai II, 130.
 Schahname I, 185 fg.
 Schai II, 23.
 Schamanismus I, 17.
 Schang=ti I, 204.
 Scheich=ül=Islam III, 409.
 Schelling III, 312.
 Schibleh I, 48.
 Schicksal II, 185, 302, 311.
 Schiiten (Schii) III, 387, 390 fg. 397.
 Schiller III, 352.
 Schisma III, 119.
 Schleiden III, 318.
 Schleiermacher III, 313.
 Schweizer III, 319.
 Seb II, 22.
 Seelenwanderung, brahmanische I, 139.
 — buddhistische I, 232.
 — ägyptische II, 31
 Seiler III, 320.
 Sekten III, 89 fg. 213 fg.
 Selene II, 163.
 Semiramis II, 89.
 Senaji III, 433.
 Seneca III, 47.
 Sensualismus III, 309.
 Serferes I, 48.
 Seraphim II, 114.
 Serapis, f. Sar=api.
 Seuffe (Sufo) III, 115.
 Sevech II, 16 fg.
 Shafers III, 225.
 Shaffpeare III, 350.
 Silene II, 182.
 Silvanus II, 206.
 Simonie III, 200.
 Simzerla II, 263.
 Sincar, f. Babylonien.
 Siöfn II, 316.
 Sirenen II, 180.
 Sittenlehre, die moslemische III, 413 fg.
 Siva I, 109 fg.
 Skalda II, 305.
 Skepticismus I, 6 fg.
 Sklaverei in der christl. Welt III, 232 fg.
 Skuld II, 311.
 Slaven II, 255 fg.
 Snotra II, 317.
 Sokrates III, 41.
 Sol II, 208.
 Soma=Opfer I, 106.
 Sonnenjungfrauen I, 83 fg.
 Sophistik III, 40.
 Sophokles II, 196.
 Sostofsch I, 181.
 Sozialismus III, 281.
 Sozinianer III, 133.
 Spener III, 241.
 Spinoza III, 302.
 Sprüche (Salomo's) II, 145.
 Sramana=Gautama I, 224.
 Sri I, 109.
 Staël, Frau von III, 320.
 Stebinger III, 216.
 Steropes II, 163.
 Storjunkare I, 41.
 Strauß III, 287, 315.
 Stribog II, 264.
 Styx II, 160.
 Sudra I, 227.
 Südsee=Insulaner I, 34 fg.
 Sufismus III, 433 fg.
 Sunniten (Sunni) III, 387, 390 fg. 397.
 Supranaturalismus III, 312.
 Surtur II, 329, 331.
 Sutra I, 227.
 Swantowit II, 266 fg.
 Swartalfar II, 326.
 Swedenborg III, 224.
 Symbole III, 120 fg.
 Syn II, 317.
 Synagogen III, 15.
 Synedrium III, 14.

Z.

 Laate II, 21.
 Tabu I, 35, 38.
 Tacitus II, 293, 336. III, 27, 95.

Eab I, 107.
Eale-Lama I, 240.
Ealmud III, 384.
Eanfana II, 299.
Eangaloa I, 37.
Eaphne II, 23.
Earan II, 239.
Eartaros II, 160, 188.
Eat II, 23.
Eauler III, 118.
Echoret III, 407.
Eelesto III, 298.
Eellus II, 210.
Eempel, der salomonische II, 128.
Eeofalli I, 82, 64.
Eeofualo I, 69.
Eeotl I, 82, 86.
Eerminus II, 206.
Eestament, altes II, 98 fg.
Eethys II, 160.
Eefkatlipoka I, 89.
Eeufel III, 109, 130, 247 fg.
Eeules I, 82.
Eeutates II, 239.
Eeutonen II, 292.
Ehags I, 127.
Ehaumas II, 179.
Eheia II, 162.
Ehemis II, 162.
Eheofratie, mosaische II, 106.
Ehetis II, 179.
Ehierdienst, ägyptischer II, 34 fg.
Ehomas von Kempen III, 118.
Ehorr II, 314.
Ehoth, f. Laate.
Ehrymskvidha II, 322.
Ehursen II, 302.
Eien I, 204.
Eiermes I, 41.
Eitanen und Titaniden II, 102.
Eitanomachie II, 164.
Eiziano III, 332.
Elakatefolotl I, 89.
Elalof I, 89.
Eleps I, 48.
Eme II, 23.
Eodtenopfer und Todtensesse, slavische II, 279 fg.
Eolteken I, 83.
Eonatiuh I, 87.
Eorlaf III, 424.
Eorngarsuf I, 42.
Eradition III, 89.
Eraducianismus III, 122.

Eriglaw II, 268.
Erimurti I, 109.
Eritonen II, 180.
Escherfessen I, 47 fg.
Eschernoibog II, 264.
Eschinevad I, 179.
Eschurs II, 263.
Eschustse I, 201.
Eugend, die christliche III, 240.
Euiſto (Euiſko) II, 301.
Eupan I, 20.
Euran I, 187.
Eürken III, 422.
Eyche II, 187.
Eyphoeus II, 167.
Eyphon II, 23.
Eyr II, 344.

U.

Uboze II, 264.
Uiska III, 182.
Uller II, 314.
Ullmann III, 319.
Ulrici III, 319.
Univerſitäten III, 321 fg.
Uranos II, 160.
Urd II, 311.
Uſchas I, 108.
Utgardlofi II, 328.
Utraquiſten III, 118.

V.

Vaisja I, 118.
Vamphyriſmus II, 273.
Vanini III, 299.
Varuna I, 104.
Vedanta-Philosophie I, 102.
Veda's I, 102.
Vendidad-Sade I, 162.
Venus II, 208.
Verbreitung des Chriſtenthums III, 100 fg.
Verfall der alten Welt III, 4 fg.
Verſöhnungslehre III, 103.
Verteufelung III, 328.
Vertumnus II, 206.
Veſta II, 209.
Veſtalinnen II, 214.
Vico III, 319.
Victoria II, 206.
Vinci, Leonardo da III, 332.
Virakocha I, 79.
Virgilius III, 24, 34.
Virtus II, 206.
Viſcher III, 318.

Wischnu I, 109 fg.
 Wispered I, 162.
 Wogt III, 318.
 Wol II, 299.
 Volkspoesie, slavische II, 283.
 Wolla II, 299.
 Voltaire III, 309, 351.
 Woluspa II, 304 fg.
 Brita I, 106.
 Vulcanus II, 208.
 Vulgata III, 117.

W.

Wahab III, 427 fg.
 Wahabi, s. Wahab.
 Waibelotten und Waibelottinnen II, 274.
 Waindmöinen II, 286.
 Waldenser III, 115.
 Waldgeister II, 302.
 Waldindianer, südamerikanische I, 19 fg.
 Waldnomaden des Nordens I, 38 fg.
 Walhall II, 313.
 Wall II, 314.
 Wallüren II, 314.
 Walther von der Vogelweide II, 319.
 Wanabis II, 319.
 Wanahelm II, 312.
 Wanen II, 320.
 Wara II, 317.
 Wassergeister II, 302.
 Wasserhölle II, 336.
 We II, 308.
 Wegscheider III, 312.
 Weiße III, 319.
 Weltanschauung, anthropologische I, 8.
 — theologische I, 5.
 Werbandi II, 311.
 Wesna II, 269.
 Wessenberg III, 321.
 Wichte II, 302.
 Wicliffe III, 118.
 Widar II, 314.
 Wiedertäufer III, 223.
 Wila II, 270.
 Wilen II, 270.
 Willi II, 308.
 Wirth III, 319.

Wissenschaft, die im Christenthum III,
 283 fg.
 Wittwenverbrennung I, 144 fg.
 Wodan II, 298.
 Wokosch II, 263.
 Wolf III, 307.
 Wolfenbüttler Fragmente III, 308.
 Wolfram von Eichenbach III, 346.
 Wolof II, 263.

X.

Xatrija I, 117.
 Xenocrates III, 43.
 Xenophanes III, 38.
 Xuhsteukli I, 59.

Y.

Yang I, 202.
 Yestden III, 425.
 Yggdrasil II, 311.
 Ymir II, 306.
 Yn I, 202.

Z.

Zambid, 31.
 Zambianchi I, 31.
 Zanchor I, 31.
 Zarathustra I, 162 fg.
 Zaruana I, 168.
 Zauberei, Religion der I, 17.
 Zaubertrommel I, 40.
 Zaubertwesen, s. Hexenwesen.
 Zekat III, 402.
 Zeller III, 315.
 Zeloten III, 16.
 Zemargla II, 264.
 Zem-Zem III, 367, 404.
 Zend-Avesta I, 162.
 Zendvolf I, 97.
 Zenon III, 44.
 Zeus II, 164 fg. 172 fg.
 Ziewonia II, 269.
 Zifr III, 410.
 Zinzendorf III, 224.
 Zio II, 299.
 Zmitsch II, 263.
 Zoroaster, s. Zarathustra.
 Zosim II, 263.

z. n. 42 1/2:

Das ist nun die einzige Noth scheinend der zündende Funke, welcher die
 Kultur des Wahabismus erzeugen sollte. Ein Landmann, der
 sein arbeitsames Ackerfeld ^{im unfruchtbarsten Acker, der gut zu ernten ist} auf den göttlichen Saaten des
 „Menschen ruft die nicht den göttlichen Saaten zu!“ Der Acker des Acker.
 „Nun ist gewiss der Saad!“ sprach der Araber vornehmlich. „Gott.“
 womit die Meinung der Sage des Abdul Wahab. Aber diesem Zuge
 zu der Sache die Sache des Wahabiten... Der Acker hat es nicht
 vermocht, dass er nicht die Kultur des Acker war. Und
 diese liegt die Zukunft der Kultur des Wahabismus, dass er
 mit dem Fortschritt der religiösen Reformen der ge-
 waltigen Macht der von dem niederrückgegangenen großen Acker
 wird in den Händen der Acker zu sein. Das Land 1872 p. 896-97
Der Monothismus ist die Grundlage des Islam. Zu dem generellen
Existenz des Geistes, dem menschlichen Geist, blieben willens:
 unerschütterlich der Fortschritt der, fortgesetzt von dem göttli-
 chen Einheitsbegriff. So gibt kein göttliches Wort außer dem Glauben,
 nicht, selbst der Glaube nicht, sondern der Mensch zu werden,
 in dem unerschütterlich - unerschütterlich, durch den Fortschritt der
 weltlichen Gläubigen. Logik zu werden. Mohameds Acker ist das Wort
 der Unerschütterlichkeit, der Unerschütterlichkeit der Unerschütterlichkeit. Indem der
 Geist freundlich und Unerschütterlichkeit, müssen sie unerschütterlich
 fortgesetzt werden, wollen sie nicht zu Grunde gehen. - Das Unerschütterliche
 Wort Unerschütterlich, um mit Unerschütterlich die Unerschütterlichkeit zu sein.
 die als einzige Menschheit, um wenig Unerschütterlich die Unerschütterlichkeit,
 können die Unerschütterlichkeit. Und damit dieser Welt der Unerschütterlichkeit
 um Welt der Unerschütterlichkeit bleiben, muss der Fortschritt der Unerschütterlich-
 keit Unerschütterlich der Unerschütterlichkeit. Und damit die Unerschütterlichkeit
 unerschütterlich, fortsetzen die Unerschütterlichkeit unerschütterlich der Unerschütterlichkeit
 gegeben mit 25 furchtbaren Unerschütterlichkeit, die die Unerschütterlichkeit
 der Unerschütterlichkeit unerschütterlich. Und damit die Unerschütterlichkeit
 Unerschütterlich der Unerschütterlichkeit. Und damit die Unerschütterlichkeit

